Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

4 Bde

28 —
20 —

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Westermanns Monatshefte

60. Jahrgang. 120. Band. 1. Teil

März 1916 bis Mai 1916

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des hundertzwanzigsten Bandes

1. Teil. März 1916 bis Mai 1916

Beiträge nach der Reihenfolge

Seite

Lore Donowsky. Roman von Gotthard Kurland 1, 211, 360
Was bleibt! Gedicht von Ernst Zahn 17
Die Glasträne. Gedicht von Max Bittrich 18
Das Mittelmeer des Nordens. Ansichten, Erlebnisse und Gedanken von der Ostsee. Wort und Bilder von Gustav Langen 19
Die Entartung der modernen englischen Gesellschaft. Von Prof. Hermann Conrad 33
Aus einem zeitlosen Tagebuch. Von Marie von Ebner-Eschenbach 43, 179, 407
Es streut der Sämann seine Saat ... Eine soziale Anregung von Gertrud Hermes 44
Grünes Land. Erzählung von Ingeborg Maria Sick . . 49
Feuerpause. Gedicht von Arthur von Wallpach 52
Paul Meyerheim. Von Hanns Fechner 53
Das Märchen von Faldum. Nach einer Erfindung von Els Bucherer. Von Hermann Hesse 69
An stillen Wintertagen. Gedicht von Paul Lingens . . . 78
Kulturgefahren. Von Prof. Dr. D. Reinhold Seeberg . 79
Legende. Gedicht von Alfred Grünewald 84
Beim Ostheer. Skizzen in Wort und Bild von Arch. Dipl.-Ingenieur Fritz Kaufmann 85
Brot und Wein. Von Waldemar Bonsels 100
Deutschland. Gedicht von Walther Eidlitz 102
Das Kind in der tragischen Dichtung der Griechen. Von Prof. Dr. Karl Heinemann 103
Von Kunst und Künstlern 121, 273, 417
Einsam. Gedicht von Hermann Claudius 124
In Deutschland. Gedicht von Carl Hagen-Thürnau . . 133
Früchte der Not — Früchte der Dauer. Von Dr. Alexander Elster 134
Liebe Seele ... Gedicht von Wilhelm Lennemann . . . 138
Deutsche Größe. Ein Zeitgedicht nach Schillers Entwurf von Friedrich Lienhard 139
Der Weltkrieg. Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff 142, 300, 440
Weiße Kleider. Gedicht von Clara Blüthgen 148
Das Herz im Süden. Roman von Carry Brachvogel 149, 305
Kampf. Gedicht von Hermann Claudius 163
Du, mein Herz — Die Kugel — An die Seele. Drei Gedichte von Alfons Petzold 164
Der Deutsche Lyzeumklub und seine bildenden Künstlerinnen. Von Jarno Jessen 165
Deutsche Zukunftsgedanken. Von Prof. Dr. Philipp Zorn 184
Zur Konfirmation. Gedicht von Ernst Zahn 194
Europas größte Talsperre. Von Hermann Müller-Bohn 197
Der alte Baum. Gedicht von Eugen Roth 226
Aus den Weltkriegen vor hundert Jahren. Von Prof. Dr. Paul Holzhausen 230
Grillparzer. Gedicht von Richard Schaukal 232
Die deutsche Feldpost im Weltkriege. Von Geh. Postrat Oskar Grosse 233
Aus Paul Heyses Jugend. Briefe von Paul Heyse und Jakob Burckhardt, mitgeteilt von Dr. Erich Petzet . . 249
Die Erbin. Von Else Franken 258
Shakespeares Lyrik in der deutschen Musik. Zur Dreihundertjahrfeier mit dem Erstdruck eines Weberschen Liedes dargebracht von Dr. Leopold Hirschberg . . . 262
Zum Gedächtnis für Oskar Zwintscher. Gedicht von Franz Wegwitz 275
Vorm Sturm. Gedicht von Victor Blüthgen 289
Zur Neugestaltung Deutschlands. Von Engelbert Pernerstorfer 290
Mit Hacke und Spaten. Bilder aus dem Kriegsleben unserer Armierungssoldaten 298
Im Schwabenland. Eine Heimatschilderung von Auguste Supper 323
Aus den Diensterlebnissen des Arabers Said. Nach der eignen Niederschrift Saids übersetzt von Dr. Lamec Saad 334
Der verlorene Sohn. Von Friede H. Kraze 343
Vom Rosenstock, der alle hundert Jahre blüht. Eine Legende von Krafft Albrecht 347
Unser Shakespeare. Von Prof. Dr. Bernhard Fehr (Dresden) 348
Zwei Sonette von Shakespeare. Übersetzt von Ludwig Fulda 352
Bilder vom südwestlichen Kriegsschauplatz Österreich-Ungarns. Vom Reichsrats-Abgeordneten Ritter von Pantz 353
Nach Sonnenuntergang. Gedicht von Hans Bethge . . 359
An Gustav Falke. Gedicht von Günther Pogge 380
Carl Milles. Von Walther Umus 381
Briefe der Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva) an einen deutschen Gelehrten. Mitgeteilt von Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt 393
Marie von Ebner-Eschenbach. Worte des Gedenkens von Dr. Georg J. Plotke 401
Die Ansage. Eine Kriegsgeschichte von Wilhelm Vogelpohl 410
Sehnsucht. Gedicht von Heinrich Zerkaulen 416
Das Schwert. Gedicht von Hans Heinr. von Twardowski 433
Weltfriede und Sittlichkeit. Von Prof. D. Martin Schian 434
Aus dem Lazarett. Zwei Gedichte von Paul Lingens . . 439
Deutschland. Von R. A. 448

Beiträge nach dem Abc

Ansage, Die. Kriegsnovelle von Wilhelm Vogelpohl . . 410
Arabers Said, Aus den Diensterlebnissen des. Nach der eignen Niederschrift Saids übersetzt von Dr. Lamec Saad 334
Baum, Der alte. Gedicht von Eugen Roth 229
Brot und Wein. Von Waldemar Bonsels 100
Deutsche Größe. Ein Zeitgedicht nach Schillers Entwurf von Friedrich Lienhard 139
Deutschland. Gedicht von Walther Eidlitz 102
Deutschland. Von R. A. 448
Deutschland, In. Gedicht von Carl Hagen-Thürnau . . 133
Deutschlands, Zur Neugestaltung. Von Engelbert Pernerstorfer, Vizepräsidenten des Österreich. Abgeordnetenhauses 290
Du, mein Herz — Die Kugel — An die Seele. Drei Gedichte von Alfons Petzold 164
Ebner-Eschenbach, Marie von. Worte des Gedenkens von Dr. Georg J. Plotke 401
Einsam. Gedicht von Hermann Claudius 124
Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva) an einen deutschen Gelehrten, Briefe der Königin. Mitgeteilt von Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt 393
Englischen Gesellschaft, Die Entartung der. Von Prof. Hermann Conrad 33
Erbin, Die. Von Else Franken 258
Es streut der Sämann seine Saat ... Eine soziale Anregung von Gertrud Hermes 45
Falke, An Gustav. Gedicht von Günther Pogge 380
Feldpost im Weltkriege, Die deutsche. Von Geh. Postrat Oskar Grosse 233
Feuerpause. Gedicht vom Tiroler Standschützenhauptmann Arthur von Wallpach 52
Früchte der Not — Früchte der Dauer. Von Dr. Alexander Elster 134
Glasträne, Die. Gedicht von Max Bittrich 18
Grillparzer. Gedicht von Dr. Richard Schaukal 232
Grünes Land. Erzählung von Ingeborg Maria Sick. Aus dem Dänischen übertragen von E. v. Kraatz . . . 49

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Hacke und Spaten, Mit. Bilder aus dem Kriegsleben unsrer Armierungssoldaten. Von Georg Schmitz . . . 298
Herz im Süden, Das. Roman von Carry Brachvogel 149, 305
Heyses Jugend, Aus. Briefe von Paul Heyse und Jakob Burckhardt, mitgeteilt von Dr. Erich Petzet 249
Kampf. Gedicht von Hermann Claudius 163
Kind in der tragischen Dichtung der Griechen, Das. Von Prof. Dr. Karl Heinemann 103
Konfirmation, Zur. Gedicht von Dr. Ernst Zahn 194
Kriegsschauplatz Österreich-Ungarns, Bilder vom südwestlichen. Vom Reichsrats-Abgeordneten Ritter von Pantz 353
Kulturgefahren. Von Geh. Rat Prof. Dr. D. Reinhold Seeberg 79
Kunst und Künstlern, Von 121, 273, 417
Lazarett, Aus dem. Zwei Gedichte von Paul Lingens . 439
Legende. Gedicht von Alfred Grünewald 84
Liebe Seele ... Gedicht von Wilhelm Lennemann . . . 138
Lore Donowsky. Roman von Gotthard Kurland 1, 211, 360
Lyzeumklub und seine bildenden Künstlerinnen, Der Deutsche. Von Jarno Jessen 165
Märchen von Faldum, Das. Nach einer Erfindung von Eis Bucherer. Von Hermann Hesse 69
Meyerheim, Paul. Von Prof. Hanns Fechner 53
Milles, Carl. Von Walther Unus 381
Mittelmeer des Nordens, Das. Ansichten, Erlebnisse und Gedanken von der Ostsee. Wort und Bilder von Gustav Langen 19
Nach Sonnenuntergang. Gedicht von Hans Bethge . . 359
Ostheer, Beim. Skizzen in Wort und Bild von Arch. Dipl.-Ingenieur Fritz Kaufmann 85
Rosenstock, der alle hundert Jahre blüht, Vom. Eine Legende von Krafft Albrecht 347
Schwabenland, Im. Eine Heimatschilderung mit zwölf schwäbischen Landschaftsbildern nach Gemälden von Friedrich Feiger. Von Auguste Supper 323
Schwert, Das. Gedicht von Hans Heinrich von Twardowski 433
Sehnsucht. Gedicht von Heinrich Zerkaulen 416
Shakespeares Lyrik in der deutschen Musik. Zur Dreihundertjahrfeier mit dem Erstdruck eines Weberschen Liedes dargebracht von Dr. Leopold Hirschberg . . . 262
Shakespeare, Unser. Zum 23. April 1916. Von Prof. Dr. Bernhard Fehr 348
Shakespeare, Zwei Sonette von. Übersetzt von Ludwig Fulda 352
Sohn, Der verlorene. Von Friede H. Kraze. 343
Tagebuch, Aus einem zeitlosen. Von Marie von Ebner-Eschenbach 43, 179, 407
Talsperre, Europas größte. Von Hermann Müller-Bohn 197
Vorm Sturm. Gedicht von Victor Blüthgen 289
Was bleibt! Gedicht von Ernst Zahn 17
Weiße Kleider. Gedicht von Clara Blüthgen 148
Weltfriede und Sittlichkeit. Von Prof. D. Martin Schian 434
Weltkrieg, Der. Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen) 142, 300, 400
Weltkriegen vor hundert Jahren, Aus den. Von Prof. Dr. Paul Holzhausen (Bonn) 230
Wintertagen, An stillen. Gedicht von Paul Lingens . . 78
Zukunftsgedanken, Deutsche. Von Prof. Dr. Philipp Zorn 184
Zwintscher, Zum Gedächtnis für Oskar. Gedicht von Franz Wegwitz 275

Literarische Rundschau

Benzion: Don Quijote 432
Böhlau, Helene: Der gewürzige Hund 430
Classen, Walther: Die Bedeutung der Familie für unser Volk 288
Die Versorgungsverhältnisse des Offiziers und des ins Okkupationsgebiet abkommandierten Zivilbeamten . . . 432
Ebner-Eschenbach, Marie von: Stille Welt 429
Engel, Prof. Eduard: Tagebuch 1914/15 287
Enking, Ottomar: Monegund 432
Falke, Gustav, zum Gedächtnis 284
Fendrich, Anton: Mit dem Auto an die Front 112
Floercke, Hans: Der Krieg und die Kinder 287
Fulda, Ludwig: Shakespearische Sonette 431
Ganghofer, Ludwig: Die stählerne Mauer — Die Front im Osten 113
Gilow, Hermann: Stimmen der Klage und Erhebung aus Dichter- und Denkermund 287
Glaser, Adolf, zum Gedächtnis 428
Gottberg, Otto von: Die Helden von Tsingtau 114
Grein, Rudolf: Unter dem Doppelaar 285
Gundolf, Friedrich: Shakespeare in deutscher Sprache . . 431
Heldinnen (Kriegserzählungen und -gedichte) 286
Kellermann, Bernhard: Der Krieg im Westen 113
Kriegsstammbuch. Herausgegeben von der Täglichen Rundschau 287
Küchler, Kurt: Feuertaufe 286
Kutscher, Arthur: Kriegstagebuch 112
Lille in deutscher Hand (Verlag der Liller Kriegszeitung) 115
Liller Kriegszeitung. Herausgegeben von Hauptmann d. L. Höcker und Rittmeister Freiherr von Ompteda 115
Ludwig, Emil: Die Fahrten der „Emden" und der „Ayesha" 115
Manz, Dr. Gustav: Von Flandern bis Polen (Tägl. Rundschau) 114
Meyrink, Gustav: Der Golem 430
Michaelsburg, J. von: Aus dem belagerten Przemysl . . 113
Münzer, Kurt: Der jüngste Tag — Der graue Tod . . . 285
Pastor, Ludwig v.: Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance 288
Peter, Oberst a. D. Josef: Unsre Bayern im Felde . . 114
Presber, Rudolf: An die Front zum deutschen Kronprinzen 113
Roloff, Prof. Dr. Gustav: Der Weltkrieg. Kriegsberichte aus Westermanns Monatsheften 287
Rothe, Richard: Der Krieg und die Kinder (Kriegszeichnungen) 287
Scher, Peter: Kampf und Lachen 286
Schlenther, Paul: Zwischen Lindau und Memel während des Krieges (Schriften zur Zeitgeschichte) 287
Schulz, Hans: Friedrich Christian, Herzog zu Schleswig-Holstein 116
Sexau, Richard: Sieg oder Tod 286
Soldatengräber, Kriegerdenkmäler und Erinnerungszeichen (herausgegeben vom Bayrischen Kunstgewerbe-Verein in München) 288
Vesper, Will: Don Quijote 432
Weddigen, Dr. Otto: Otto Weddigen. Ein Lebensbild . 115
Wertheimer, Fritz: Von der Weichsel bis zum Dniestr . . 114
Wiener, Oskar: Anno 15 236
Witzleben, Erich von: In der Feuerpause 286
Wustmann, Rudolf: Weimar und Deutschland 1815—1915 116
Zwischen den Fronten. Herausgegeben von der „Tägl. Rundschau" 286

Dramatische Rundschau von Dr. Friedrich Düsel

Fortinbras — Das Wiedererwachen des Helden- und Vaterlandsdramas — Das Friedewünschende Deutschland — Fulda und Sudermann — Hauptmanns „Biberpelz" im Deutschen Theater — Ivo Puhonnys Marionettentheater — Theaterschriften von Schlodtmann, Stümcke und Jacobsohn 125
Deutschtum und Drama — Der Berliner Spielplan im zweiten Kriegsjahr — Rokoko und Münchhausen — „Erde" und „Fuhrmann Henschel" — Die Unaufgeführten — Vaterlands- und Heldendrama — Wedekinds Bismarck 276
Der Shakespeare-Tag 1916 — „Macbeth" im Deutschen Theater — Franz Dülberg: „Karinta von Orrelanden" — Mechtild Lichnowsky: „Ein Spiel vom Tode" — August Strindberg: „Traumspiel" — Molières „Eingebildeter Kranke" und das Lustspiel unsrer Zeit . . . 421

Handwerk und Kunstgewerbe. IV

Schmuckkunst. Mit drei Flechtarbeiten von Clara Gramberg-Frenzel und sieben Edelgeschmeiden von P. J. Bernhard Reimann. Von J. D. 117

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Dichter-Soldat von 1914, Ein. Walther Heymanns Gedichte und Feldpostbriefe 195

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kunstblätter und Einschaltbilder

März:

Cassiers, Henry: Dordrecht.
Haase-Jastrow, Kurt: Junges Mädchen.
Hamacher, Alfred: Leutnant v. d. Linde.
Harnisch, Paul W.: Märkischer Wald.
Jäckel, Willi: Sturmangriff.
Keller, Albert von: Bildhauerin — Abendgesellschaft.
Matthiessen, H.: Innenraum.
Scheffer, Robert: Anno dazumal.
Schels, Maximilian: Märzsonne am Wilden Kaiser bei Kössen in Tirol.

April:

Hoeck, Walther: Der Rosenstrauß — Predigt am See.
Koch-Zeuthen, R.: Nächtliche Störung.
Lippisch, Franz: Frauenbildnis — Vorfrühling.
Loewenstein, Anny: Spaziergang bretonischer Bäuerinnen.
Schütze-Schur, Ilse: Dampfersteg.
Tornow, Erika: Heimkehrende Schnuckenherde — Bäume am Wasser.
Enver Pascha, Kaiserlich Ottomanischer Kriegsminister.

Mai:

Kappstein, Carl: Kolonne bei Fort Berru — Zwischen Witry le Reims und Reims.
Kohlschein, Hans: Ausmarsch der kriegsgefangenen Besatzung von Maubeuge vor dem General von Zwehl am 8. September 1914.
Metz, Alois: Kirschblüte.
Olde, Hans: Kühe unter Pappeln — Pappeln vor der alten Stadt.
Ratzka, Arthur Ludwig: Meine Frau.
Schäfer, Rudolf: Lasset die Kindlein zu mir kommen.
Thoma, Hans: Mariä Himmelfahrtstag.
Tirpitz, Großadmiral von.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Albrecht, Krafft, in Augsburg, 347. Bethge, Hans, in Berlin-Wilmersdorf, 359. Bittrich, Max, in Freiburg i. Br., 18. Blüthgen, Clara, in Berlin, 148. Blüthgen, Victor, in Berlin, 289. Bonsels, Waldemar, in Grafrath bei München, 100. Brachvogel, Carry, in München, 149, 305. Claudius, Hermann, in Hamburg-Fuhlsbüttel, 124, 163. Conrad, Hermann, Prof. Dr., in Berlin-Lichterfelde, 33. Düsel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 125, 276, 421. Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien, 43, 179, 407. Eidlitz, Walther, in Wien, 102. Elster, Alexander, Dr., in Berlin-Friedenau, 134. Fechner, Hanns, Professor, in Mittelschreiberhau, 53. Fehr, Bernhard, Prof. Dr., in Dresden, 348. Franken, Else †, 258. Grosse, Oskar, Geh. Postrat, in Berlin-Halensee, 233. Grünewald, Alfred, in Wien, 84. Hagen-Thürnau, Carl, Dr., in Berlin-Südende, 133. Heinemann, Karl, Studienrat Prof. Dr., in Leipzig, 103. Hermes, Gertrud, in Berlin, 45. Hesse, Hermann, in Bern, 69. Heymann, Walther, in Königsberg, 195. Hirschberg, Leopold, Dr. med., in Charlottenburg, 262. Holzhausen, Paul, Prof. Dr., in Bonn, 230. Jessen, Jarno, in Berlin, 165. Kaufmann, Fritz, Arch. Dipl.-Ingenieur, in Charlottenburg, 85. Kleinschmidt, Arthur, Hofrat Prof. Dr., in Eggenberg bei Graz, 393. Kraze, Friede H., in Weimar, 343. Kurland, Gotthard, in Berlin-Steglitz, 1, 211, 360. Langen, Gustav, Reg.-Baumeister a. D., in Berlin-Grunewald, 19. Lennemann, Wilhelm, in Köln, 138. Lienhard, Friedrich, Prof. Dr., in Straßburg i. E., 139. Lingens, Paul, in Aachen, 78, 439. Müller-Bohn, Hermann, in Berlin-Steglitz, 197. Pantz, Ferdinand, Reichsrats-Abgeordneter Ritter von, in Wien, 353. Pernerstorfer, Engelbert, Vizepräsident des Österr. Abgeordnetenhauses, in Wien, 290. Petzet, Erich, Dr. phil., in München, 249. Petzold, Alfons, in Brunn am Gebirge bei Wien, 164. Plotke, Georg J., Dr. phil., in Frankfurt a. M., 401. Pogge, Günther, in Hamburg, 380. Roloff, Gustav, Prof. Dr., in Gießen, 142, 300, 440. Roth, Eugen, in München, 229. Saad, Lamec, Dr. med., in Berlin-Wilmersdorf, 334. Schaukal, Richard, Ministerialrat Dr., in Wien, 232. Schian, Martin, Prof. D., in Gießen, 434. Schmitz, Georg, in Berlin-Steglitz, 298. Seeberg, Reinhold, Geh. Rat Prof. Dr. D., in Berlin-Halensee, 79. Sick, Ingeborg Maria, in Kopenhagen, 49. Supper, Auguste, in Korntal bei Stuttgart, 323. Twardowski, Hans Heinrich von, in Berlin, 433. Unus, Walther, in Charlottenburg, 381. Vogelpohl, Wilhelm, in Halle a. S., 410. Wallpach, Arthur von, Tiroler Standschützenhauptmann, im Felde, 52. Wegwitz, Franz, in Dresden, 275. Zahn, Ernst, Dr. phil. h. c., in Göschenen (Schweiz), 17, 194. Zerkaulen, Heinrich, in Bonn a. Rh., 416. Zorn, Philipp, Geh. Justizrat Prof. Dr., in Ansbach, 184.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Maximilian Schels: Märzsonne am Wilden Kaiser bei Kössen in Tirol

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 120. I März 1916

Lore Donowsky

Roman von Gotthard Kurland

I

Heute, am dritten Jahrestage ihrer Hochzeit, hatten die Donowskys eine Abendgesellschaft gegeben. Nur für die nächsten Freunde und Bekannten, für diesen kleinen Kreis, der teilnahm an allem, was die Donowskys betraf.

Die letzten Gäste waren gegangen, die meisten Lichter verlöscht.

In behaglichem Ausruhen saßen der Regierungsrat und seine Frau im Herrenzimmer.

»Weißt du, Lore,« sagte er, sich dehnend, »das ist fast das Schönste vom Ganzen, diese Stunde nachher. Wo man nach getaner Arbeit alle viere von sich streckt. Alles nach Wunsch verlaufen. Riesig nette Stimmung. Gelangweilt hat sich keiner. Glaub' ich wenigstens nicht.«

»Nein, keiner,« bestätigte seine Frau. »Im Gegenteil, es war sehr vergnügt. Und zwar bis zuletzt.«

»Du, weißt du, was mich amüsiert hat?« fragte er.

»Na?«

»Der Gedanke, was die alle nächstes Jahr sagen werden. Wenn wir den vierten Hochzeitstag feiern.«

»St!« machte Frau Donowsky. »Tiefstes Geheimnis!«

»Ja eben! Die wird imposant, die Überraschung.«

Frau Donowsky lächelte. »'s war die reine Komödie!« sagte sie. »So ein mühsam verhülltes Mitleid hatten sie in den Augen. Und der Toast, den Salten ausbrachte! War der nicht kostbar?«

»Kostbar!« stimmte Donowsky zu. »Wie der beweisen wollte, der Salten, daß uns nichts fehlt an unserm Glück, nicht das geringste! Wirklich, das war eine rhetorische Leistung. Und dabei mußt' ich immer denken: Warte nur noch eine Weile, mein lieber Junge! Nächstes Jahr — da kannst du den Mund vollnehmen! Heute hast du ziemlich stark geschwindelt.«

»Ausgezeichnet war auch Lotte,« berichtete seine Frau. »Dieser Händedruck beim Fortgehen — die reine Barmherzigkeit! Es war gerade, als sollte der sagen: Na, meine liebe Lore, nun halt' den Kopf oben! 's gibt mehr kinderlose Ehen auf Erden als deine. 's is ja natürlich 'n Unglück, aber man muß sich eben drein finden.«

»Ich hätte liebend gern gesagt,« fuhr sie fort, »Tausend Dank, meine liebe Lotte, für deine warme Anteilnahme! Aber ich habe gottlob gar keine Verwendung dafür. Nicht die geringste!« Der helle Übermut sprühte ihr dabei aus den Augen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Weißt du, Lore,« sagte ihr Mann, »ich habe mir's überlegt: es wäre doch nett, wenn wir ihn Max nennten.«

»Nein, Trude,« lachte seine Frau.

»Im ungünstigen Fall meinetwegen Trude,« lachte auch Donowsky.

»Ungünstig! Ungünstiger Fall!« höhnte sie. »Du ahnst ja nicht, was eine kleine Tochter ist! So ein Bild von Schönheit! Sie sind wie junge Katzen, weich und kuschelig. Und wenn sie schmeicheln, dir auf die Knie klettern, ihre Arme um deinen Hals legen und dann anfangen, dich zu drücken, als ob sie dich erwürgen wollten ...!« In ihren Augen stand ein Entzücken ohnegleichen.

»Sehr angenehme Situation!« lachte er. »Na, du mußt ja wissen, wie ihr seid.«

»Weiß ich auch. So vom ersten bis zum sechsten Jahr — bezaubernd. Dann, von da an ...« Sie wiegte sich in ihrem Schaukelstuhl auf und nieder.

»Von da an ...?« fragte er.

»Von da an werden w'r häßlich. Oder sagen w'r mal: ‚weniger hübsch'. Wir wachsen. Unheimlich wachsen wir. Aus all unsern Kleidern heraus. Und wir wissen nicht hin mit unsern langen, stakigen Gliedern. Wir haben eine Grazie wie junge Heuschrecken. Entsetzlich! Aber das geht vorüber.«

»Ja,« sagte er humorvoll, »bis zum siebzehnten oder achtzehnten Jahr seid ihr ausgewachsen. Dann gehört euch die Welt. Sie liegt euch zu Füßen.«

»Das möchten wir der Welt auch geraten haben!« erwiderte sie lustig.

Den Donowskys war eine Tochter geboren. Als die Nacht vorüber war, in der niemand im Hause ein Auge zugetan, waren diese Räume von einem neuen Klang durchzittert worden: vom ersten Weinen eines neuen Menschen. Leise und hilflos hatte es geklungen, wie ein ohnmächtiger Protest gegen das unbekannte Leben umher, das dämmernd durch die Fenster sah.

Für einen Moment war bei diesem Laut der Ausdruck übermenschlichen Glücks über das Antlitz der jungen Mutter geflogen. Dann hatte sich wie ein Schleier die Ermüdung über sie gesenkt, so daß sie wie träumend das Kind in den Armen gehalten.

Und nun war es, als sei das ganze Haus in Schlaf versunken. »Das schwere Werk ist getan. Die Schöpferin ruht. Diese Ruhe ist heilig. Stört sie nicht!«

Das Haus war zu neuem Leben erwacht. In diesem neuerwachten Hause gab es eine seltsame Verfassung. Die stellte alles auf den Kopf, was bisher richtig gestanden hatte: sie setzte die bisherigen Herren des Hauses kurzerhand ab und übertrug die Kommandogewalt auf das jüngste Familienmitglied Fräulein Trude Donowsky.

Man hätte nicht behaupten können, daß diese Höchstkommandierende ihr Amt mit bemerkenswerter Milde ausgeübt hätte. Ganz im Gegenteil: sie äußerte ihren Willen mit absoluter Deutlichkeit und verlangte strikten Gehorsam. Und man beeilte sich, den gegebenen Befehlen nachzukommen und den verlangten Gehorsam ohne Murren zu leisten. Ja, man war sogar von ausgesprochenem Byzantinismus: als das erste Lächeln über das kleine Gesicht lief, wurde die gesamte Einwohnerschaft des Hauses zusammengerufen. Und es war anbetende Freude in den Blicken, als hätte man soeben festgestellt: Hoheit haben zu lächeln geruht. Und wie bei einer richtigen Hofgesellschaft lag ein Abglanz dieses Lächelns auf aller Mienen.

Die schönsten Blüten aber trieb dieser Byzantinismus, wenn Besuch kam. Dann machte die junge Mutter mit strahlendem Antlitz die Honneurs, ging neben der Besucherin auf den Fußspitzen zu dem leichtverschleierten Bettchen, zog vorsichtig die Stecknadel heraus, die die Vorhänge zusammenhielt, und wartete triumphierend auf die Ausrufe des Entzückens, die selbstverständlich kommen mußten. Und die auch selbstverständlich kamen. Wenn die Besucherin dann das Entzücken über den Gesamteindruck erledigt hatte, pflegte sie sich in die Einzelheiten zu vertiefen. »So blond wie sie ist! Wie auf Goldgrund gemalt ist das Gesichtchen!«

»Und wenn du die Augen sehen könntest!« sagte die Mutter flüsternd. »Dunkelblau! Und groß! Sehr groß!«

»Und dies feine, gerade Näschen!« bewunderte die Freundin. »Gar nicht so eine kleine Kartoffel, wie bei manchen Kindern! Und dies süße Mäulchen! Du sollst sehen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das gibt eine Schönheit, wenn sie erst erwachsen ist!«

Das versteht sich doch von selbst! dachte Frau Donowsky. Aber sie sagte: »Meinst du wirklich?«

»Ein außergewöhnlich reizendes Kind!« war die Antwort. — —

»Na, außergewöhnlich reizend ...?« lächelte Donowsky, als seine Frau ihm beim Mittagessen von dem Besuch erzählte. »Mir scheint, sie ist wie andre Kinder auch.«

»Wie andre Kinder auch?« Lore entgegnete es fast empört. Aber sie ließ sich nicht auf nähere Widerlegungen ein. Wenn man auf solchen Mangel an Verständnis stößt, da verlohnt es sich wirklich nicht ...! Nein, tatsächlich, sie würde kein weiteres Wort über dies Thema verschwenden, nahm sie sich vor. Für einige Minuten war Stillschweigen zwischen ihnen, man hörte nur ihre Gabeln, die den Fisch zerlegten, gegen die Teller klirren.

»Aber ungewöhnlich rosig ist sie doch, das mußt du doch zugeben,« sagte sie nach einer Weile. Sie als Mutter konnte die Schmach, nicht »etwas ganz Besonderes« zu sein, unmöglich auf dem armen Kinde sitzenlassen.

»Ungewöhnlich rosig?« entgegnete er. »Ja, jawohl. Natürlich ist sie rosig.« Es war, als sagte er: Na, das kann man doch auch verlangen!

»Wie ein Rosenblatt,« setzte sie hinzu.

»Gewiß, wie ein Rosenblatt,« gab er ihr recht.

Oder wie junge Mäuse, wenn sie erst ein paar Tage alt sind, hatte er auf der Zunge, zu sagen. Aber er besann sich noch und verschluckte es. Fast hätte er eine Gräte mit verschluckt.

Es ist merkwürdig,« sagte eine von Frau Donowskys guten Bekannten zur andern, »die meisten von uns haben unser Mutterglück ganz gehörig teuer zu bezahlen; sie dagegen — nicht allein, daß sie keinen Pfifferling dafür bezahlt hat, sie macht noch Profit dabei: sie war nie so schön wie jetzt. Als wäre sie erst jetzt voll aufgeblüht. Kein Vergleich mit früher!«

»Kein Vergleich!« war die Antwort. »Übrigens, kennst du diesen Legationsrat von Rauth?«

»Nein, sehe ihn heute zum erstenmal.« Die beiden jungen Frauen standen ein wenig abgesondert von den andern Gästen der Gesellschaft, so daß sie ihre Privatunterhaltung führen konnten.

»Eine brillante Erscheinung!« fand die eine. »Groß, schlank, dunkel. Fast wie ein Südländer. Na, unsre jungen Mädchen ... wenigstens die, die ihre Augen offen haben ...«

»Oh, gewiß, der braucht nur zu wählen,« sagte die andre. »Der sticht die übrigen Herren aus. Alle miteinander.«

»Weißt du, da haben wir später vielleicht mal 'n ganz nettes Rätselspiel: Nimmt er eine von ihnen? Und wenn er eine nimmt — welche? Martha Denning? Oder Grete Loß? Otti von Weylen? Oder eine von den Rössings? Wir sind ja ganz gut assortiert in dem Artikel.«

»Reichlich gut sogar. Wird wenigstens manche Mutter finden.«

»Das finden die Mütter immer. Denen ist doch natürlich jede Konkurrenz auf diesem Felde ein Dorn im Auge.«

»Selbstverständlich. Werden wir übrigens ganz ebenso machen in einigen Jahren, wenn unsre Ältesten erwachsen sind.«

»Natürlich. Aber sieh mal, wie die nebeneinander aussehen, Lore und dieser Herr von Rauth!« In diesem Augenblick kam Donowsky vorüber, ging auf seine Frau und den Legationsrat zu, stellte sich neben sie und sprach mit ihnen. »Viel besser als Lore und Donowsky,« setzte die Sprecherin lachend hinzu.

»Lästerzunge!« schalt die andre.

»Nein, gar nicht!« verteidigte sich die Freundin. »Ich bin völlig sachlich. Ich finde Donowsky zum Beispiel sehr sympathisch. So was man einen ‚guten Kerl' nennt.«

Jetzt wurde zu Tisch geführt, und alle Gespräche wurden unterbrochen.

Daß gerade Lore diesen Mann haben muß! dachte die eine der beiden. Gerade Lore! Diesen Mann! Dies Alltäglichste, was es auf der Welt gibt!

Die letzte kurze Strecke bis zu seiner Wohnung ging Legationsrat von Rauth allein; der Kollege, der mit ihm den gleichen Weg gehabt, hatte sich soeben von ihm verabschiedet. Vor einer Stunde etwa mußte es geregnet haben, denn der Boden unter den hohen Bäumen am Rande des Tier-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gartens war feucht. Und hier und da fielen noch Tropfen von den Zweigen, so daß die Stille durch ein leichtes Flirren unterbrochen war.

Herr von Rauth war mit seinen Gedanken noch in dieser Gesellschaft, die er vor einer Viertelstunde verlassen hatte. Ganz wie diese landesüblichen Zusammenkünfte immer sind! dachte er. Wenn man hingeht, weiß man, was man dort sprechen, essen und trinken wird. Wenn man zurückkommt, weiß man, was man gesprochen und gegessen und getrunken hat. Das ist der ganze Unterschied. Und um den opfert man Stunden, mehrere Stunden! Und das ist die Geselligkeit unsrer Gebildetsten! Ist auch mancher Snob dazwischen, mancher Geistesproletarier — im Grunde ist es doch bemerkenswerte Intelligenz und Kultur, um die es sich da handelt. Aber es ist, als fehlte alle wirkliche Fühlung, als wären die Menschen bei solchen Gelegenheiten wie Mosaiksteine rein äußerlich dekorativ zusammengefügt.

Was an Damen da war — nun, ebenfalls das Gewohnte. Nichts Überraschendes, weder nach der guten noch nach der schlechten Seite hin.

Mit einer Ausnahme allerdings: diese junge Frau Donowsky war wundervoll. Von eigentümlichem, seltsamem Reiz. Wenn ihm die vor Jahren begegnet wäre! Vor Jahren, wo er noch so enthusiastisch in dies unbekannte Leben sah, so töricht hoffnungsfroh! Heute war er ein Mensch, der sich treiben ließ wie ein Blatt auf einem breiten Strom. Der die Augen nicht zudrückte, wenn sich etwas extra Schönes bot, wie zum Beispiel diese Frau Donowsky, dem aber der Puls deshalb nicht schneller schlug. Zudem: eine verheiratete Frau, eine Mutter — das gibt genügend Distanz. Das ist wie eine Mauer, die man nicht überklettert wie der erste beste Einbrecher. Immerhin — er wird sich freuen, diese schöne Frau von nun an öfter zu sehen, jetzt, wo die Gesellschaftszeit auf der Höhe ist. Da man sich den geselligen Pflichten nun einmal nicht entziehen kann, so ist es immerhin angenehm, zu wissen, daß es hie und da in dieser Öde einen Lichtblick geben wird, einen Gruß aus diesen dunklen, träumenden Augen, von diesem weichen, blühenden Mund.

Herr von Rauth sah überrascht auf: er war ja bereits vor seinem Hause angelangt. Wie kurz ihm der Weg geworden war!

Mit dem Feiern des Hochzeitstages schien es bei den Donowskys vorbei zu sein. Dieser bisher wichtigste Erinnerungstag des Jahres würde von jetzt an durch einen noch wichtigeren ersetzt werden: durch den Geburtstag des Töchterchens.

Als die Donowskys den vierten Hochzeitstag vergessen hatten, waren sie fast erschrocken. Vergessen, rein vergessen! Wie war das nur möglich!

»Gott, natürlich — sehr einfach!« sagte Frau Lore. »Ich habe doch selbstverständlich gestern den ganzen Tag an nichts andres gedacht als an ihren ersten Zahn. Ob der durchkommen würde oder nicht.«

»Selbstverständlich!« erwiderte ihr Mann. Aber es klang ein wenig resigniert. Und ihn überlief ein ungewohntes, ein seltsames Gefühl: so pensioniert kam er sich vor, ad acta gelegt, zum alten Eisen geworfen. Wie ein zur Disposition gestellter General fühlte er sich, den gestern noch die Offiziere gegrüßt, vor dem die Mannschaften Front gemacht, und der heute in Zivil durch die Straßen geht, unbeachtet, unberücksichtigt. »Mir scheint, wir sind jetzt Nummer zwei geworden,« sagte er gutlaunig.

»Wieso?« fragte seine Frau unbefangen. Sie hatte es noch nicht einmal bemerkt.

Na ja, dachte er belustigt, ein »Baby« mag noch so winzig sein, den stärksten Mann schlägt es aus dem Felde.

Übrigens war ihm die Kleine ein immer neues Spielzeug. Die erste Zeit war er mit ihr umgegangen wie ein Kind mit der Weihnachtspuppe. Vorsichtig! Daß sie nicht zerbricht! Dann war er kühner geworden, immer kühner. Und jetzt ließ er bereits ihre kleinen Fäuste auf seiner Handfläche hüpfen.

»Ist es nicht ein Entzücken, sie anzusehen?« fragte seine Frau.

»Gewiß!« antwortete er. »Aber noch 'n bißchen sehr unzugänglich ist sie,« fügte er vorsichtig hinzu. Noch 'n bißchen stupide, hätte er fast gesagt.

»Wieso unzugänglich?«

»Ja, wie soll ich mich gleich ausdrücken? Ich glaube, es liegt daran, daß ihr Mienenspiel noch so wenig entwickelt ist.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seine Frau sah ihn mitleidig an. Nun verlangt so ein Mann wahrhaftig ein entwickeltes Mienenspiel bei einem so kleinen Kinde! Er kann einem leid tun mit seinem mangelnden Verständnis! Tatsächlich! Er kann sich nicht hineinsehen in solch ein Kind. Es ist gerade, als fehlte ihm dieser sechste Sinn, den jede Mutter hat. Eine Mutter sieht ja nicht nur solch Stückchen Mensch, wie es wirklich ist, wie es jetzt ist, heute, zu dieser Stunde. Während sie auf das schlafende Gesichtchen blickt, dichtet sie das Leben zusammen, dem es entgegenschlummert. Sie sieht die Jahre kommen, ganze Lasten von Glück und Freude bringen sie geschleppt. Solche Lasten, daß man sich an Glück und Freude berauschen kann.

Und der Mittelpunkt von allem Glück wird immer dies Kind sein. Dies Kind, wie es wächst und gedeiht, wie es diese Räume mit Lachen erfüllt, mit Jubel und Fröhlichkeit. Alles wird farblos sein, unwichtig neben diesem Kinde. Wem solch ein Kind heranblüht, der ist gefeit gegen alles Ungemach der Welt. Und gegen all ihre Versuchungen. Versuchungen? Gibt es die für eine Frau wie sie? Sie mußte lächeln. Ach nein, das ist nur so eine Redensart, »die Versuchungen der Welt«. Sie versank in Sinnen. Sie konnte sich ja nicht hineindenken in eine Welt, in der es die gibt; aber doch ... da war diese Olga, diese einst von ihr geliebte Olga Dieringsfeld, die ist wie mit geschlossenen Augen in diese Versuchungen hineingetaumelt — und ist darin untergegangen. Und die — die war ebenso glücklich gewesen wie sie selber. Einen Mann hatte sie, der sie liebte und den sie liebte. Und ein Kind hatte sie, einen kleinen Sohn von drei Jahren. Daß die sie nicht halten konnten, diese beiden, als sie auf und davon ging! Und selbst, wenn sie ihrem Manne entfremdet war durch diese Leidenschaft — da war doch das Kind noch! Kinderhände müssen doch eine Mutter halten wie mit Klammern! Wie ist es möglich, daß man die abstreifen kann: Laß mich! Halt mich nicht!

Wie ein Erschauern ging es über sie hin. Was für abgründige Tiefen das gewesen sein mußten, in die die arme Olga Dieringsfeld gestürzt war!

Das war jetzt ein helles, frohes Leben bei den Donowskys! Sie sahen, wie das Kind gedieh, wie das Körperchen sich streckte, straffte, wie der Geist erwachte und aus den Augen wie aus blanken Fenstern in die Welt sah. »So, mein Fräulein,« sagte der Vater, »jetzt fängt die Sache an, lustig zu werden. Wir fangen an, Mensch zu sein.« Und dann nahm er sie auf seine Arme, ließ sie auf und nieder tanzen, ließ sich von ihren kleinen Händen den Schnurrbart zausen, daß das Kind vor Freuden jauchzte. »Gnade! Gnade!« rief er dann. »Gnädigste möchten mich wohl am liebsten skalpieren!«

»Aber Trude!« lachte dann die Mutter. »Die einzige wirkliche Schönheit, die dein Vater hat! Du respektlose Tochter!«

Und dieser Vater stand vor dem Spiegel, strich seinen zerzausten Schnurrbart glatt und sagte: »Nein, gottlob, sie sind noch alle da. Es fehlt keins.«

Eigentlich war der ganze Tag angefüllt mit Vergnügen. Wenn Donowsky vom Ministerium nach Hause kam, fragte er nicht wie sonst seine Frau: »Was gibt's Neues? War Besuch da? Oder hast du Besuche gemacht?« Nein, er fragte einfach: »Schläft sie oder wacht sie?« Und wenn man ihm flüsternd antwortete: »Sie schläft«, dann schlich er auf den Zehenspitzen über den Korridor in sein Zimmer. Und dabei dachte er vergnügt: Dies kleine Mordsfrauenzimmer! Wie die uns alle am Bändel hat! Wenn man ihm aber sagte: »Sie wacht. Soeben ist sie aufgewacht«, dann suchte er schleunigst Audienz bei ihr nach. Und wenn nichts vorlag, was deren sofortiger Gewährung im Wege gestanden hätte, wenn sowohl die Amme wie die Bonne ihm die Kleine gewissermaßen »leihweise« überlassen konnten, so ließ er es sich wie ein gutgezogener Untertan angelegen sein, vor den allerhöchsten Augen Gnade zu finden, indem er alle die kleinen Scherze aufmarschieren ließ, die jeder normale Vater auswendig kann, ohne sie je gelernt zu haben. Er drehte aus seinem Taschentuch eine wunderbare Maus, die der Kleinen ins Gesicht springen konnte. Er machte aus seiner rechten Hand eine »große, große« Spinne, die über die Bettdecke kroch, daß das Kind vor Vergnügen krähte. Und dann kam der Schlußeffekt: die weltberühmte »Tick-tack«, dies Entzücken aller kleinen Kinder, die Ohren, und aller Väter, die Taschenuhren haben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Landesübliche. Nur die bekannten Größen.«

»Wahrhaftig?« fragte Fräulein Grothe enttäuscht.

»Nein, Unsinn!« sagte Frau Donowsky. »Außer den bekannten Größen noch eine völlig unbekannte.«

Wieder ging die Glocke. »Wer denn?« fragte Fräulein Grothe. »Konkurrentin?«

Frau Donowsky schüttelte den Kopf.

»Oh, bewahre!« warf ihr Mann ein. »Schon eher ...«

»Nun, wollen mal nett sein,« sagte sie. »Schon eher Anbeter. Nicht wahr, Kurt?«

Noch bevor Donowsky erwidern konnte, wurde die Tür geöffnet, und Herr von Rauth trat ein. Le voilà! hatte Donowsky auf der Zunge, zu sagen. Aber er sagte nichts dergleichen; er begrüßte zusammen mit seiner Frau den Gast aufs liebenswürdigste und stellte ihn Fräulein Grothe vor: »Herr Legationsrat von Rauth!«

»Eine ausgezeichnete Akquisition, wie es scheint,« bemerkte eine Weile darauf Fräulein Grothe leise zu Frau Donowsky, während die Herren miteinander sprachen.

»Nicht wahr?« Frau Donowsky fühlte sich angenehm befriedigt in der Rolle der Gastgeberin, die ihren Gästen eine auserlesene Seltenheit bieten läßt.

Die Eingeladenen kamen nun schnell nacheinander. In kurzem war der Raum erfüllt von Frische und Jugend, von leichter, froher Unterhaltung, leichter, froher Beweglichkeit.

Hie und da glitt ein Blick über Rauth hin. »Also das ist dieser Herr von Rauth! Weißt du, von dem neulich die Rede war.«

»Nein, wirklich, man hat nicht zuviel gesagt: der ist tatsächlich, dieser Legationsrat ...«

»Gnädiges Fräulein sind angelegentlich mit Spezialstudien beschäftigt, wie es scheint,« wurde eine der jungen Damen aus ihrem Sinnen aufgestört.

»Ich versuche das Nationale dieses Herrn von Rauth zu ergründen,« gab sie dem Assessor zur Antwort. »Aber ich finde das einigermaßen schwierig.«

»Erklärlich! Für einen Deutschen ungewöhnlicher Gesichtsschnitt,« erwiderte der Assessor. »Und noch ungewöhnlicheres Inkarnat. Und doch nicht der hierorts so sehr verbreitete Typus,« fügte er lächelnd hinzu.

»Oh, keine Rede!« lachte die junge Dame.

»Er macht gehörig Furore,« sagte Frau Donowsky vergnügt leise zu ihrem Manne, als sie an ihm vorbeikam. Und dabei scheint er nichts davon zu ahnen, dachte sie, zu einer Gruppe tretend. Überhaupt ... Sie brach ab in ihrem Gedankengang. Als sähe sie Rauth in diesem Augenblick zum erstenmal, so sehr überraschte sie dies Profil zu ihrer Rechten. Für einen Maler oder Bildhauer muß das eine Wonne sein, dachte sie. Dann wurde sie in Anspruch genommen. »Die Kleine?« antwortete sie auf eine Frage. »Oh, ausgezeichnet gut geht es ihr. Sie tyrannisiert uns nach Kräften. Wenn ihre Entwicklung in dieser Beziehung so weitergeht, wie sie angefangen hat, wird sie uns bald zahmkriegen.«

Herr von Rauth hatte die Worte gehört und trat zu ihr und den andern Damen heran. »Ich kann konstatieren, daß Fräulein Tochter auf dem besten Wege hierzu ist,« sagte er. »Und daß gnädige Frau ...« Er zögerte einen Augenblick.

»Gute Miene zum bösen Spiel macht, wollen Sie sagen,« vollendete Frau Donowsky.

»Wollte ich sagen, jawohl,« bestätigte Rauth. »Wenngleich ... ‚böses Spiel' — nein, dafür war es zu reizend. Ich machte nämlich vor kurzem der gnädigen Frau einen Besuch,« erklärte er den beiden Damen. »Gnädige Frau mit dem Töchterchen auf dem Arm stand auf der Veranda, als ich gegen das Haus herankam. Das war ein Bild, kann ich Sie versichern, meine Damen ...!«

Eine Glutwelle überflutete Frau Donowsky. Und eine leichte Falte senkte sich zwischen ihre Augenbrauen.

»Wie das Kind über sich in die Weinranken griff,« fuhr er fort, »tappig natürlich noch und unsicher wie ein ganz junges Kätzchen — köstlich war das!«

Frau Donowsky war es wieder kühl geworden. Ach so, nur von dem Kinde sprach er. Daß sie es sich gar nicht abgewöhnen konnte, so lächerlich ängstlich auf der Hut zu sein vor jedem noch so unschuldigen Kompliment, mochte das offen oder versteckt sein. Hoffentlich hatte er ihr Erröten nicht bemerkt. Eine Mutter, die über ein Kompliment errötet wie ein Backfisch, verspottete sie sich. Und obendrein über ein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kompliment, das ihr gar nicht galt. Das ist schon fast komisch. Komisch und beschämend zugleich. Das heißt: ja doch, freilich galt es ihr, das Kompliment. Welche größere Schmeichelei kann man einer Mutter machen, als wenn man ihr Kind reizend findet! Ein reizendes Bild sei es gewesen, wie das Kind ...

Da wurde ihr gemeldet, daß man zu Tisch gehen könne.

Nach Tisch saß man bei geöffneten Fenstern.

»Bald haben wir Sommer,« sagte fröhlich ein Herr.

»Aber heute haben wir noch Frühling,« wurde er übertrumpft. Ein huldigender Blick des Sprechers flog dabei zu den jungen Damen hinüber, die mit Lächeln über diese Huldigung quittierten.

»Diesen Frühling haben wir auch bei Eis und Schnee, bitte sehr!« erwiderte der erste.

»Ich erkläre mich für geschlagen,« sagte der andre liebenswürdig.

»Geschlagen?« warf Frau Donowsky ein. »Warum denn? Man kann den einen Frühling meinen oder den andern. Frühling drinnen und draußen. Kann die Menschheit jemals zuviel Frühling haben?«

»Nein, das kann sie nicht,« sagte Herr von Rauth. »Wir Glücklichen, die wir den Frühling sehen, wohin wir blicken!« Und den Sommer zugleich, dachte er. Den glühenden Sommer, in seiner prangenden Reife. Er sah auf die schöne Frau ihm gegenüber, die sich soeben im Gespräch zur Seite gewendet hatte.

»Und wie ist es, Thea,« fragte sie jetzt die junge Dame neben sich, »sollen wir nicht ein Lied haben?«

»Gewiß, gern!« antwortete Therese von Kramm ohne Ziererei. Die beiden erhoben sich, um ins Nebenzimmer zu gehen, wo der Flügel stand.

»Ein Lied von Schumann, ja?« bat Frau Donowsky. »‚Es war, als hätte der Himmel ...‘ — Du kennst ja meine Passion,« sagte sie im Fortgehen.

»Was du befiehlst!« erwiderte Fräulein von Kramm.

»Oh, Therese von Kramm wird singen!« lief es durch den Raum.

»Das ist ausgezeichnet!« fand man.

»Ah, Sie haben sie nie gehört? Sie werden sehen — brillant!«

Nebenan suchten die beiden eine kleine Weile zwischen den Noten. Während dann die ersten Takte der Begleitung erklangen, kam Frau Donowsky zu den Gästen zurück und winkte den Nächststehenden. »Wer gut hören will, muß sich hierherstellen,« sagte sie flüsternd. Damit wandte sie sich wieder in das andre Zimmer hinein.

Niemand blieb sitzen, alle wollten gut hören. Man wußte, wie ausgezeichnet Fräulein von Kramm gerade Schumann sang.

Herr von Rauth, der sehr musikalisch war, stand unter den andern. Er hatte Fräulein von Kramm nie gehört, aber er dachte, da man allgemein ihren Gesang lobte, würde der vielleicht erträglich sein. Man wird ja so skeptisch, wenn man immer wieder diese Leistungen ertragen muß, mit denen mitunter die Dilettanten die Zuhörer, die sich nicht wehren können, »erfreuen«. Eine Hausfrau würde sich schämen, derartig mißratene Gerichte ihren Gästen vorzusetzen. Aber wenn die singende Dame ihr mißratenes Lied serviert hat, dann beeilen sich die Gäste, zu lobhudeln, und die Frau des Hauses fragt strahlend: War es nicht entzückend?

In seine Gedanken hinein klangen jetzt die ersten Töne des Schumannschen Liedes.

Rauth hob überrascht den Kopf. Er lauschte aufmerksam. Er sah jetzt vor sich nieder, die Außenwelt versank vor diesen Tönen, die einsetzten, anschwollen und verklangen, die hell und klar waren wie rinnende Quellen und weich und dunkel wie Flügel des Nachtfalters. Völlige Ruhe war ringsum, man hätte glauben können, man müsse Atem und Herzschlag all derer hören können, die hier versammelt waren.

Vor Rauths nun wieder halb erhobenem Blick war eine leichte Bewegung: Frau Donowsky, die bisher neben dem Flügel gestanden hatte, um die Noten umzuwenden, war jetzt zu den Gästen zurückgetreten, auf den ihr nächsten leeren Platz vor Herrn von Rauth. Der sah auf ihre Schultern, auf die wundervolle Linie ihres Nackens, ihres Kopfes, der von ihrem blonden Haar umflutet war. Er starrte wie gebannt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da klangen die letzten Töne des Liedes, heimverlangend, ruhevoll. Ein Aufatmen ging durch die schöne Frau vor ihm, wie ein Entzücken. Das durchfuhr ihn wie ein Schlag. Als erschrecke ihn der Gedanke, daß diese Pracht da vor ihm atme, lebe, sich bewege. Nur die Arme brauchte er auszubreiten ... Da setzte der Applaus ein — der Zauber war gebrochen. Im selben Augenblick wandte sich Frau Donowsky herum. »Nun?« fragte sie triumphierend. »Herrlich, nicht wahr?«

»Ausgezeichnet!« erwiderte er.

Sie sah ihn überrascht an. Wie der erregt war von diesem friedseligen Lied! Ach so, ja, er war sehr kunstverständig. Sie erinnerte sich jetzt, daß man ihr das gesagt hatte. Und den Kennern, den Kunstverständigen geht so ein Gesang bis ins innerste Herz.

Herr von Rauth hatte seinen Platz verlassen und stand vor Fräulein von Kramm, machte ihr offenbar seine Komplimente. Nie bisher war es der schönen Frau so wie jetzt zum Bewußtsein gekommen, wie unscheinbar Therese im Grunde war. Nun ja, dachte sie, neben einer Erscheinung wie Rauth — da ist das kein Wunder.

Jetzt ging ihr Mann an ihr vorüber. »Ich will ihr doch auch noch danken,« sagte er. »Speziell als Hausherr. War wirklich nett, daß wir unsern Gästen das bieten konnten,« setzte er befriedigt hinzu, ungefähr im gleichen Ton, wie er ihr vorhin, als man von Tisch aufgestanden war, zugeflüstert hatte: »War delikat, die Lachsmayonnaise!«

Herr von Rauth war von Fräulein von Kramm zurückgetreten, er hatte andern Platz gemacht, die ihren Zoll der Dankbarkeit darbringen wollten.

»Wirklich ausgezeichnet! Bewundernswert!« hörte man sagen.

Rauth wandte sich jetzt Frau Donowsky zu. »Das war ein Genuß, meine gnädigste Frau,« sagte er begeistert. »Tausend Dank, daß Sie uns den verschafft haben!«

»Ein Genuß speziell für Sie,« erwiderte Frau Donowsky. »Sie sind sehr musikalisch, wie ich hörte.«

»Ich liebe Musik über alles,« entgegnete er schlicht. »Gute Musik, vornehme. Und nur, wenn sie so geboten wird, wie wir sie soeben gehört haben, so fern jedem Dilettantismus. Aber gnädige Frau sind gleichfalls, soviel ich bemerken konnte ...« Er hielt inne. Fast erschrocken. Wollte er ihr vielleicht sagen: Sie standen vor mir; ich sah, wie ein Entzücken über Ihre Seele ging, daß Sie erschauerten?

Frau Donowsky hatte ihn fragend angesehen, als er gestockt hatte. »Ich bin gleichfalls musikalisch, meinen Sie?« vollendete sie jetzt ihrerseits seinen Satz.

»Gerade das,« fand er sich jetzt zurecht, »das wollt' ich sagen.«

»Ja, ich weiß nicht,« erwiderte sie achselzuckend, »ob man das musikalisch nennt, was ich bin. Ich genieße diese Töne, diese Intervallen bis in die feinsten Nerven hinein. Mir ist, als wär' ich mit Saiten bespannt, die mit den gehörten Tönen mitschwingen. Vielleicht ist dies Entzücken aber gar nicht rein musikalisch, vielleicht ist es einfach menschlich empfunden. Vielleicht empfindet alle Welt so.«

»O nein,« entgegnete Rauth, »von nichts ist alle Welt weiter entfernt ...«

Als von derlei feinen Empfindungen, wollte er sagen — da wurden sie gestört.

»Sprich du mit ihr, Lore!« baten die beiden jungen Damen. »Auf uns hört sie nicht. Ein einziges Lied nur — wie kann sie denken, daß uns das genügt!«

»Oh,« lachte Rauth, »wenn das eine einzige Lied danach ist!«

»Trotzdem!« beharrte Fräulein Marschall. »Ich finde nichts netter als Abwechslung.«

»Sehen Sie, Herr Legationsrat,« fuhr sie fort, »die Herren der Welt können uns noch so interessant unterhalten — ein Lied ist doch schließlich was andres.«

»Ganz ohne Zweifel,« sagte Rauth gutlaunig.

»Das ist keine Beleidigung für irgendeinen Herrn, daß ich das sage,« setzte das junge Mädchen hinzu.

»Schon eher eine Beleidigung für Schumann,« lachte Frau Donowsky.

»Wieso denn?« fragte Fräulein Marschall unbefangen.

»Nun, so rein der Abwechslung wegen geschätzt zu werden!« spottete Frau Donowsky.

»Aber nein!« verteidigte sich Fräulein Marschall. »Rein der Abwechslung wegen mein' ich nun auch nicht. Solch Lied lautet ja auch sehr hübsch. Wir können gar nicht genug bekommen von hübschen Lie-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dern, wie du siehst,« setzte sie hinzu. »Also sei so gut und red' mit ihr, ja!«

»Gern,« sagte Frau Donowsky. »Nur helfen wird's nichts, wie ich sie kenne.« Sie warf Rauth einen Blick des Einverständnisses zu, wie sie mit den beiden davonging. Man muß diesen Kindern den Willen tun, lag es in diesem Blick.

Rauth folgte den dreien mit den Augen. Jetzt redeten sie auf Fräulein von Kramm ein. Die lachte und schüttelte den Kopf. Das freut mich, dachte er. Es fällt ihr nicht ein, ihre Juwelen und Perlen wie Kieselsteine umherzustreuen.

Nein, sie dachte tatsächlich nicht daran. Die jungen Mädchen setzten sich zu ihr, Frau Donowsky kam zurück. »Nichts zu machen!« sagte sie achselzuckend zu Rauth. »Fräulein von Kramm weiß sehr gut, daß am meisten geschätzt wird, was rar ist. Obgleich sie allerdings ... sie könnte verschwenden, und trotzdem ...«

»Meine liebe Frau Donowsky,« wurde sie jetzt von einer jungen Dame, die an ihr vorüberging, unterbrochen, »nicht wahr, ich darf da nebenan Ihre Photographie holen?«

»Ja, gewiß dürfen Sie das, Grete. Aber was wollen Sie denn mit meiner Photographie?«

»Renommieren,« war die übermütige Erwiderung.

»Oh, wie schmeichelhaft!« lachte Frau Donowsky.

Fräulein Grete Loß ging ins Wohnzimmer und kam gleich darauf wieder zurück. Sie hatte zwei Photographien in der Hand. »Aber da hab' ich eine Entdeckung gemacht!« rief sie erfreut der Hausfrau entgegen, die Bilder hochhaltend. »Nein, das ist ja wundervoll, dies neueste!« sagte sie entzückt. »Dies mit dem Baby. Sehen Sie nur, Herr Legationsrat! Was sagen Sie?« Und sie hielt Herrn von Rauth das Bild hin.

»Aber Sie Unglückskind!« rief Frau Donowsky leise. Es war fast ein Flüstern. »Das ist ja für meinen Mann zum Geburtstag. Das soll ja eine großartige Überraschung werden. Schnell, schnell, ehe er's sieht ...!«

Fräulein Loß hatte eilig das Bild wieder an sich genommen und war damit im Nebenzimmer verschwunden. In der nächsten Minute kam sie zurück. Sie machte ein scheinheiliges Gesicht und sagte: »So, das einzige Bild, das wir kennen, ist dieses hier. Oder ist das ebenfalls gefährlich?«

»Nein, gänzlich ungefährlich,« sagte die schöne Frau.

»Aber Verzeihung, mein gnädiges Fräulein,« machte sich Rauth jetzt schnell die Situation zunutze, »hier die Passage kostet Zoll. Bitte, gestatten Sie einen Augenblick!« Und er streckte die Hand nach dem Bilde aus. »Man darf doch?« fragte er Frau Donowsky.

»Warum nicht?« antwortete die.

Herr von Rauth hielt jetzt das Bild in der Hand, hatte es mit einem Blick überflogen und dann eine Sekunde lang die Augen wie vergleichend auf der schönen Frau ruhen lassen. Aber dann war es, als würden ihm diese Augen zu Boden gezwungen, und flammende Röte überflog sein Antlitz.

»Geschmeichelt ist's nicht g'rade,« sagte Fräulein Loß.

»Geschmeichelt?« entgegnete Rauth, wie abwesend mit seinen Gedanken. »Nein, geschmeichelt nicht g'rade,« sprach er die gehörten Worte nach.

Frau Donowsky blickte ihn überrascht an. Wie seltsam! dachte sie. Er ist so außerordentlich gewandt — und nun ... es sieht fast aus ... Sie wurde in ihren Gedanken unterbrochen: ihr Mann kam mit einem andern Herrn und bat sie und Rauth, schleunigst mit zur Quadrille zu kommen. Richtig tanzen, Rundtänze — nein, dazu war es schon zu sommerlich. Aber Quadrille — das fand allgemeinen Beifall.

Rauth tanzte im selben Karree wie Frau Donowsky, ihr gegenüber. Dabei konnte er natürlich nicht vermeiden, sie anzusehen. Aber es war eine eigentümliche Hast in seinem Blick, ein Fliehenwollen gleichsam.

Hab' ich ihn unwissentlich beleidigt? dachte Frau Donowsky. Daß es ist, als ob er mich meiden möchte. Ah nein, sagte sie sich dann, ich bilde mir das wohl nur ein. Aber immerhin — ich will doch acht auf mich geben, daß ich ihn nicht verletze. Und sie hatte ihre heitere, unbefangene Miene wie bisher.

Nach der Quadrille wurde Kaffee serviert. Es ging die zwanglose Unterhaltung hin und wider, die zu Ende eines kleinen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

freundschaftlichen Beisammenseins zu herrschen pflegt.

»Das war heute ein hübscher Schluß der Saison,« sagte Fräulein von Weylen zur Hausherrin, als beide für einige Minuten ein Privatgespräch führten.

»Findest du?« lächelte Frau Donowsky. Sie hatte bemerkt, mit welch anerkennendem Blick Fräulein von Weylen zu Rauth hinübergesehen hatte.

»Ja, das finde ich,« war die muntere Antwort.

»Ich verstehe, du meinst, es war besonders hübsch wegen dieser Neuerwerbung dort drüben?«

»Stimmt!« lachte Ottilie von Weylen. »Du bist eine gefährliche Gedankenleserin, meine liebe Lore!« — —

»Nun, und wie steht die Sache?« fragte Donowsky seine Frau, als eine halbe Stunde später alle Gäste gegangen waren.

»Welche Sache?« entgegnete sie nichtverstehend.

»Nun, die Sache mit Herrn von Rauth. Du brannteſt vor Neugierde, wer von deinen Freundinnen sich heute sterblich in ihn verlieben würde.«

»Ach ja, das ist wahr!« erwiderte sie, so als ob sie sich erst langsam besinne. »Wir sprachen ja davon, ehe sie alle kamen.«

Donowsky nickte.

»Nun,« fuhr sie fort, »Chancen hat er wohl überall. Aber am meisten vielleicht bei Otti Weylen, denk' ich.«

»Ah, sieh mal an!« sagte Donowsky. »Unsre schöne, kühle Weylen! Das hätt' ich am wenigsten erwartet.«

»Ich auch,« stimmte ihm seine Frau bei, ein wenig versonnen.

»Ein ausgezeichneter Gesellschafter, dieser Rauth!« bemerkte Donowsky anerkennend.

»Ausgezeichnet, ja! Nur einmal, als er mit Grete Loß und mir im Gespräch war, da hatte er einen Anflug ... einen leisen Anflug ...« — sie zögerte einen Augenblick — »von Verlegenheit, könnte man sagen, wenn die nicht ausgeschlossen wäre bei einem so weltgewandten Gesellschaftsmenschen,« schloß sie.

»Verlegenheit?« lachte Donowsky. »Ach nee, die ist allerdings wohl ausgeschlossen. Aber vielleicht eine momentane Zerstreutheit. Die kann ja selbst dem gesellschaftlich Firmsten kommen.«

»Ja, eine momentane Zerstreutheit — die wird es gewesen sein,« sagte seine Frau.

Frau Donowsky ging die Tiergartenstraße hinunter, ihrem Hause zu. Sie ging langsam, wie man geht, wenn jeder Schritt ein Vergnügen ist. Diese Tage muß man genießen, diese wundervollen.

Dann eilten ihre Gedanken ihren Schritten voraus. Wenn sie ins Haus tritt, wenn sie die Korridortür öffnet — ach, die süße, liebe Stimme, die ihr entgegenjubelt! Aber was fällt mir denn ein? fragte sie sich auf einmal. Ich renne ja, wie nicht gescheit.

Ruhig! Ruhig! ermahnte sie sich dann. Trude läuft mir ja nicht weg. Und es überkam sie das köstliche Gefühl derer, die ihr Glück ans Herz drücken können, wenn sie nur die Arme danach ausbreiten.

Frau Donowsky war erst vor kurzem von ihrem Aufenthalt bei ihren Eltern zurückgekehrt. Eine wundervolle Zeit war's. Wenn auch anders als sonst, ganz anders. Sonst, wenn sie einmal daheim war, war sie der Mittelpunkt des elterlichen Hauses gewesen: Sieh, hier bleibst du immer, wo du warst. Hier ist dein alter Platz am Tisch, dein alter Platz in unserm Herzen. Und nun — so gut wie abgesetzt, verabschiedet aus allen Ehrenämtern. Genau so wie im eignen Hause in Berlin.

Einfach kurzerhand verdrängt. Und vom eignen Kinde. Es kann noch nicht auf den Füßen stehen, aber wenn es kommandiert, lachend, strahlend vor Liebenswürdigkeit, fliegt das ganze Haus. »So, mein Fräulein, hier ist dein Stuhl! Und hier ist dein Teller, dein Löffelchen! Und nun kommt die Serviette. Du weißt doch, mit dem großen Hund und der kleinen Miezekatze.« Das Kind jubelt über den gestickten Hund und streichelt die gestickte Katze.

»Nein, das ist m e i n Amt!« sagt der alte Oberst. Und er hebt die Kleine hoch, um sie auf das höchste Stockwerk ihres hohen Stuhls zu setzen. »Au, Donnerwetter!« sagt er plötzlich — er hat seine Podagrazehe an einem Bein des Kinderstuhls gestoßen.

»Das kommt davon, wenn die Großväter noch Ämter haben wollen!« sagt die Großmutter erbarmungslos. Fräulein Trude lehnt sich in ihrem Stuhl zurück. Wie von einem Thronsessel blickt sie von dort herab.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und sie streckt liebkosend die Hand aus. Nach Großpapa mit seinem Podagra, nach Großmama mit ihrem Rheuma, nach Mama — mit nichts als Frische und Gesundheit.

Frau Donowsky war so vertieft in ihre Erinnerungen der jüngsten Zeit, sah so vor sich nieder, daß sie beinah erschrak, als der Weg vor ihr sich plötzlich verdunkelte. Jäh blickte sie auf und stand vor Rauth, der sie erst jetzt erkannte und ein wenig zur Seite trat. Er zog den Hut. »Ah, meine gnädigste Frau!«

»Oh, Herr von Rauth!« sagte Frau Donowsky freundlich. »Freue mich, Sie zu sehen! Nach so langer Zeit!«

»Nach einer Ewigkeit!« erwiderte er.

»Ewigkeit?« lachte sie. »Vier Wochen — das war die ganze Ewigkeit!«

»Wahrhaftig? Nur vier Wochen waren es?« fragte er. »Kaum glaublich! Mir schien es viel länger, so daß ich mir soeben die Freiheit nahm, mich in Ihrem Hause nach Ihrer Rückkehr zu erkundigen. Und da erfuhr ich, daß gnädige Frau seit drei Tagen zurück sind.«

»Und jetzt erfahren Sie, daß Sie wieder mit ihr umkehren müssen,« unterbrach sie ihn schnell. »Das heißt,« setzte sie hinzu, »wenn Sie nicht gerade Besseres vorhaben.«

»Besseres?« erwiderte er launig. »Noch Besseres?« Und er legte humorvoll die Hand aufs Herz. »Nein, meine gnädigste Frau, noch Besseres habe ich nicht vor. Wenn das also die einzige Möglichkeit für mich wäre ...«

»Freizukommen ...« warf Frau Donowsky ein.

»Ihnen nicht zur Last zu fallen ...« sagte Rauth.

»Ja, das wäre tatsächlich die einzige Möglichkeit,« erwiderte sie. »Also, wenn ich bitten darf,« fuhr sie fort, »machen Sie mir die Freude, mit mir zurückzukehren. Mein Mann wird hoffentlich auch bald nach Hause kommen und das Vergnügen haben, Sie zu treffen.«

Sie gingen den kurzen Weg miteinander und sprachen von diesen letzten vier Wochen, von der Zeit, wo sie sich nicht gesehen hatten.

Frau Donowsky schloß die Korridortür auf. »Trude!« rief sie. »Mama!« jubelte die Kleine auf dem Arm der Bonne und strebte der Mutter entgegen. Aber da sie neben dieser ein fremdes Gesicht auftauchen sah, wandte sie sich ab und versteckte das Köpfchen. »Oh, oh!« sagte Frau Donowsky. »Wer wird sich denn verkriechen, Trude? Gleich sei ein gutes Kind und sag' guten Tag!« Das Kind sah den Fremden von der Seite an, scheu und ein wenig forschend. Aber dann gehorchte es und reichte ihm, etwas schüchtern noch, die Hand. »So ist's recht, mein Fräulein!« sagte Rauth. »Wir werden schon gute Freunde werden.«

»Aber nun laß uns mal durch, Trude!« befahl die Mutter. »Und bleib artig bei Mia!«

»Aber hoffentlich soll sie nicht meinetwegen eliminiert werden!« wandte Herr von Rauth ein.

»Nein, meinetwegen. Wo ich nach so langer Zeit das Vergnügen habe, Sie bei uns zu sehen.« Es war konventionelle Höflichkeit in den Worten, zugleich aber auch natürliche Freundlichkeit. Frau Donowsky öffnete die Tür rechter Hand. »Bitte, treten Sie ein! — Nur eben meinen Hut ablegen!« fügte sie hinzu.

Rauth war stehengeblieben an der Schwelle des geöffneten Zimmers. Wie auf ein bezauberndes Bild sah er auf die schöne Frau, auf die Bewegung ihrer Arme, auf die Neigung ihres Kopfes, von dem sie den Hut losnadelte.

»So, da wäre ich fertig,« sagte sie jetzt. »Und nun kommen Sie! Auf die Veranda hinaus, wenn's Ihnen recht ist. Ah, da muß erst Tag gemacht werden,« fand sie, als beide auf die dämmerige Veranda hinaustraten. »Als ich fortging, schien die Sonne hier herein.« Sie ging bis zur Balustrade und suchte neben der Säule nach der Schnur, um den Leinenvorhang zurückzuziehen.

»Aber bitte,« sagte Rauth, zu ihr tretend, »gestatten Sie, daß ich das tue!«

»Wenn Sie können ...« erwiderte sie neckend.

Herr von Rauth stand jetzt neben ihr, die Schnur, die stark verwirrt war, in den Händen. »Können!« lächelte er siegesgewiß. Und er machte sich daran, die Verschlingung zu lösen. Jetzt hatte er sie fast ganz entwirrt.

»Bravo!« sagte Frau Donowsky. »Ich werde jeden Tag dankbar Ihrer gedenken!«

Rauth verneigte sich: »Sehr angenehm!«

»So lange bis ich alles wieder in Unord-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nung gebracht habe,« setzte sie etwas hinterlistig hinzu.

»Das heißt also, bis übermorgen ungefähr.«

»Bis spätestens übermorgen,« stimmte Frau Donowsky vergnügt ein.

»Ausgezeichnet!« sagte Rauth übermütig. »Also spätestens übermorgen bereits muß ich notwendigerweise wiederkommen, um die Schnur wieder in Ordnung zu bringen.«

Sie lachten jetzt beide, froh ihres Wortgefechts.

»Mir scheint, Sie haben ein Talent, mit verwirrten Fäden fertig zu werden,« sagte sie anerkennend.

»Unter Ihrer gütigen Beihilfe, heißt das!« entgegnete er.

Jetzt war die Schnur völlig in Ordnung gebracht. »Bitte!« Er reichte sie ihr.

»Tausend Dank!« erwiderte sie. Dann zog sie mit einem schnellen Ruck den Vorhang zurück. »Was für eine kostbare Luft da hereinkommt!« Sie atmete tief auf und stützte die Hände auf die Balustrade.

»Kostbar!« stimmte er zu.

So standen sie nebeneinander. Durch die Stille klang der Laut von den Schritten der Vorübergehenden, das ferne Rollen eines Wagens. Zwischen den Stämmen der Bäume gegenüber blitzte die untergehende Sonne.

Da ging hinter ihnen die Zimmertür, und Schritte kamen. Rauth wandte sich um. »Das Kind, das schlafen geht und mir gute Nacht sagen will,« erklärte Frau Donowsky, sich gleichfalls umwendend. Die Bonne, mit dem Kinde auf dem Arm, trat näher heran. Als sie dicht vor Frau Donowsky stand, beugte sich das Kind zu dieser hinüber und streckte die Händchen nach ihr aus. Sie nahm das Kind und hielt es in beiden Armen. »Gute Nacht, mein Liebling!« sagte sie zärtlich. Und sie küßte die Kleine leicht auf die Wange. Aber das Kind war es von andern Abenden her offenbar anders gewöhnt, so daß es diesen flüchtigen Kuß nicht für voll gelten ließ. Es drückte sein Gesichtchen an das Antlitz der Mutter und preßte ihr sein Mäulchen, das halb geöffnet war wie der Schnabel eines kleinen Vogels, fest auf die Lippen. »So, nun ist's genug,« sagte Frau Donowsky mit leichter Befangenheit. »Nun geh schlafen!« Damit wollte sie das Kind der Bonne zurückgeben, die ihm schon die Hände entgegenhielt. Aber die Kleine beachtete diese Hände gar nicht. So weit war man noch nicht im Programm — bitte sehr! Nun kam ja doch erst der zweite Gutenachtkuß! Und mit der plötzlichen Bewegung lebhafter Kinder beugte sie sich auf dem Arm der Mutter zu Rauth hinüber, der neben Frau Donowsky stand, und hielt auch ihm ihr Schnäbelchen hin.

Wie ein freudiges Erschrecken durchlief es Rauth. Ein Taumel wollte ihm die Sinne umfangen. Der Kuß der schönen Frau ... diese Kinderlippen, auf denen er zu ihm kam — ihm war, als müsse er ihn trinken, inbrünstig wie ein Verdurstender. Sein Blick flog über die Frau an seiner Seite; ihr war das Antlitz von flammender Glut übergossen. Im nächsten Augenblick schon war er zur Besinnung gekommen: nur leicht, ehrfürchtig fast, hatte er die Kinderlippen gestreift.

Die Kleine hatte ihn groß angesehen, etwas verwundert und forschend. Der war ganz anders, dieser Kuß, ganz anders als der von Papa, dessen Schnurrbart sie immer gekitzelt hatte, daß sie mit halb zugekniffenen Augen laut aufgelacht.

»So, nun geh!« sagte Frau Donowsky und übergab das Kind energisch der Bonne. »Du bist ja die reine kleine Landplage heut abend!« Es sollte leicht klingen, aber es war ein verhaltener Ton von Ungeduld in den Worten, ein Ausdruck fast von peinlicher Beschämung. »Verzeihen Sie,« sagte sie scherzend, »ihr Benehmen ist noch nicht ganz auf der Höhe.«

»Verzeihen?« entgegnete Rauth. »Für ein so reizendes Geschenk kann man nur danken.« Er sah sie nicht an bei diesen Worten, aber er dachte: Nun errötet sie wieder bis in die Schläfen hinauf.

»Immerhin,« lächelte jetzt Frau Donowsky, sich fest in Zügel nehmend, »nun sind wir den kleinen Störenfried los. Bitte, nehmen Sie Platz!«

»Sie sind zu beneiden, meine gnädigste Frau,« sagte Rauth, »um dies wundervolle kleine Geschöpf.«

»Ja,« entgegnete sie schlicht, »Sie haben recht. Eigentlich müßte man danken für dieses Glück vom Morgen bis zum Abend. Und zu wissen,« fuhr sie nachdenklich fort, »daß das wie Unkraut wächst, dies Glück! Rund um uns her. In fast allen Häusern.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und daß wir trotzdem so viel Unglück haben in den Familien, so viel Zwietracht und Haß! Wie ist das nur möglich?«

Rauth zuckte leicht die Achseln. »Wenn Sie meine Studien über viele Familien machen könnten,« sagte er, »Sie würden sich über diesen Haß und diese Zwietracht nicht wundern. Und auch nicht darüber, daß nicht einmal Kinderhände sie fortzustreicheln imstande sind. Wir dürfen nicht vergessen, worauf gründet sich denn in vielen Fällen das Familienleben? Vielleicht auf Liebe, auf Vertrauen und Noblesse? Gott behüte! Ganz im Gegenteil, auf Berechnung, auf die niedrigste Profitsucht, also auf den krassesten Egoismus. Wie kommen denn unzählige Ehen heute zustande? Der Mann will weniger die Frau, die er heiratet, als ihr Portemonnaie; die Frau will weniger den Mann, den sie heiratet, als seine Stellung, sein Gehalt, seine Karriere, seine Titel. Im Grunde dürften sich ja beide nicht beklagen, wenn sie nichts weiter bekommen, als was sie erstrebt haben. Aber in innerster Seele beklagen sie sich doch — und Haß und Zwietracht sind fertig.«

»Wie traurig ist das alles!« sagte Frau Donowsky. »Um so trauriger, als es so ganz anders sein könnte. So hell und glücklich.«

»Sein könnte,« antwortete Rauth, »gewiß! Aber gegenwärtig kann es nicht anders sein, als es ist. Wir leiden seit langem an einer ganz falschen Bewertung vieler Dinge, an einer ganz verkehrten Einschätzung. Wir leiden an einer trübseligen, gemütlosen Äußerlichkeit. Unsre Innerlichkeit, unser tiefes, echtes Gefühl ist wie verschüttet. Als wäre es gestorben oder nie gewesen. Wir sind wie Parvenüs: wir leben für alle Welt, nur nicht für uns selber.«

Frau Donowsky nickte. »Das ist zum Frieren, so zu leben. Die Ärmsten, die das müssen!«

»Müssen?« entgegnete Rauth. »Das muß niemand. Sie glauben es nur zu müssen.«

»Sie sind also nicht selbständig genug. Nicht souverän genug,« sagte Frau Donowsky nachdenklich.

»Gerade das ist es,« nickte Rauth. »Die meisten Menschen sind Herdenmenschen. Einer geht voran, sie gehen alle hinterher; einer denkt voran, sie denken alle hinterher.«

»Aber das ist kläglich!« sagte Frau Donowsky.

»Und wie kläglich!«

»Und Sie sehen nicht zu schwarz?« fragte sie nach einer kleinen Weile.

»Zu schwarz? Nein, durchaus nicht. Eher zu rosig.«

»Ach,« sagte Frau Donowsky, »wir haben gut reden, wir, die wir alles haben, was das Leben uns zu geben hat.« Ein glückliches Leuchten lag in ihren Augen.

»Nun,« entgegnete Rauth lächelnd, »daß ich alles hätte, was ich zu haben wünsche, positiv alles — das könnt' ich eigentlich nicht behaupten.«

»Nein, nein,« lachte die schöne Frau, »ich habe mich ungenau ausgedrückt. Eigentlich durft' ich nur von mir selber sprechen. Aber Sie verstehen,« fuhr sie strahlend fort, »wenn man vom Glück überschüttet ist — dann ist man so geblendet ... dann sieht man nichts als Glück ... rund um sich her ...«

Rauth nickte.

»Wenigstens im Umkreis einiger Quadratmeter,« setzte sie munter hinzu. »Und so kam es ...« Sie stockte plötzlich.

»Daß Sie auch mich zu den Glücklichsten dieser Erde zählten,« half Rauth ihr weiter.

»Was ein großer Irrtum von mir war, wie ich sehe,« sagte sie neckend ernsthaft.

»Das heißt, von der momentanen Augenblicklichkeit abgesehen,« sagte Rauth galant.

»Und von sonst nichts abgesehen?« fragte sie gutlaunig.

»O doch, auch von sämtlichen andern Stunden abgesehen, die ich — wie hieß es doch gleich? — im Umkreis dieser Quadratmeter zu verleben die Ehre habe.«

»Oh! Das ist alles?« Frau Donowsky fragte es lustig mitleidig. »Für so arm an Glück hätt' ich Sie eigentlich nicht gehalten.« Im selben Augenblick überlief es sie heiß, und sie sah vor sich nieder. Das klang ja bedenklich nach einem fishing for compliments, das, was sie soeben gesagt hatte. Jetzt würde Rauth sagen — mit dem Vergnügen, das man empfindet, wenn im Gespräch der Partner selber einem die Entgegnung in den Mund legt —: Meine gnädigste Frau, würde er sagen, arm an Glück nennen Sie das!? Aber er sagte kein Wort.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie blickte halb auf. Da sah sie ihn wie jemand, der alle Kraft zusammennimmt, Herr seiner selbst zu bleiben.

»Verzeihung,« kam es dann von seinen Lippen, »wenn ich nicht fürchten muß, lästig zu fallen, so kann ich mir ja dies Glück noch wesentlich erhöhen: diese Stunden beispielsweise noch verdoppeln.« Er sagte es mit der guten Laune eines, der auf ungewissem Grunde gewandert ist und plötzlich auf festen Weg gelangt.

»Bravo!« sagte Frau Donowsky. »Das ist ein vortrefflicher Plan.«

»Nein,« entgegnete er scherzend, »erschrecken Sie nicht vor meiner Unbescheidenheit! Schließlich möchte ich Ihnen nicht als schlauer Geschäftsmann erscheinen, der jede Konjunktur zu seinen Gunsten ausnutzt.«

»Oh, bitte sehr, Sie vergessen: zu meinen Gunsten ebenfalls!« erwiderte sie schlagfertig.

»Danke verbindlichst!« sagte er mit offener Fröhlichkeit. »Aber trotz Ihrer Güte«, setzte er hinzu und sah nach seiner Uhr, »ist es Zeit für mich, zu gehen.« Er stand auf.

»Sie wollen nicht bleiben, bis mein Mann kommt?« fragte sie freundlich, sich gleichfalls erhebend.

»Bedaure sehr! Ich kann nicht. Ich habe eine Verabredung. Aber ich bitte, mich Herrn Gemahl angelegentlichst empfehlen zu wollen.«

»Danke!« entgegnete sie. »Damit werde ich ihn darüber trösten, daß er Sie verfehlt hat.«

»Sie verwöhnen mich, meine gnädige Frau,« erklärte Rauth unter seinem Handkuß. »Ich versinke in Dankbarkeit!«

»Hoffentlich nicht für immer!« sagte lächelnd die schöne Frau. »Auf Wiedersehen!«

Als die Korridortür sich hinter Herrn von Rauth geschlossen hatte, verließ Frau Donowsky ihr Zimmer und ging den Korridor hinunter. Sie summte eine Melodie vor sich hin, leise, etwas übermütig, wie in verhaltener Freude. Wie liebenswürdig ist dieser Rauth! dachte sie. Den möcht' ich wahrhaftig näher kennenlernen. Nun, die Sache schien sich ja bereits zu machen: wenn er in Zukunft seine Besuche noch verdoppeln würde ... Ach, das war ja nur so eine liebenswürdige Redensart gewesen, eine gesellschaftliche Gewandtheit. Gesellschaftliche Gewandtheit? Nun ja — man ist gewöhnt, die kurzerhand anzunehmen bei einem Herrn wie Rauth. Und trotzdem — war das gesellschaftlich gewandt, daß er vorhin ...?

Frau Donowsky war jetzt am Kinderzimmer angekommen. Leise öffnete sie die Tür, leise trat sie in dem dämmerigen Zimmer an das Bettchen. Die Kleine schlief bereits. Frau Donowsky stand eine Minute und versenkte sich in das reizende Bild: alles zur Ruhe gekommen, das Leuchten der Augen, das Lachen und Plaudern der Lippen, jede weiche, runde Bewegung des kleinen Körpers. Sie neigte sich hinunter, dicht auf das kleine Antlitz, daß sie den Atem des Lebens auf ihrer Wange fühlte, leicht und warm wie eine Liebkosung. Das ist wie Frieden, so ein Kind, dachte sie inbrünstig. Wie Frieden für Leben und Ewigkeit! Dann ging sie zum Fenster, zog die Vorhänge fester übereinander, daß der Blitz vom Tageslicht, der noch durch den schmalen Spalt sah, den Schlummer des Kindes nicht störe, ging auf den Fußspitzen durch die angelehnte Tür in das Nebenzimmer, um der Bonne einen Auftrag zu geben, und verließ das Schlafzimmer wieder, so sacht, als ob sie hinausglitte.

Als sie über den Korridor zurückging, kam ihr Mann gerade zur Korridortür herein. »Guten Abend!« begrüßte er sie freundlich. »Andacht im Kindertempel erledigt?«

»Ja,« sagte sie. »Das heißt,« setzte sie hinzu, »heute war's ein abgekürztes Verfahren. Ich bin erst eben bei ihr gewesen. Sie schläft schon. Ich hatte Besuch. Von Rauth.«

»Ah so,« machte er. »Tut mir leid, daß ich ihn nicht mehr sehe.«

»Er konnte nicht länger bleiben,« erzählte sie, »er hatte eine Verabredung. Läßt sich dir übrigens empfehlen.«

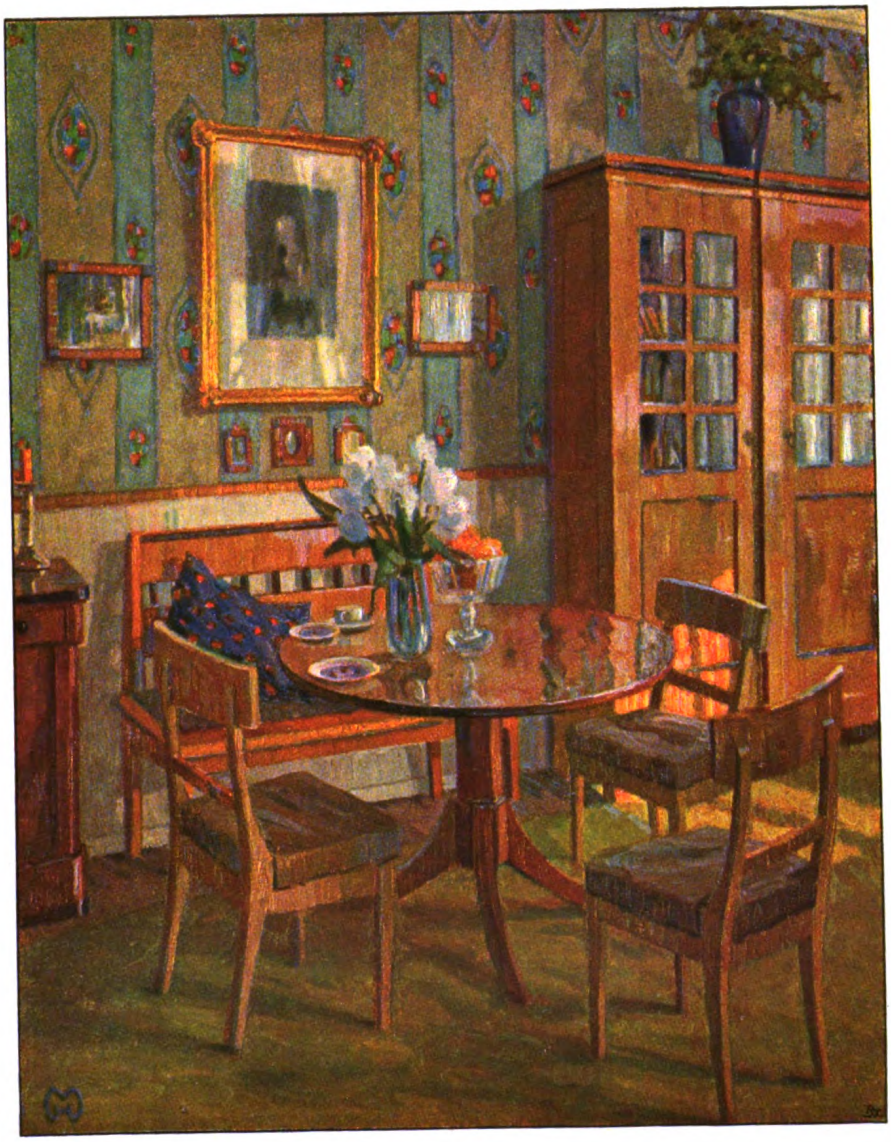
»Danke!« erwiderte er. »Habt ihr euch gut unterhalten?«

»Sehr gut,« antwortete sie.

Donowsky hatte seinen Hut abgelegt; sie waren durch das Zimmer auf die Veranda getreten. »Ihr wart wohl hier draußen?« fragte er.

»Ja, das waren wir. Es war köstlich. Kein Tropfen Sonne mehr. Wir konnten die Vorhänge ganz zurückziehen. Das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



H. Matthiessen: Innenraum

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Herbst 1915

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

heißt,« fuhr sie fort, »eigentlich konnt' ich's nicht. Die Schnur war schändlich verknotet. Aber Herr von Rauth hat sie in Ordnung gebracht.«

»Sehr dankenswert!« sagte Donowsky anerkennend.

»Oh, ich habe mich auch schönstens bedankt,« berichtete sie.

»Er hat sogar noch mehr bekommen als nur einen Dank,« fügte sie geheimnisvoll hinzu. »Ganz was Besonderes.«

»Was denn?« fragte ihr Mann.

»Einen Kuß!« sagte sie neckend.

»Donnerwetter!« lachte er.

»Wahrhaftig. Einen Kuß von schönen Lippen.«

»Oho!« drohte er lachend.

»Von deiner eignen Tochter!« triumphierte sie.

»Ah so!« machte er wie beruhigt.

»Wie findest du das?« fragte sie munter.

»Das finde ich vielversprechend,« sagte er vergnügt. »In ihrem Alter — alle Achtung! Hoffentlich hat er ihn nach Gebühr gewürdigt.«

Oh, das wollte sie Rauth geraten haben! Das fehlte, daß er das nicht getan hätte! Und sie erzählte ihm, wie das Kind gebracht worden, um ihr gute Nacht zu sagen. »Und da Rauth da war,« sagte sie, »und du nicht da warst — so übertrug sie kurzerhand ...« Sie zögerte.

»Mein Eigentumsrecht auf ihn,« lachte er. »Den Kuß, der mir gehörte, auf ihn.«

»Ja,« sagte sie, »den Kuß, der dir gehörte, auf ihn.« Und sie lachte gleichfalls. Wie angenehm befreit von einer etwas peinlichen Erinnerung.

(Fortsetzung folgt.)

Was bleibt!

Von Ernst Zahn

Als diese Erde einem Garten glich,
Wo alle Bäume schlank zum Himmel stiegen,
Der Lenzwind sanft um tausend Rosen strich,
Die Vögel träumten und die Quellen schwiegen,
Wo Kinder spielten auf der Wege Kies
Und Liebende in stillen Lauben kosten,
Als diese Erde schien ein Paradies —
Da wurde Krieg und die Geschütze tosten.

Da brandete des Hasses dunkles Meer,
Da schlugen aus der Statt der Wohlfahrt Flammen,
Und immer dichter zog und unheilschwer
Sich ob der Welt die Nacht der Not zusammen.
Leben ist nichts mehr nun, denn Tod ist Fürst!
Es gilt nicht Gut, denn morgen wird's zum Raube!
Was zählt dein Heim, draus du vertrieben wirst!
Wer schätzt noch Pracht, die morgen fällt zu Staube!

So blieb von unserer Tage Eitelkeit
Kein bleicher Schein, daß wir daran uns letzten.
Klugheit versagt, es fällt Erhabenheit,
Zusammenstürzt, auf was wir Hoffnung setzten.
Ganz klein sind wir geworden, ganz gering.
Die Häupter ducken sich, die hochgetragnen.
Und wo die Hoffart protzend sich erging,
Schleicht Kleinmut jetzt der vom Geschick Geschlagnen.

Nur eins noch taugt: des Mitleids holdes Licht,
Der Menschenliebe wundersames Weben,
Da Bruder lernt, wie man zum Bruder spricht,
Und Milde im Verborgnen weiß zu geben.
Uns Armgewordnen einer wilden Zeit
Bleibt auszuschaun, wo wir noch Ärmre fänden.
Wohl denn, schließt auf die Herzen groß und weit
Und gebt — und gebt — mit nimmermüden Händen!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Glasträne

Er war das Pulver jeglichem Gerauf;
Patrone blieb er, wir nur Flintenlauf.
„Wer zwingt mich? Bin ich nicht der Belzer? Drauf!

Was Meister!“ Weibertoll und wandertrunken
Durchschritt er Kaliforniens Spelunken:
„Platz! Belzer kommt!“ Und schlug dem Zunder Funken.

Das Weltmeer trug den kupfernen Matrosen.
„Hoiho! Mich zwingen? Magst dich keck erbosen:
Ich lenke — du sollst meinen Kahn umkosen!

Daheim ist Krieg! Fort aus der schwanken Tonne!
Mann gegen Mann! Des Vaterlandes Sonne
Soll nicht verlöschen. Vorwärts, Sturmkolonne!“

Sein Weg ist rot. „Was Wunde! Fort die Binde!“
Er bricht sein Kriegerbrot dem fremden Kinde:
„Und du schenkst mir?“ — Die Kleine läuft geschwinde:

„Glastränen, von des Vaters letzter Schicht:
Sobald ihr nadelfeines Spitzchen bricht,
Ist alles Staub. Die Faust zerschlägt sie nicht!“ —

„Sonst ist nichts dein, und alles bringst du dar?
Ich hatte auch ein Mädchen — ganz dein Haar!“ —
„Wo ist dein Kind?“ — „Gott weiß! Das war!“ — „Was war?“ —

„Mein Kind!“ — Nacht senkt sich rasch auf seine Welt;
Ein Spitzchen Glas in heißer Hand zerschellt —
Und Staub ist plötzlich, was er sinnt und hält.

Max Bittrich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abendstimmung an der Ostsee

Das Mittelmeer des Nordens

Ansichten, Erlebnisse und Gedanken von der Ostsee

Wort und Bilder von Gustav Langen

Seegesicht

Leicht und ruhig gleitet der schwedische Dampfer durch die halbhelle Sommernacht. Der Mond zieht seine silbernen Furchen über die Fläche der Ostsee wie durch einen Acker mit schwarzen und glänzenden Schollen. Der weite Gesichtskreis des Tages hat sich zusammengezogen in einen engeren halbdunklen Raum. Doch um so weiter ziehen die Gedanken nun, wo nichts die Blicke fesselt, und malen innere Bilder wie seltsame Luftspiegelungen auf die mattleuchtenden Wände der Mitternachtsdämmerung. Geister der Vergangenheit umlagern den Horizont, und ringsum rauscht die weiche Brandung des nordischen Mittelmeeres an die gespenstisch nahegerückten Küsten. Da, wo der südliche Himmel in Dunkelheit sich breitet, tauchen in bleichem Licht die Wanderdünen der Kurischen Nehrung auf. Zum Greifen nahe scheint ihr Spiegelbild zu ruhen, daß man das Meer zu ihren Füßen leise wogen sieht. Und nun wandern Fischerdörfer und dunkle Waldungen, steilgezackte Uferhöhen und flache Sumpfstreifen der ostpreußischen Küste vorüber. Wie ein großer Scheinwerfer wandert unser geistiges Auge das ferne Gestade des Meeres ab, weiter nach Südwest. Schon leuchten die Zacken und Türme Danzigs auf, und mit geschwellten Segeln gleiten längstverschollene Schiffe der Hansa vorbei wie tiefbraune Schattenbilder vor dem rötlich leuchtenden Hintergrund, einem alten Gemälde gleich. Und nun wieder Küste — Küste, hinter deren Strand die Güter des pommerschen Adels breitgelagert ihren kurzen Sommerschlaf halten, tief gebettet in Heuduft und umsungen von dem leisen Rauschen der kommenden Ernte. Doch schon beginnt die Kimmung zu leuchten von den Essen und Schloten Vulkans. Wie Spinnweben, bald klarschwarz in der Glut, bald von heißen Schwaden umdampft, scheinen die Hellinge Stettins in der Luft zu hängen, und in ihnen wie kleine Fliegen Menschen, fieberhaft eilend, wie tags so nachts die rauhen Schiffsrümpfe bald verderbendrohend aufs Meer zu bringen. Ein Singen, Ächzen und Knirschen kommt von diesem Teil des Horizonts herüber, die wilde Stimme des Krieges und harter Gegenwart.

Nun tiefes Schweigen. — Die weißen Felsen Rügens wie ausgebleicht und von den dunklen Floren nachtschwarzer Buchenwälder überhangen, ragen auf wie alte Götterstühle. Hier ist der Ort für Heldengräber germanischen Stammes, hier, wo der uralte Glaube am längsten haftete, wie der Nebel in dunklen Baumkronen, wenn die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sonne kommt. Fruchtbare Gefilde, Wald und alte Städte mit trotzigen Türmen tauchen auf. Städte, zwischen deren ehrwürdigen Namen der Kranz der Bäder und Erholungsstätten einer arbeitsfrohen Gegenwart bunt und hell leuchtet. Stralsund, Greifswald, Rostock, Wismar, Kleinodien aus der goldenen Kette, die der deutsche Hansabund einst um alle nordischen Küsten schlang. Glühend vom Leben vergangener Zeiten steigen sie aus der Flut. Von Wällen umkränzt, von Wassern umflossen, aufsteigend auf dem Hügel ragt das vieltürmige Lübeck über allen. Das rote Gemäuer seiner Kirchen scheint noch in der Nacht zu glühen, und aus den gewaltigen Fenstern bricht ein Leuchten geheimnisvoller Kräfte. Nun klingt es, das Meeresrauschen übertönend, wie brausender Orgelklang herüber durch Nacht und Zeiten, bald friedevoll weich, bald mit dem Donner und tausendfältigen Geschrei des Krieges. Es lauscht die See, es schweigt das weite Land, in wachsenden Kreisen ziehen die Tonwellen über Feld und Fluren, ein Lied der Kraft, ein Zusammenklang heiliger Vergangenheit und leuchtender Zukunft: Grüß' dich, Deutschland, aus Herzensgrund! — Da blitzt es auf! Ein Donner rollt über die See, dunkle Rauchwolken wälzen sich, schwarze Schatten huschen durch die Wellen, Feuerschein spiegelt sich wie in tausend Pfannen, und hinter der purpurnen Pracht der Hansakönigin kommt die eiserne Gegenwart hervor, in panzergrauer Härte die Heimat der Flotte: Kiel. Hier heulen die Sirenen, und die Fenster werden kleine, winzige Luken, aber in ihrem Schein hinter den stählernen Wänden schlagen warme Herzen in gefahrvoller Enge: Grüß' dich, Deutschland, aus Herzensgrund! Und weiter wendet sich der Blick nach Westen über das Land der holsteinischen Bauern, wo über flache Küsten der rauhe Salzhauch des Weltmeeres streicht und keinen Baum, nur fette Triften duldet.

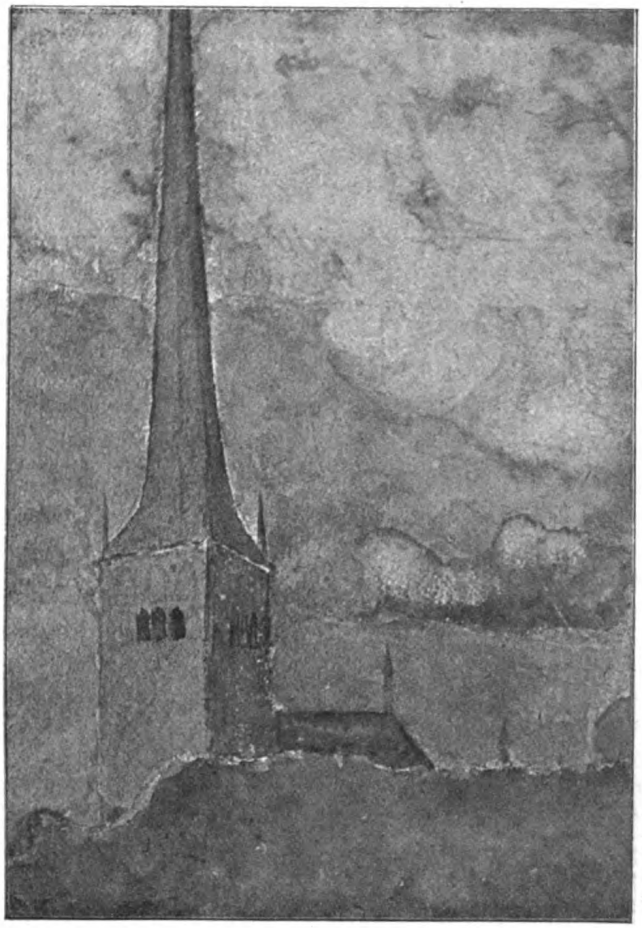
Das ist das deutsche Ostmeer mit seinen Küsten, der uralte Schauplatz germanischer Gegenwart. Ein Viertel der Windrose hat unser Geistesauge durcheilt, ein Viertel des Horizonts ist umlagert von deutschem Land, und die mondglitzernde Welle, die unsern schwedischen Dampfer umspült, ist ein Stück Heimat, ein Gruß aus deutschen Strömen und vom Duft heimatlicher Acker überhaucht. Aber das Land, das wir nun sehen, ist schon Fremde, es sind die fetten Weiden Dänemarks, des Landes der reichen Bauern, das, wie die Niederlande, von dem Boden lebt, den Bäche und Ströme von Wald und Feldern der Gebirge niederspülen. Noch sind wir nicht an Kopenhagens zierlichen Türmen, da schiebt sich schon schwedische Küste herauf und breitet in Westnordwesten die reichen Flächen Schonens hinter sich aus. Und nun kommt Küste auf Küste hervor. Granitgebuckelt hebt sich das Land nach Norden zu immer größeren Höhen, bis dort, wo fahler Schein wie Nordlicht schon die Mitternachtsonne ahnen läßt.

Wir sitzen auf dem Achterdeck, wo unter uns die Schrauben rauschen, ein lauer Sommerwind streicht über das Meer. Was wir von Süden über West nach Nord an uns vorübergleiten sahen, versinkt wie ein Schemen. Es ist die Ostsee, die wir kennen; aber was wir nun sehen werden und wohin uns der Dampfer trägt, das ist die Fremde, und die Küsten, die wir nicht als Schatten sehen, sondern mit eignem Fuß betreten werden, richten ihren Blick nach Osten. Noch einmal werden wir germanischen Boden betreten, dann werden Land und See des Moskowiters uns umschließen.

Die Stadt der Felsen

Leicht und ruhig gleitet der schwedische Dampfer durch die halbhelle Nacht. Am Morgen wecken uns eilige Schritte auf den Planken des Verdecks. Wir möchten doch wissen, ob man schon Küste sieht, schieben den kleinen blauen Vorhang von der Luke und schauen hinaus, das Auge eingestellt auf die blendende Weite des Meeres an einem Sommermorgen. Aber, wie man, aus tiefem Traum erwachend, plötzlich vor der Wirklichkeit erstaunt die Augen aufreißt, so sehen wir keine zwanzig Meter entfernt Busch und Baum vorübergleiten und ein freundliches Landhaus dazwischen. Die müden Augen schließen sich für Sekunden, schauen ungläubig hinaus, aber schon ist alles verwandelt und wieder das Meer sichtbar, bis zum Horizont, mit vielen rundgeschliffenen schildkrötenförmigen Felsen darin. Doch schon engt sich der Blick wieder, grüne Inseln mit Bäumen und Häusern gleiten dahin, Fahnen bewegen sich in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Kirche in Reval bei Nacht

der Sommerluft, Boote aller Art tummeln sich zwischen diesen grünen Wunderinseln, die daliegen, so unwirklich nahe und doch so unerreichbar umspült wie die Gefilde der Seligen. Das ist unsre erste Bekanntschaft mit der Schärenwelt des Nordens.

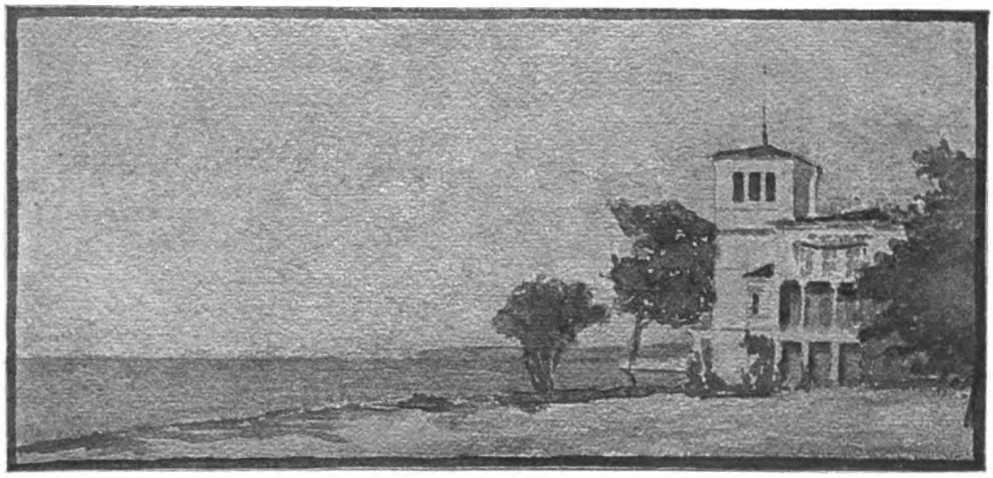
Nun sind wir auf Deck. Das Felsen- und Wasserlabyrinth läßt sich nur ratlos bestaunen als eins der größten Weltwunder, als ein Knäuel von Irrwegen — so kraus und glatt, so weich und hart, so leuchtend und dunkel wie das Leben selber. Wie nur der Dampfer durch die Klippen findet! Es ist, als ginge er mit verbundenen Augen durch einen Wald von Messern den einzigen schmalen Weg, der nicht ins Verderben führt. Nun werden die Inseln größer, die Wasserarme breiter und klarer, in der Ferne tauchen Türme auf, verschwinden und zeigen sich an andrer Stelle, die Felsen werden höher, die Häuser rücken dichter zusammen, und dann umdrängt und umschließt uns

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vordämmerung in Travemünde

von allen Seiten Stockholm. Diese Hauptstadt des größten nordgermanischen Reiches ist uneinnehmbar, ist in ehrlichem offenem Kampfe nie zu bezwingen — das ist der erste Eindruck des Fremden, der sich nach solcher Fahrt vorkommt wie am letzten Ende eines verzweigten Dachsbaues. Mit den glatten, flachen Felskuppen ist das Gestade hier ein Land von Panzertürmen, deren harte granitene Schädeldecken kein Geschoß zerschlägt. Schwedens Wehrmacht hat in dieser Natur einen starken Bundesgenossen.

Aber wie in den starkknochigen, oft ungelenken Bewohnern dieses Landes eine zarte, feinfühlende Seele wohnt, so werden auch seine Felsen von der weichen Luft des Meeres, vom nordischen Schmelz unendlich fein abgetönter Himmelsfarben vergeistigt. Mag auch die Sonne lachen und mögen die Rosen blühen, begrüßt und gepflegt als Bringer der Freude, so bleibt doch immer der Ernst dieser schimmernden Felsen mit ihren großen ruhigen Linien das Bestimmende in diesem Lande, hinter dessen bekannten Küsten und südlichen Gefilden die fast unbekannte Natur unendlicher Wälder, brausender Gewässer und schweigender Granitgebirge sich bis zum hohen Norden dehnt. Wir glauben gern, daß hier die Heimat der Germanen war, in dieser stillen, großen phrasenlosen Natur, in der Kampf und sichere Kraft etwas Notwendiges und alle Freude Gemüts- und Herzenssache ist, weil Sonne und Blumen, Menschen und Geselligkeit hier in vertieftem Sinne Geschenke des Himmels sind, weil hier der Wert des einzelnen Menschen in gewaltiger Einöde und dunkler Nacht mit noch tieferem, wärmerem Glanze leuchtet, als es für uns Deutsche in dem Namen »Weihnacht« eingeschlossen liegt. Auch die Schweden zieht es, wie uns, nach dem Süden, aber wenn wir Deutschen, zwischen Romanen und



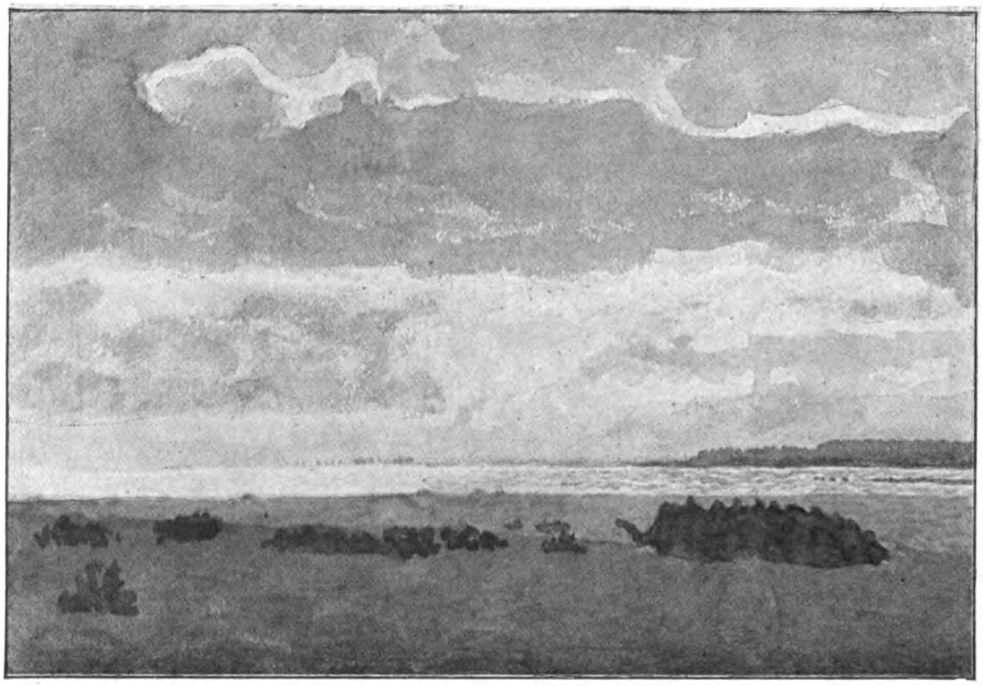
Spätnachmittag in Heiligendamm

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Slawen bedroht, das Beste in uns stählen und erfrischen wollen, dann tun wir gut, den Wanderstab zu unserm nordischen Ursprungsland zurückzuwenden, wo schon Bismarck seine im unruhigen Leben verbrauchten Kräfte sich zurückgewann. Wenn längst die Alpen zum künstlich gepflegten Naturpark, zur Sehenswürdigkeit für jedermann geworden sind, werden die Gebirge des Nordens noch lange Brunhildens unzerrissenen Schleier tragen. Bei allen uns umdrohenden Gefahren der Großstadtkultur und des Wohllebens, bei den Gefahren, in die uns Deutsche die rechnende und ordnende Nützlichkeit des Erwerbslebens hineinzwingt, finden wir in Land und Leuten des Nordens einen Maßstab für die Echtheit des in uns noch frei bewahrten Germanentums. Denn so sehr auch der Schwede sich empfänglich zeigt für ausländische und vor allem für französische Art, so unberührt bleibt er von ihr in den Tiefen seines Wesens. So sehr auch manches in Stockholm französisch oder bei den vielstöckigen Riesenbauten gar amerikanisch beeinflußt scheint, so verleugnet sich doch die schwedisch-germanische Natur nirgend ganz, und während noch in Kopenhagen mit erlesenem Geschmack alle Reize westlicher und südlicher Kultur spielen, erscheint Stockholm im Mittelpunkt der nördlichen Ostseeküste als die echte Hauptstadt Skandinaviens.

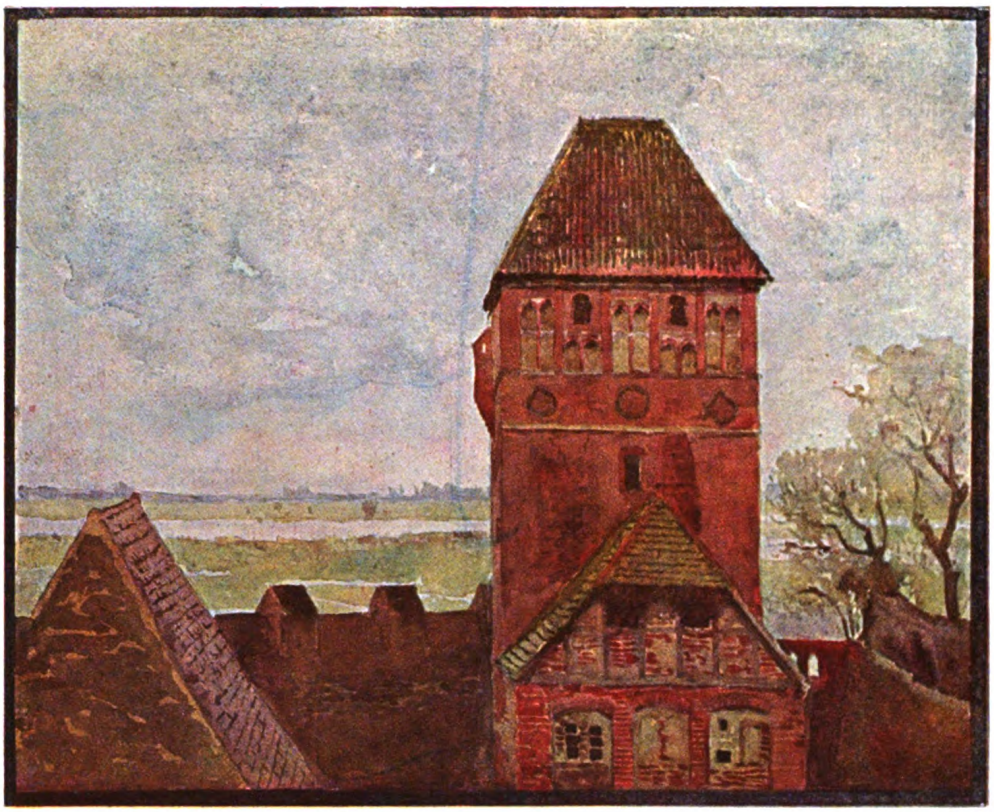
Das Land der tausend Seen

Schon am Nachmittag trägt uns ein neuer Dampfer wieder in die Ostsee hinaus, deren Wunder im Abendlicht der kurzen Nächte noch zauberhafter spielen als im eben erlebten Morgenglanz. Wir fahren bald am Rande der Schärenwelt hin, wo die hohe See kaum noch von kleinen Klippen überragt wird, die wie Seehundsköpfe hervortauchen; bald stoßen wir tief ins Land hinein und suchen uns auf abkürzenden Wegen durch das Klippengewirr zu winden. In ewigem Wechsel spielt die Gefahr der Felsen um unser Schiff, das vorsichtig die immer verführerischer leuchtende goldene Abendflut durchschneidet. Aus seeartig weiten Gewässern, in denen wir völlig eingeschlossen scheinen, führen enge, mit schützenden Holzbalken eingefaßte Durchschlupfe schleusenartig hinaus, um uns an Stellen zu bringen, wo wir uns auf einem großen Strome glauben, an dessen Ufer Fels und Tannenwälder zu schwarzen Massen zusam-



Gewittersonne am Rigaischen Meerbusen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Wehrturm einer Hansastadt

menfließen. Schon ist es Nacht, aber noch immer glühen Himmel und Gewässer. Es ist ein langsames Müdewerden und kaum merkliches Erbleichen der Farben, ohne daß es dunkler würde, was nun die Sinne gefangennimmt, bis endlich der Mond kälter und schärfer wird und aus den grünlich hellen Himmelskammern Silber über Silber ausstreut. Wir fahren traumhaft, wie durch das glitzernde Sterngeflimmer der Milchstraße hindurch, wie betäubt in süßer Ermüdung der Sinne, und nur die Überlegung, daß es sich auch wohl lohne, am folgenden Tage frisch zu sein, läßt uns endlich aus der großen Welt in die enge Kajüte steigen. —

Am folgenden Morgen sind wir in finnischen Gewässern. Die Nachtfahrt ging südlich an den Alandsinseln vorbei, schon haben wir die finnische Stadt Hangö hinter uns und nähern uns Helsingfors. Die Schären sind zurückgetreten, und wir fahren mit freiem Blick aufs offene Meer, vorbei an der fernen finnischen Küste.

Finnland! — Freiheitstraum und Alpdruck zugleich! Hier kämpft ein freies hochgebildetes Volk den Verzweiflungskampf gegen den russischen Unterdrücker, der dies ungleiche Volk nur freiläßt, wenn es sich selbst in Zwietracht zermürbt, der seine Glieder in eiserne Schraubstöcke zwängt, wenn sie sich selbständig regen. Nirgend trifft die russische Knute so empfindliche Nerven wie hier, nirgend steht der Unterdrückte so hoch über dem Kosaken, der ihn schlägt. Finnlands Freiheit wird von der Umschlingung eines der Riesenarme des russischen Polypen langsam erwürgt, und je mehr wir dem Ungeheuer die baltischen, polnischen, ukrainischen und kaukasischen Fangarme abhacken, desto schärfer krampft sich der finnische zusammen, solange wir nicht das Herz treffen.

Gegen Abend fahren wir in Helsingfors ein, vorbei an der Zwingfeste Sweaborg, die 1809 durch Verrat den Russen in die Hände fiel und Finnlands Schicksal dem Moskowiter auslieferte. Kahl und drohend

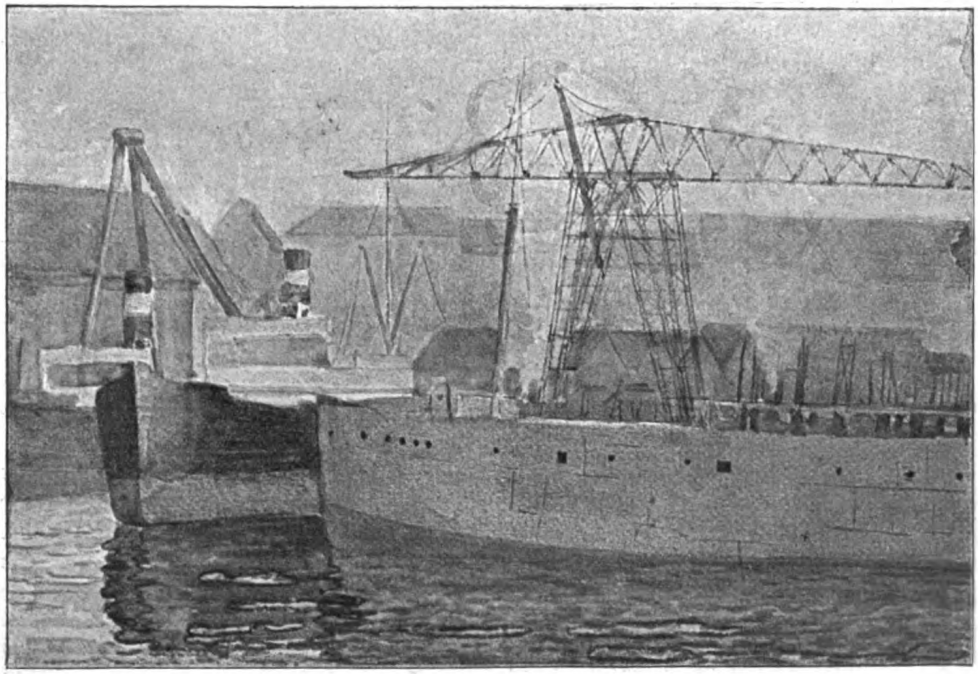
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf Granit gebaut, liegt sie in merkwürdigem Gegensatz zu der hellen, neu und glatt gebauten Hauptstadt Finnlands wie ein sie bewachender Drache da. Wann wird er seinen Perseus finden? —

Helsingfors zeigt sich schon vom Meere aus nicht als alte Hansastadt. Streng liegen die geradlinigen Blöcke der öffentlichen Gebäude, Gasthöfe und Kaufhäuser da, überragt von Kirchen, umkränzt von den Landhäusern der wohlhabenderen Bevölkerung. Nur die weiße russische Kathedrale mit den goldenen Kuppeln gleißt fremd heraus mit ihrem Asiatentum. Beim Landen die erste russische Zollwirtschaft, und dann sind wir drinnen im russischen Reich, aus dem man ohne Paß nicht wieder herauskommt.

Fröhliches Hafenleben läßt Rußland zunächst vergessen. Auf der gleich an den Hafen anschließenden Esplanade, die wie in allen größeren finnischen Städten mit einem gastlichen Restaurant und öffentlichem Musikplatz verbunden ist, lustwandeln finnische Studenten und Studentinnen beim Abendkonzert, an dem die ganze Bevölkerung teilzunehmen scheint. Auf deutsche Fragen wird freundlich in überraschend gutem Deutsch fast von jedem der Studenten geantwortet. Hier und da stört ein russischer Beamter oder ein langhaariger Pope das freundliche europäische Bild.

Wieder geht der Tag zur Neige, und die Himmelsglocke leuchtet ohne Sonne mit eignem Licht. Das Leben auf den Straßen nimmt zu. Noch klingen die Freuden des großen finnischen Sonnenwendfestes mit seinem ausgelassenen Feuerjubel nach, der in diesem Lande der Einöden und des langen Winters wie ein Taumel sich dem Zauber der hellen Nächte hingibt. Draußen liegt das Meer in warmer Windstille, blau und wie mit allen Lebenskräften geladen. Es ist wie eine italienische Nacht, nur leuchtender und von geheimnisvoller Tiefe. Kleine Boote fahren zwischen dem Hafen und einem auf einer kahlen Klippe liegenden Konzerthaus hin und her, und vom Strande klingen seltsam rhythmische fremdwilde Volksgesänge. Finnlands fast überfeinerte altschwedische Kultur blüht wie eine Orchidee aus dem alten Stamm finnischen Volkstums auf, und beides erscheint dem Fremden in diesen hellen Nächten zu einer Einheit verschmolzen. Da weht durch die Lüfte ein Hauch tiefer nordischer Leidenschaft, alles durchwärmend. Was ist das Flackerfeuer des Südländers, hinter dem



Hafenbild aus Kopenhagen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Strandbild aus Heiligendamm

kühle Berechnung lauert, gegen die nordische Glut, die alles verzehrt — sollen wir den Abstand mit zwei Namen begrenzen: Kriemhild und Helena!

Der kommende Tag vergeht mit dem Studium der Hauptstadt Finnlands. Auf der großen Freitreppe vor der protestantischen Hauptkirche sind noch vor kurzem die Kosaken mit ihren Pferden die Stufen hinaufgesprengt und haben finnische Studenten mit Knuten zusammengehauen. Wohin man sieht und hört, leben solche Erinnerungen auf, und immer wieder muß man den trotzdem ruhigen Fluß des Lebens und die Werke der Kultur bewundern, die auf diesem vulkanischen Boden erwachsen.

Die Nacht sieht uns schon wieder auf dem Meere. Wir sind in russischen Gewässern, wo zwischen den beiden Leidensgenossen Finnland und Baltenland russische Kreuzer wie Wolfshunde hin und her jagen. Einer holt uns ein in schäumender Fahrt und verschwindet vor uns dort, wo die blauen Felsen Hochlands, des russischen Helgolands, wie gewaltige Klötze sich quer in den Finnischen Meerbusen legen. Im Winter starrt hier alles in Eis.

Wir laufen am folgenden Tage verschiedene Häfen an, Borga, Lowisa, Kotka, Fredrikshamn, in denen der Holzreichtum des Landes verfrachtet wird und schwimmende Holzlager in immer neuen Buchten bis in die weiteste Ferne zu sehen sind, die dort auf ihre Dampfer wartend vor Anker liegen.

Dann endet unsre Seefahrt mit dem Einlaufen in den nördlichen Zipfel des Finnischen Meeres, die Bucht von Wiborg. Wie ein heller, durchsichtiger Geist ragt dort der mächtige Festungsturm aus altschwedischer Zeit auf mit seinen mächtigen Schießscharten für Kanonen bis ins oberste Stockwerk. Aber auch dies Zeichen schwedischer Macht ist längst in russischen Händen. Posten gehen vor der Festung auf und ab. Es ist um zehn Uhr abends noch so hell, daß wir den massigen Turm in einer Farbenskizze festhalten können, wofür wir beinah hinter Schloß und Riegel gekommen wären, und wir wissen heute, was das in Rußland heißt.

Um Mitternacht trägt uns die Eisenbahn ins Innere des Landes, wo zwischen den Einöden die Güter Petersburger Großkaufleute liegen, umgeben von russischen Holzhäusern, die mit Einrichtung für die Sommermonate vermietet werden. Eine solche Datsche ist unser Ziel, und eine helle Nacht unsre Führerin. Am Bahnhof erwarten uns drei finnische Bauern mit ihren kleinen Pferdchen und den verwegen fahrenden vierrädrigen Wägelchen, auf deren schmalen Sitzen man sich nur gegenseitig halten kann, so daß auch die ärgsten Feinde gezwungen sind, ein Liebespaar zu markieren. Das Gepäck wird aufgeladen, und nun geht es quer durch den Wald über Baumwurzeln, durch Gräben, weil das erste Stück der Straße zu schlecht sei. Dann kommt eine bessere Landstraße, die zu einem russischen Militärlager führt. Hart knirschen die Räder auf dem Granitschotter, in dem wir die Kristalle des Quarzes und kleine Glimmerstückchen wie Schnee blitzen sehen; aber härter noch krächzt die Stimme

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ahrendsburg am Rigaischen Meerbusen. Klare Luft nach dem Gewitter

eines alten Bauern in höchsten Fisteltönen: »Der Herr hat mir einen halben Rubel gegeben. Das war schön. Nun habe ich ihn vertrunken, und das war noch viel schöner. Heim wollte ich fahren mit meinem Pferdchen, da hab' ich noch Gepäck gekriegt, und komme doch mit Geld nach Haus, juchhe!« Dazwischen mischt der Selige alte Lieder aus dem Sonnenwendfest, wilde asiatische Melodien mit scharfen Rhythmen, fremder Tonart und Worten, die hier besser nicht übersetzt werden, und jedes endet mit einem kurzen »Rack« wie abgesägt. Wilde, sturmzerzauste Fichten drohen schwarz in den hellen Himmel, weite Heide und Sumpfflächen tun sich zwischen den Wäldern auf, grausig wandern die verkohlten Strünke eines Waldbrandes vorüber, und der selige Alte ist bald vorn, bald hinten mit seinem Wägelchen. Wenn er vorbeifährt, an den mächtigen Koffer gelehnt, sehen wir seinen Kopf gespensterhaft fröhlich wackeln und den aufgerissenen und zugeklappten Mund. Kein deutscher Bauer würde je so singen. Das ist Asien, wie es unter der Kulturdecke Europas und eines jahrhundertalten protestantischen Christentums aus mongolischem Volkstum hervorbricht.

Finnischer Sommer! Wie soll man in wenigen Worten alle die seltsamen Reize dieser schnell verblühenden Jugend verkünden? Als wir kamen, leuchteten zwischen Fels und Heide die Waldwiesen in allen Frühlingsfarben; als wir gingen, vier Wochen nach dem ersten Grasschnitt, heizte man in den kühlen Nächten, vergilbten die Blätter und fielen die Herbstregen. Wieviel ließe sich erzählen von den Schluchten voll undurchdringlichen Urwaldes, durch die das Wasser der Moore sickert, bis es als kristallheller Bach durch Wiesentäler zu den vielen Seen hüpft, erzählen vom Bad in einsamen Flußläufen oder am Ufer des Meeres, von den flachshaarigen finnischen Kindern, von den Mädchen, die im ärmlichsten Sommerkleidchen wie blonde Prinzessinnen am Wege standen und auf das große Wunder warteten! Wieviel ließe sich erzählen von den endlosen Seeflächen, von den hölzernen Kirchen und den Sitten der Bevölkerung, von den Badehäuschen, die, neben jedem Wohnhaus liegend, am Sonnabend aus allen Ritzen qualmen, bis die Familie hineingeht, sich entkleidet, und der Vater Wasser über die glühenden Steine gießt, daß alle in schweißtreibenden, reinigenden Dampf gehüllt werden, wobei sie sich mit Birkenruten schlagen, um Haut und Blut recht durchzuarbeiten! Es ist ein gesundes, gutgebildetes und sich stark vermehrendes Volk, das in Zukunft noch fähig sein wird, aus den Bodenschätzen und Wasserkräften des Landes reiche Kulturgüter zu schaffen und die Einöden in nutzbares Land zu verwandeln.

Wir fuhren durch Strecken, wo spärliches Getreide auf mühevoll entsteintem Boden stand, wo ganze Wälle von Granitgeröll von zähestem Fleiß und Kampf mit der Erde zeugten, die hier nur zu oft noch Steine für Brot bietet.

Selbst für das Vieh ist hier auf Kulturland kein Platz, und die kleinen, zierlichen Kühe sahen wir in den Wäldern zwischen hals- und beinbrechenden Blöcken sich ihr

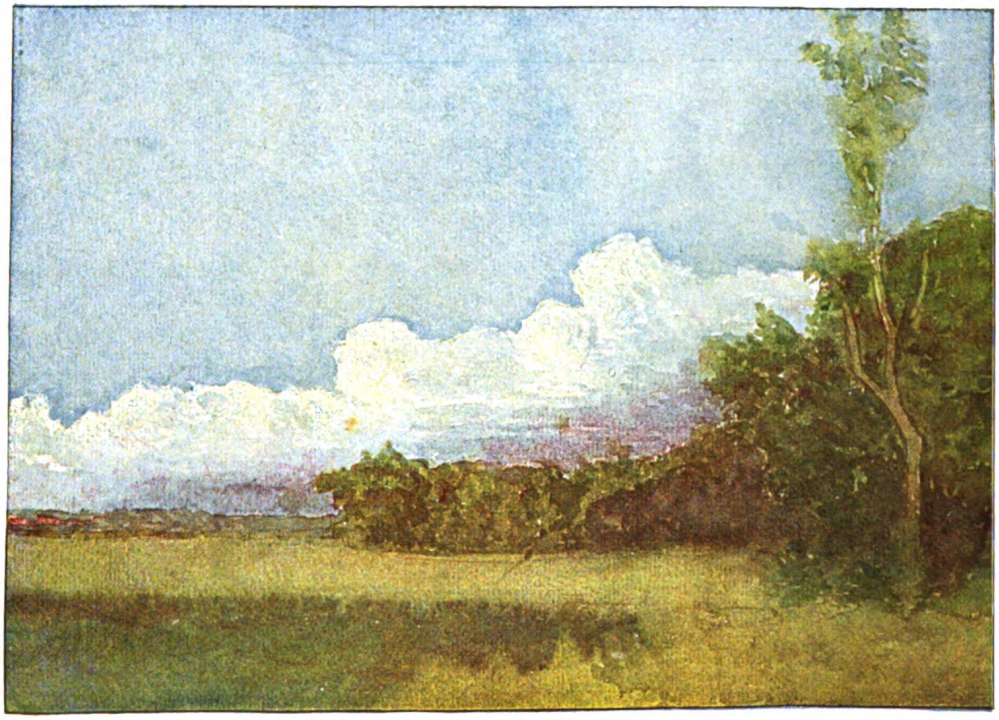
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

karges Futter rupfen. Wieviel ließe sich auch erzählen von dem Wunder Finnlands, dem vielbesuchten Imatra, dieser wildesten aller Stromschnellen, wo sich die Wassermassen ganzer Provinzen und vieler hundert Seen durch eine enge granitene Gurgel zwängen in furchtbarem, von Wutausbrüchen begleitetem Gedränge! Dies Aufbrüllen der Naturgewalten, diese donnernde Auseinandersetzung zwischen Urgestein und Wassermassen von mehr als vierhundert-

läßt, in der die Fäden gewissenloser Ränke und Ausbeutung wie nirgend sonst zusammenlaufen. Diese Stadt ist wie ein negativer Pol, der den Wohlstand eines Riesenreiches aussaugt und seinen Körper dafür mit dem alles durchdringenden Netzgewebe eines verkommenen Beamtentums durchsetzt.

Die Stadt im Sumpf

Oh, sie ist schön, die Stadt im Sumpf! Von weitem glänzen ihre goldenen



Niederung an der Ostsee bei Heiligendamm

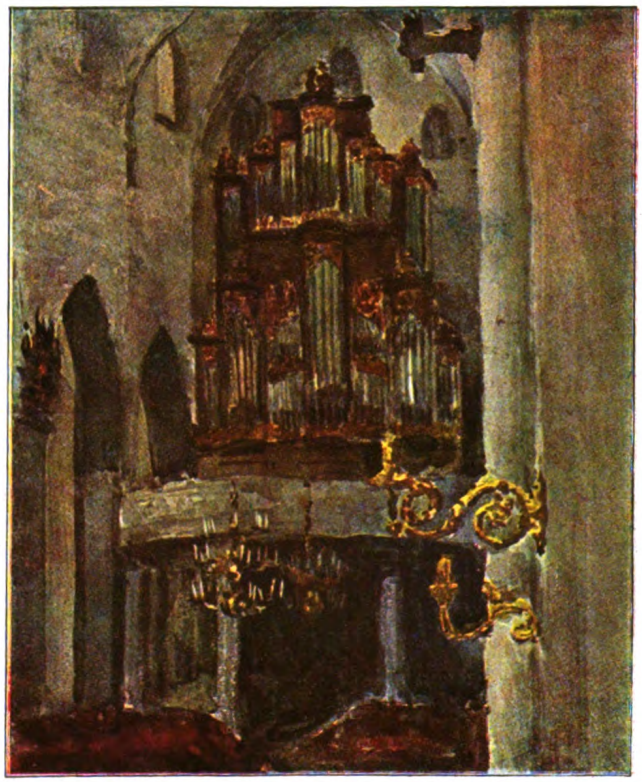
tausend Pferdekräften ist keine Kunst wiederzugeben imstande.

Mit dem Besuche Finnlands haben wir einen Abschnitt unsrer Reise erreicht. Die Norduser des nordischen Mittelmeeres und ihr uns Deutschen fast unbekanntes Hinterland, das alte Gebiet skandinavischer Kultur, liegt hinter uns. Von Wiborg aus beginnt russisches Gebiet. An der Insel Björkö vorbei führt uns die Fahrt, wo der einsame Zar auf verankertem Schiffe die einzigen sorglosen »bombensicheren« Wochen des Jahres verlebt. Dann kommen wir in die Kronstädter Bucht, an deren Strand ein fröhliches Badeleben mit seinen unschuldigen Freuden die Nähe einer Stadt fast vergessen

Kuppeln fromm und leuchtend über den blauen Duft des Meeres, aber das Kupfer ihrer glänzenden Wölbung ist von Deutschen vergoldet, weil man keinen im Lande fand, der seine »heilige« Kirche nicht um dieses Gold betrogen hätte. Sie ist schön, diese Stadt mit ihren Schlössern und Parks; aber Deutsche, Holländer und Franzosen haben diese Schönheit geborgt, und in den von Reichtum strotzenden Sammlungen wird man das Stöhnen unterdrückter Völker und vor den geschliffenen Sarkophagen das Knirschen sibirischer Sträflinge nicht los. Sie ist großzügig, diese Stadt mit ihren breiten geraden Straßen und weiten Plätzen, mit ihren einheitlich rot oder gelb

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

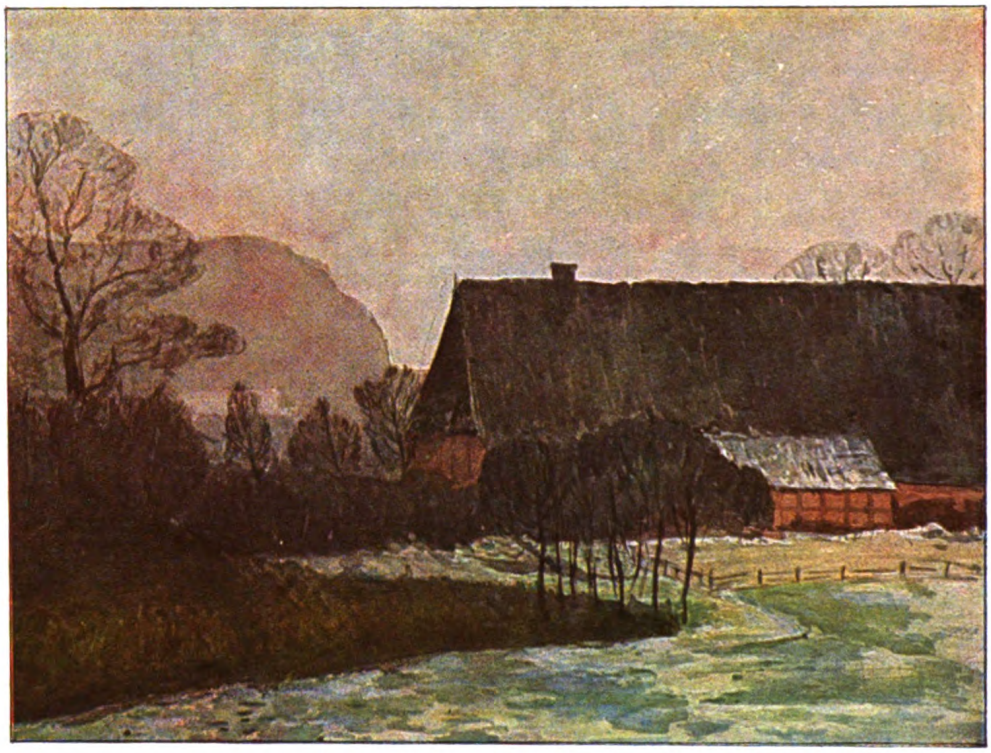
gefärbten Gebäudefluchten und ihren in stolzer Breite prangenden Ministerien, aber wahrhaft groß ist nur das imposante System der allgemeinen Gaunerei, mit der sich Kirche, Staat, Bürger, Beamte und Händler gegenseitig und jeder sein eignes Gewissen betrügt. Groß sind die Baugedanken des einen Mannes, auf den hier alles Bedeutende zurückgeht, Peters des Großen, dieses genialen Barbaren; aber aus allen Einzelheiten, Profilen und Gesimsen, die nach dem Weggange seiner fremden Baumeister ausgeführt wurden, schaut die Roheit hervor. Dieser gewaltige Mann, der den Weg zur Ostsee suchte und die baltischen Provinzen bis zur Düna seinem Reiche hinzufügte, hat seine Hauptstadt mit Riesenkosten in den Sumpf gebaut, aber er hat den Sumpf nicht überwunden. In der bisher noch unkanalisierten, durch einen falschen Straßenbau auch unkanalisierbaren Zweimillionenstadt brütet die Cholera, und eine schlechte Wasserleitung verbreitet das Gift durch alle Röhren. Unter den hellen Straßen und goldenen Kuppeln droht ein Seuchenherd, und unter den Palästen gärt, von spürsinnigem Spitzeltum niedergehalten, das Gift der Revolution. Man geht in der prächtigen »Sühnekirche« unter Mosaikgewölben auf kostbarem Fußboden, aber an einer Stelle wird unter dem aufgedeckten Glanz eine Gosse sichtbar mit aufgerissenen Pflastersteinen zum Andenken an die Stelle, wo der tödliche Bombenwurf Alexander II. traf — das ist Rußland, auf ein Quadratmeter zusammengedrängt. Reue, Rührung, Heiligkeit und Verbrechen, Glanz und Schmutz, und an dieser Stätte nationaler Trauer die unverschämteste Trinkgelderjagd der Kirchendiener. Der Sumpf ist echt und unergründlich, auf dem die russische Hauptstadt liegt, und wenn auch das internationale Leben des Luxus und der Kunst hier in den schönsten Farben prangt, wenn auch das rührend gutmütige Volk in echter Frömmigkeit weder Tieren noch Menschen ein Haar krümmt und sich am Ostertage mit heiligem Kuß gerührt in die Arme sinkt, so ändert das nichts an der Verderbtheit des Systems. Rußland gleicht einem Manne, bei dem Fleisch und Knochen von gewaltiger Stärke und alle Organe gesund sind — bis auf das Rückenmark.



Kirche in Reval. Orgelansicht

Wie Hochland als das russische Helgoland bezeichnet wurde, so könnte man Kronstadt das russische Kurhaven nennen. Es liegt mit seinen goldenen Kuppeln prächtig da, und erst der Kranz kleiner düsterer Forts auf den Nachbarinseln zeigt, daß es sich hier um Anlagen handelt, die noch Moltke für uneinnehmbar erklärte. Wir fahren vorbei, selbst im tiefsten Frieden scharf beobachtet von russischen Detektivs, die keine lebhaftere Aufmerksamkeit für diese Anlagen gestatten. Dann sind wir auf der bei den Petersburgern so beliebten, oft auf Dampferausflügen besuchten äußersten Meeresbucht der Ostsee. Dampfer und Boote fahren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Holsteinisches Bauernhaus im Vorfrühling

hin und her und besorgen den Güter- und Vorortverkehr, große Schiffe laufen ein und aus. Deutlich sieht man beide Küsten. Wir halten rechts an der Südseite, wo das Schloß Peterhof liegt mit seinen feenhaften Wasserkünsten. Halbrechts in der Ferne leuchten die blauen Höhen bei Zarskoje Selo mit dem zweiten großen Zarenschloß, das wegen seiner gesunden Lage und seines guten Trinkwassers der Hauptwohnsitz des Herrschers aller Reußen ist. Schon sehen wir unter den goldenen Kuppeln der Stadt, die ihre herrlichen Glocken nie läuten lassen, sondern die Luft mit asiatischem Gebimmel und Gebrumm erfüllen, den Anfang des Häusermeeres. Wir lassen den Handelshafen rechts liegen und sind nun vor dem Deltagebiet der Newa, die halblinks, nach Norden zu, mit vielen sumpfigen und verschilften parkbestandenen Inseln in die Bucht mündet, während wir auf dem Hauptarm in die Stadt einfahren. Zu beiden Seiten des breiten Stromes liegen Werften, auf denen die Körper von mächtigen Kriegsschiffen drohend liegen. Nun beginnen die ersten öffentlichen Gebäude, vor allem eine ausgedehnte Kriegsschule zur Linken. Immer stolzer und dichter drängen sich die mächtigen Fronten zusammen, bis rechts das Gebäude der Admiralität den von Peter gewollten Mittelpunkt der Stadtanlage bezeichnet. Hier sollte sich ein riesiger Platz zum Wasser hin öffnen, um den sich der gelbweiße Riesenbau mit gewaltigem Hufeisen legt. Leider ist der Platz, den es einschließt, der Gewinnsucht zum Opfer gefallen und zugebaut, ein echt russisches Scheitern großzügiger Pläne. In der Mitte des Hufeisens erhebt sich ein Turm mit vergoldeter Spitze. Von hier aus strahlen drei riesige geradlinige Straßen, Prospekte genannt, durch den ganzen Stadtkörper durch, um sich dann mit echt russischer Großzügigkeit als Eisenbahnen in fast geraden Strekken bis nach Moskau, Kiew und Warschau fortzusetzen. Ein fürstlicher Gedanke für eine Landeshauptstadt! Von diesem Punkte aus sieht man flußaufwärts zur Rechten den Platz mit dem Denkmal Peters des Großen, überragt von der goldenen Kuppel der Isaakskirche, und hinter dem Platz das weiträumige braunrote Winterpalais mit der anschließenden reichen Kunstsammlung der weltberühmten Eremitage. Zur Linken,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

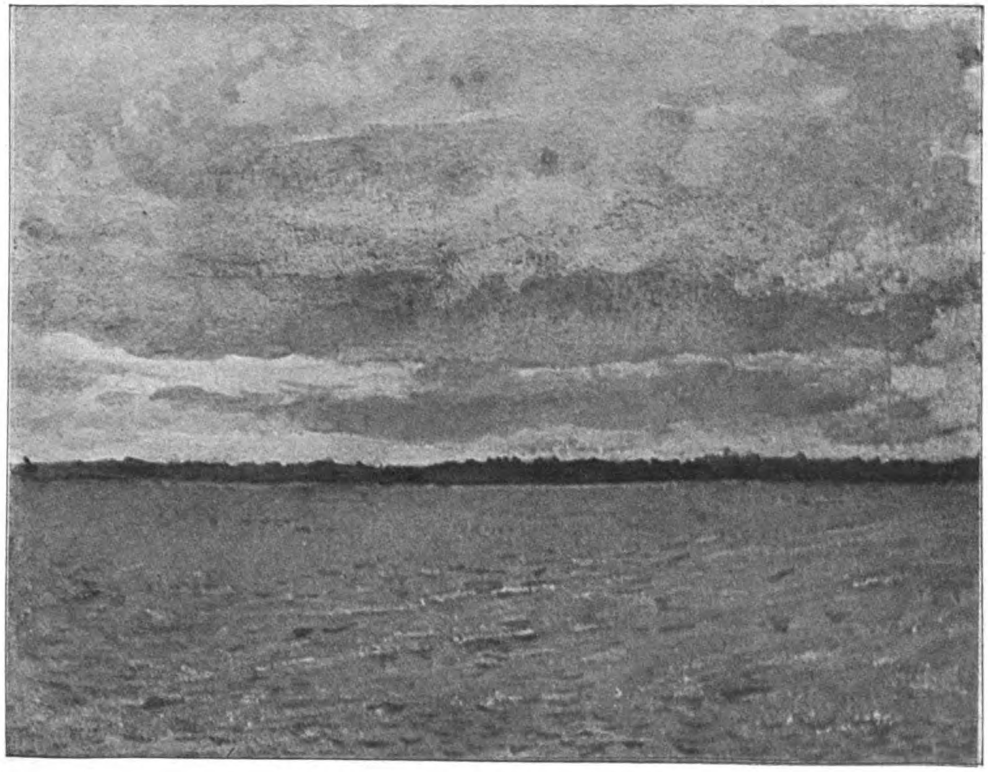
dem Winterpalais gegenüber, liegt die Inselfestung mit dem spitzen blitzartig leuchtenden Turm der Festungskirche (Peter-Paul), wo die Gruft der Kaiser ist und von wo aus vor einigen Jahren beim Salutschießen ein »zufällig« scharfer Schuß »zufällig« in die Gemächer des Zaren drang.

Wir tun dieser Stadt der Widersprüche kein Unrecht, wenn wir mit diesem Mißklang von ihr scheiden. Was ist die große Form und aller äußere Glanz, wenn sie nicht die natürliche Blüte eines gesunden Volkswohlstandes sind! Was ist ein Fürst ohne Liebe, eine Staatsleitung ohne Gewissen! In dieser Stadt des Sumpfes fühlen wir erst, was wir selbst besitzen, und geben gern den Glanz, wenn uns die Treue bleibt; denn Glanz ist Flitter, und Treue ist Macht.

Petersburg ist ein Fremdkörper an der Ostseeküste. Hier bricht das Moskowitertum mit seinem schlimmsten Ausläufer vor bis an die Gestade, die rings von alten Kulturvölkern und nach dem Höchsten strebenden Nationen als rechtmäßiges Erbland besetzt sind. Von den Städten Skandinaviens und Finnlands kommend, wenden wir an diesem kritischen Punkte die Fahrt, um nun an der Südküste des nordischen Mittelmeeres altdeutsches Wesen mit warmem Herzen zu grüßen.

Das Nürnberg des Nordens

Während wir die Türme Revals aufsteigen sehen, schrillen die Sirenen der Torpedoboote, kollern die Krane der Linienschiffe mit harter, drohender Wirklichkeit an uns vorüber. Reval hat den stärksten russischen Kriegshafen, den wir erst hinter uns haben müssen, bevor die Schönheit der alten Stadt wie ein schlummerndes Dornröschen vor unsern Augen auflebt. Wir müssen auch die erquickende Wirklichkeit lebendigen Deutschtums, das moderne Leben des Handelshafens und der Straßen, den Klang der deutschen Sprache, die uns hier heimatlich grüßt, in uns verarbeitet haben, müssen den baltischen Baron mit seinen schlanken blonden Töchtern vergessen haben, der eben sein Wägelchen besteigt, um in flottem Trab auf sein Gut zu fahren — dann sind wir mit der alten Stadt allein.



Meerstimmung an der finnischen Küste

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist noch eine von den Städten, um die herumzugehen ein Spaziergang und ein zärtliches Erlebnis ist. Sie aber steht da mit ihren Ringmauern, trotzig und abweisend. Doch nun erlaubt sie langsam bald durch ein Tor in der Mauer, bald über sie hinweg einen Blick auf ihre Schönheit. Schlank stehen die Kirchen da mit ihren Dächern und den schweren, aber zierlich in den Himmel aufklingenden Türmen, die sich im Weitergehen wie in langsamem Altvätertanz gegeneinander verschieben und drehen. Nun steigt ein Hügel an. Die Mauer klimmt mit hinauf. Wir sehen weit ins Land über Wiesen und Wasserflächen, doch die Stadt ist verschwunden. Sie verbirgt sich hinter dem grauen steilragenden Gemäuer der Burg, das eben im Abendschein zu leuchten beginnt und, mit Efeu, Wein und Rosen überwachsen, sich nicht merken läßt, daß hinter ihm politische Gefangene unter russischer Willkür schmachten. Die jäh aufsteigende Wand erlaubt keinen Überblick. Wir treten etwas zurück, und nun steigt über den Zinnen das Schloß auf, und ein zierlicher Kirchturm, von Dohlen umflogen, sonnt sich in der warmen, meerfeuchten Sommerluft.

Da hält es uns nicht länger, wir müssen hinein in die Stadt, die so stolz und lockend über ihre Mauern schaut. Durch ein paar vorgelagerte Straßen noch, dann öffnet sich ein doppelter Torbogen, und steil führt zwischen hohen Quaderwänden der Burgweg bergauf. Rechts oben blickt das Schloß aus hundert Fensteraugen über Stadt und Meer, und schon steigen wir unwillig zwischen den steilen Wänden eingekeilt weiter. Da gibt kokett ein kleiner Bogen, der zu einem steinernen Treppchen führt, die Aussicht frei. Dort unten liegt die Stadt mit Giebeln und Dächern. Blauer Rauch steigt langsam und behaglich auf. Wenige Schritte aufwärts noch, und wir sind in der Oberstadt mit ihren krummen Straßen und ruhig daliegenden Herrenhäusern, Pfarreien und dem friedlichen Kirchplatz. Aber auch hier hat der Russe seine bunte Orthodoxie wie einen rohen Stempel ins deutsche Bild gesetzt.

Wir steigen in die untere Stadt hinab zu den Straßen mit ihren ernsten Giebelhäusern, deren mächtige Dielen von altem Handel erzählen; wir folgen den kleinen Gäßchen, in deren Dunkel die Türme der Kirchen väterlich hineinschauen; wir gehen still in die heimlichen Winkel an der Stadtmauer, wo ängstliche Häuschen sich zusammenschmiegen und doch ein Hauch von Geborgenheit weht. Da schlägt die Glocke vom Turm. Wir treten durch die offene Kirchtür und sehen die Gruftsteine deutscher Ritter und Bürger, deren Geschlechter schon vor siebenhundert Jahren aus allen Teilen unsers Vaterlandes hier einwanderten und seitdem ihr Deutschtum durch alle Gefahren treu bewahrten. Hier ist Heimat. — Von den weißen Kirchenwänden schauen die krausen Wappen des Adels rings im Land mit unendlich feinen, verstaubten schwarzgoldenen Tönen herab; in den prachtvollen Messingleuchtern spielt blasses Licht, und über diesem Leuchten thront die Orgel, dies Sinnbild tiefdeutscher Musik, das in keiner russischen Kirche zu finden ist. Hier könnte eine bachische Fuge niederschäumen in donnernden Kaskaden — Gott erhalte das Deutschtum in aller Welt!

Heimfahrt

Wieder trägt uns die Ostsee. Perlmutterfarbig unbewegt liegt die Rigaische Bucht. Stolz empfängt uns die blühende Handelsstadt, das Hamburg der Ostsee, wo aus weitem Hinterland die Waren sich im Hafen sammeln, wo deutscher Kaufmannsgeist ein Leben geschaffen hat, das vielhundertfältig die Erinnerung an vergangene Zeiten übertönt. Kaum läßt sich diese Halbmillionenstadt von hohem Turm übersehen, wo die deutsche Türmersfrau uns freundlich Auskunft gibt und mit geschicktem Finger über das Land zeigt. Die Düna zieht ihr silbernes Band bis an den fernen Horizont.

Das war damals im Hochsommer 1911.

Heute kann die Frau vom Turm den Donner aus Hindenburgs Kanonen hören und am Himmel den Feuerschein der Nachtgefechte sehen. Die Herren der Stadtverwaltung, die von uns Abschied nahmen mit den Worten: »Wenn Sie wiederkommen, werden Sie uns nicht mehr sehen, denn es wird keine deutsche Verwaltung in Riga mehr geben«, sie werden auch den Donner hören und davon träumen, daß vielleicht in zwölfter Stunde sich ein Retter nahe.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Willi Jäckel: Sturmangriff

Aus der Berliner Sezessions-Ausstellung vom Winter 1915/16

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Entartung der modernen englischen Gesellschaft

Von Hermann Conrad

Eine hervorstechende Eigenschaft des Deutschen — ich meine immer den Deutsch-Österreicher mit — ist das fragende Auge, mit dem er in das Leben schaut, von dem ihm alles interessant ist, von dem er alles in sich aufnehmen möchte. Daher der Reisedrang, das Verlangen, fremde Verhältnisse, ganz anders geartete Menschen kennenzulernen, immer mit der Frage im Auge: Nun, wie werdet ihr mir gefallen? und: Was bist du für einer? Diesen Zustand der Wißbegierde kennt der Engländer im allgemeinen nicht. Wir müssen diesen uns eingepflanzten Reisedrang von der Reisegewohnheit des Engländers wohl unterscheiden. Ich habe während meiner längeren Aufenthalte in England mich öfters mit weitgereisten Engländern unterhalten und bin erstaunt gewesen, wie wenig Interessantes sie zu berichten wußten. Der Grund dafür ist nur zum Teil in der allgemeinen Gleichgültigkeit gegen das Fremde zu suchen, auf die der von Reisen Zurückkehrende in England stößt; er hatte eben selbst kein tieferes Interesse für die fremden Kulturerscheinungen. Anders ist die vollkommene Unkenntnis deutschen Lebens und Denkens in England gar nicht zu erklären. Der Engländer, wie auch der Franzose, reist durch Deutschland mit den Scheuklappen seines Größenwahns oder seiner Eitelkeit, verhöhnt oder bespöttelt alles und durchschaut nichts.

Unsre Freude an der andern Persönlichkeit, zumal an derjenigen, welche Eigenschaften besitzt, die wir selbst gern hätten, kennt der Engländer nicht. Eingemauert in sein geliebtes Ich, empfindet er die erste Berührung mit einem Fremden immer als unangenehm — daher sein abstoßendes Wesen; später wird sie ihm gleichgültig. Sein Interesse am Nächsten hat immer einen materiellen Kern: er muß ihm geschäftlich, gesellschaftlich oder sonstwie von irgendwelchem Nutzen sein.

Das verhältnismäßig selbstloseste Interesse, das die Engländer dem andern entgegenbringen, ist das humoristische, dessen Gegenstände wir Deutschen oft genug gewesen sind. Bei unsern »übertriebenen« Forderungen an uns selbst und der »absonderlichen« Wertung der Mitmenschen nach unpraktischen Eigenschaften sehen sie in uns die drolligen Bewohner eines Wolkenkuckucksheims, das mit der englischen Welt nichts zu tun hat. Unser selbstloses Handeln und unsre nicht immer richtige Voraussetzung der Selbstlosigkeit bei andern haben sie immer ungemein kindlich gefunden und sie im großen wie im kleinen, besonders aber im großen, bis zuletzt weiblich ausgenutzt. Daß wir vielleicht die Bewohner einer besseren Welt sein könnten, ist ihrem stumpfen Überlegenheitsgefühl nie gedämmert.

Welches auch die Bestimmung des Menschen auf Erden sein mag: sicher ist er als Herdentier nicht in die Welt gesetzt worden. Vom Standpunkt unsrer jetzigen gesellschaftlichen Entwicklung den Egoismus als den allein berechtigten Leiter der Lebensführung nachweisen zu wollen (wie das ja in der heute uns unendlich fernliegenden Zeit kurz vor dem Kriege geschehen), ist eine unbegreifliche Geistesverirrung und völlig sinnlos. Ja, ich behaupte, daß wir Deutschen durch unser Interesse am andern, mehr noch als durch kulturfördernde Ideen, Erfindungen u. a., unsre innere Kultur auf die Höhe gehoben haben, auf der sie sich glücklicherweise befindet. Wir wollen den andern in uns aufnehmen, wir wollen etwas von ihm haben, also müssen wir ihm auch etwas geben; wir können ihn nur aufnehmen und uns ihm geben auf dem Wege des Gefühls- und Gedankenaustausches, d. h. durch ein Sichöffnen, durch ein Aufblühen der Seele, das mit der edelsten Geselligkeit eine tiefe Freude erzeugt. Ein Gesellschaftsabend, an dem unsre Seele nicht hat erblühen können, erscheint uns als öde und verloren. Der Engländer sieht in dem andern nichts als einen möglichen Gegenstand seiner Selbstsucht und setzt bei diesem die gleiche Anschauung voraus; er hütet sich daher vor der Enthüllung seines inneren Selbst, die ihm nichts nützen, vielleicht aber von dem andern ausgenutzt werden könnte. Die Selbstsucht schließt eben die Seele zu. Dazu kommt nun, daß das Seelenleben des Engländers verhältnismäßig arm ist: er hat weniger und weniger lebhafte Empfindungen als wir; und so empfängt der Deutsche für sein Seelengeschenk keine Gegengabe. Darum zieht auch er sich in sich selbst zurück; aber diese aufgezwungene Verschlossenheit ist ihm eine Bürde, die ihm die angeborene Freude an der Gesellschaft nimmt und das alltägliche Dasein leer macht. Daher atmet er jedesmal befreit auf, wenn es aus dieser traurigen Einöde in die blühende Heimat geht, wo er ohne die Sorge, falsch aufgefaßt oder häßlich ausgenutzt zu werden, unbefangen und harmlos seine Seele zeigen kann, wie sie ist. Mir persönlich ist das Schönste an einer Englandreise immer die Heimkehr gewesen.

Während unsre Haltung dem andern gegenüber von Natur eine freundliche ist, sieht die in dem eignen Ich beschlossene Selbstsucht nicht den geringsten Grund zur Menschenfreundlichkeit. Unsre Anschauung dem Fremden gegen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über ist. Da ich dich nicht kenne, muß ich dich für einen anständigen Menschen halten, so lange bis das Gegenteil erwiesen wird. Der Engländer denkt: Ich kenne dich ja gar nicht; wer weiß, was du für einer bist; jedenfalls bist du mir als Fremder nichts. Daß nun diese Anschauungsweise in allen Einzelheiten des englischen geselligen Lebens durchgeführt wird, das ist es, was auf uns dort drüben immerfort von neuem abstoßend wirkt. Wir fühlen uns gedrängt, dem Fremden die Eingewöhnung in ihm ganz neue Verhältnisse zu erleichtern, ihm durch Entgegenkommen über die erste, schwerste Zeit hinwegzuhelfen. In England erfährt er grundsätzlich schroffe Nichtbeachtung. In der guten Gesellschaft kommt es natürlich oft vor, daß man bei förmlichen Besuchen wesentlich höhergestellte Besucher in der betreffenden Familie vorfindet — sagen wir, ein junger Doktor der Philosophie bei uns sieht sich höchsten Staatsbeamten gegenüber. Er wird selbstverständlich vom Hausherrn oder seiner Frau jenen Herrschaften vorgestellt; denn diese würden es ungehörig finden, mit einem Manne, dessen Namen und Stand sie nicht kennen, auf gleichem Fuße verkehren zu sollen, wozu sie aus Rücksicht auf die befreundete Familie sich verpflichtet fühlen. Dann beginnt die gemeinsame Unterhaltung, an der sich der Doktor mit dem seinem Alter und seiner Stellung entsprechenden Takt beteiligt. Übersetzen wir die Situation ins Englische: ein junger Barrister bürgerlichen Standes trifft bei einer befreundeten Dame die Frau eines Baron* mit ihren Töchtern. Die Hausfrau stellt ihren jungen Hausfreund den Damen nicht vor; denn sie weiß ganz genau, die Lady würde denken: Wie ungehörig von Mrs. X., die ich doch auch nur mit meinem Besuch beehre, weil sie aus adliger Familie stammt, mir einen so weit unter mir stehenden Menschen vorzustellen! Und der Arme würde trotz der Vorstellung von den Damen ebenso geschnitten werden wie ohne sie. Ja, wenn der Barrister der jüngere Sohn eines Viscount, eines noch höheren Adligen wäre, womit dann auch wahrscheinlich gesagt sein würde, daß er den Titel barrister nur erstudiert oder ersessen hat, um den professions** anzugehören und nicht sein Leben lang ein bloßer Mister zu sein, aber den Beruf der Advokatur nicht ausübt — dann wäre eine Vorstellung gestattet und vielleicht erwünscht.

* Die unterste der fünf Hochadelsstufen.

** Die in der gesellschaftlichen Schätzung zwischen niederem Adel und Bürgerstand stehenden Berufsarten: Geistliche, Juristen, Ärzte, Offiziere, neuerdings auch Architekten, Ingenieure, Maler und Bildhauer von Ruf und großen Einnahmen.

So aber ist der Arme dazu verurteilt, hin und wieder eine banale Bemerkung einzuwerfen, die von der Hausfrau mehr oder weniger herablassend beantwortet wird; er ist froh, so bald wie möglich seinen Abgang zu nehmen und nach der Luft, die er zehn Minuten lang gewesen ist, wieder seine menschliche Substanz zu fühlen. Es kann einem jungen Manne begegnen, daß er zu einer Mittagsgesellschaft von zwanzig bis dreißig Personen eingeladen wird und niemand kennenlernt außer seiner Tischdame. Bedeutet er etwas finanziell, publizistisch, künstlerisch (literarisch darf man heute wohl kaum mehr sagen), etwas, das irgendwie einem aus der Gesellschaft von praktischem Wert sein könnte, was dann die Gastgeber nicht verfehlen werden ihren angesehenen Gästen mitzuteilen, dann könnte sich ein oder der andre ältere Herr oder eine Mutter mit heiratsfähigen Töchtern finden, die um seine Vorstellung bäten.

Bekanntlich herrscht in dem »freien« England ein Kastengeist wie in keinem Kulturlande der Welt. Der Engländer verkehrt mit dem im Range oder im Vermögen Tieferstehenden widerstrebend, nur unter dem Zwang der Verhältnisse, und dann gewöhnlich unhöflich von oben herab. Man kann das oft genug auf der Straße beobachten: ein Angestellter der City trifft auf einem Geschäftsgange seinen Prinzipal, er spricht ihn an, weil er etwas Dringendes ihm mitzuteilen hat; er wird von jenem dann immer schroff und kurz abgefertigt. Wir pflegen einem Angehörigen einer adligen Familie die Achtung zu bezeigen, die ein altes, angesehenes und vielleicht um den Staat sehr verdientes Geschlecht erfordert; aber für ein höheres Wesen pflegen wir ihn nicht anzusehen. In England benimmt sich der Bürgerliche allem gegenüber, was adlig heißt, nicht bloß achtungsvoll, sondern unterwürfig; er widmet ihm eine götzenartige Verehrung, die wir sogar bei den Engländern des noch »freieren« Amerika beobachten können. Kein amerikanischer Milliardär wird einem finanziell ruinierten englischen Earl von der traurigsten Persönlichkeit die Hand seiner Tochter verweigern. In England geht dieser Byzantinismus auch in die gesellschaftlichen Vergnügungen über: die table of precedence* ist für die Reihenfolge, in der die Gäste einer Mittagsgesellschaft ihre Plätze an der Tafel einnehmen, maßgebend. Diese Pedanterie gab Marc Twain in seiner Novelle »Eine Million-Pfund-Note« die scherzhafte Erzählung ein, der Herzog von Shoreditch habe, als man das Eßzimmer betreten wollte, den Vortritt vor einem Minister beansprucht, und als man sich über diese Frage nicht einigen konnte, seien alle Gäste wieder in das Drawing-

* Gesetzlich festgestellte Rangordnung.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Room zurückgezogen und hätten stehend einen Imbiß eingenommen. Da solche Streitfragen über die Kastenordnung der Gäste ganz gewöhnlich sich erhöben, so seien die Mittagsgesellschaften in London sehr billig geworden.

Bei uns pflegt der Höherstehende dem Untergeordneten gegenüber den Unterschied der Stellung überhaupt nicht zu betonen — wozu sollte er noch besonders versichern, was feststeht? Am wenigsten aber geschieht das im geselligen Leben. Das gemeinsame schützende Dach, das eine, alle gleich erwärmende Herdfeuer gleicht die gesellschaftlichen Unterschiede zeitweilig aus. Einen geselligen Ton, aus dem immerfort die stumme Frage zu vernehmen ist: Was war dein Vater? Wer bist du? Was hast du? — halten wir für brutal.

Daraus kann man nun entnehmen, welche Schwierigkeiten der Ausländer, der ohne persönliche Bekanntschaften zum erstenmal nach England kommt, zu überwinden hat. Das Angenehmste für ihn ist, eine anständige Familienpension aufzusuchen. Hier kommt er dann sogleich in das wohlige Herrschaftsgebiet der liebenswürdigen, formvollendeten englischen Weiblichkeit, die man im gebildeten Mittelstand immer noch findet. Aber das Angenehme ist leider das Falsche: wer nicht bloß Salongeplauder sich aneignen, sondern das englische Leben kennenlernen will, muß in ein feines Londoner Boardinghaus gehen und mit Männern aller besseren Stände zusammen leben; das kann er bei längerem Aufenthalt wegen des häufigen Wechsels der Insassen sehr wohl. Ich habe im Laufe meiner wiederholten Aufenthalte in England mit Juristen, Medizinern, Philologen, Schriftstellern und pensionierten Offizieren längere oder kürzere Zeit zusammen gelebt und dabei angenehme und gebildete Weiblichkeit nicht entbehrt. Es kommen nämlich vielfach, zumal während der Season (Zeit der Parlamentssitzung von Februar bis Ende Juli), ältere und jüngere Damen aus der Provinz für Tage oder Wochen nach London, die dann, vielfach gewohnheitsmäßig, das Heim eines bestimmten guten Boardinghauses aufsuchen. Außerdem leben häufig Männer, deren Lebensstellung etwa unserm höheren Beamtenstande entspricht, die aber die Kosten eines Londoner Haushalts nicht bestreiten können, mit ihren Frauen im Boardinghaus. (Ehepaare mit kleineren Kindern habe ich allerdings niemals hier gefunden.) Wenn ein Fremder zum erstenmal sein Lunch oder Dinner mit der Gesellschaft eines Boardinghauses einnimmt, ist er Luft, und die Tafelgenossen erfahren nicht mehr über ihn, als aus den Anreden der Landlady zu entnehmen ist, die nachträglich natürlich über ihn ausgefragt wird. Und man kann tagelang Luft bleiben, wenn man unter dem Druck der Behandlung, die unserm freundlichen Bestreben, gerade dem Ausländer den Eintritt in ein frembes Leben zu erleichtern, vollkommen widerspricht, das Drawing-Room meidet, in dem die ganze Gesellschaft sich nach dem Dinner versammelt. Hier ist der Ort, wo der Fremde sie in die Zwangslage versetzen kann, sich mit ihm bekannt zu machen.

Ich möchte hier meine Schilderung kurz unterbrechen und etwas einfügen, das unsre Wahrheitsliebe erfordert. Ich habe in meinen jüngeren Jahren in der Londoner Gesellschaft eine Reihe von freundlichen, verläßlichen und wahrheitsliebenden Menschen gefunden, deren Verkehr mich über die vorwiegend abstoßenden Eindrücke des englischen Lebens hinweghob und mir zeitweise eine Art von Heimatgefühl gab. Aber diese echt germanischen Vorzüge, quantitativ bescheidene Überbleibsel aus uralter Zeit, haben seit der normännischen Eroberung, die den Angelsachsen mit ihrem Landbesitz jede staatliche Bedeutung raubte, niemals in England geherrscht. An ihre Stelle sind seit den Rosenkriegen mit erschreckender Deutlichkeit gallische Selbstsucht, Eitelkeit, Härte, Grausamkeit getreten, Kräfte, die im inneren Leben Englands wie in seiner äußeren Politik immer maßgebend gewesen sind. Und die englischen Frauen der besseren Stände, die schon zur Zeit der Renaissance wegen ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit von allen Fremden gepriesen werden — im Gegensatz zu den fremdenfeindlichen, derb egoistischen, rohen Männern —, sie haben wohl das häusliche Leben zivilisieren, ihm das freundliche Behagen und den soliden Glanz geben können, die den Fremden anziehen; den Charakter der Männer haben sie nicht ändern können. Dem scheint die allgemeine Beobachtung zu widersprechen, daß die englischen Männer der besseren Stände die Frauen mit einer Zuvorkommenheit behandeln, die Achtung vorauszusetzen scheint, und Achtung müßte doch denen, die sie genießen, Einfluß gewähren! —

Es wäre falsch, in dieser auszeichnenden Behandlung des Weibes eine bekannte uralte Germanentugend zu sehen; sie ist dort drüben ziemlich jungen Datums. Vor hundert Jahren ließen die Männer der Gesellschaft ihre Damen nach dem Gesellschaftsessen rücksichtslos stundenlang in ihrem Drawing-Room sitzen, während sie im Speisesaal sich dem Genuß schwerer Getränke hingaben, bis sie genug oder zuviel davon hatten und zur Heimfahrt häufig unbewußt verladen werden mußten. Im achtzehnten Jahrhundert war es mindestens ebenso, und diese Sitte wüsten Zechens ging bis in die höchsten Kreise hinauf. Als die resolute kleine Königin Viktoria ihr erstes Hofdinner abhielt, befahl sie eine Viertelstunde nach ihrem Verlassen des Speisesaals die maßlos erstaunten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herren zum Kaffee ins Drawing-Room. Sie gab ihnen nur Zeit zu einem oder zwei Glas Portwein und etwa zum Anrauchen einer Havanna. Und so blieb es, mehr als eine halbe Stunde durften sie die Damen nicht allein lassen; das ist allgemeine Sitte geworden und noch heute so. Wie die Königin mit großer Energie die bis ins kleinste überlegte Rücksichtnahme auf ihre Person verlangte, so erhob sie diese Behandlung der Frauen zum guten Ton in ihren Verkehrskreisen, und es wurde der allgemeine gute Ton. Nun kann sich eine Frau, der jede schwerere Arbeit als Briefschreiben und Lesen ferngehalten, der, soweit das menschenmöglich ist, jede Sorge, zumal die materielle, genommen wird, leicht zu einem bewunderten Schmuckstück des Hauses entwickeln. Da man aber mit einem Schmuckstück nicht in ein tiefinnerliches Verhältnis treten kann, so ist das eheliche Band in England gerade wegen der bevorzugten Stellung der Frau viel äußerlicher als bei uns. Das Leben des englischen Mannes in der Welt ist von dem häuslichen, in dem die Frau thront, durch eine feste Schranke geschieden; die Frau kümmert sich im allgemeinen wenig um sein Streben und Sorgen; sie ist auch schlecht dazu vorbereitet durch die beschränkte Art ihrer rein gesellschaftlichen Erziehung, die wohl hohe Ansprüche und Übermut, aber nicht sittliche Kraft erwecken kann. Ohne sittliche Kraft aber ist ein sittlicher Einfluß undenkbar. Unsre Frauen teilen unser Streben und Sorgen und sehr oft auch unsre Arbeiten; wir würden die lieblichste Sylphide nicht eintauschen gegen unsre liebevolle, treue Genossin.

Das Sonderdasein, das Mann und Frau drüben führen, zeigte sich bis vor kurzem noch nach einer andern Seite: nach der der feineren Geistesbildung. Ein Mitglied unsrer »gebildeten« Gesellschaft, d. h. nicht der speziell literarischen, gelehrten oder künstlerischen, sondern der auf höheren Schulen oder Universitäten erzogenen Gesellschaft, muß drüben eine große Enttäuschung durchmachen: er findet in der gleichstehenden männlichen Gesellschaft für seine geistigen Interessen, welcherart sie auch sein mögen, keine Erwiderung, obgleich die betreffenden doch auch vielfach eine berühmte Public School, wie Harrow, Eton, oder gar Cambridge oder Oxford besucht und dort einen Teil der altklassischen Literatur, mitunter sogar ein französisches oder deutsches Drama in sich aufgenommen haben. Eine Anspielung auf diese Gegenstände, eine Beziehung auf irgendein andres geistiges Interesse, selbst die Erwähnung eines bekannten englischen Romans befremdet den Engländer der sogenannten gebildeten Gesellschaft, er geht nicht darauf ein, diese Dinge sind ihm langweilig, er weiß nichts von ihnen. Solche Stoffe hat er seinerzeit widerwillig in sich aufgenommen, da sie ihm, der keinen gelehrten Beruf ergreifen wollte, praktisch nutzlos erschienen und nur geeignet, die Zeit für Geselligkeit und Sport zu beschränken. Das widerwillig Erlernte hat er dann schleunigst vergessen. Später aber liest der Nichtgelehrte, Nichtliterat nur Zeitungen, sensationelle Broschüren und hin und wieder eine aufsehenerregende politische Schrift. Ein Interesse für die Kunst — das ist ja bekannt — gibt es außerhalb der Künstler- und weniger Liebhaberkreise in England nicht; man müßte denn in banalen Bemerkungen über die neueste Gemäldeausstellung, über einen der ausländischen Gesangsvirtuosen der Covent-Garden-Oper oder über die hundertste Aufführung des neuesten französischen Schunddramas künstlerisches Interesse sehen. Da nun die Unterhaltungsbedürfnisse des gebildeten Deutschen über die Vorgänge des alltäglichen Lebens und die Politik hinausgehen, da er für Geschäft und Gelderwerb meist geringes Interesse hat und über Sport, wenn überhaupt, erst in den letzten Jahren befähigt worden ist mitzureden, da anderseits dem »gebildeten« Engländer das Interesse für fremde Kulturverhältnisse vollkommen fehlt, so enden die Gespräche zwischen beiden gewöhnlich recht bald auf einem toten Gleise. Von dieser Geistesöde und Wissensleere suchte früher der Deutsche Erholung bei den Frauen, die immer, wenn sie gut erzogen waren, mindestens eine englisch-literarische Bildung, mitunter mehr hatten. Das heißt also: die englischen Frauen der besseren Stände waren gebildeter als die Männer, weshalb sie denn auch, und nicht die Männer, den zwanglosen Abendempfängen und besonders den später von ihnen eingeführten Fünfuhrtees präsidierten.

Der Geist dieser Geselligkeit war künstlerisch und besonders literarisch gerichtet. Die Königin Viktoria war selbst eine sehr gute Kennerin der neuesten Literatur und würde es abgelehnt haben, mit Frauen von der inneren Leere und der sittlichen Frivolität, die heute für die Damen der »Gesellschaft«* kennzeichnend sind, zu verkehren. Gute Beispiele aber finden glücklicherweise fast ebenso schnelle Nachfolge wie böse. Es wäre undenkbar gewesen vor 1890, von welchem Jahre ab man ungefähr die »moderne« Gesellschaftsentwicklung in England rechnen kann, daß man nicht den neuesten bedeutenden Roman, das neueste schönwissenschaftliche oder historische Werk aus anerkannter Feder auf dem Tisch des Drawing-Rooms oder der Bibliothek einer feinen Familie gefunden hätte.

* Unter »Gesellschaft« verstehe ich, was man in England the society nennt, feine Welt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es war üblich, den Abendempfängen durch Ausstellung von Kunstsammlungen, durch die Anwesenheit von irgendwie berühmten Personen, durch Deklamationen, durch musikalische und Gesangsvorträge, durch Aufführung von Scharaden u. a. das Leben einzuhauchen, das der Geist und das Wissen der Männer ihnen nicht zu geben wußten. Welche Macht das geistige Interesse selbst über die streng durchgeführte gute Sitte hatte, dafür ein schlagendes Beispiel. George Eliot lebte bekanntlich mit Lewes in einer kirchlich uneingesegneten Ehe, nicht aus Leichtfertigkeit — freie Liebe lag ihr so fern wie jedem ernsten, denkenden Menschen —, sondern wegen eines brutalen Ehegesetzes.* Trotzdem wurde sie in ihren letzten Lebensjahren in die vornehmsten Gesellschaften geladen; in einer von ihnen, im Juni 1878, kurz vor dem Tode ihres Mannes, traf sie unsern Kronprinzen mit seiner Gemahlin, der die kleine, häßliche Frau und große Dichterin in seiner bekannten Herzensfreundlichkeit auszeichnete und sie bat, ihm doch ja zu schreiben, wenn sie wieder nach Berlin käme.

Also in den englischen Ehen der besseren Gesellschaft gab es vielfach auch eine geistige Scheidewand. Und so drängte sich denn dem gebildeten Deutschen der Eindruck auf, daß in diesen Ehen zwischen den zarten und oft schönen Frauen und den meist derbgebauten Männern mit ihren unfeinen Bewegungen und Manieren eigentlich wenig Wahlverwandtschaft herrschen könnte. Dieses Verhältnis hat sich wesentlich geändert: die Männer sind äußerlich feiner, die Frauen innerlich weniger fein geworden durch den Einfluß der Pariser Sitten und des Sports.

Gegen den Sport als Nervenanfrischung und Körperstählung etwas zu sagen, wäre Unsinn. Verwerflich wird er nur in seinem übermäßigen Betrieb, als Ziel eines ernsten Bestrebens oder gar als Gegenstand wetteifernden Ehrgeizes. Der Weg, der zu den hier erreichbaren Zielen führt, ist geistig ganz inhaltleer; und wenn die heutigen Männer der oberen und mittleren englischen Gesellschaft (früher war es nicht ganz so schlimm) außer etwaigem Gelderwerb nur sinnliche Genüsse jeder Art und Sport als Lebensinhalt kennen, so fehlt ihnen eben die Zeit für irgendeine wertvollere Beschäftigung; so müssen sie notwendig geistig herunterkommen, zumal da ihre heutige Erziehung zu ihrer geistigen Entwicklung ebenso wenig beiträgt wie die vor fünfzig oder hundert Jahren.

Die englische Frauenwelt hat dem Sport auch früher etwas stärker gehuldigt als z. B. die deutsche; freilich in dem beschränkten Maße, das durch die Zartheit der weiblichen Konstitution von der Natur vorgeschrieben ist. Daß die englische Frau zur Ausfüllung ihres Daseins ebenfalls einer ebenso ausgiebigen und übertriebenen Beschäftigung mit dem Sport bedürfe wie der Mann, ist erst in neuester Zeit herausgefunden worden und wohl, abgesehen von der männlicherseits gegebenen Anregung, auf ihr modernes Bestreben zurückzuführen, es den Männern in allem gleichzutun. Der gemeinsame Sportbetrieb, der viele Stunden, ja ganze Tage in Anspruch nimmt (man denke an gemeinsame Jagdausflüge und Jachtfahrten), hat durch die vielen, sagen wir familiären Situationen, in die er sie immer wieder versetzt, die Geschlechter intimer zusammengeführt und den Abstand überbrückt, den die Natur zwischen sie gelegt hat. Die Frau ist mit ihrem so viel feineren Empfinden, ihrer größeren Herzensgüte die Trägerin des gesellschaftlichen und des sittlichen Taktes wie überhaupt der Seelenkultur. Als solche steht sie über dem derberen, energischen, egoistischen Manne, der ihr darum, als etwas Besserem, denn er ist, nach urgermanischer Anschauung Verehrung entgegenzubringen hat. Wenn der Mann sie nun Tag für Tag in Situationen neben sich sieht, die nicht mit Zartheit, sondern mit Ungeniertheit und Kraft zu überwinden sind, wenn sie, ebenfalls durch maßlosen Sport verderbert, sich ihm innerlich angleicht, so muß jenes heilsame Gefühl verschwinden. Die Frau ist dann nicht mehr etwas Höheres, von ihm mit Rücksicht zu Behandelndes, sondern einfach dasselbe wie sein männlicher Kamerad, wie das denn auch die zwischen Herren und Damen der »Gesellschaft« vielfach vorkommende Anrede mit verkürzten Vornamen beweist, d. h. in unserm Sinne der Duzkomment, der vor dreißig Jahren nur unter Verwandten denkbar war. Wenn also der Mann durch die Annahme von Pariser Gesellschaftsformen äußerlich etwas gewonnen haben mag, so hat er innerlich um so mehr dadurch verloren, daß er die Frau auf sein Niveau hinabgezogen hat.

Die französischen Einflüsse sind naturgemäß auf den maßgebenden Gesellschaftsteil, der noch heute seine romanische Abstammung nicht nur nicht verleugnet, sondern betont, immer bedeutend gewesen; und es war wirklich ein kindlicher Ehrgeiz, der unsre einstige Kleinheit bedauerlich kennzeichnet, wenn wir die Engländer als solche, also auch die herrschenden Kreise, unsre Vettern nannten, ein Anspruch, der von jener Seite immer mit Hohn zurückgewiesen worden ist. Die Vetternschaft begann früher in den mittleren Gesellschaftsklassen, zu denen der seines Besitzes beraubte angelsächsische Adel von den Normannen bekanntlich sofort

* Der Mann, der seiner Frau den ersten Ehebruch verzeiht, verliert das Recht auf Scheidung bei fernerer Untreue. In dieser Lage befand sich Lewes seiner ersten Frau gegenüber.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach der Eroberung herabgedrückt wurde; da nun aber die Kinder der normännischen Großen, die selbst durch ihre französische Sprache und ihren Übermut zwei Jahrhunderte lang von dem angelsächsischen »Volk« streng geschieden waren, außer dem allein erbenden ältesten Sohne zum großen Teil sich mit dem Volk vermischten, so ist unsre heutige Vetternschaft mit den mittleren und unteren Gesellschaftskreisen bis zu einem Grade verfälscht, den niemand feststellen kann. Der Engländer hat dafür das Wort »adulterated«, d. h. durch Ehebruch, durch Beimischung wertloser Elemente verderbt, und dieser Ausdruck bezeichnet richtig das Verhältnis der englischen Nation zu uns, nachdem sie jetzt die trügerische Hülle der äußeren Zivilisation abgeworfen und den ungeheuren Tiefstand ihrer sittlichen Kultur gegenüber der germanischen offenkundig gemacht hat. Wir haben also wirklich wenig Veranlassung, auf diese Vetternschaft fernerhin Gewicht zu legen.

Der nach der Eroberung allein herrschende gallische Einfluß ist diese ganzen 850 Jahre mächtig gewesen. Zur Zeit der Renaissance wird die Nachäffung französischer Moden und Manieren von dem erleuchteten Teile der Gesellschaft, bekanntlich auch von Shakespeare, lächerlich gemacht; es wurde nicht besser unter den Stuarts, die zum Teil mit der französischen Herrscherfamilie verschwägert, zum Teil materiell von ihr abhängig waren. Das achtzehnte Jahrhundert stand überall unter französischem Einfluß, dem sich England trotz der langen Feindschaft von der Mitte des achtzehnten bis weit in den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts nicht entziehen konnte. Man braucht nur Byrons Briefe zu lesen, die mit großer Harmlosigkeit ein Leben schildern, wie es alle seine Standesgenossen führen, um zu erkennen, daß die geschlechtliche Unsittlichkeit in der englischen höheren Gesellschaft ebenso groß war wie in der französischen. Die charaktervolle deutsche Mutter der Königin Viktoria, die Herzogin von Kent, zog sich die bittere Feindschaft des derben »Matrosenkönigs« William IV. zu, indem sie es dauernd ablehnte, ihre junge Tochter in den unsauberen Verhältnissen seines Hofes leben zu lassen. Und ihrer ebenso charaktervollen Tochter, der bei mancherlei Beschränktheiten und Vorurteilen grundtüchtigen Königin Viktoria, verdankt England die sittlich gesunde »Victorian Era«, deren reine Unterhaltungsliteratur wir Deutschen geliebt haben und ferner lieben werden, da an eine Verengerung unsers Horizonts in bezug auf fremdes Kulturleben doch niemals zu denken ist. Die energische Königin schuf sittliche Ordnung in den höheren Kreisen, indem sie jede Berührung mit einer Frau, die eine Neigung zum »Sichausleben« gezeigt hatte, entschieden ablehnte und Anträge auf Einladungen solcher Frauen zu Drawing-Rooms (Hofempfängen) dauernd unbeachtet ließ. Durch diese herbe, aber gesunde Disziplin schuf sie eine Adelsgesellschaft, wie wir sie heute vergeblich suchen würden, die trotz krassen Standesvorurteilen immerhin sittlich vornehm war — und eine andre als sittliche Vornehmheit gibt es nicht. Der alte romanische Geist war zwar nicht ausgerottet, er wucherte stellenweise unter tugendgleißender Oberfläche fort und brach zeitweise aus in Fällen von solch trauriger Berühmtheit wie jener Ehescheidungsprozeß, in dem der Prinz von Wales als Zeuge vor Gericht erscheinen mußte. Aber jeder war sich doch bewußt, daß das äußere Dekorum gewahrt werden mußte.

Das wurde nach und nach ganz anders von der Zeit ab, wo die Königin, aufs tiefste mitgenommen von dem Tode ihres geliebten Gatten, des Prinzen Albert (1861), es aufgab, Hof zu halten, und nur noch einige Wochen während der Season in London erschien, in den letzten Jahrzehnten mitunter auch das versäumte. Was von Hofhaltung stattfand, ging nun vom Prinzen von Wales aus, und der richtete seine Einladungen nach der sittlichen Vornehmheit bekanntlich nicht ein. Sein Charakter steht heute schon für die Geschichte fest. Er war nicht unbegabt, aber ohne alles gediegene Geistesstreben, ohne Ahnung von den höheren, nicht bloß eintägigen Werten des Lebens, er hatte jene schäumige Geistigkeit, die am besten mit dem französischen Wort esprit bezeichnet wird. Er war vor allem Gesellschaftsmensch, und was seinen Namen vor seiner Regierungszeit bekannt machte, lag auf dem Gebiet des gesellschaftlichen Lebens: die Einführung der Opernsängerinnen in seine Kreise, die Voranstellung des Bratens in der Reihenfolge der Tafelgerichte, die Hosenfalte und der Smoking — man sollte diesen würdelosen schwarzen Tuchlappen wirklich nicht ins Deutsche zu übersetzen suchen.

Dieser, wie der Engländer so hübsch sagt, »man about town«, der auf jeder größeren repräsentativen Festlichkeit »hier und dort in London« zu finden war, der in seinem innersten Kern weiter nichts als ein Genußmensch war, fand seine natürlichen Triebe von der sittlichen Richtung des Viktoria-Zeitalters überall behindert und suchte fort und fort zeitweise Erlösung von dem heimischen Zwang in der Ausgelassenheit des Pariser Lebens; er lebte sich darin so vollkommen ein, daß er das Französische wie ein Pariser sprach. Er liebte die leichtfertigen, geistig haltlosen Franzosen ebensosehr, wie er die ernsten, gediegenen, kritisch scharfblickenden Deutschen gründlich haßte. So gründete sich denn die erste feste Säule zu dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bau des Weltkrieges, die englisch-französische Entente, auf die natürliche Neigung dieses frivolen Mannes, der in seiner inneren Nichtigkeit sicherlich niemals den ernsten Gedanken gehabt hat an einen Bund mit der nächst England stärksten Weltmacht, der, bei billiger Berücksichtigung der deutschen Bedürfnisse, Englands Kraft unüberwindlich gemacht und der Welt einen dauernden Frieden gegeben haben würde. Wäre er nicht bloß ein verschmitzter, böswilliger, grausamer Mensch, sondern ein bedeutender Staatsmann gewesen, so hätte er diesen Gedanken haben müssen. So aber begann er an der Vernichtung Deutschlands zu arbeiten und versuchte, alle europäischen Staaten und einige außereuropäische an unsrer Einkreisung zu beteiligen. Glücklicherweise konnte dieser Plan, eine Schimäre der Bosheit, niemals ganz gelingen, weder ihm noch seinem dienenden Teufel Grey; denn sonst wäre unser Untergang in der Tat besiegelt gewesen. Wie die Dinge heute liegen, sieht selbst der haßerfüllte, aber denkende Engländer, daß die Politik Edwards VII. in ihrer Halbheit ein vollständiges Fiasko gemacht hat und den Sturz Englands von der Höhe seiner Macht zur Folge haben wird.

In den letzten beiden Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts vollzog sich die jetzt vollendete Verschmelzung des Geburtsadels und der Finanzbarone; ein immer kleiner werdender Kreis des alten Viktoria-Adels hielt sich einem Prozesse fern, in dem er nicht ganz mit Unrecht eine Entwürdigung sah, insofern der Reichtum, der sich als gleichberechtigt neben ihn stellte, nicht immer mit reinen Händen erworben war. Heute fragt niemand mehr nach der Ursprungsart des Reichtums, und es dürfte wenige Adlige geben, die nicht als offene oder stille Teilhaber an einem größeren kaufmännischen oder industriellen Unternehmen tätig wären. Gewiß ist, daß durch diese Verschmelzung der Materialismus das herrschende Kennzeichen der obersten Gesellschaft Englands wurde. Der Materialismus, der — ganz den Anschauungen des Prinzen von Wales und des späteren Königs Edward entsprechend — den eigentlichen Zweck des Lebens im Sinnengenuß sieht, hat notwendig immer einen Niedergang der Sittlichkeit zur Folge, und die Königin Viktoria würde erstaunt gewesen sein über den Wechsel der Anschauungen einer Gesellschaft, die sie einst beherrscht hatte, wenn sie in den neunzigern ihr Einsiedlerleben aufgegeben und sich von neuem der Geselligkeit gewidmet hätte.

Die Vorliebe des Prinzen von Wales für das Pariser Leben fand lebhafte Nachfolge bei jüngeren und älteren Lebemännern; für den feinen Herrn wurde es unerläßlich, jedes Jahr eine gewisse Zeit in Paris oder einem französischen Bade zu leben und öfters das »Wochenende« (Sonnabend nachmittag bis Montag vormittag) in Paris zuzubringen. So wurden auch die Einflüsse der französischen Literatur mächtig in England, zuerst auf der Bühne der siebziger und achtziger Jahre, die vorwiegend Bearbeitungen oder Nachahmungen französischer Dramen brachte, etwas später in der Romanliteratur, die bis in die neunziger die alte würdige Erzählungstradition aufrechterhielt. Der erste von französischem Geist diktierte Roman, der mir entgegentrat, war Anthony Hopes »Mr. Witt's Widow« (1892). Eine junge, schöne, sehr reiche und geistsprühende Witwe spielt in der Londoner Gesellschaft eine bedeutende Rolle und heiratet einen Lord, obgleich von ihr bekannt wird, daß sie aus unteren Kreisen stammt, als halbes Kind für ihren trunksüchtigen Vater ein Brot gestohlen und dafür acht Tage im Gefängnis gesessen hat.

Die erotische Dezenz wird hier noch gewahrt, wie auch in der 1893 erschienenen »Dodo« von E. F. Benson, dem hervorragendsten Schilderer der allermodernsten englischen »Gesellschaft«. Dieser Heldin ist das Leben nichts als ein ewig wiederholter Kreislauf der auserlesensten gesellschaftlichen Genüsse, nicht um ihrer selbst willen, sondern als Mittel, die Macht, die sie durch ihre »geistreiche« Koketterie über die Männerwelt ausübt, ihr immer von neuem zu bestätigen. Bemitleidenswerte Männerwelt! In allen ihren wirbligen, witzigen, spitzigen Reden findet sich nicht ein einziger Gedanke, der des Nachdenkens wert wäre. Man denke sich ein Gastmahl, bei dem man nichts Wohlschmeckendes ißt, nichts Belebendes trinkt, sondern immer nur den Schaum des köstlichen Sekts in sich schlürft, so hat man ungefähr den Eindruck dieses mit zahlreichen Tafelgenüssen ausgefüllten Romans; man steht von der Mahlzeit auf mit vollkommener innerer Leere. Dabei ist die Kunst, die der sonst mit ernsteren Gegenständen beschäftigte Verfasser an diese gesellschaftliche Satire wendet, groß. Die Heldin ist mit einer Naturwahrheit geschildert, die den Gedanken an ein wirkliches Original ohne weiteres nahelegt. Und man nennt in England das Urbild mit Namen: es ist eine Frau, die ihren geselligen Veitstanz mit Erfolg fortgesetzt hat und heute die Gemahlin eines führenden liberalen Ministers ist, noch immer schön und »geistreich«, eine von den Männern der »Gesellschaft« vielbewunderte Königin des Salons.

Wir können das Hinabgleiten des englischen Romans in das sittliche oder vielmehr unsittliche Fahrwasser des französischen hier nicht im einzelnen verfolgen, sondern wollen gleich in die tiefste Tiefe uns begeben, als welche ich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Nachahmung der berüchtigten Gyp ansehe. Die Gyp, Sybille Marie Antoinette de Riquetti de Mirabeau, Comtesse de Martel, hat ihre Beliebtheit in der sittlich heruntergekommenen Gesellschaft des heutigen Frankreichs sowie ihre reichen Einnahmen erlangt durch die Fertigkeit, die geschlechtlichen Vorgänge — und andre reizen ihre dichterische Phantasie nicht — nicht etwa zu verhüllen, sondern auf die eleganteste Weise zu beschreiben: bei der grenzenlosen Gemeinheit ihrer Gegenstände wird sie nie gemein in der Form. Ihre Lorbeeren — sie »blühte« in den achtziger und neunziger Jahren — haben eine Dame der englischen »Gesellschaft« nicht schlafen lassen. Mrs. Clayton Glyn, die Frau eines Landgutbesitzers und Friedensrichters in Essex, wurde bekannt durch »Die Besuche der Elisabeth« (»The Visits of Elizabeth«), 1900. Die siebzehnjährige Elisabeth kommt aus einer französischen Pension, in der sie alles erfahren hat, was sie für ihr Leben in der besten englischen Gesellschaft braucht. Um ihre Weltbildung zu vollenden, schickt ihre Mutter sie auf Reisen zu französischen und englischen Verwandten. Sie schreibt nun fortlaufende Briefe an ihre Mutter über ihre Erlebnisse; und da diese Erlebnisse durchweg anzüglicher Natur, zum Teil höchst anstößig sind, so läßt die Verfasserin sie in diesen Briefen vollständige Naivität heucheln, während die kleine Elisabeth doch zu den Kundigen gehört, was wiederum mit gewollter Deutlichkeit aus der Fiktion heraustritt. Der Kitzel für die Lebewelt bestand also darin, die höchst bedenklichen Dinge, welche den Inhalt ihres Daseins ausmachen, mit der Harmlosigkeit des Enfant terrible aufgedeckt zu sehen. Da Elisabeth aber auch über derbe Handgreiflichkeiten der hochadligen Herren, denen sie als leckerer Bissen ausgesetzt ist, an ihre eigne Mutter berichtet, so ist die Frage, was widerlicher ist: diese Art der brieflichen Einkleidung solcher Vorgänge oder ihre harmlose Behandlung. Auch in der Seele der Mrs. Glyn gibt es, wie bei der Gyp, kein tieferes Lebensinteresse neben dem an dem außerehelichen Verkehr der Geschlechter. Es ist bezeichnend für die »Gesellschaft« Englands, daß dieses von Anfang bis zu Ende von verschmitzter Lüsternheit erfüllte Buch einen Riesenerfolg hatte.

Einige Jahre später, nachdem sie mehrere nicht ganz so pikante Romane geschrieben hatte, setzte Mrs. Glyn ihr Werk fort. Am Schluß des ersten Romans heiratet Elisabeth, was in der Tat sehr seltsam ist; denn in der Umwelt, unter deren Einfluß die sittliche Entwicklung dieser Jungfrau vor sich geht, hat die Ehe jeden Sinn verloren. Im Gegenteil, antwortet Mrs. Glyn: die Ehe gibt der Frau erst die Freiheit auf dem Gebiet der geschlechtlichen Liebe, die sie als Mädchen angesichts der törichten sittlichen Vorurteile eines Teils der Gesellschaft nicht hat. Wie also wird diese Ehe verlaufen? Daß Elisabeth sich darauf beschränken sollte, sich immer nur von dem einen Manne den Hof machen zu lassen, falls er sonderbarerweise darauf versessen sein sollte, ist undenkbar. Der Mann ist nun so sonderbar, und es kommt zur Trennung der Eheleute wegen Verkürzung der außerehelichen Freiheit Elisabeths. Hier schließt sich die Glyn nun auch stofflich der Gyp an: in deren Roman »Autour du divorce« kommt es zur wirklichen Ehescheidung, der dann später — eine Verrücktheit begründet die andre — die Wiederverheiratung folgt. Bei der Glyn scheiden sie sich nur zeitweise von Tisch und Bett: er geht auf die Löwenjagd nach Afrika, sie nach Amerika (»Elizabeth visits America«), wohin ihr der französische Graf, um dessentwillen sie ihrem Manne ausgerissen ist, nachfolgt. Abgesehen von den ewigen, langweiligen anzüglichen Situationen enthält das Buch eine durchaus dem englischen Standpunkt entsprechende hochmütige Verhöhnung der amerikanischen »Gesellschaft«, die sich die Neuyorker Vierhundert offenbar nicht hinters Ohr geschrieben haben, sonst könnte ihre Liebe für England nicht so groß sein, wie sie gegenwärtig ist. Besonders interessant ist der Glyn die amerikanische Sitte der leichten und sehr häufigen Ehescheidungen, welche geeignet sind, die freie Liebe zu ersetzen, allerdings mit einer für die Glyn durchaus lächerlichen Umständlichkeit. Nachdem Elisabeth sich in der ganzen Zeit von dem Franzosen und andern hat den Hof machen lassen, kommt ihr Gatte, der von der Anwesenheit seines Nebenbuhlers in Amerika gehört hat, ihr plötzlich nachgereist, nicht um diesen zu erschießen, sondern um sich mit ihr auszusöhnen. —

Ich möchte hier gern mit der in Romanen gegebenen Schilderung der guten englischen Gesellschaft aufhören, wenn nicht wie die Faust aufs Auge auf dieses Äußerste von Unsittlichkeit ein Hieb von unbeteiligter Seite gehörte. Die Kalifornierin Mrs. Atherton, eine jetzt wohl auch in Deutschland hinlänglich bekannte Romandichterin (sie hat jahrelang in München gewohnt), die sich viel in England aufgehalten hat, kennzeichnet die englische Frau mit rücksichtsloser Schärfe und Kühnheit in ihren »Aristocrats« (1903). Im Seengebiet der Adirondacks, das auch von den Neuyorker Vierhundert häufig als Sommerfrische aufgesucht wird, treffen sich Damen der englischen und amerikanischen Aristokratie. Die englische Heldin hat sich von ihrem Manne getrennt, ebenfalls weil er ihrem Drange nach Freiheit mit philiströsen Vorhaltungen entgegengetreten ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie empfindet eine grenzenlose Verachtung für die amerikanischen Damen, die wenigstens noch einen heuchlerischen Schleier über ihre außerehelichen Freuden werfen, und bei einer zufälligen Begegnung schmettert sie eine solche arme Sünderin von der stolzen Höhe ihres für sie allein berechtigten überweiblichen Standpunkts nieder: etwas Frecheres ist von einer Frau über das eheliche Verhältnis schwerlich jemals gedacht worden; ausgesprochen ist es gewiß nie.

Das eheliche oder vielmehr uneheliche Thema erfüllt die Romane seit Marie Corellis »Satans Gram« (»The Sorrows of Satan«), also seit 1896, mit einer Einseitigkeit, die ermüdend wirkt. Die Schilderung des Werdens der materiellen Genußsucht und sinnlichen Begierde in dem heranwachsenden Edelfräulein durch die Einflüsse ihrer verderbten Umgebung ist das Beste, was diese etwas überspannte Vielschreiberin geleistet hat. Aufsehen erregte 1900 Mary Cholmondeley mit ihrem »Red Pottage«. Abscheulich ist der Roman »Seelen« (»Souls«) von Rita (Mrs. W. Desmond Humphreys), er erinnert in einem Teile an die Enthüllungen der Pall Mall Gazette aus dem Beginn der achtziger, die geeignet waren, ein Grauen vor der höheren englischen Männerwelt zu erwecken. Abstoßend ist auch E. F. Bensons Roman »Money and Co.«, während »Die Streberin« (»The Climber«) ein traurigernstes Bild von dem Leben der »Gesellschaft« gibt. Nächst Benson kommen als Gesellschaftsschilderer Arnold Bennett und Percy White in Betracht. Ohne Sensation, aber mit einer Vertiefung wie kein andrer stellt Galsworthy die verschiedenen Klassen dar: die gute Gesellschaft in den »Insel-Pharisäern« (»The Island Pharisees«) und im »Landhaus« (»Country House«), die Geldmenschen in »The Man of Property«. Und überall haben wir eine Gesellschaft vor uns, die geistige Interessen, höhere Lebensgüter nicht kennt, in sinnlichen Genüssen jeder Art versunken ist und in ewig wiederholten geselligen Vergnügungen, im ödesten Sport ein Leben hinzieht, das der energische Mann, der schaffen muß, wenn er dazu verurteilt wäre, als unerträglich abwerfen würde.

Man verfolge einmal dieses Drohnenleben, das im Winter seine Orgien feiert. Während der Season haben wenigstens diejenigen männlichen Elemente der guten Gesellschaft, welche nicht bloß das von ihren Vätern leicht erworbene Geld verzehren, eine Art von regulärer Beschäftigung, sei es in einem Bureau der City oder im Parlament — eine Beschäftigung freilich, die man sich nicht als anstrengend vorstellen darf. Das Geschäft hat noch niemals einen von ihnen von der täglichen Sportübung oder von der Wahrnehmung irgendeiner größeren sportlichen oder sonstigen gesellschaftlichen Veranstaltung zurückgehalten: das beweist die massenhafte Beteiligung an diesen und die ständige Leere der beiden Häuser des Parlaments, das nur bei wichtigen Abstimmungen oder in so aufgeregten Zeiten wie diese stärker besucht ist. Wozu hätte man anders seine Angestellten, als daß sie es ermöglichen, seinem persönlichen Belieben und Behagen freien Lauf zu lassen! Der Selbstkultus steht dem Engländer über allem andern; Selbstkritik kennt er ebensowenig wie Hingabe an irgendeine selbst große Sache, die immer nur eine untergeordnete Bedeutung haben kann neben den Forderungen des teuren Ich.

Das Reisen nach der Season, mindestens im August und September und mindestens in ein Seebad, ist noch immer Gesetz nicht bloß für diejenigen, welche zur guten Gesellschaft gehören, sondern auch für die Mitglieder der respectable society (des höheren Mittelstandes); seine Nichtbefolgung würde den in England entehrenden Verdacht ungenügender Finanzkraft erwecken. Danach beginnt dann das winterliche Landleben, das früher mit seiner Freiheit von geselligen Verpflichtungen, seinem Verkehr mit der gesunden Natur, seinem Sport, seiner Jagd der höheren Lebewelt eine wirkliche Kräftigung brachte für die Strapazen der kommenden Season, in der es dann wieder galt, oft genug an einem Tage einer Einladung zum Gartenfest und dann zum Ball oder Dinner nachzukommen oder mehrere Abendempfänge zu besuchen. Das war denn auch die Zeit, wo die höheren Frauen sich in Ruhe der Lektüre hingaben, und wo der mehr oder weniger harmlose Flirt eine heilsame Unterbrechung erlitt. Das ist in den letzten beiden Jahrzehnten durchaus anders geworden: durch ihre schon in den achtzigern beginnende Gallisierung ist die beste englische Gesellschaft innerlich so leer geworden, daß sie eine viermonatige Unterbrechung des Gesellschaftstaumels nicht ertragen kann. Auch ist das gallisch freie Liebesleben, das man mit gewohnheitsmäßiger Heuchelei immer noch als Flirt bezeichnet, heute so sehr das Haupt- und eigentlich einzige Lebensinteresse dieser Klasse, daß ohne dieses das Dasein ganz schal sein würde. So hat man denn die Londoner Season auf die winterlichen Landsitze mitgenommen.

Nicht jeder von der guten Gesellschaft hat einen Landsitz; wer aber einen hat und ihn nicht so gesellschaftlich verwenden wollte, wie es die heutige Sitte vorschreibt, würde wieder in den entehrenden Verdacht der Armlichkeit geraten, den man in England wie die Pest scheut. Auf einen weiß Gott wie weit von der Hauptstadt entfernten Landsitz kann man die Londoner Freunde nicht zu einzelnen Ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sellschaftstagen einladen; anderseits kann man niemals sehr viele auf einmal in einem Landschloß beherbergen. So teilt man denn die Wintermonate in Besuchsperioden von acht bis vierzehn Tagen und lädt zu jeder etwa ein Dutzend oder mehr Bekannte, von denen man weiß, daß sie einigermaßen zueinander passen oder wenigstens eine interessante Mischung darstellen. Das häusliche Leben auf dem Lande unterscheidet sich in nichts von dem Londoner; das Landhaus ist mit der allermodernsten Ausrüstung und Einrichtung versehen, und die Bewirtung ist von der tadellosesten, je nach dem Reichtum des Besitzers gesteigerten Üppigkeit nach dem deutlich aufgetragenen Grundsatz: das Geld spielt keine Rolle. Sobald nicht eine gemeinsame Unternehmung, wie Jagd oder Ausflug, angesetzt ist, sind die Gäste ungebunden bis zum Abend. Sie frühstücken nach ihrem Bedürfnis in ihrem Zimmer oder im Frühstücksraum, melden sich auch vom Lunch ab, wenn sie einen längeren Ritt oder eine Ausfahrt vorhaben, oder verbringen den Tag teils im Park bei irgendeinem Spiel (der Winter ist bekanntlich sehr mild in England), teils im gemeinsamen Badebassin (auch das fehlt auf einem wohlausgestatteten Landsitz nicht, wo die jungen Herren und Damen in der Lage sein müssen, ihr Wasserpolo zu spielen) oder im Billardzimmer oder in der unbelauschten Bibliothek, die zum Lesen heute wenig benutzt wird, obgleich auch der ungebildetste Geldmensch nun mal im Besitz einer ausgezeichneten Büchersammlung sein muß.

Die Verpflichtung zu gemeinsamer Geselligkeit beginnt für die Damen mit dem Nachmittagstee, zu dem auch die Herren ziemlich vollständig erscheinen. Die Damen legen ihre Ausgangs- oder Sporttoiletten ab und erscheinen in ihren kostspieligen tea-gowns und plaudern oder flirten, bis es Zeit ist, zum Dinner die täglich wechselnde Balltoilette anzulegen, welche bekanntlich, freilich täglich gleich, auch für die Herren vorgeschrieben ist. Nach der üppigen Mahlzeit verfügt man sich ins Drawing-Room, den einstigen Tempel für den Kultus intimen Familien- und Seelenlebens. Man bildet Gruppen, plaudert und flirtet; mitunter hat eine der jungen Damen die verzweifelte Kühnheit, ein Stück am Flügel vorzutragen oder sich zu einem Liede zu begleiten. Niemand achtet darauf; einige schleichen sich sogar hinaus. Das Drawing-Room entleert sich allmählich, und schließlich findet sich die ganze Gesellschaft zusammen im Spielzimmer, wo man, jung und alt, Bridge um hohen Einsatz spielt, die Aufregung hinabmildernd durch Zigaretten, Whisky und Soda oder Champagner und von Zeit zu Zeit herumgereichte feine Imbisse, oft bis tief in die Nacht. Es ist merkwürdig, daß es jetzt wieder, wie zur Zeit des Rokokos (vgl. Thackerays »Henry Esmond« und »Die Virginier«), auch weibliche Spielratten gibt. Nach der verschlemmten Woche besucht die Gesellschaft Sonntags die nächste Dorfkirche: Konvention ist alles.

Eine Gesellschaft, deren Leben weiter nichts als eine ununterbrochene Reihe von zugleich prickelnden und nerventötenden Sinnengenüssen ist, verödet nicht nur geistig, sondern verliert die höchste menschliche Eigenschaft: das kraftvolle Empfinden, das zu energischen und, wo es nötig ist, selbstbezwingenden, opfermutigen Entschlüssen treibt. Das sehen wir heute am klarsten, wo diese Gesellschaft die Armen und die Abhängigen in den Opfertod für sie schickt, das Vaterland aber lieber zugrunde gehen läßt, ehe sie die eigne erbärmliche Person der Lebensgefahr aussetzt in einem Kriege, den sie selbst angestiftet hat; denn Grey ist nur der Veranstalter dessen, was diese ganze adlige und Protzengesellschaft gewollt hat. Es steht fest, daß die verworfene englische Rasse niemals vor einem Verbrechen an dem Besitz oder dem Leben eines andern Volkes zurückgeschreckt ist, wo es galt, den persönlichen Egoismus der herrschenden Klasse durch staatlichen Machtzuwachs zu befriedigen. Das Unüberbietbare an Raub- und Mordsucht hat sie jetzt geleistet, wo sie nach langer, durch Nichtswürdigkeit jeder Art gekennzeichneter Vorbereitung darangegangen ist, das ihr seit lange in allem überlegene, das höchste Kulturvolk der Welt und zugleich die größte Militärmacht, die je existiert hat, zu vernichten: das war verbrecherischer Wahnsinn, an dem also die gesamte höhere Gesellschaft Englands epidemisch erkrankt ist. Schon diese Idee als solche, noch mehr aber ihre Ausführung mit ihren zum Teil geradezu kindischen Verrechnungen beweist, daß die Geisteskraft der führenden englischen Kreise durch ein vieljähriges Genußleben ohne ernste Arbeit und ohne jedes höhere Streben gänzlich entartet ist und wahrscheinlich einer langen Zeit der Not und der damit verbundenen Selbsteinkehr zu ihrer Wiederherstellung bedürfen wird. Der Raubkrieg ist so gut wie verloren, und was für England daraus folgen wird, wird die Zukunft lehren. Wir Deutschen wollen uns nicht nach schlechtem englischem Beispiel in dem Bewußtsein unsrer Überlegenheit sonnen — jede eitle Selbstbetrachtung ist ein Verlust goldener Zeit, und zum Übermut sind wir nicht dumm genug —, aber es wäre unser unwürdig, wenn wir nicht, jeder von uns, diesem verbrecherischen, sittlich heruntergekommenen Volk in Zukunft unsern deutschen Mannesstolz, auch in unsrer äußeren Haltung, entgegensetzen wollten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus einem zeitlosen Tagebuch

Von Marie von Ebner-Eschenbach

Erster Teil

Tagebuch, Buch der Tage, der dunklen, der hellen, der nur kurzen, der endlosen, der unvergeßlichen, im besten wie im schlimmsten Sinne.

Ich habe kleine Wahrzeichen, an denen ich die Menschen zu erkennen glaube. So zum Beispiel bilde ich mir ein, daß der, der nicht heiß und inbrünstig gebetet hat, wenn auch nur ganz kurz, in einem großen, schwerwiegenden, nie vergessenen Augenblick höchster, schmerzlichster Not oder höchster Glückseligkeit, immer etwas Ungelöstes in seiner Seele behält, eine unerschlossene Knospe, einen unbefruchteten Keim. Er kennt den höchsten Aufschrei des Menschenherzens nicht — das unwillkürlich herausgestoßene Gebet. Er wird unzugänglich sein für alles, was sich der Herrschaft des Verstandes entzieht; er wird kein Versteher sein, wenn auch klug, gut und hilfreich seiner Absicht nach. Im schönsten Fluß unsrer liebsten und besten Gedanken werden wir bei ihm plötzlich wie auf eine Eisscholle stoßen. Es hat sich in ihm nie das schönste Wunder begeben.

*

Ein Grammatiker war gestorben. Er hatte eine glückliche Ehe mit seiner Frau geführt, obwohl die Gute, allen seinen Bemühungen zum Trotz, nie korrekt sprechen lernte. Nach seinem Hinscheiden warf sie sich verzweifelnd über seine Leiche und rief: »Wie soll ich leben ohne dir?«

»Ohne dich,« verbesserte der Tote.

*

Sankt Gilgen.

Auf meinem Heimweg vom Spaziergang schloß eine Bäuerin sich mir an. Wir plauderten. »Neulich«, erzählte sie mir unter anderm, »hat eine Dame einer armen Frau zwei Kronen geschenkt. Die is nach Haus gegangen und hat ihrem Mann das Geld gezeigt. Zuerst fahrt er sie an: ‚Hast vielleicht gebettelt?' Dann besinnt er sich, daß er jetzt seine Schuld im Wirtshaus zahlen könnt', und sagt: ‚Gib her!' Aber sie weigert sich; sie braucht das Geld selbst zum Ankauf einer neuen Sichel. Der Streit war gleich fertig, sie sind ‚raufet' worden, und er hat sie so hart an die Wand geworfen, daß sie umgefallen is und sich ein paar Rippen gebrochen hat. Die Tochter weint und schreit, rennt um den Doktor, der kommt, hilft die Frau ins Bett bringen, untersucht, macht Umschläge, verspricht, daß bald alles wieder gut wird, und begehrt für seine Mühe zwei Kronen.

‚Jesses,' sagt der Mann, ‚nein, das Glück, daß wir die zufällig grad im Haus haben!'«

*

Daß alles vergeht, weiß man schon in der Jugend; aber wie schnell alles vergeht, erfährt man erst im Alter.

*

Abgeschrieben kann das Leben nie werden, dazu ist es zu reich.

*

Mitrennen aus Angst, für einen lahmen Alten gehalten zu werden — wie erbärmlich! Besser tausendmal sich von dem vorwärtsstürmenden Troß zertreten als sich von ihm fortreißen zu lassen.

*

Es ist für unsre Seelenruhe ebenso notwendig, vergessen können, wie nicht vergessen können.

*

Auch nichtgeschriebene Briefe kommen manchmal an.

*

Die geniale Frau Amalie Haizinger war mit Begeisterung nicht bloß Schauspielerin, sondern auch Komödiantin. Ein Beispiel davon gab sie uns nach einem Diner bei Baronin Stolzenberg. Sie hatte, sprühend von Witzen und guten Einfällen, die ganze Gesellschaft köstlich unterhalten und war nun im Begriff, sich zu empfehlen.

»Nächstens komme ich zu Ihnen,« sagte sie zur liebenswürdigen Hausnichte, die ihr das Geleit gab.

»Das wird mich außerordentlich freuen, aber Sie finden mich nicht mehr in meiner früheren Wohnung. Ich bin in das Haus des Barons Fiebler in der Kärntner Straße gezogen.«

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frau Haizinger blieb stehen: »Wie, was? ... In dem sei Haus? Na, ich dank'! Da bleiben Sie keine sechs Wochen. Das ist von allen Wiener Hausherren der zuwiderste, sekkiert seine Parteien aufs Blut. Ein wüschter Kerl!«

In dem Augenblick öffnete sich die Tür, der Diener meldete: »Herr Baron Fiebler«, und der trat ein.

Mit Frau Haizinger ging plötzlich eine vollkommene Veränderung vor. Eitel Liebenswürdigkeit, erhob sie die Arme und rief dem Baron zu: »Ein gutes Omen, murmelte das Volk, grad haben wir von Ihnen gesprochen. Ich hab' meiner lieben Freundin gratuliert. Sie ist ja übersiedelt ins Fiedlerhaus. Na, besser aufgehoben könnt' sie nirgend sein, nicht einmal in Abrahams Schoß.«

Der Baron, solcher Lobsprüche ganz ungewohnt, nahm sie mit um so größerem Wohlgefallen auf, deprezierte und dienerte äußerst geschmeichelt.

Sie aber, die ihrem Beruf immer Getreue, wandte den schönen Kopf, blinzelte zu uns herüber, und ihre Augen, die schon so viele bezaubert hatten, fragten: Habe ich gut gespielt?

Wir mußten uns zusammennehmen, um nicht zu applaudieren.

*

Der von einem ausgezeichneten Lehrer nicht alles ertragen kann: Härte, Hohn, Prügel, ist kein lernbegieriger Schüler.

*

Ich habe mein Leben damit zugebracht, nicht nur den andern, sondern auch mir selbst zu sagen: So sind wir! Seien wir vernünftiger und besser. Mein Predigen hat den andern nichts genützt; sie fragten nur: Was haben wir ihr getan, daß sie uns haßt? Daß ich ihnen aus Liebe predigte, merkten sie nie. Ihnen nützte ich also nicht. Mir selbst aber habe ich genützt. Ein schlechter Prediger, der nicht vor allem sich ins Gebet nimmt. Nun, das darf ich sagen, weil es wahr ist: Ich nehme mich ins Gebet.

*

Morgengrauen.

Was regt sich in der Dämmerung
Wie lautlos leises Klingen? —
Es ist der Tag, der schon beginnt
Sein schaffend Lied zu singen.

»Man hat seine Langweiligen, wie man seine Armen hat,« sagte eine französische Dame. Wohl, und unsre Barmherzigkeit wird durch jene auf eine viel härtere Probe gestellt als durch diese. Die Armen verlangen demütig unser Mitleid und unser Geld, die Langweiligen nehmen ohne Bitte und ohne Dank ein Stück von unserm Leben: unsre Zeit.

*

Man bleibt ein Tor bis ins höchste Alter, aber man hat nicht mehr das Recht, ein Tor zu sein. Oh, jung sein, jung sein und das Recht haben, ein Tor zu sein!

*

Wir dürfen das Wort, das ein Weiser jüngst ausgesprochen hat: »Zurück zu Kant, heißt über ihn hinaus«, auch auf unsre Dichter anwenden und sagen: »Zurück zu Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer, heißt über sie hinaus.«

Sind die Kinder schon geboren, die diesen Aufschwung erleben sollen?

*

Meine liebe Freundin, Gräfin Anna Pongracz, sprach einmal das vortreffliche Wort: »Jeder Gabe mancher Menschen liegt eine Rose bei; den Gaben andrer, wenn auch ihnen unbewußt, immer ein Dorn.«

*

Die Reue, nicht aus Furcht vor den Folgen des Unrechts, die Reue einzig und allein aus dem Schmerz hervorgegangen, daß wir das Unrecht begehen konnten, ist die echteste, wahrste und vielleicht die bitterste Reue.

*

Eine Anekdote, die mein Vater gern und oft erzählte:

Ein österreichischer Kaufherr, der eine Reise nach Australien unternommen hatte, schickte von dort seinem in Wien lebenden Bruder einen ungewöhnlich schönen und gelehrigen Papagei. Heimgekehrt, war eine seiner ersten Fragen: »Na, wie habt ihr denn meinen Papagei gefunden?«

Eine kleine Verlegenheitspause trat ein, dann brachte die Hausfrau schonend hervor: »Ein bissel zach war er halt.«

»Zach? — Um Gottes willen, ihr habt ihn doch nicht gebraten und gegessen? Er hat ja vierzehn Sprachen gesprochen.«

Der Bruder schlug die Hände zusammen: »Jesses! Warum hat er denn nix g'sagt?«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es streut der Sämann seine Saat ...

Eine soziale Anregung von Gertrud Hermes

Die Augusttage von 1914 brachten uns als herrlichste aller Gaben eine Einmütigkeit des gesamten Volkes, wie kaum jemand sie zu hoffen gewagt hatte. Unübersehbar zersplittert in Gruppen, Parteien, Richtungen aller Art hatten vordem die besten Kräfte unsers Volkes feindselig gegeneinander gestanden. Jetzt schlossen sie sich zusammen zu gemeinsamer Tat.

Doch es war stets das Schicksal jeder großen Errungenschaft, daß sie täglich neu erworben werden mußte, um nicht verlorenzugehen. Wir würden uns der verhängnisvollsten Selbsttäuschung hingeben, wollten wir glauben, daß die innere Einigkeit unsers Volkes die große Gegenwart überdauern wird, wofern nicht die lodernde Begeisterung jener Stunden sich umsetzt in stille, ernste, andauernde Arbeit. Das kaum gewonnene Verstehen der einzelnen Volksschichten untereinander muß vertieft und befestigt werden; nur freudige Hingabe an die große Sache kann dies bewirken.

Schauen wir einmal der Aufgabe näher ins Gesicht. Wir beschränken uns dabei auf einen der großen Gegensätze, die damals wie mit einem Schlage gehoben schienen: auf die innere Entfremdung zwischen der Oberschicht unsrer Großstädte und der breiten Masse der großstädtischen Arbeiterschaft einschließlich der ihr nahestehenden Berufskreise.

Wie ein Alp lastete vor dem Kriege auf uns allen das Bewußtsein von diesem schier hoffnungslosen Zerfall unsrer Großstadtbevölkerung. Wir standen vor der erstaunlichen Tatsache, daß unsre arbeitenden Klassen in den letzten dreißig Jahren einen Aufstieg erlebt hatten, wie er kaum jemals der breiten Masse eines Volkes zuteil geworden ist, daß aber gleichwohl in dieser aufstrebenden Bevölkerung ein Geist scharfer Verneinung aller bestehenden sozialen und politischen Ordnung mehr und mehr an Boden gewann. Man wird nicht im Rahmen dieser kleinen Skizze eine erschöpfende Antwort auf die Frage nach dem Warum dieser Erscheinung erwarten. Nur eine der wichtigsten Ursachen dieser geistigen Entfremdung zwischen den einzelnen Volksklassen sei hier näher beleuchtet: die äußere Entfremdung, die durch das gesonderte Wohnen in den Großstädten herbeigeführt wurde. Hier in den behaglicheren, weiter gebauten und freundlicher geschmückten Westvierteln und Vororten der großen Städte ein kleiner Bruchteil des Volkes, zusammengehalten durch gemeinsame Interessen für Kunst, Literatur, Wissenschaft, durch gemeinsame Lebensgewohnheiten, durch Freundschaft und Verwandtschaft, durch Standes- und Berufsinteressen geistiger wie materieller Art — dort, wo die grauen Mietkasernen in düsterer Geschlossenheit aufragen, eine andre Welt, räumlich so nah und geistig so fern, eine Welt, die wir gelegentlich aus Büchern zu verstehen uns bemühten, wie man ein frembes Land aus einer Schilderung kennenzulernen sucht. Vor dem Kriege erschien den meisten von uns diese räumliche und geistige Scheidung unsrer Großstadtbevölkerung in zwei einander fremde Klassen als ein unvermeidliches und unabwendbares Übel. Wir nahmen es hin wie so viele andre unerfreuliche Erscheinungen. Der einzelne vermochte nichts daran zu ändern, und die Gesamtheit war in den behaglichen Gewohnheiten einer langjährigen Friedenszeit nicht zu durchgreifenden Reformen gestimmt.

Nun hat mit einem Schlage der Krieg auch da ungeahnte Ausblicke eröffnet. Noch vermögen wir das Ungeheure nicht zu fassen und seine Folgen nicht zu übersehen. Nur das eine empfinden wir alle: eine neue Welt soll nach diesem Kriege auf den Trümmern der alten sich aufbauen. Alles, was Schlendrian, Wust, gedankenloses Gehenlassen, hoffnungsloser Pessimismus war, soll in den Flammen dieses Weltenbrandes aufgehen. Das Unmögliche ist möglich geworden, das schier Unerreichbare erreichbar. Nicht darum ist unsre junge Mannschaft mit Jauchzen in den Tod gegangen, daß wir hernach in behaglichem Genuß des Augenblicks oder in kurzsichtigem Kleinmut den großen Problemen der Gegenwart aus dem Wege gehen, sondern daß wir alle lernen, mit der restlosen Hingabe unsers ganzen Menschen dem Vaterlande Glück und Gedeihen zu erringen. Und dieses Glück ist uns nicht mehr ein ferner Schemen; es steht klar und greifbar vor uns. Wir sehen in einem geweiteten Deutschland ein Volk stark, frei, einig, mächtig wohnen. Zum erstenmal in der Weltgeschichte schafft dieses Volk eine nationale Kultur für alle Volksgenossen, nicht nur eine Kultur der Könige, des Adels, des Patriziertums, der Bourgeoisie, sondern eine Kultur, die auch den geringsten Mann als Persönlichkeit wertet und zur Persönlichkeit ausgestaltet, die in den unteren Volksschichten nicht nur Objekte oder gar nur Zuschauer der künstlerischen und wissenschaftlichen Betätigung findet, sondern Träger unsers geistigen Lebens neben den oberen Zehntausend, eine Kultur, die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jeder Begabung zum Durchbruch verhilft, die dem körperlich arbeitenden Manne geistiges Leben in höherem Maße als bisher zugänglich macht, die ihm das Heim schmückt mit deutschen Formen und Farben statt mit widerwärtig entartetem fremdländischem Aufputz — kurz, eine durch und durch demokratische Kultur, mögen unsre politischen Institutionen sein, welche sie wollen. Daß wir mit dieser Demokratie nicht der politischen Form, wohl aber der kulturellen Hebung jedes einzelnen Volksgenossen weiter gediehen sind als irgendein andres Volk Europas, hat uns der große Krieg herrlich offenbart — nun gilt es rastlos weiterzuarbeiten, um alle Ansätze dieser Entwicklung zur vollen Entfaltung zu bringen.

Nicht, als ob Parteihader, Kampf der Meinungen und der Gewalten aus unserm Vaterlande gebannt sein sollten. Es wäre Kirchhofsstille, wenn sie fehlten. Ebensowenig werden die Unterschiede des Besitzes, der Geburt, der Gaben aus unserm sozialen Leben verschwinden. Wir würden geistig und materiell hoffnungslos verarmen, wollten wir diese Gegensätze ausmerzen. Aber wie mannigfach abgestuft unser sozialer Aufbau auch bleiben mag — den Anspruch auf ein erhöhtes Recht der Persönlichkeit auch für den geringsten Volksgenossen haben sich die Männer im Schützengraben erworben.

So steht die deutsche Welt der Zukunft als ein hehres Ideal vor unsern Augen, und kein Opfer all derer, die dem Vaterlande nicht auf dem Schlachtfelde sich weihen durften, erscheint zu hoch, um es zu verwirklichen. In diesem Zusammenhange gewinnt nun auch die Frage, von der wir ausgingen, ein andres Gesicht. Wir wollen und müssen die zerrissene Großstadtbevölkerung wieder zu einer Einheit zusammenschweißen und trotz allen äußeren Unterschieden ein gegenseitiges Achten und Verstehen der einzelnen Schichten wiedergewinnen. Und wenn wir vorhin die Ursachen der inneren Entfremdung neben anderm in der äußeren Entfremdung sahen, so ist es unsre Pflicht, dieser räumlichen Scheidung unsers Großstadtvolkes auf alle Weise entgegenzuarbeiten.

Ist es denn wirklich so schwer, dort zu wohnen, wo die Mehrzahl unsrer Krieger mit Weib und Kind heimisch ist? Gewiß, man muß sich einige Verzichte auferlegen. Ein Blick auf die Entbehrungen und Verzichte derer da draußen im Felde macht jede Klage darüber verstummen. Und den Entsagungen steht ein reicher seelischer Gewinn für uns selbst gegenüber. Da ist zunächst die befreiende Wirkung, die jede Erweiterung unsers Horizonts mit sich bringt. Wir lernen nicht nur eine neue Welt kennen, sondern eine Welt, für die es lohnt, Opfer zu bringen. Wir sehen ein überaus fleißiges, tüchtiges Volk bei seiner Arbeit, in seinem Heim. Wir gewinnen aus seinem Leben neue Maßstäbe für das unsrige. Wir lernen einen Kampf ums Dasein kennen, wie nur die wenigsten von uns ihn zu führen haben, und die enge Begrenztheit unsers bürgerlichen Lebens steht mit einem Schlage vor unserm Auge. Damit vermindern sich unsre Standesansprüche ganz von selbst. Wir lernen unterscheiden zwischen der Bildung, die man in der Kinderstube eines guten Hauses, auf Reisen, auf hohen Schulen gewinnt, und jener andern Entwicklung der Gesamtpersönlichkeit, die der harte, brutale Kampf ums Dasein mit sich bringt. Die weitaus größte Mehrzahl unsrer großstädtischen Arbeiter hat sich Haus und Heim selbst geschaffen. Als junge Leute mit ein paar Sparpfennigen sind sie hereingekommen, haben gearbeitet, gelernt oft in den dürftigsten Verhältnissen; aber es mußte durchgehalten werden, bis das erste Ziel erreicht war und der gelernte Arbeiter sich den eignen Hausstand gründen konnte. Und dann wurde weitergearbeitet, nur zu oft selbst unter Einsetzung der Frauenkraft. Aber wenn's auch harthielt, man rang sich durch, und endlich hat man die Genugtuung, daß eine Höhe der Lebenshaltung erreicht ist, geistig wie materiell, die weit über derjenigen der Eltern und Großeltern steht. So geht der großstädtische Arbeiter mit stolzem Selbstbewußtsein als seines eignen Glückes Schmied durchs Leben. Wie würde die zierliche Enge manches bürgerlichen Hauses erweitert werden, würde sie einmal kräftig durchweht von einem Hauch aus dieser derberen, rauheren Welt der Tat!

Aber noch auf andre Weise vermag eine Ansiedlung mitten in dem schwer arbeitenden Volke uns selbst reichen inneren Gewinn zu bringen. Tausenden und aber Tausenden von uns hat der Krieg das bitterste Herzeleid angetan. Nicht ein Schmerz, wie der Mensch ihn da und dort wohl erfährt, hat sie betroffen, sondern das ganze Lebensglück liegt zerbrochen zu ihren Füßen. Wohl halten sie sich tapfer, äußerlich wie innerlich; je nach der Eigenart ihres seelischen Lebens gibt ihnen die stolze Liebe zum Vaterlande, die Kraft religiösen Glaubens, das Andenken an die Gefallenen oder auch all das vereint Stärke und Festigkeit. Aber das alte Leben wieder aufzunehmen, das seinen Inhalt verloren hat, dessen sind sie nicht fähig. Wie oft hört man von der vereinsamten Frau oder Mutter das Wort: »Wenn ich nur nicht wieder in mein Heim zurückkehren müßte!« Die Größe des Schmerzes duldet gerade bei den am tiefsten Empfindenden nicht die kleinen Mittel der Ablenkung und Zerstreuung. Sie brauchen einen neuen, großen und ernsten Gehalt für ihr Leben,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen andern Lebenszweck an Stelle des verlorenen. Hier bietet er sich dar. Zahllos die Kleinen, die mit dem herzigen Vertrauen des Kindergemüts der mütterlich gesinnten Frau sich anschließen. Die hart arbeitende Mutter vermag ihnen oftmals beim besten Willen das Leben nicht zu schmücken mit all jenen reichen goldenen Fäden, die das Schicksal unsern Kindern ins Dasein flicht. Bunte Bilder, reiches Spielzeug, freundliche Anleitung zu den tausend Kleinkinderarbeiten, oder gar ein Märchen, ein Verslein und ein Lied. Wie werden sie so zahm, die wilden Buben von der Gasse, wenn diese Welt sich ihnen erschließt! Und leise spinnen sich die Fäden von den Kindern zu den Eltern; man wird bekannt, man gewinnt Vertrauen; man kann hie und da helfend oder vermittelnd eingreifen. Die reifere Jugend kommt gern einmal zu einem fröhlichen Abend. Vor allem aber nimmt das Vermächtnis der Gefallenen all unsre fürsorgende Liebe in Anspruch. Man mache sich doch einmal klar, was es heißt, wenn die junge Kriegerwitwe, dürftig gekleidet, im ungenügend geheizten Raum von Einbruch der Dunkelheit an ihre Zeit im Finstern verbringen muß. Denn zahlreiche Hinterhäuser Berlins und wohl auch andrer Großstädte entbehren selbst der Gasleitung. Ist da nicht eine Aufgabe für den, der selbst nichts mehr zu verlieren hat?

So ruft uns mannigfache Pflicht, und in ihrer Erfüllung blüht das Leben der einsamen Frau wieder auf, wie das Christröslein unterm Schnee. Gewiß, ein jubelnder Frühling kommt nimmer wieder; der strahlende Sonnenschein vergangener Tage ist unwiederbringlich dahin. Aber arm und zerrissen ist das Leben nicht mehr. Es leuchtet in lichter Klarheit, und das Bewußtsein von der Erfüllung dieser stillen Pflichten verbindet uns aufs tiefste mit denen, die dem Vaterland ihr Leben geopfert haben.

Zu dem Gewinn, der uns selbst aus solcher Arbeit sprießt, kommt derjenige, der andern daraus erwachsen kann. Die unmittelbare persönliche Berührung, nicht nur in gelegentlichen Armenbesuchen oder Recherchen, sondern in der Gemeinschaft des tagtäglichen Lebens, ist wie nichts andres geeignet, uns das Vertrauen jener Volksschichten zurückzugewinnen, die uns entfremdet sind. Damit tragen auch sie den geistigen Gewinn einer Erweiterung ihres Horizonts davon. Der großstädtischen Arbeiterschaft ist heut jedes Verständnis für die andern Klassen verlorengegangen. Sie erscheinen ihr als einheitliche reaktionäre Masse. Und das ist wohl verständlich. Wenn man einer Landschaft so fern steht, daß alle Einzelheiten im Nebel verschwinden, so wirkt sie als graue, ungegliederte Masse. Erst die nahe Anschauung lehrt uns unterscheiden. So würde auch bei unmittelbarem Geistesaustausch mit andern Volksschichten unser Großstadtarbeiter manches einsehen, was ihm heute schier unglaublich erscheint. Er würde erkennen, daß in den führenden Schichten unsers Volkes ein hohes Maß von Fleiß und Tüchtigkeit vorhanden ist. Er würde zu seinem Erstaunen sehen, daß in dem Kreis der oberen Zehntausend der reiche Nichtstuer eine überaus klägliche Rolle spielt. Ja, er würde zugestehen müssen, daß nicht nur er die schwere Last unablässiger Arbeit trägt, sondern ebenso nahezu jeder Mann, der in hoher, einflußreicher, verantwortlicher Stellung steht. In derselben Weise würde die Vorstellung von dem kalten Klassenegoismus der oberen Zehntausend korrigiert werden. Gewiß gibt es in allen Ständen zahlreiche brutale Egoisten; gewiß sind bestimmte Erwerbsstände durch bestimmte gemeinsame Interessen verbunden, die nur zu oft Geldbeutelinteressen sind. Aber darüber hinaus wirken hüben wie drüben hilfsbereite, warmherzige Menschen, die gern ihr Bestes einsetzen. Wie unendlich selten dringt bei der heutigen getrennten Ansiedlung der einzelnen Volksklassen in der Großstadt ein warmer Hauch guter, echter Menschenliebe aus den oberen Schichten in die Tiefe des Volkes!

Eine persönliche Fühlungnahme zwischen den einzelnen Volksschichten würde aber nicht nur allen Beteiligten den Gesichtskreis weiten und die Herzen erwärmen, sondern zugleich eine Fülle sachlicher Fortschritte auslösen. Es ist ein ander Ding, ob man von sozialen Mißständen hört, oder ob man sie täglich miterlebt. Niemals hätten wir Bauordnungen bekommen, die es gestatten, den Hinterhof zum Lichtschacht zu machen, hätte ein näheres Zusammenwohnen der einzelnen Volksteile den oberen Klassen einen dauernden Anschauungsunterricht über die Wirkung dieser Bauart gegeben. Wieviel umfassender würden die Einrichtungen der privaten Wohlfahrtspflege ausgebaut werden, hätten unsre führenden Kreise besser als bisher Gelegenheit, ihre Wirkung aus der Nähe zu würdigen, statt aus der Ferne eines behaglichen Heims dort, wo man den lauten Ruf des Elends nicht so unmittelbar vernimmt! Der Fernstehende glaubt es kaum, wie selten die Wirkung unsrer zahlreichen Vereine und Veranstaltungen bis in die Tiefe dringt, wie wenig die breite Masse des Volkes von ihrem Vorhandensein ahnt. — Wir würden auch Mittel und Wege finden, um die Riesenklassen unsrer Volksschulen zu verkleinern, träte dieser Mißstand unsern führenden Schichten einmal unmittelbar handgreiflich nahe.

Das sind so ein paar Beispiele; sie ließen sich leicht vermehren, und jeder denkende Leser wird deren genug aus eignem Urteil ergänzen können.

Darum weiter zu der Frage: Wie lassen sich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

solche Siedlungspläne durchführen? Kopfschüttelnd wird manch ein Leser den vorstehenden Ausführungen gefolgt sein mit dem Einwand: »Leicht beieinander wohnen die Gedanken!« Mit Verlaub: der Mittel und Wege, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, sind mancherlei. Noch sind wir nicht so hoffnungslos zerfallen in zwei einander völlig fremde Gruppen, als daß nicht zahlreiche Ansätze zu einer Ansiedlung der Oberschicht inmitten der arbeitenden Bevölkerung vorhanden wären. Es wird jeder, der nur ernstlich will, Anschluß an Gesinnungsgenossen finden. Da sind zunächst als Träger zahlreicher Siedlungen die kirchlichen Organisationen der einzelnen Konfessionen. Jeder Pfarrer im Arbeiterviertel einer Großstadt wird freiwillige Diakoniearbeit gebildeter Männer und Frauen in seiner Gemeinde mit tausend Freuden begrüßen, vorausgesetzt natürlich, daß es keine gedankenlose Pfuscharbeit, sondern ernste, planvolle, wohlvorbereitete Tätigkeit ist. In engem Zusammenhang mit den Kirchen arbeiten ferner zahlreiche Verbände und Vereine von ausgeprägt konfessionellem Charakter. Jeder freiwillige Helfer, der bereit ist, sich inmitten der unfreundlichen Arbeiterquartiere anzusiedeln, wird ihnen hoch willkommen sein.

Aber auch für die große Zahl derer, die außerhalb dieser Kreise stehen, sind viele Anknüpfungspunkte gegeben. Wer in einem der zahlreichen interkonfessionellen Kinderhorte oder Arbeiterinnenheime, in einer der gemeinnützigen Anstalten, die der Krieg geschaffen, einige freiwillige Hilfsarbeit leisten und zugleich die dadurch gewonnenen persönlichen Beziehungen zu den unteren Volksschichten durch tagtägliche Lebensgemeinschaft befestigen und vertiefen will, findet dazu reiche Gelegenheit. Ja, man möchte fast sagen, nahezu jede Organisation der Wohlfahrtspflege in den großen Städten wird die Mitarbeit von gebildeten Männern und Frauen dankbar anzunehmen. Auch die städtische Armenpflege würde sich sicherlich ihrer gern bedienen.

Aber noch weitere Möglichkeiten sind gegeben. Es haben bereits eine Anzahl Männer und Frauen die in Rede stehende Arbeit aufgenommen, in Gruppen zu Gemeinschaften zusammengeschlossen, oder auch vereinzelt. Der ernstlich Wollende findet hier unmittelbar Anschluß und Einführung in die Arbeit. So sind denn überaus zahlreiche Wege gangbar für den, der das Ziel fest ins Auge gefaßt hat. denn zahlreiche Wege gangbar für den, der das Ziel fest ins Auge gefaßt hat. (Die Schriftleitung ist gern bereit, Leser, die für diese Frage Teilnahme zeigen, mit der Verfasserin in Beziehung zu setzen.)

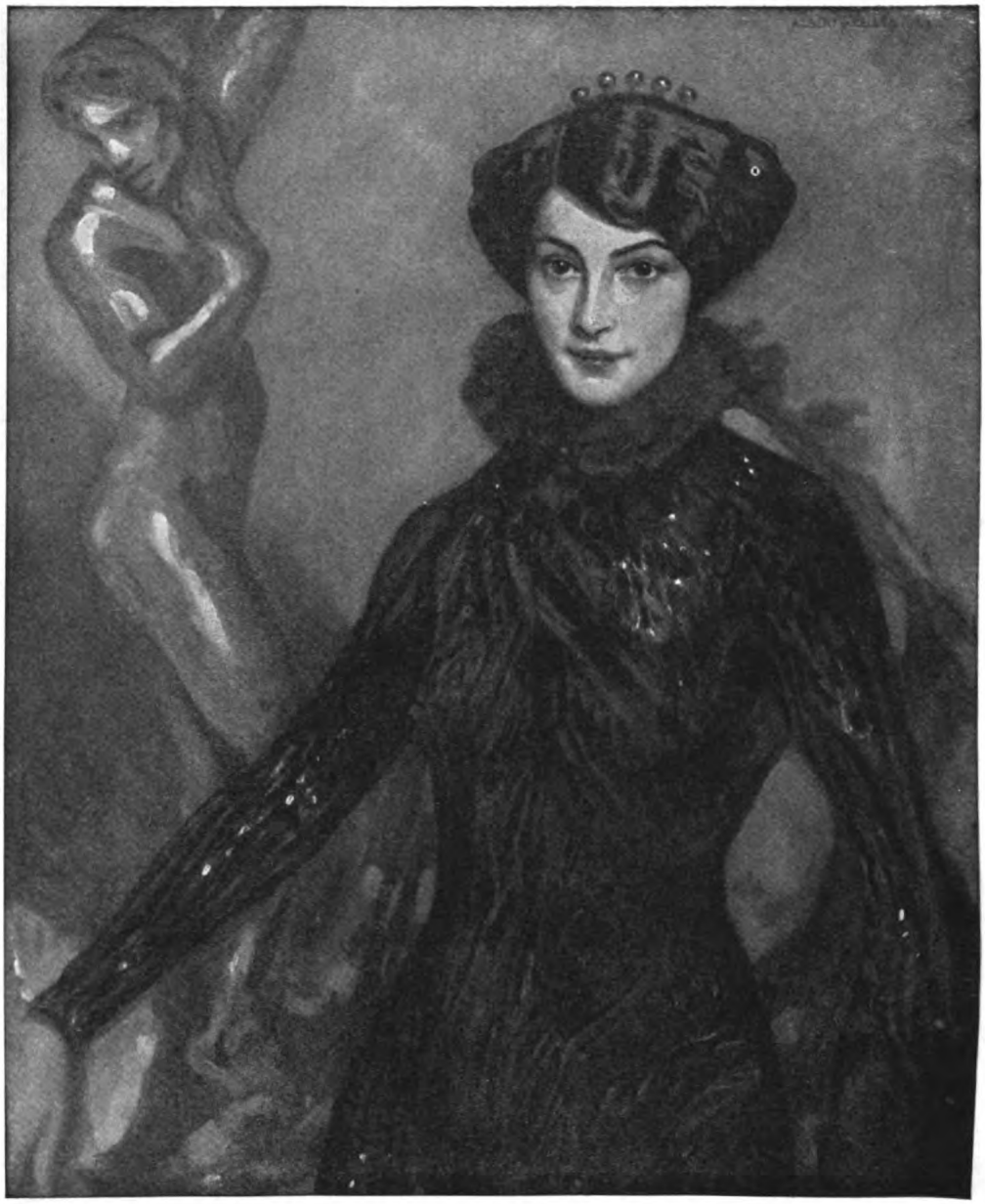
Ein Wort noch über die Vorbereitung auf solche Tätigkeit. Sie wird verschieden sein, je nach der Art der Arbeit, die jemand aufnimmt. Wer sich zum Ziel setzt, den Notleidenden Hilfe zu vermitteln durch eine der zahlreichen Wohlfahrtsorganisationen, wird sich erst an einer bestehenden Auskunftsstelle in die Arbeit einführen lassen müssen, um dann Hand in Hand mit den vorhandenen Organisationen zu wirken. Wer seine Arbeit sich aufbauen will in Anschluß an einen bestehenden Kinderhort, wird sich erst einmal mit der bescheidenen Tätigkeit einer freiwilligen Helferin im Kinderhort begnügen müssen. So wird je nach der Art der Arbeit die eine oder andre Vorbereitung oft unerläßlich sein.

Aber eins möchte ich doch allen zurufen, die ängstlich und kleinmütig im Gefühl der eignen Unerfahrenheit zurückschrecken möchten: so unerläßlich für bestimmte Tätigkeiten eine vorbereitende Einführung ist — tausendmal wichtiger ist das warme Herz und der sittliche Ernst, tausendmal wirksamer die innere Freiheit gegenüber allen Standesunterschieden. Jede Wohltat, ungütig von oben herab erwiesen, verletzt und entfremdet; jede warmherzige, innere Anteilnahme versöhnt und verbindet, selbst wenn es nicht in unsrer Macht steht, zu helfen. Wer nicht loskommen kann von engherzigem Standesdünkel, wer nicht der schlichten Frau des Volkes mit schwesterlicher Liebe und Achtung begegnen kann, der bleibe dieser Arbeit fern; er wird auf andern Gebieten Besseres leisten. Die Gesinnung ist die eine unerläßliche Voraussetzung; alles andre ist im Vergleich dazu leicht erworben.

Und was, fragen wir, werden wir am Ende erreichen? Wir finden keinen jubelnden Empfang bei denen, die uns so lange entfremdet sind. Das unbefangene Gemüt ist bald gewonnen, aber ein zerstörtes Vertrauen läßt sich nur langsam wieder aufbauen. Wir müssen die innere Kraft haben, über Enttäuschungen, Kränkungen, Mißverstehen hinwegzuschreiten. Wir dürfen an der Seele unsers Volkes sowenig verzweifeln, wie die Mutter an ihrem Kinde jemals verzweifelt. Und dann wird langsam ein Vorurteil nach dem andern abbröckeln; langsam wird die großstädtische Arbeiterschaft, die geistig mündig geworden ist und jede Bevormundung von oben her trotzig abgeschüttelt hat, einsehen lernen, daß ein gegenseitiges Verstehen und Achten ein Gewinn für alle Volksschichten ist, und alle die oben angedeuteten reichen Segnungen einer geistigen Gemeinschaft der einzelnen Klassen werden der Gesamtheit unsers Volkes zuteil werden.

Nur in diesem Sinne, in dem Verzicht auf jeden Augenblickserfolg, kann die Arbeit aufgenommen werden. »Es streut der Sämann seine Saat und hofft, daß sie entkeimen werde zum Segen nach des Himmels Rat.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Albert von Keller: Bildhauerin

Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Grünes Land

Erzählung von Ingeborg Maria Sick

Aus dem Dänischen übertragen von E. v. Kraatz

Es war ein grünes Land, mit blauem Himmel darüber. Ich sah es an einem Sommertag — ich sehe es noch.

Grüne Wiesen dehnten sich in gemächlicher Ruhe, so weit das Auge reichte. Grüne Pappeln standen schlank und schwankend in langen Reihen, und ein grüner Fluß glitt und glitt durch die Landschaft.

Das einzige, was all dies Grün durch vereinzelte hellere Streifen unterbrach, waren die weißen Landstraßen. Weiße Häuser gab es auch, da sie jedoch grüne Fensterladen hatten, da grüne Schlingpflanzen an ihren Mauern emporrankten und sie zumeist in grünen Gärten versteckt lagen, so standen sie ganz mit ihrer Umgebung im Einklang.

Tiefer Friede ruhte über dem grünen Land. Die Wiesen lagen in üppiger, sonnendurchwärmter Sicherheit da, der Fluß strömte sanftmütig, gleichsam in beschaulicher Gelassenheit, hatte es nicht eilig, verstand weder zornig noch ängstlich zu werden. Nur dicht am Ufer gab er einen schwachen, glucksenden Laut von sich, als ob er einem eingebildeten Geräusch Schweigen geböte oder ein wenig mit dem langen Gras plauderte, das sich ganz in das klare, grünliche Wasser hinabneigte und sich zum Schein mitgleiten ließ. Selbst das ewige Säuseln der Pappeln klang nachdenklich und leise — wie der sanfte, unermüdliche Kehrreim einer Volksweise.

Es gab jemand, der mir lächelnd erzählte, daß dieser grüne Friede nur einmal im Jahr unterbrochen werde — gewaltsam und plötzlich. Durch den roten Mohn.

Der barst überall hervor — wie ein Brand, der den ganzen Boden entzündete, der um sich griff wie spielende Lohe. Der drängte sich in flatternden, wilden Büscheln hervor, der gellte und lärmte aus jedem einzigen friedlichen Winkel aufwärts. Der fegte über die Landstraßen hin wie ein blutiger Schneesturm.

Aber der Brand erlosch fast in demselben Augenblick, in dem er ausgebrochen war, die Fanfare verstummte, gerade wenn sie am lautesten schmetterte. Und bald standen nur noch die entblätterten Stengel da, verwirrt und ein wenig beschämt über all den Lärm, den sie verursacht hatten. Der grüne Friede lagerte wieder über dem Lande, und der war bleibend. Der rote Mohn war nichts weiter als ein Sturm, der keinen Sieg davontrug.

In einem hübschen Hause mit grünen Fensterladen, grünberankten Mauern und großem Garten lebten drei Menschen in heiterer Stille. Ein Ehepaar mit einem Kinde. Man pflegt zu sagen, glückliche Menschen hätten keine Geschichte. Diese drei hatten denn auch keine; aber das fanden sie selbst nicht. Ihnen kam es wie eine Geschichte ohnegleichen vor, daß sie einander gefunden hatten — und wie eine einzig dastehende Begebenheit, daß ein kleines Mädchen lachend um sie herumsprang.

Aber für andre nahm sich das recht gewöhnlich und alltäglich aus, ebenso wie die Landschaft, die ihren Garten umgab. Nur *ihre* Augen sahen es anders.

Hätte das kleine Mädchen über seinen Begriff von der Welt Rede stehen müssen, so würde es gesagt haben, sie sei ein grünes Land, worin ein gartenumringtes Haus liege, und da wohne es mit seinem Vater und seiner Mutter. Und die Eltern dachten nicht viel anders. Der Mann begab sich jeden Tag nach seinem Bureau in der Stadt. Dann und wann besuchten sie dort auch andre Menschen, aber das kam ihnen unwesentlich vor, gleichsam nicht in ihr Leben eingegliedert. Die einzige *wirkliche* Stätte war das Haus im Garten inmitten des grünen Landes. Das war *da*, das fühlten sie, und es war unerschöpflich in seinem Frieden und üppigen Wachstum — wie ihr Leben selbst.

Wenn der Mann nach Hause kam, machten sie einen Abendspaziergang am Fluß. Dort setzten sie sich in das lange Gras und sahen die Sonne in goldklarer Stille hinter den Wiesen untergehen. Vereinzeltes Vogel-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zwitschern ertönte über ihren Häuptern, und das ewige Säuseln setzte wieder ein, wo es aufgehört hatte — wie der getreue Kehrreim einer bekannten, lieben Weise.

Sonntags kamen fröhliche Menschen aus der Stadt, gingen paarweise am Fluß entlang — wobei sie ihre Feiertagskleider im blanken Wasser spiegelten — und setzten sich ins Grüne, um das mitgebrachte Vesperbrot zu verzehren. Doch gegen Abend waren sie alle fort.

Es war ja nicht immer Sommer, aber diesen Menschen kam es so vor. Der Schnee blieb auch nicht lange auf den Wiesen liegen, und wenn sie ihn abgeschüttelt hatten, waren sie grüner als zuvor. Die Pappeln hielten ihr Laub bis zum letzten Augenblick fest, und der Fluß fror nur selten zu; aber Winter wurde es doch. Dennoch kam es ihnen vor, als ob sie grünes Land um sich hätten — wenn sie nur Hand in Hand gingen — und Gesang über sich in der Luft. Es gab in ihrem Leben ja auch den tagtäglichen Kehrreim, daß sie einander liebten.

Eines Sommersonntags hatten sie Besuch von Freunden gehabt, die ihr frühes Mittagessen mit ihnen geteilt hatten. Einer hatte eine begeisterte Rede über »diese grüne Freistatt vor Lärm, Kummer und Unfrieden« gehalten — und nun waren sie wieder fortgegangen. Der Mann setzte sich hin, um Briefe zu schreiben, und die junge Frau ging mit dem kleinen Mädchen auf die Wiese hinaus.

Niemals hatte sie einen so grünen und friedlichen Abend verlebt. Sie seufzte vor stillem, innigem Wohlbehagen und begann dann, ihre frohen Gedanken leise vor sich hin zu summen.

Mit einmal rief das Kind: »Sieh mal, Mutter!«

Da stand ein glühroter Mohn im Gras.

Die Mutter bückte sich und pflückte ihn mit einem leichten Lächeln, entdeckte dann noch mehr an der Hecke und sagte: »Nun pflücken wir einen großen Strauß für den Abendbrottisch.«

Bald darauf kehrten sie heim.

Der Mann kam ihnen entgegen, schwenkte den Hut und begrüßte sie mit fröhlichem Zuruf. Doch plötzlich blieb er stehen und starrte ihnen nur entgegen.

Die junge Frau trug ein leichtes schwarzes Seidenkleid, das sie groß und schlank machte. Das Kind, das ihre Hand hielt und das sich zärtlich an sie schmiegte, war in Hochrot, und in der andern Hand hielt sie das große Bündel Mohn. Und es war, als ob sie schmal und schwarz zwischen zwei lodernden Feuerbränden einherschritte oder breit aufsteigende blutige Besätze an ihrem Kleid hätte. Einzelne Blütenblätter lösten sich und fielen gleich roten Tropfen auf ihre Fußspuren nieder. »Was hast du?« fragte sie, als sie ihn erreichte und ihm ins Angesicht sah.

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen. »Ach,« sagte er, »es sah so wunderlich aus — all das Rote an deinem schwarzen Kleid!«

»Ja, nun bricht er auf,« sagte sie und hielt ihm den Strauß hin. »Ich pflückte ihn, um dich ein wenig zu necken. Eigentlich kannst du ihn ja nicht leiden. Ich glaube, es kommt dir vor, als ob er störte. Aber die Mohnblüte ist so bald vorbei!«

In jenem Sommer geschah etwas, wovon sich das grüne Land nie hatte träumen lassen. Die Zeit des roten Mohns ging nicht zu Ende.

Was war das nur? Hatte er die ganze Welt in Brand gesetzt?

Die langen Pappeln, die sich so weit umsehen konnten, wurden mit jedem vergangenen Tage bedenklicher und bekümmerter in ihrem Gesäusel. Zuletzt klang es nur noch wie ein jammerndes Klagen. Sie begriffen nicht, was da geschah.

Wo man sich hinwandte, flammte und loderte es auf. Sogar der Himmel war nachts so rot wie ein Mohnblatt, und hohe, glühende Blumen sprangen knisternd in die Luft.

Die ganze Stille war hin, jäh und gewaltsam. Es lärmte, es schrie auf den weißen Landstraßen, es jagte vorbei wie Sturmgebraus; und wo Menschen hintraten, tropfte es wie von Mohnblüten auf ihrer Spur.

Das grüne Gras war niedergetrampelt — unter jagenden Hufen, unter stampfenden Füßen, unter schweren, knarrenden Rädern. Es begriff nicht, was die Menschen anfocht, daß sie ihm so übelwollten. Bald war nichts mehr da als schwarzer Morast, mit glühroten Schollen dazwischen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da klagten die Pappeln nicht mehr; krachend waren sie umgestürzt. Äxte hatten sie gefällt, oder die lodernden Blumen waren zwischen ihr Laub emporgeflackert und hatten ihre Stämme zersplittert.

Das Flußwasser war rot. Es sah aus, als ob es sich vor sich selbst fürchtete und von jener schlimmen Stätte hinwegzuhasten suchte — von jener Stätte, wo das rote Mohnungewitter das grüne Land überwältigt hatte.

Weit davon lag auf einem Hügel ein großes Haus. Ich hatte es einmal besucht, als all seine lichten Räume voll froher Geschäftigkeit waren. Jetzt herrschte eine Geschäftigkeit ganz andrer Art, bei Tag und bei Nacht, und auf die Gesichter darin war ein Schatten gefallen.

In den Zimmern lagen Verwundete aufgereiht. Leidensbrüder — und Brüder in den Augen der Liebe, die sich ihrer annahm.

Einer dieser Verwundeten dauerte sie so, die weißgekleidete Krankenpflegerin, die zu seinem Saal gehörte. Er hatte einen Bajonettstich im Bein, eine Kugel in der Brust und mußte beim Fallen mit dem Kopf aufgeschlagen sein. Aber schlimm zugerichtet waren sie alle, die Armen! Doch das war es nicht, was ihr besonderes Mitgefühl erweckt hatte. Nein, aber ein andrer von den verwundeten Fremden kannte den Mann und wußte — aus einem Brief, den er auf Umwegen erhalten hatte —, daß er Frau und Kind verloren hatte.

Er hatte mit ihnen auf dem Lande gewohnt, und als er fortmußte, hatte er sie zu Freunden in die Stadt gebracht. Aber die Stadt war keine Freistatt: das kleine Mädchen wurde auf dem Hof von einem Granatsplitter getötet, und die Freunde waren mit der jungen Mutter entflohen. Doch sie war auf der Reise gestorben.

Man hatte sich für verpflichtet gehalten, es dem Manne zu sagen, wußte aber nicht, ob er so klar im Kopf war, daß er es ganz begriffen hatte. Er sagte nichts darüber, sprach überhaupt fast gar nicht. Lag nur und starrte aus dem Fenster, wo schwarzer Pflugacker lag, umrändert von schwarzem Wald, mit grauem Himmel darüber.

Spähte er nach grünem Land, das nicht mehr da war?

Er begriff das nicht. Ebensowenig wie die langen Pappeln und das Gras am Flußufer es begriffen.

Ihm ging es ja doch so, daß er allen andern alles Gute gönnte, wenn ihm nur der Friede seiner grünen Freistatt blieb. Er wußte von keinem einzigen, der ihm übelwollte. Aber auf einmal hatte man Feinde — zu Hunderten und Tausenden ... Und man war selbst ein Feind geworden und dadurch gezwungen, zu hassen und gehaßt zu werden, zu vernichten und vernichtet zu werden ...

Als das geschah, ging die Welt unter — die einzige Welt, die es für ihn gab.

Der Pfarrer, der ein Förderer der früheren heimatlichen Geschäftigkeit gewesen und unter den veränderten Verhältnissen dageblieben war, kam abends hin und redete ganz kurz zu den Verwundeten.

Ihr Gemüt schien empfänglich für seine Worte zu sein. Nur der stumme Mann am Fenster wandte den Kopf niemals nach ihm hin. Was ging das alles ihn an? Ihn verstand doch niemand, der nichts wußte von jenem grünen Land mit dem gleitenden Fluß ... Hier gab es für ihn nichts zu sagen, nichts zu hören.

Eines Tags hatte der Pfarrer zum Text den Spruch aus dem dreiundzwanzigsten Psalm gewählt: »Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser ...«

Der Mann am Fenster drehte den Kopf nach ihm hin. Später fragte er die Pflegerin: »Wo hat er das her?«

»Aus dem Buche,« erwiderte sie. »Möchten Sie es noch einmal hören?«

»Ja.« Und als sie es vorgelesen hatte, fragte er: »Wo ist das?«

Sie antwortete: »Bei unserm Herrgott«, und dachte: Er hat auf dem Lande gewohnt. Das Bild heimelt ihn an.

Er lag ein Weilchen still, dann fragte er: »Da gibt es wohl keinen roten Mohn?«

Sie dachte: Er denkt an das Blut auf den Schlachtfeldern, und erwiderte: »Nein, da ist ja Frieden — immerdar.«

Er wurde danach nicht gesprächiger oder empfänglicher für andre Dinge. Aber jeden Tag wollte er den Spruch hören, und wenn die Pflegerin ihn gelesen hatte, wollte er selbst sehen, daß er im Buche stand.

War es nur ein Hauch vergangener Tage, den das Bibelwort mit sich führte? Lag

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er wieder am Flußufer im langen Gras — mit denen, die zu ihm gehörten — und sah die Sonne hinter den Wiesen untergehen? Oder tagte es in ihm, daß sein grünes Land nicht für immer hin war; daß es einen gab, der es ihm bewahrt hatte — einen, der wußte, daß er es nicht entbehren konnte?

Ja, die Augen gingen ihm auf.

Als die Pflegerin ihm den Spruch am nächsten Tage wieder vorlas, sagte er nur — wie nach mühseligem Überlegen: »Es kann ja keiner von den andern sein, der gemeint ist. Die haben das nicht gekannt. Das muß ich sein.«

»Ja, so ist es,« sagte sie.

Von da an sprach er nicht mehr. Und gegen Abend starb er.

Als die Pflegerin das Laken über ihn breitete, wünschte sie ihm grüne Auen, deren Friede nie gestört werden kann — mit einem Fluß, der sacht gleitet ...

Draußen fiel Schnee auf schwarze Wälder. Ringsum stöhnten die andern Verwundeten.

Feuerpause

Ansturm und Nichtstun, letzter Kräfte Spannen,
Lechzen im Staub und Schlummern unter Tannen,
Ein Ziel, ein Wollen reißt uns alle mit.
In jeder Stunde großen Tuns gewärtig,
Mit sich im reinen, aller Sorgen quitt —
Es ist kein Mannesschicksal reif und fertig,
Das nicht durchs Eisendrohn der Schlachten schritt.

Schrapnells in weißen Wölkchen jäh zerflattern,
Uns rüttelt der Maschin'ngewehre Knattern,
Geschmiegt, gepreßt im Graben eng und feucht.
Felswand und Hochwald klaffen wild zerschunden,
Ein Schweigen saugt, wenn die Granate keucht —
Plötzlich verstummt die Hölle wie gebunden,
Und uns umkost des Mittags weiß Geleucht.

Da, auf dem Lärchenaste, zitterwiegend
Vom Kugeleinschlag, zankt sich zwitschernd, fliegend
Und haschend, anmutvoll, ein Meisenpaar.
O Tod! Auftauchen wir aus deinem Rachen,
Der Gaumen würgt den Nachschmack der Gefahr,
Und wie ein gliederlösend frommes Lachen
Grüßt uns das Leben, hold und wunderbar.

Arthur von Wallpach
z. Z. im Felde

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

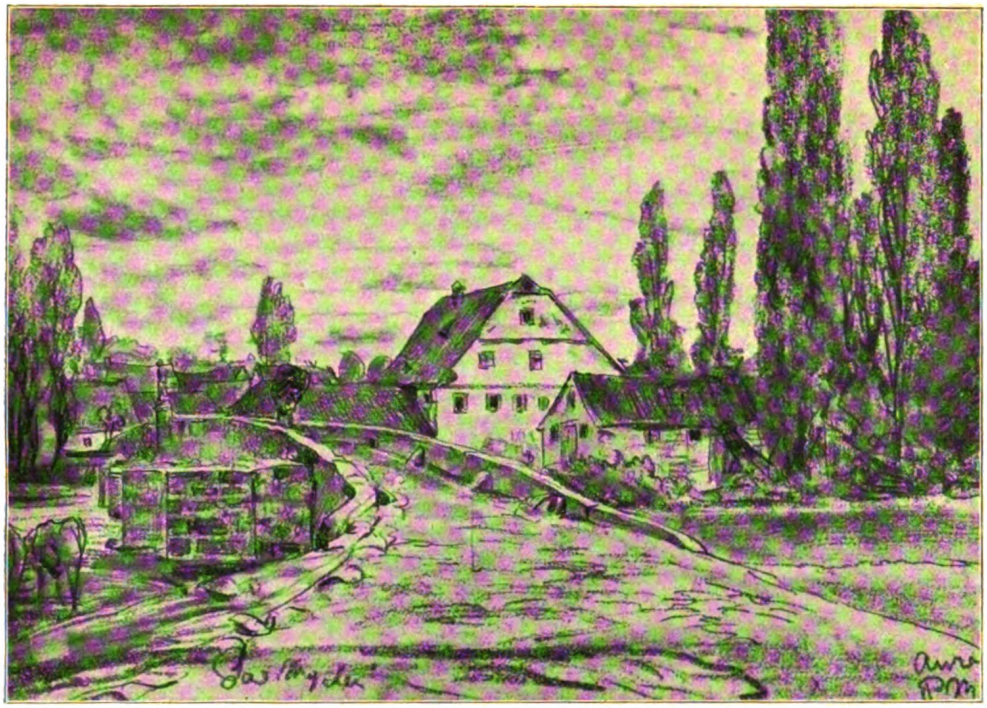
Digitized by Google

Albert von Keller: Abendgesellschaft

Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Aura bei Kissingen

Paul Meyerheim

Von Hanns Fechner

Mit vierundzwanzig Abbildungen nach unveröffentlichten Handzeichnungen Meyerheims

Ich ruhe still im hohen, grünen Gras
Und wende lange meinen Blick nach oben,
Von Grillen rings umzirpt ohn' Unterlaß,
Von Himmelsbläue wundersam umwoben.

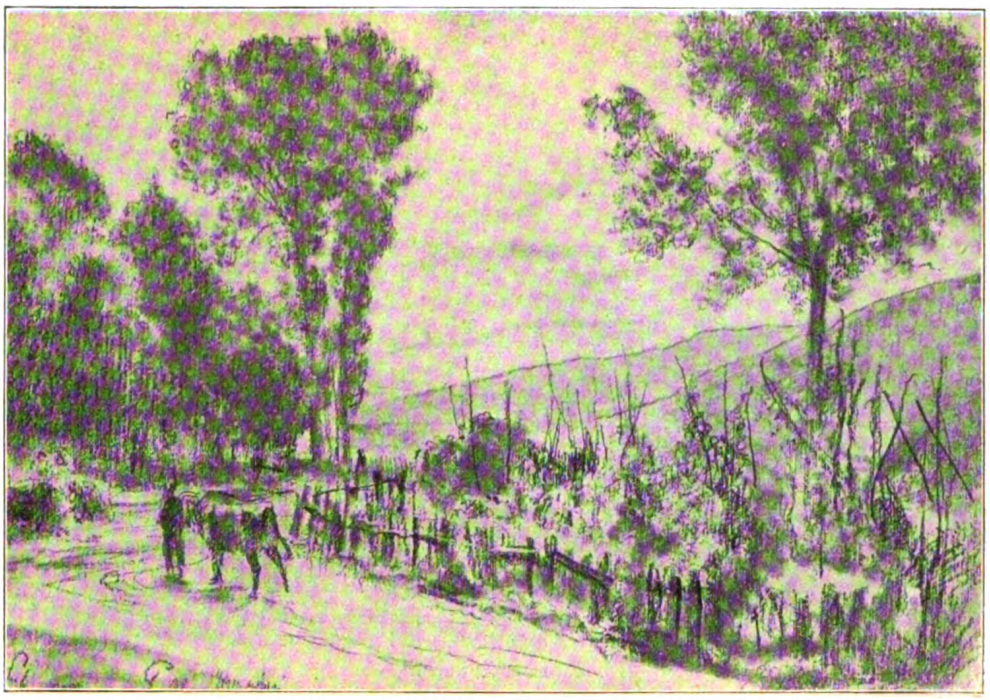
Und schöne weiße Wolken ziehn dahin
Durchs tiefe Blau, wie schöne stille Träume; —
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin,
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.

Leise klangen die letzten Töne des ergreifenden Brahmsschen Liedes hinaus in die Nacht, hinauf zum sternenbesäten Himmel. Der Schwanengesang des dreiundsiebzigjährigen Meisters Paul Meyerheim, dessen Augen schon des Erdenschauens entwöhnt waren. Sein Haus mit dem Stücklein grünenden Lebens dahinter, die Stätte, die so oft fröhliche Menschen um ihn und seine Gattin versammelt gesehen hatte, war stiller und stiller geworden. Seine treue, kluge Lebensgefährtin, die nimmer rastende Frau Kläre, war schon längst gegangen, hatte den Mann mit der warmen Künstlerseele und dem Kinderherzen am Abend seines Lebens allein zurückgelassen. Und als dann der Tod auch einer Verwandten die Führung des Hauswesens aus den Händen genommen hatte, ward ihm Ersatz in der hingebenden Treue einer seit langen Jahren erprobten Freundin des Hauses. Fräulein Paul war es auch, die sein letztes Lied, die von ahnender Todessehnsucht durchwobenen Allmersschen Worte am Flügel begleitete. In der Morgenfrühe darauf holte ihn der stygische Fährmann fort zur Fahrt nach der stillen Toteninsel ...

Und schöne weiße Wolken ziehn dahin
Durchs tiefe Blau, wie schöne stille Träume; —
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin,
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.

Wie lange noch mag's dauern, dann wird das Stücklein lebendigen Gartens, das mit seinen Bäumen, seinen Blumen und all seinem Vogelsang so ganz zu des Meisters Wesen gehörte — wird das schmucke Häuslein darin, das jetzt allein und verwaist dasteht, von dem gierigen Rachen der Weltstadt verschlungen sein. Leibliche Erben als treue Burgwächter hat Paul Meyerheim nicht hinterlassen. Seine Geisteskinder aber, die wundervollen Bilder und Studien, die vielen Mappen mit köst-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Straße bei Kissingen

lichen Skizzen und Zeichnungen, werden jetzt in die Welt wandern. Und jedes von diesen Kindern wird liebevolle Pflegeeltern finden, gar vielen Freude bringen und die Erinnerung wach erhalten an seinen Schöpfer. Wie der heilige Krieg uns wieder lehrt, das Große, Bleibende von nichtigen Dingen zu unterscheiden, deutsches Wirken wiederum als hohes Gut zu schätzen, so führt er uns auch dahin, die Männer an ihren rechten Platz zu stellen, die in langer Friedenszeit Kämpfer um hohe Ideale in der Kunst waren.

Und in jenem Erinnerungshain, der den Hütern unsrer idealen Schätze im Frieden ein Gedächtnismal werden soll, darf der grünende Baum nicht vergessen sein, in dessen Zweigen das bunte Sängervolk, das der Maler und der Mensch Meyerheim so liebte, seine Zufluchtsstätte findet. Meyerheim war einer jener Künstler, wie sie das deutsche Volk von Herzen schätzt, einer von denen, die in ihrer Kunst zu ihm sprechen, weil in ihr immer wieder der Mensch liebenswert in die Erscheinung tritt.

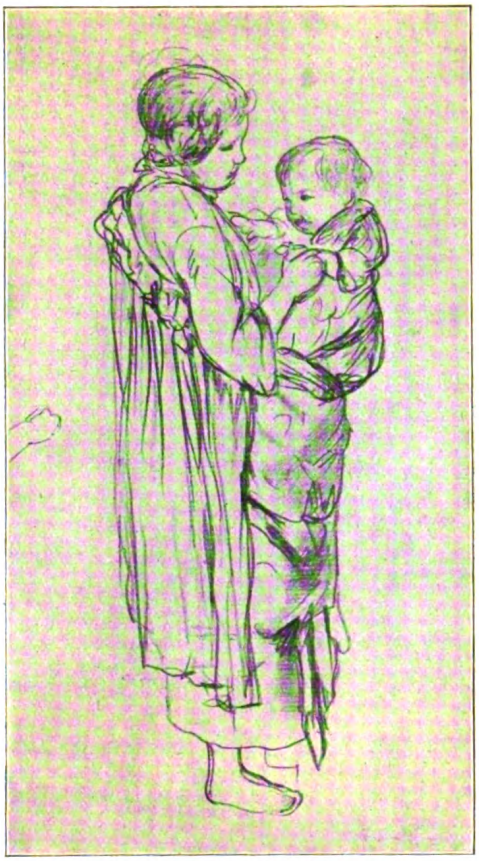
Der Mann, dem auch die Tierseele fremdländischer wilder Bestien wie keinem vor ihm vertraut war, liebte die heimische Vogelwelt mit dem gleichen warmen Verständnis für ihre Wesensart wie der alte Brehm. Rührend anzusehen war es, wenn die reckenhafte Gestalt des Meisters das kleine Federvolk sorgsam betreute, es fütterte und jedem winzigen Tierlein sein Recht werden ließ. In seiner Malerwerkstatt umgaben ihn stets vielerlei Gebauer und Käfige mit prächtigen buntgefiederten Vogelarten. Rot-, Blau- oder Singdrosseln, Steinröteln, Sprosser und Nachtigallen, Stieglitze, Zeisige, Gimpel und rote Kardinäle flöteten und schmetterten ihre Lieder fröhlich durcheinander. Er selber aber kannte jedes einzelnen Vogels Stimme, und eine Freude war es, ihn die verschiedenen Singweisen nachahmen zu hören. Geradezu erstaunlich aber wirkte seine Sicherheit, jeden einheimischen Singvogel draußen im Freien nach dem Gehör zu bestimmen. Gleich einem Weidmann, der, zeitlebens in Wald und Flur heimisch, innig vertraut ist mit den Lauten der Tiere. Führte das Gespräch gelegentlich auf das seltene Vorkommen der einen oder der andern Art, so wußte er genau anzugeben — wie sein Freund Prof. Karl Kappstein berichtet —, wann und wo er sie zuletzt angetroffen hatte. Wann er zum Beispiel die Hypolais zum letztenmal im Tiergarten gehört hätte, wußte er genau zu bestimmen, nach Ort und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeit. Sehr ergötzlich ist die Geschichte eines kleinen Steinrötels, der durch die Nebenumstände ein gar kostbares Geschöpf wurde. Der berühmte Wiener Bildnismaler Angeli hatte seinem Freunde mitgeteilt, daß er demnächst zum Malen einer hochgestellten Persönlichkeit am Hofe nach Berlin kommen werde. Meyerheim bat ihn, von einem Wiener Vogelhändler besagten Vogel mitzubringen, der nur in Südungarn im Karst vorkommt. Eines Morgens kam Angeli nun mit dem ersehnten Tierlein, das er während der Fahrt in der ersten Klasse mit Argusaugen bewacht hatte, in Berlin an. Leider, um zu erfahren, daß ein Mitglied des preußischen Königshauses in der Nacht gestorben sei und die Sitzung auf eine spätere Zeit verschoben werden müsse. Also fuhr er unverzüglich mit seinem Schützling zum Meister Meyerheim, ihm den Vogel zu übergeben, etwa wie ein kostbares Königsgeschenk durch eine Sondergesandtschaft überbracht wird.

Bei Meyerheims Teilnahme am Wohl

Morgenwäsche



Thüringer Mädchen

und Wehe der Tiere — in der er keinem Geringeren als Leonardo da Vinci mit seinen Gedanken über das Wesen und die Bestimmung der Tierwelt und ihres Schutzes durch den Menschen ähnelte — ist es verständlich, wenn er die bescheidene Medaille in »Zinkbronze«, die er einst vor vielen Jahren auf einer Vogelausstellung in Berlin für erfolgreiche Züchtung von »Grünlingen« erhalten hatte, fast höher schätzte als seine große goldene Medaille für Kunst.

Meister Meyerheim aber war trotz alledem keiner jener Tiernarren, die die Tiere wie Menschen behandeln und leider oft genug Menschen wie Tiere. Nein, er war eine der wirklich gütigen Naturen, die aus echtem Verstehen heraus jederzeit Beistand und tatkräftige Hilfe leisteten, wo es galt, unverschuldete Not zu lindern. Freudlos erschien ihm die Stunde, wo seine Mittel es ihm einmal versagten, mit vollen Händen zu spenden. Reiche Freunde mußten dann helfend beispringen, oder er veräußerte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Köhler

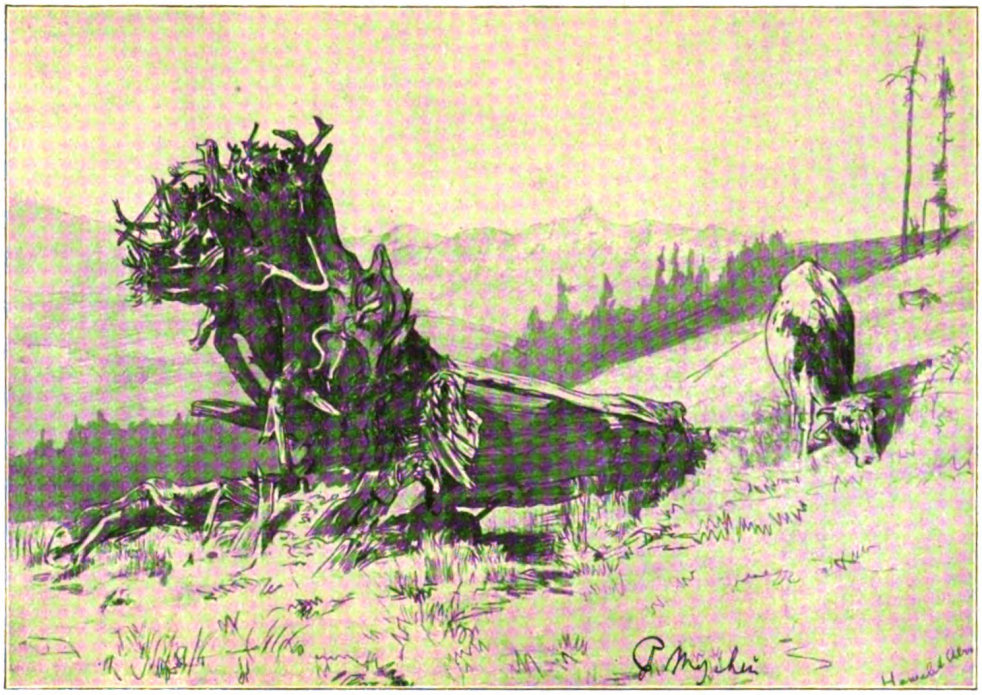
allein zum Zweck, fremde Sorgen zu bannen, das eine oder das andre Stück — ein Bild oder eine Studie aus seiner Werkstatt.

Diese Grundzüge seines Wesens verleihen auch seiner Kunst die inneren Werte, sind bestimmend für ihre Richtung geworden. Schon der kleine Bub kannte nichts Schöneres als das Sammeln von bunten Schmetterlingen, glitzernden Käfern und allerhand Kleingetier, wenn er mit seinem Vater hinauswanderte in die damals noch ländliche Vorstadtumgebung Berlins. Kein Wunder, daß der Knabe früh schon mit heißer Liebe das Zeichnen der Tierwelt begann. Talent und hervorragende künstlerische Fähigkeiten waren ihm mit in die Wiege gegeben, lagen ihm ja im Blute vom Vater her. Daß der kaum Zweiundzwanzigjährige schon künstlerische Erfolge mit seinem ersten größeren Werk in der Öffentlichkeit, dem »Ziegenhändler im Dorfe«, errang, war der beste Beweis für den Wert häuslicher Kunstkultur in einer Zeit, da kunstakademische Erziehung im Bann veralteter toter Überlieferungen lag. Nachdem sein wundervolles Bild aus dem Jahre 1869, »Der holländische Bücherantiquar« — das dann die Nationalgalerie erwarb —, berechtigtes Aufsehen in der Kunstwelt erregt hatte, ließ ihn die Tierdarstellung mit ihren vielfachen Ausgestaltungsmöglichkeiten nicht mehr los. Neidlos wurde ihm der Ruhm des bedeutendsten deutschen Tiermalers zuerkannt.

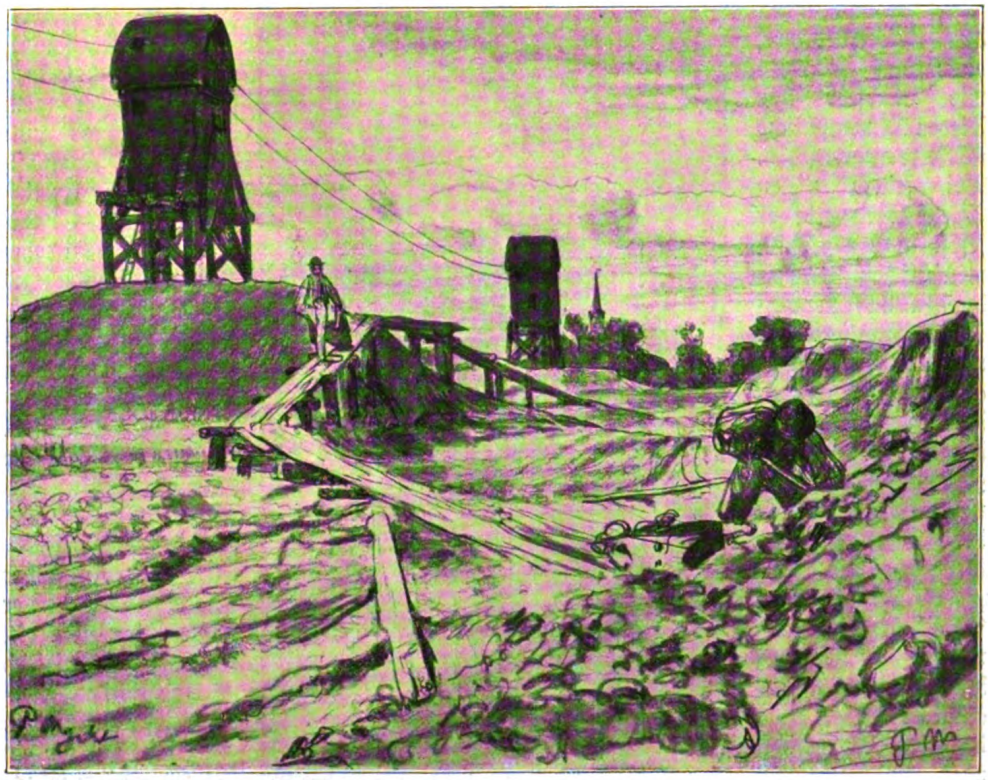
Gut deutsch in seinem Kunstempfinden, konnte er in der äußerlichen Wiedergabe der Tiere allein, dem Farbenspiel, das Luft und Licht auf die Wesen malt, nicht den künstlerischen Hauptzweck erblicken. Er sah im Tier neben der äußeren Fell-, Feder- und Hauterscheinung immer wieder das mit allen scharfen Sinnen ausgestattete Geschöpf. Und wenn er auch stets darauf hielt, daß konstruktive und anatomische Richtigkeit mit der lebendigsten Bewegungsdarstellung verknüpft war, so sah er, ohne die malerische äußere Erscheinung außer acht zu lassen, darüber hinaus noch tief in die Tierpsyche hinein. Meyerheim war eben unstreitig einer der besten Beobachter und Kenner der Seelenregungen »unvernünftiger Geschöpfe«. Von dieser bei ihm früh entwickelten Gabe feinen Erkennens zeugt die Bemerkung des Kunstjüngers zu Dr. Schnitzer, dem späteren Emin Pascha: »Affen müssen Sie nur vormittags beobachten — nachmittags sind sie langweilig!« In allen seinen Tierbildern finden sich darum auch

Bergmann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

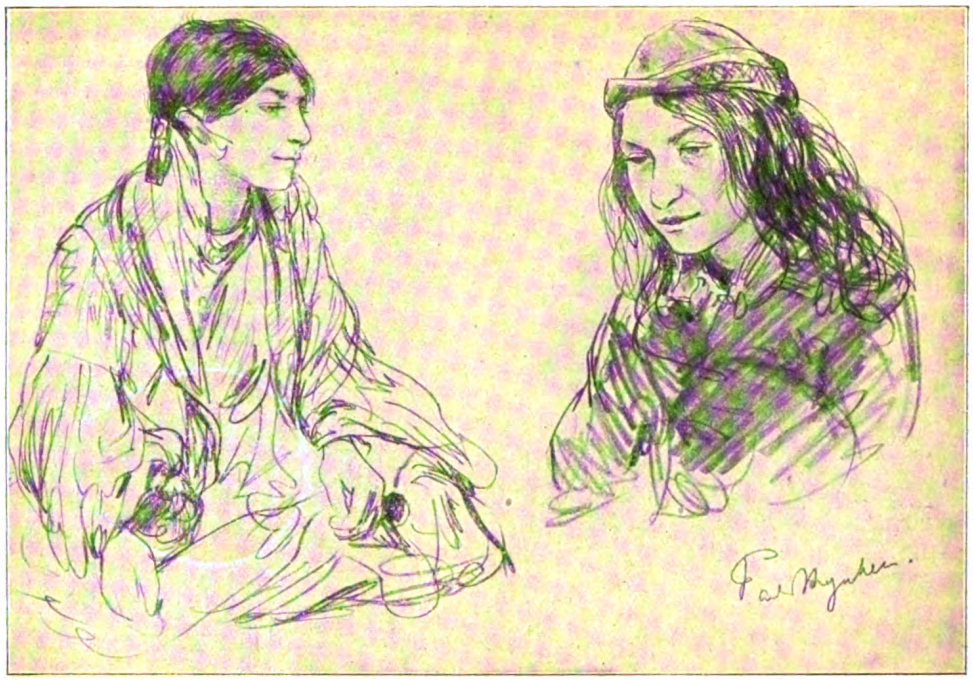


Windbruch



Fördertürme

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Wallachische Zigeunerinnen

so viele überraschend feine Beobachtungen der Tiercharaktere, ohne daß er etwa wie Landseer den Tieren menschliche »Affekte« unterschob. Bei seinen vielen Affenbildern gibt er selbst in der Maske menschlicher Verkleidungen und menschlicher Hantierungen niemals menschenähnlichen Ausdruck, sondern zeigt, von der Verkleidung abgesehen, nur immer rein tierische und nur dem Tiere mögliche Gemüts- und Bewegungsschilderungen. Das hebt seine satirischen Affendarstellungen turmhoch über ähnliche Bilder, etwa des jüngeren Teniers oder auch Decamps' und Landseers.

Zigeunerkind

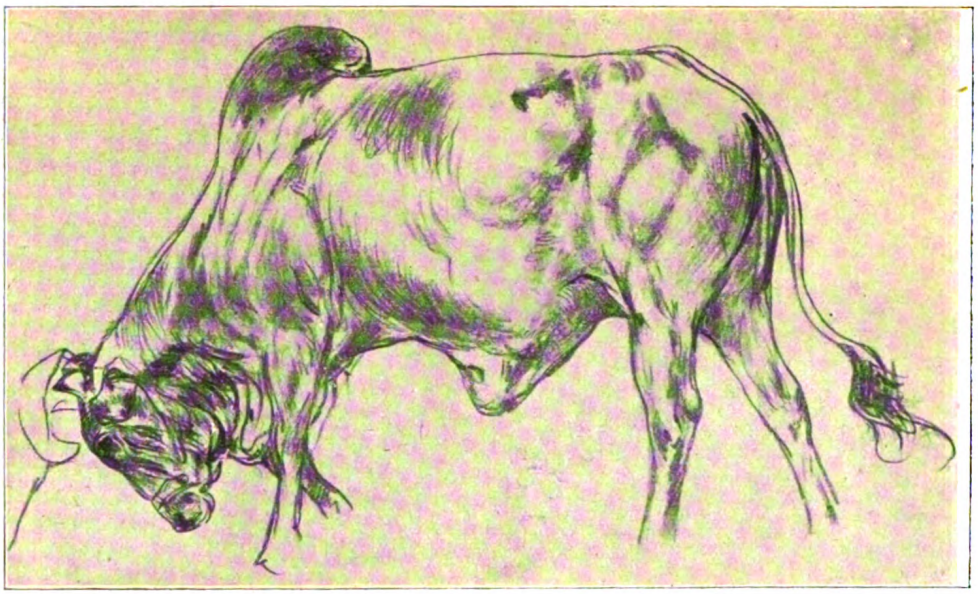
Trotz den Verschiedenheiten in Grundanschauungen schätzte Meyerheim Decamps und Landseer ganz besonders als gute Maler und Kompositionsmeister. Er ließ überhaupt — wie Kappstein, sein ehemaliger Schüler und langerprobter Freund, es treffend schildert — jedem Tiermaler, der ein echter Künstler war, stets sein Recht und haßte alle Schulfuchserei aus tiefster Seele. Ihm war Heinr. Zügel z. B. ein »unvergleichlicher Tierdasteller«, und er sagte mir selbst oft, daß Zügel wirklich Sonnenlicht auf Tierkörpern zu geben verstünde wie nie ein Maler vor ihm. Ebenso pries er Troyon

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Figuren aus Mentone

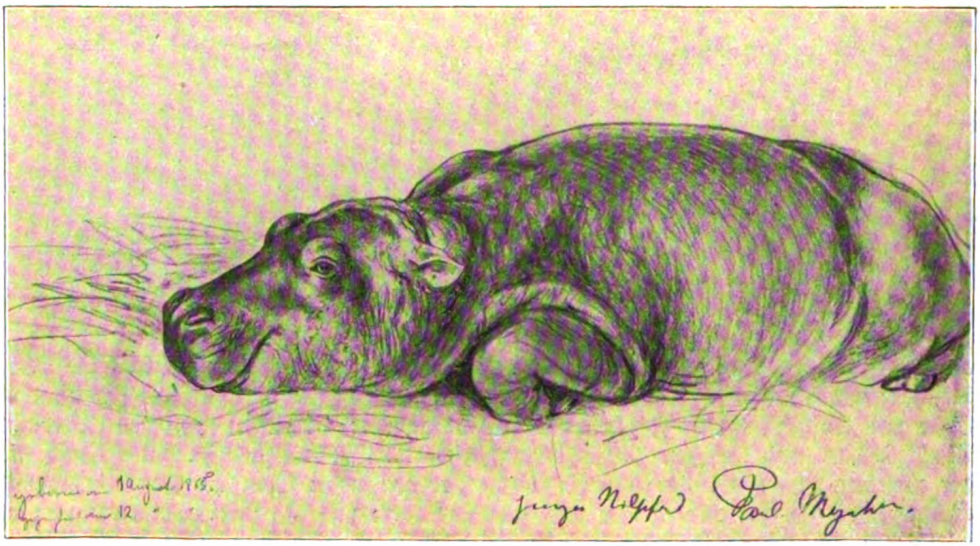
als »ganz großen Maler«, pries er Rosa Bonheur und Teutwart Schmitson ob ihrer Liebe und Sorgfalt in der Darstellung der Tierbewegung und feinsten Durchbildung der einzelnen Tiere. Er war eben ein recht und gerecht denkender Maler, dem nur das wirkliche, auf Studium gegründete und durch eigne Anschauung gefestigte Können imponierte, der jede Art von Flunkerei als »Gesinnungsfaulheit« ablehnte und sich nie von sogenannter »Malerei auf den Verdacht hin« nasführen ließ. Er hat deshalb nie Parteien in der Gilde der Maler anerkannt und sagte mir oft, daß er keineswegs zum »Führer« tauge, denn: »Zu jedem Führer gehören immer viele — Angeführte!«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Zebubulle

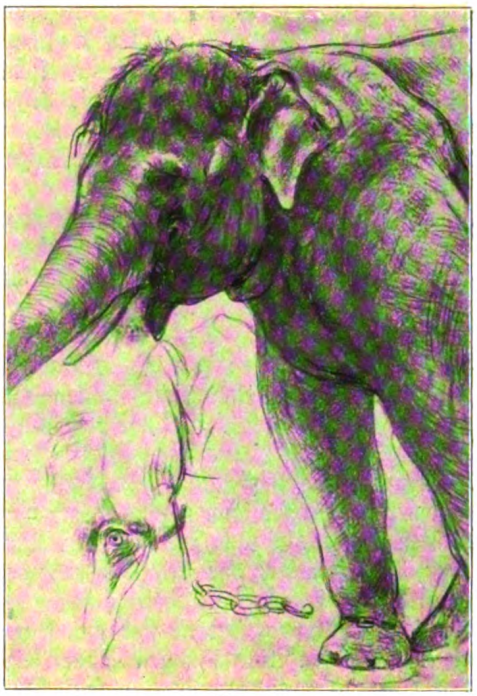
Alle, die Gelegenheit gehabt haben, Meyerheim näher kennenzulernen, liebten in ihm auch den reizvollen Plauderer, den schlagfertigen Humoristen, der aus jeder Gesprächswendung die Goldkörner des Witzes im Augenblick treffend münzte. Verwunden oder kränken wollten seine scharfgespitzten Pfeile satirischer Glossen niemals. Ihm lag es nur daran, die Dinge durch das Salz des Witzes schärfer zu würzen, sie sinnfälliger hervorzuheben und mundgerecht zu machen. Und das ist ja eben einer der tiefen Werte echten Humors, der auch die Schattenseiten und das Leid alles Lebens sonnig durchscheint und durchstrahlt. Welche eigenartigen Feinheiten wirkte dieser Humor in des Meisters Malereien! Man denke nur an die köstlichen Schilderungen des Schaubuden- und Menagerielebens, an die vielen Bilder, in denen Meyerheim das traurige Los der wilden Bestien in der Tierbude versöhnlich betrachtet durch die Brille



Junges Nilpferd

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des lachenden Philosophen. Gar mancher, dessen Jugendzeit in die siebziger Jahre fällt, wird sich mit heller Freude erinnern an die vorzüglichen deutschen Bilderbogen aus dem Weiseschen Verlag in Stuttgart. Die besten Maler und Zeichner jener Zeit gaben in ihnen künstlerisch wertvolle Schilderungen aus allen Gebieten für die Jugend. Unvergeßlich bleiben darunter Meyerheims humorvolle Tierzeichnungen, wie die freie Übersetzung der Fabel vom Storch und vom Fuchs, die sich gegenseitig zu ihren Lieblingsspeisen einladen, wobei der eine Teil jedesmal seines Körperbaues wegen den kürzeren zieht. Oder die Bilderfolge, in der das Leben des Löwen von seiner Geburt an bis zum Tode in feinster Beobachtungskunst dargestellt wird. Sie geben ein treffliches Bild von dieser Meyerheimschen Art, das Leben der Tiere zu schauen. Hier zeigt der Künstler, wie nach allen Fährnissen, aber auch all dem Behagen des Lebens in der Freiheit die stolze Wildkatze



Elefant

Schweinsschwanzaffe

zuletzt das Opfer der Tierhändlerspekulation wird, wie sie in der Gefangenschaft die Königskrone der Freiheit ablegen muß. Endlich dann wird sie nach unrühmlichem Tode, scheußlich ausgestopft und falsch aufgestellt, in irgendeinem kleinen zoologischen Museum den Freßwerkzeugen gieriger Motten ausgeliefert. Eine Schlußzeichnung »Nachruhm« zeigt aber dann, wie ein Steinmetz das Bild des Königs der Tiere in wuchtigen Massen aus einem Steinblock herausmeißelt und es heraldisch umformt zu einem dauernden Erinnerungsbild königlicher Macht und Größe.

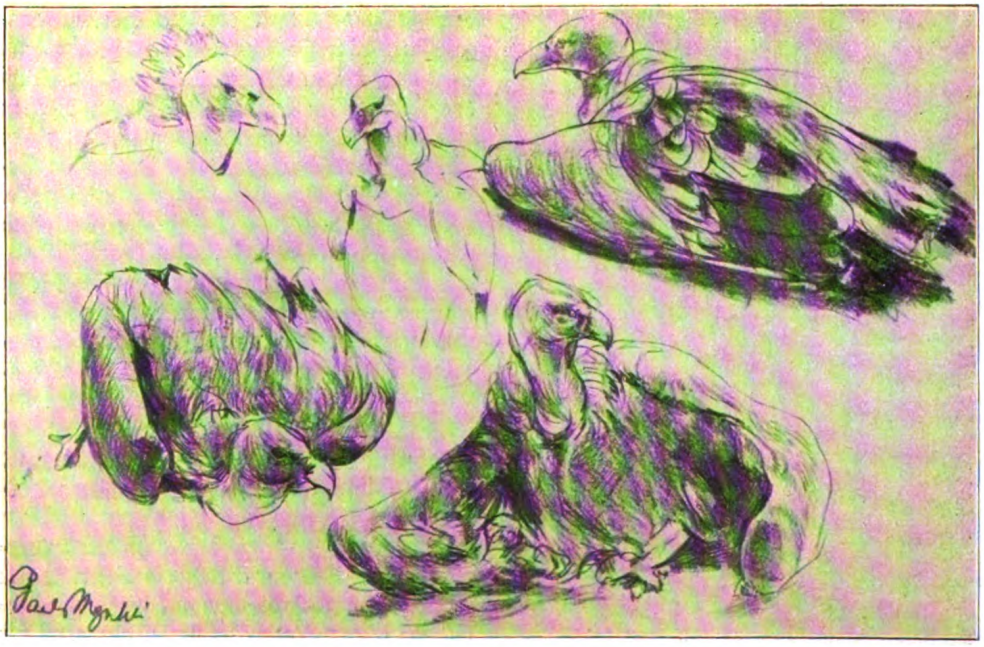
Meyerheims große Verehrung für seinen Paten und späteren Freund Menzel ist allbekannt, und rührend offenbart sie sich in seinem Buche über den Altmeister (Adolf von Menzel. Erinnerungen von Paul Meyerheim. Berlin, Gebr. Paetel, 1906). Menzels Art, zu sehen und etwas zeichnerisch technisch vollendet wiederzugeben, hat Paul Meyerheim immer wieder als größte und feinste Blüte künstlerischen Vermögens gepriesen und anempfohlen, und aufs höchste bewundernd sprach er stets von den unvergleichlichen Tierdarstellungen Menzels im sogenannten »Kinderalbum«, jenen Guaschbildern in der Nationalgalerie, die wohl erst in späteren Zeiten als freieste, frischeste und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kompositorisch wie koloristisch höchste Meisterwerke selbst dieses Allergrößten des neunzehnten Jahrhunderts werden anerkannt werden, zu einer Zeit, da man die hohen Werte echten deutschen Kunstschaffens erst wieder richtig einzuschätzen und zu würdigen gelernt haben wird.

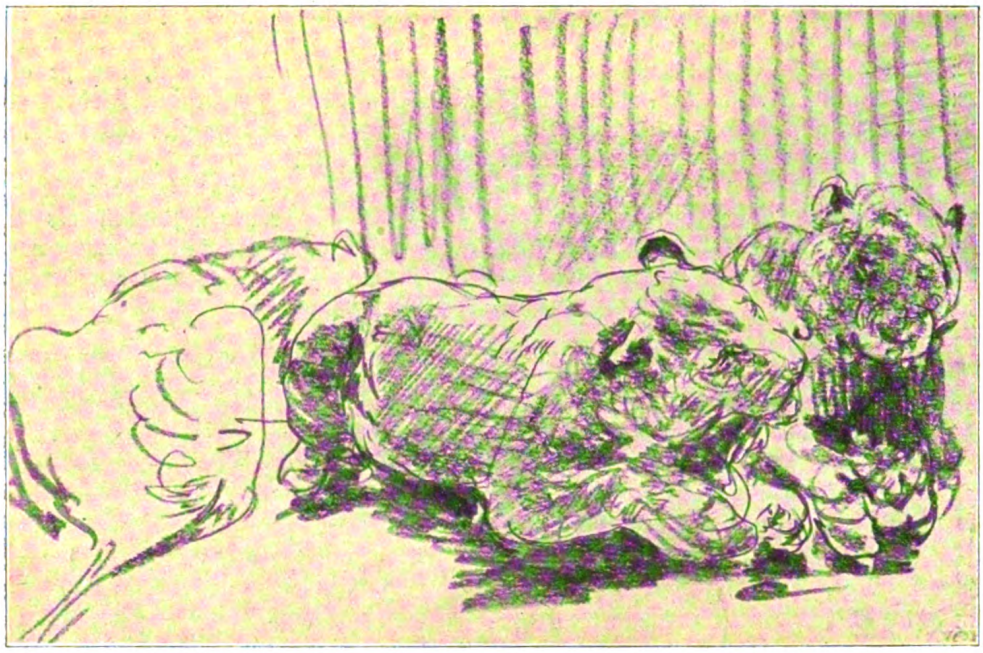
In seinem Menzelbuche tut Meyerheim aber auch noch eine Tat von ganz besonderer Wichtigkeit, indem er aufs genaueste die Art und Weise der Menzelschen Zeichen- und Maltechnik schildert. Er äußert da seine Anschauung zu diesen für die Künstler so wichtigen Dingen einleitend: »Alten und neueren Kunstschriftstellern kann der Künstler und die Welt für das, was sie uns überlieferten, zwar sehr dankbar sein, doch vermissen wir Künstler immer gewisse technische Mitteilungen, die uns genaue Aufschlüsse über die Prozedur des Malens und das Entstehen der alten Meisterwerke geben könnten. Nur von Rubens sind aus seinen eignen Briefen Mitteilungen über seine Farben und Öle auf uns überkommen. Auch von Leonardo da Vinci und andern erfahren wir etwas. Doch ist dies alles ziemlich ungenau, und es wäre ein Verdienst der Kunstschreiber, sich persönlich mit den zeitgenössischen Künstlern bekannt zu machen, um ihr technisches Malverfahren kennenzulernen und darüber so zu berichten, daß die kommenden Generationen davon profitieren können. Gegen die Technik als solche ist zwar unter den Neuesten eine ziemliche Gleichgültigkeit eingerissen. Allenfalls werden noch die merkwürdigen chemischen Mitteilungen von Arnold Böcklin, die uns Ateliergenossen des Meisters überliefert haben, flüchtig studiert; aber es fällt doch keinem jüngeren Künstler ein, so zum Alchimisten zu werden, wie Böcklin es war, der selbst seine hohe Phantasie fast weniger schätzte als die Prinzipien seiner Farbenfabrikation und deren Anwendung.«

Übrigens hatte Meyerheim stets und zu allen Zeiten die denkbar höchste Verehrung und Bewunderung für Böcklin. Er hielt ihn für den stärksten Koloristen, der aus seiner Kenntnis und Wertung der alten deutschen — zum Beispiel Kölner — Meister mehr gelernt habe als je von den Italienern. Das stimmt auch überein mit Böcklins eignen gelegentlichen Äußerungen. — Wenn auch Menzel sich teilweise ablehnend gegen ihn verhielt, so hatte Paul Meyerheim doch immer wieder vor neuen Bildern von Böcklin seine größte, rein künstlerische Erholung und Freude. Oft sprach er begeistert über die starke Schwarzweiß- wie koloristische Wirkung der Böcklinschen



Kondore

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Junge Löwen

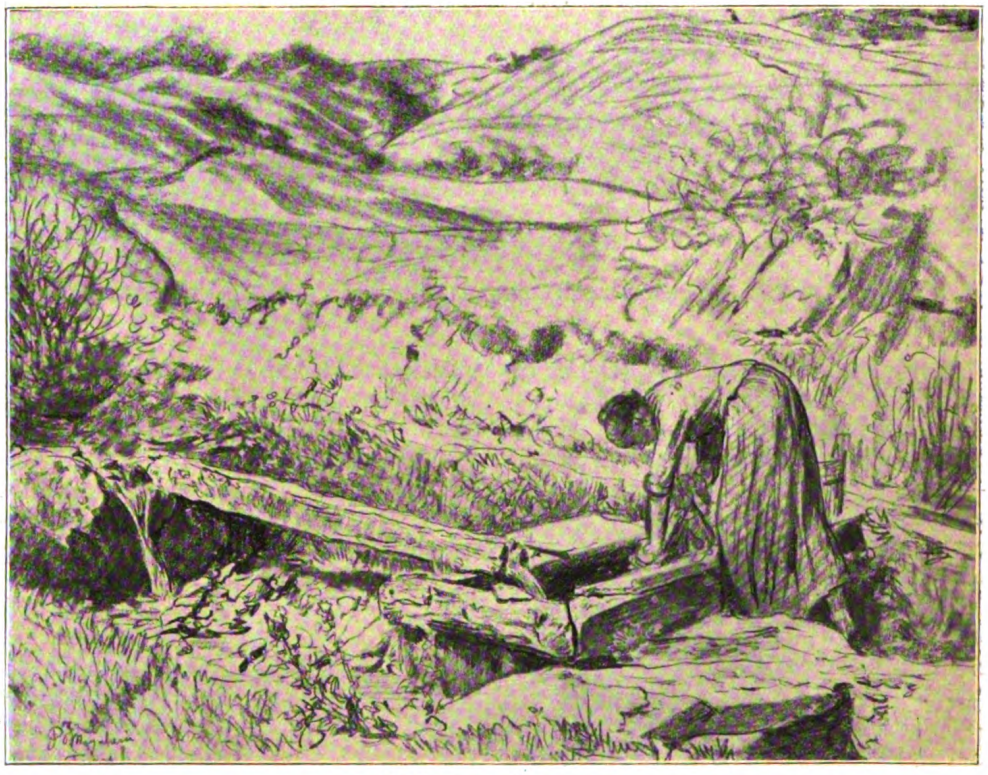
Kompositionen. Unübertrefflich fand er die technischen Schönheiten der Fleischbehandlung und den Perlton der grauen Fleischtöne. Böcklin war für Paul Meyerheim — und darauf kam es ihm an — eben ein »Ganzer« und ein Großer.

Da Meyerheim die vollkommensten Eigenschaften auch eines echten Lehrers der Kunst — wie leider gar wenige bedeutende Künstler — besaß, so ist sein tiefes Verständnis für die Werte der technischen Dinge leicht begreiflich. Ihm dankt die Berliner Kunstakademie seit dem Beginn der achtziger Jahre eine ausgezeichnete Lehrtätigkeit, segensreich und befruchtend für die dort heranwachsende Kunstjugend. Man braucht nur an die bedeutenden Namen seiner ehemaligen Schüler zu denken, wie Friese, Kuhnert, Georg Koch, Curt Agthe, Oskar Frenzel, Dettmann, H. v. Heyden. Mit großer Anhänglichkeit und Liebe erinnern sich die Vielen des Unterrichts in der Meyerheimschen Tierklasse. Mit andern Augen als früher sahen sie ein Pferdeskelett an, das abzuzeichnen unter seinen geistreichen Erläuterungen nun geradezu ein Vergnügen wurde. »In so einen Pferdeschädel muß man sich ja wirklich verlieben.« Und in der Tat, sie lernten dabei auch die Schönheiten des Knochenbaues sehen, den Wert des »Studiums von unten herauf« erst recht schätzen, so daß ihnen die auf solche Weise erlangten gründlichen

Pudel

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kenntnisse wirklich lieb wurden. Galt es aber, das lebende Tier, den alten Edelhengst, der den eifrigen Kunstjüngern aus dem kaiserlichen Marstall für Studienzwecke zur Verfügung stand, abzumalen oder abzuzeichnen, dann war wiederum Meyerheim der erste, der auf eine künstlerische, Kleinliches und Nebensächliches vermeidende Auffassung hielt und unerbittlich darauf sah, daß der Kunstjünger auch die Früchte des eingehenden Vorstudiums großzügig anwendete.



Mädchen am Brunnen

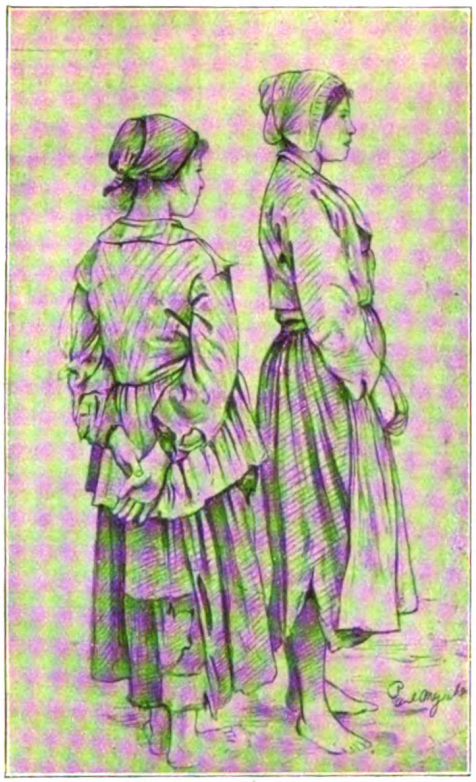
Sein hervorragender Wert als Führer der Lernenden bestand in seiner großen Erfahrung und seinem riesigen Wissen. Wollte er zur Erklärung seiner Ausführungen die Kompositionsweise, die Art der Bilderscheinung irgendeines Meisters recht anschaulich machen, so nahm er einfach eine Leinwand, eine Pappe und malte mit unglaublicher Gedächtnistreue in wenigen Flecken, etwa mit weißer und brauner Farbe, den ganzen Eindruck eines Werkes mit überraschender Sicherheit in der Richtigkeitswirkung hin. Dieser Meister gehörte zu den wenigen Künstlern, die imstande waren, alles aus dem Gedächtnis treffsicher zu malen. Ich meine, diese Fähigkeit ist ein besonderes Gnadengeschenk der Gottheit, das sie aus alter Kunstkultur stammenden Kindern gelegentlich in die Wiege gibt als köstliches Gut fürs Leben.

Nichts ist wohl kennzeichnender für die hohe Schätzung eines Lehrenden als begeisterte Schilderungen des schönen gegenseitigen Verhältnisses aus dem Munde ehemaliger Schüler, als der Ausdruck der Dankbarkeit für all die kostbaren Güter, die sie für ihre Künstlerlaufbahn aus vollen Händen zugeteilt erhielten. Welch tiefes Gefühl warmer Anerkennung spricht aus den Mitteilungen Freund Kappsteins, der seinerzeit — dreißig Jahre sind es her — auf die Berliner Kunstakademie und zu Meyerheim kam, und den später herzliche Kameradschaft mit seinem Lehrer verband. »Immer unter ständigem Hinweis auf die Meister aller Zeiten und Länder ließ er uns Stilleben nach der Natur malen, um uns mit der Behandlung der verschiedensten Malweisen zur rechten Oberflächen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ilse (Freytags »Verlorene Handschrift«)

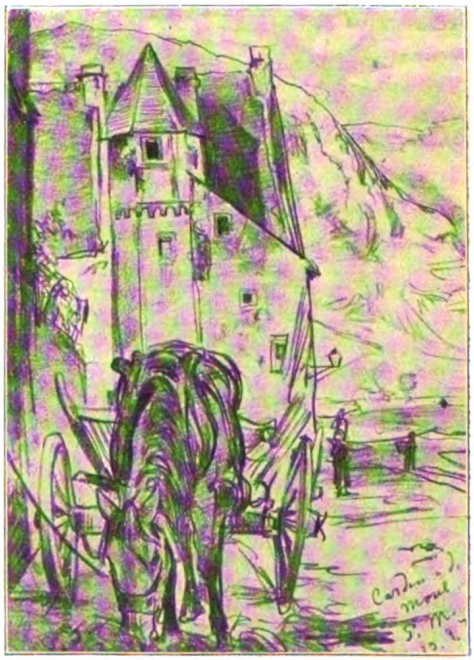
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Junge Holländerinnen

darstellung der Gegenstände vertraut zu machen und Hand und Auge zu schulen. Als ein wahrer Maler konnte er sich nie genug tun, uns alle Schönheit eines Felles und Gefieders zu zeigen, uns auf die Farbigkeit und den Glanz von Früchten und Blumen hinzuweisen, uns zu lehren, auch das scheinbar Geringste zu sehen und zu studieren. Immer hatte er Beispiele zur Hand für seine Hinweise und schickte uns ins Alte Museum zum Studium der unerreichten Handwerksschönheit in der Darstellung der Stilleben des Jan Fyt, Jan Weenix, Willem Kalf. Wieder und wieder wies er auf Rembrandt, Ruysdael, Hobbema und van Goyen hin, um uns jungen Dachsen klarzumachen, wie meisterlich einfach und groß das alles gesehen und hingezaubert sei! Dabei unterwies er uns in der Herstellung und Vorbereitung eines guten Malgrundes auf Holz, Leinwand oder Pappe, in der sorgfältigsten Aufzeichnung und Untermalung und war dann von einer oft verblüffenden handwerklichen Geschicklichkeit, die er überall geübt und studiert hatte. Oft erklärte und erzählte er von den Meistern der Schule von Barbizon, erinnerte an Th. E. Rousseaus vielfach variierende Malweise, an die einfache und schöne Darstellung der Bilder von Daubigny und konnte des Rühmens kein Ende finden, wenn er von der herrlich farbigen Bildwirkung der Troyons sprach oder von der Sorgfalt der Zeichnung in den Tieren der Rosa Bonheur!

So sachlich und streng er auf bestes Handwerk hielt, so frei war er in der Beurteilung alles dessen, was ihm nach seiner so reichen Erfahrung als Kunst erschien, und er konnte als Beispiel prachtvollster Beobachtung und sorgsamsten Handwerks neben einer Menzelaquarelle mit Tierdarstellungen zu einer Vogel- oder Fischzeichnung der Japaner begeistert greifen. Kein Kunsthistoriker, kein Kritiker konnte an seine fabelhaften Kenntnisse der alten Meister und ihrer Wesensart heran. Wenn uns Paul Meyerheim zeigte, wie ein Roger van der Weyden, ein Dürer, Holbein oder sonst ein alter deutscher Meister wirklich beschaffen, wie unerhört gut so ein Werk konzipiert, komponiert und gemalt sei, worin die koloristischen Vorzüge dieses oder jenes Werkes beständen, dann konnte selbst der belesenste Kunsthistoriker aus solchen Ausführungen noch sehr viel lernen.



Carden an der Mosel

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tiroler Bauern

Frei und großzügig, wie sich Meyerheim als Lehrer gab, so dachte er auch über den Wert alles schulmäßigen Unterrichts und wußte nur zu gut aus den Erfahrungen seines langen Erlebens, daß weder Akademien noch frei gewählter Unterricht einen »Künstler« schaffen können. Wohl aber betonte er immer und immer wieder, daß ein wirklich lernenwollender junger Mensch nirgend bessere und schnellere Gelegenheit dazu haben könne als in den mit so reichen Lehrmitteln ausgestatteten Akademien! Die rechte Benutzung und Anwendung ist aber stets Sache des Lernenden gewesen und wird's immer bleiben. Das herrliche Dürerwort: ‚Denn wahrlich stecket die Kunst in der Natur, und wer sie kann herausreißen, der hat sie!', das hat Meyerheim immer wieder gepredigt.«

Zwei hervorragende Eigenschaften eines Lehrers der Kunst paarten sich in ihm. Die Fähigkeit, mit Pinsel und Stift etwas Gesagtes zu erläutern, und die Kraft, mit der Gabe des Wortes hinauszuführen aus der engen Werkstätte in die Schönheiten des Wunderdomes hoher Kunst, ihre unermeßlichen Werte und ihre Wirkungen auf Herz und Seele in den Gemütern der Schüler zu erwecken. Er war eben das Ideal eines Lehrers, der seinen Schülern gegenüber Meister ist und — Mensch!

Solchem Meister bleibt treu dankbares Gedenken. Mit warmen Worten erinnerte unter den vielen auch sein ehemaliger Schüler Otto Wiedemann sich seiner Studienzeit bei Meyerheim in diesem Sinne: »... Überhaupt bestand der Hauptwert in Meyerheims Unterricht in seiner köstlichen Art, durch das Wort, das ihm in so herrlicher Weise zur Verfügung stand, anzuregen und zu ermutigen. Wohl erbat er sich bei Zaghaften, die aber genügend Entwicklungsfähigkeit besaßen, bisweilen die Palette, um die Schülerarbeit durch ein paar kräftige und oft geistreiche Striche ins rechte Gleis zu bringen; die Unterweisung durchs Wort blieb ihm jedoch das Wertvollste. Und so war er auch dann noch ein äußerst anregender und fördernder Lehrer, als ein herbes Schicksal ihn zwang, mit scharfen optischen Mitteln die Erscheinungen seinem äußeren Auge zuzuführen. Bei seinem hervorragenden Können und seiner reichen künstlerischen Kultur konnten auch in den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

letzten Jahren die jungen Studierenden bei ihm noch viel lernen.«

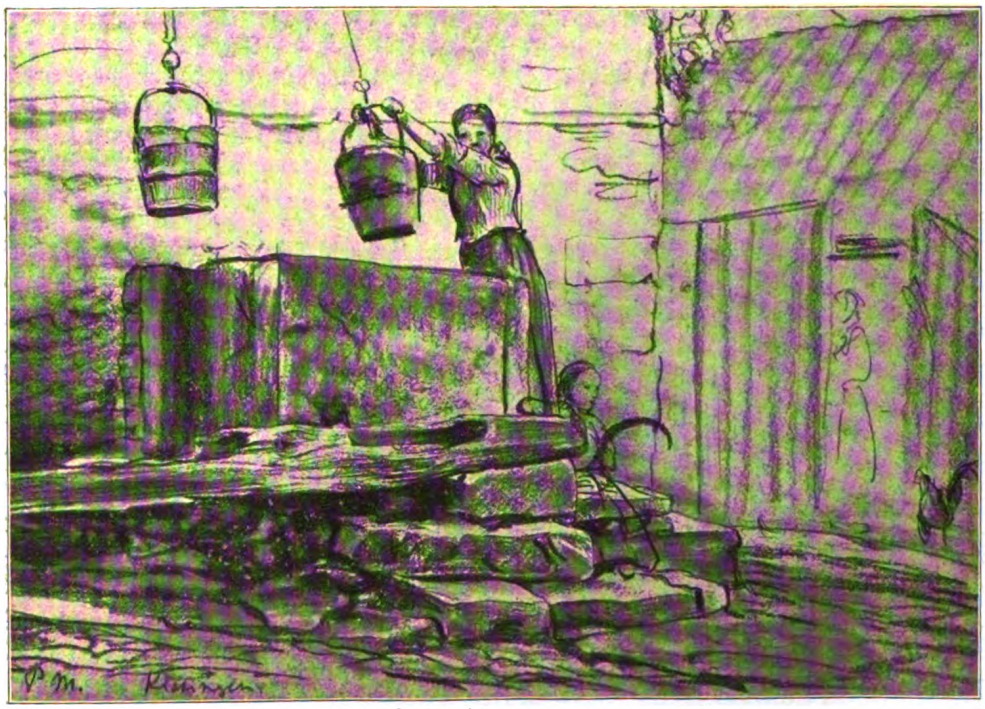
Meyerheim wollte nicht »Schule« machen, wollte vielmehr die Lernenden nach und nach einführen in das Wesen und die Arbeitsweise der großen Meister der Vergangenheit wie der Gegenwart. Voller Begeisterung machte er seine Schüler mit neuen »Großen« bekannt, die ihm echte Kunst zu geben schienen. Als z. B. 1892 der Schwede Liljefors zum erstenmal in Berlin bei Gurlitt ausstellte, führte er, des höchsten Lobes voll, seine Jüngerschar vor die Werke, um mit ihnen die Vorzüge dieses unvergleichlichen Tiermalers zu bewundern. Ganz Berlin machte er aufrührig — und das lange Zeit bevor Liljefors von der zünftigen Kritik »entdeckt« wurde. Eben das Berlin, dem Meyerheim als Mentor in diesen Dingen galt, dem er in seiner eignen Kunst so viel gegeben hatte.

Für sein Volk war er ja der reichspendende Freudenbringer in seiner Kunst, die nicht der Augenblickswirkung für müde Seelen opferte, sondern dauerndes Gut schenken wollte.

Die Skizzen, die hier aus den reichen Schätzen seiner Mappen ausgebreitet werden, entstanden darum auch nicht für unsre Zeitmode des Skizzenhandels. Nein, sie dienten dem Studium und der künstlerischen Anregung glücklicher Stunden. Keine Handelsware, sondern Wertstücke aus einem reichen Künstlerleben, die einen rechten, zuverlässigen Einblick gewähren in des Malers Gedanken und Arbeitswege. Sein Schaffen war das Endergebnis einer sich geschichtlich hinaufentwickelnden künstlerischen Kultur. Kein zufälliges Modeerzeugnis, das einem Meteor gleich aufleuchtet in dunkler Umgebung, um als ausgebrannte Schlacke seine Bahn zu beendigen. Seine Kunst und sein Leben gleichen einem Sternenlicht, das mit den andern sich zu stetem Leuchten vereint.

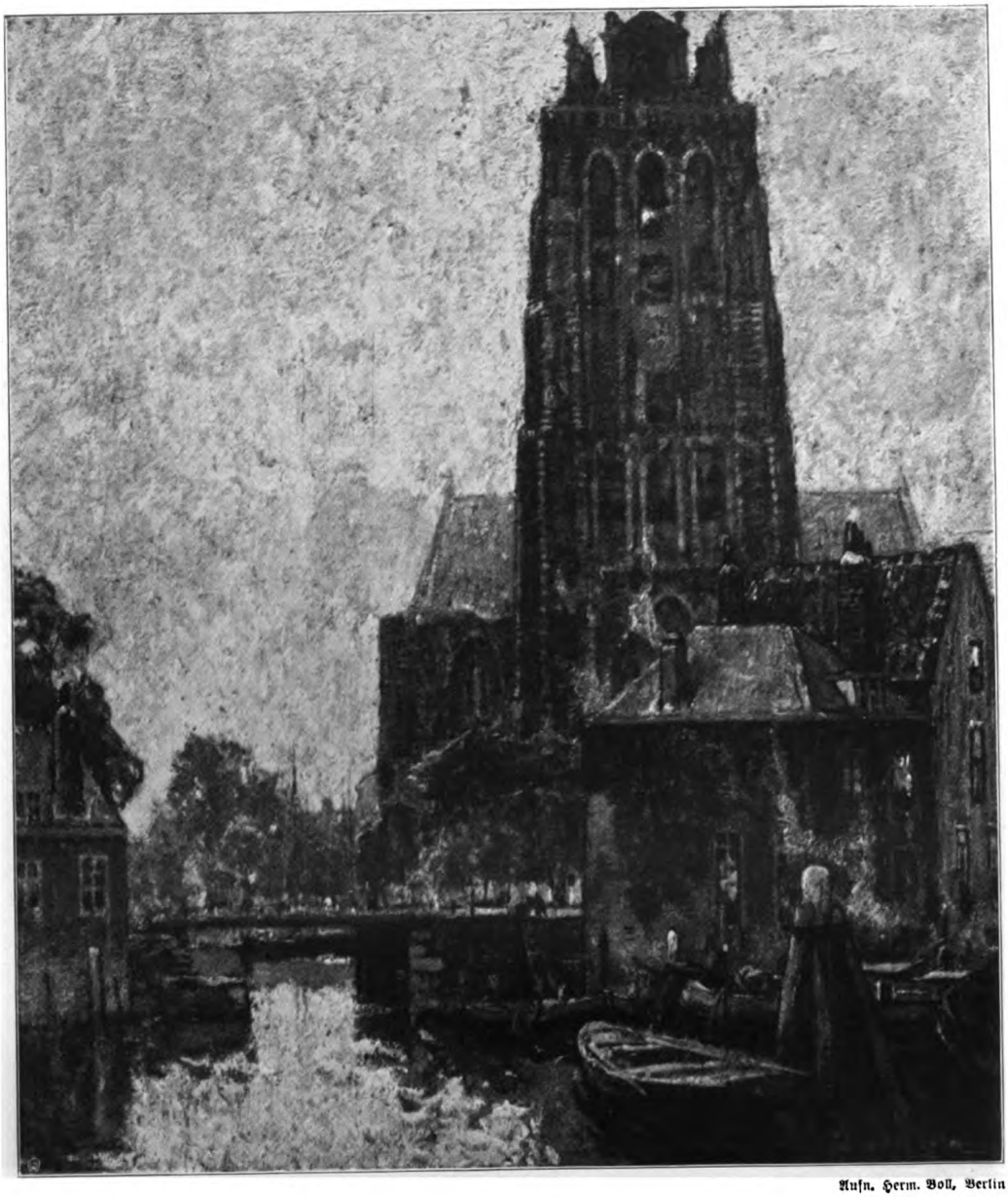
Im letzten Grunde war Meyerheims Schaffen echte Volkskunst. Und die Worte, die er seinem Freunde Ludwig Knaus zum Gedächtnis sprach, müßten in dem Erinnerungshain auch auf der ihm gewidmeten Tafel geschrieben stehen:

»‚Liebling des Volks zu sein', ist für jeden Menschen, für den Künstler wie für den Fürsten, die höchste Auszeichnung, das beglückendste Gefühl. Ein glückliches Leben ist geendet.«



Am Brunnen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Aufn. Herm. Boll, Berlin

Henry Cassirer: Dordrecht

Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Das Märchen von Faldum

Nach einer Erfindung von Els Bucherer

Von Hermann Hesse

Der Jahrmarkt

Die Straße, die nach der Stadt Faldum führte, lief weit durch das hüglige Land, bald an Wäldern hin oder an grünen, weiten Weiden, bald an Kornfeldern vorbei, und je mehr sie sich der Stadt näherte, desto häufiger standen Gehöfte, Meiereien, Gärten und Landhäuser am Wege. Das Meer lag weit entfernt, man sah es nicht, und die Welt schien aus nichts anderm zu bestehen als aus kleinen Hügeln, kleinen hübschen Tälern, aus Weiden, Wald, Ackerland und Obstwiesen. Es war ein Land, das an Frucht und Holz, an Milch und Fleisch, an Äpfeln und Nüssen keinen Mangel litt. Die Dörfer waren recht hübsch und sauber, und die Leute waren im ganzen brav und fleißig und keine Freunde von gefährlichen oder aufregenden Unternehmungen, und ein jeder war zufrieden, wenn es seinem Nachbar nicht besser ging als ihm selber. So war das Land Faldum beschaffen, und ähnlich sind die meisten Länder in der Welt, solange nicht besondere Dinge sich ereignen.

Die hübsche Straße nach der Stadt Faldum (sie hieß wie das Land) war an diesem Morgen seit dem ersten Hahnenschrei so lebhaft begangen und befahren, wie es nur einmal im Jahre zu sehen war, denn in der Stadt sollte heute der große Markt abgehalten werden, und auf zwanzig Meilen rundum war kein Bauer und keine Bäuerin, kein Meister und kein Gesell noch Lehrbube, kein Knecht und keine Magd und kein Junge oder Mädchen, die nicht seit Wochen an den großen Markt gedacht und davon geträumt hätten, ihn zu besuchen. Alle konnten ja nun nicht gehen; es mußte auch für Vieh und kleine Kinder, für Kranke und Alte gesorgt werden, und wen das Los getroffen hatte, daß er dableiben mußte, um Haus und Hof zu hüten, dem schien fast ein Jahr seines Lebens verloren, und es tat ihm leid um die schöne Sonne, die schon seit aller Frühe warm und festlich am blauen Spätsommerhimmel stand.

Mit kleinen Körbchen am Arm kamen die Frauen und Mägde gegangen, und die Burschen mit rasierten Wangen und jeder mit einer Nelke oder Aster im Knopfloch, alles im Sonntagsputz, und die Schulmädchen mit sorgfältig gezöpften Haaren, die noch feucht und fett in der Sonne glänzten. Wer kutschierte, der trug eine Blume oder ein rotes Bändchen an den Peitschenstiel gebunden, und wer es vermochte, dessen Rosse hatten bis zu den Knien am breiten Schmuckleder die blankgeputzten Messingscheiben hängen. Es kamen Leiterwagen gefahren, über denen aus rundgebogenen Buchenästen ein grünes Dach gebaut war, und darunter saßen dichtgedrängt die Leute, mit Körben oder Kindern auf dem Schoß, und die meisten sangen laut im Chor, und dazwischen kam hin und wieder, besonders geschmückt mit Fahnen und mit Papierblumen rot und blau und weiß im grünen Buchenlaub, ein Wagen, aus dem quoll eine schallende Dorfmusik hervor, und zwischen den Ästen im Halbschatten sah man die goldenen Trompeten und Hörner leise und köstlich funkeln. Kleine Kinder, die schon seit Sonnenaufgang hatten laufen müssen, fingen zu weinen an und wurden von schwitzenden Müttern getröstet, manches fand bei einem gutmütigen Fuhrmann Aufnahme. Eine alte Frau schob ein Paar Zwillinge im Kinderwagen mit, und beide schliefen, und zwischen den schlafenden Kinderköpfen lagen auf dem Kissen nicht weniger rund und rotwangig zwei schöngekleidete und gestrählte Puppen.

Wer da am Wege wohnte und nicht selber heute nach dem Jahrmarkt unterwegs war, der hatte einen unterhaltsamen Morgen und beständig beide Augen voll zu schauen. Es waren aber wenige. Auf einer Gartentreppe saß ein zehnjähriger Junge und weinte, weil er allein bei der Groß-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mutter daheimbleiben sollte. Als er aber genug gesessen und geweint hatte und gerade ein paar Dorfbuben vorübertraben sah, da sprang er mit einem Satz auf die Straße und schloß sich ihnen an. Nicht weit davon wohnte ein alter Junggeselle, der nichts vom Jahrmarkt wissen wollte, weil das Geld ihn reute. Er hatte sich vorgenommen, am heutigen Tage, wo alles feierte, ganz still für sich die hohe Weißdornhecke an seinem Garten zu beschneiden, denn sie hatte es nötig, und er war auch, kaum daß der Morgentau ein wenig vergangen war, mit seiner großen Hagschere munter ans Werk gegangen. Aber schon nach einer kleinen Stunde hatte er wieder aufgehört und sich zornig ins Haus verkrochen, denn es war kein Bursch vorübergegangen oder -gefahren, der nicht dem Heckenschneiden verwundert zugesehen und dem Manne einen Witz über seinen unzeitigen Fleiß zugeworfen hatte, und die Mädchen hatten dazu gelacht; und wenn er wütend wurde und mit seiner langen Schere drohte, dann hatte alles die Hüte geschwenkt und ihm lachend zugewinkt. Nun saß er drinnen hinter geschlossenen Läden, äugte aber neidisch durch die Spalten hinaus, und als sein Zorn mit der Zeit vergangen war und er die letzten spärlichen Marktgänger vorübereilen und -hasten sah, als ginge es um die Seligkeit, da zog er Stiefel an, tat einen Taler in den Beutel, nahm den Stock und wollte gehen. Da fiel ihm schnell ein, ein Taler sei doch viel Geld; er nahm ihn wieder heraus, tat statt seiner einen halben Taler in den ledernen Beutel und schnürte ihn zu. Dann steckte er den Beutel in die Tasche, verschloß das Haus und die Gartentür und lief so hurtig, daß er bis zur Stadt noch manchen Fußgänger und sogar zwei Wagen überholte.

Fort war er, und sein Haus und Garten standen leer, und der Staub über der Straße begann sich sacht zu legen, Pferdegetrab und Blechmusiken waren verklungen und verflogen, schon kamen die Sperlinge von den Stoppelfeldern herüber, badeten sich im weißen Staub und besahen, was von dem Tumult übriggeblieben war. Die Straße lag leer und tot und heiß, ganz aus der Ferne wehte zuweilen noch schwach und verloren ein Jauchzer und ein Ton wie von Hörnermusik.

Da kam aus dem Walde hervor ein Mann gegangen, den breiten Hutrand tief über die Augen gezogen, und wanderte ganz ohne Eile allein auf der verödeten Landstraße fort. Er war groß gewachsen und hatte den festen, ruhigen Schritt, wie ihn Wanderer haben, welche sehr viel zu Fuß gereist sind. Gekleidet war er grau und unscheinbar, und aus dem Hutschatten blickten seine Augen sorgfältig und ruhig wie die Augen eines Menschen, der weiter nichts von der Welt begehrt, aber jedes Ding mit Aufmerksamkeit betrachtet und keins übersieht. Er sah alles, er sah die unzähligen verwirrten Wagenspuren dahinlaufen, er sah die Hufspuren eines Rosses, das den linken Hinterhuf nachgeschleift hatte, er sah in der Ferne aus einem staubigen Dunst klein mit schimmernden Dächern die Stadt Faldum am Hügel ragen, er sah in einem Garten eine kleine alte Frau voll Angst und Not umherirren und hörte sie nach jemand rufen, der nicht Antwort gab. Er sah am Wegrand einen winzigen Metallglanz zucken und bückte sich und hob eine blanke runde Messingscheibe auf, die ein Pferd vom Kumt verloren hatte. Die steckte er zu sich. Und dann sah er an der Straße einen alten Hag von Weißdorn, der war ein paar Schritt weit frisch beschnitten, und zu Anfang schien die Arbeit genau und sauber und mit Lust getan, mit jedem halben Schritt aber schlechter, denn bald war ein Schnitt zu tief gegangen, bald standen vergessene Zweige borstig und stachlig heraus. Weiterhin fand der Fremde auf der Straße eine Kinderpuppe liegen, über deren Kopf ein Wagenrad gegangen sein mußte, und ein Stück Roggenbrot, das noch von der weggeschmolzenen Butter glänzte; und zuletzt fand er einen starken ledernen Beutel, in dem stak ein halber Taler. Die Puppe lehnte er am Straßenrande gegen einen Prellstein, das Stück Brot verkrümelte er und fütterte es den Sperlingen, den Beutel mit dem halben Taler steckte er in die Tasche.

Es war unsäglich still auf der verlassenen Straße, der Rasenbord zu beiden Seiten lag dick verstaubt und sonnverbrannt. Nebenan in einem Gutshof liefen die Hühner herum, kein Mensch weit und breit, und gackelten und stotterten träumerisch in der Sonnenwärme. In einem bläulichen Kohlgarten stand gebückt ein altes Weib und raufte Un-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kraut aus dem trockenen Boden. Der Wanderer rief sie an, wie weit es noch bis zur Stadt sei. Sie war aber taub, und als er lauter rief, blickte sie nur hilflos herüber und schüttelte den grauen Kopf.

Im Weitergehen hörte er hin und wieder Musik von der Stadt herüber aufrauschen und verstummen, und immer öfter und länger, und zuletzt klang es ununterbrochen wie ein entfernter Wasserfall, Musik und Stimmengewirr, als wäre da drüben das sämtliche Menschenvolk vergnügt beieinander. Ein Bach lief jetzt neben der Straße hin, breit und still, mit Enten darauf und grünbraunem Seegras unterm blauen Spiegel. Da begann die Straße zu steigen, der Bach bog sich zur Seite, und eine steinerne Brücke führte hinüber. Auf der niederen Brückenmauer saß ein Mann, eine dünne Schneiderfigur, und schlief mit hängendem Kopf; sein Hut war ihm in den Staub gefallen, und neben ihm saß ein ganz kleiner drolliger Hund, der ihn bewachte. Der Fremde wollte den Schläfer wecken, er konnte sonst im Schlaf über den Brückenrand fallen. Doch blickte er erst hinunter und sah, daß die Höhe gering und das Wasser seicht sei; da ließ er den Schneider sitzen und weiterschlafen.

Jetzt kam nach einer kleinen steilen Steige das Tor der Stadt Faldum, das stand weit offen, und kein Mensch war dort zu sehen. Der Mann schritt hindurch, und seine Tritte hallten plötzlich laut in einer gepflasterten Gasse wider, wo allen Häusern entlang zu beiden Seiten eine Reihe von leeren, abgespannten Wagen und Kaleschen stand. Aus andern Gassen her schallte Lärm und dumpfes Getriebe, hier aber war kein Mensch zu sehen, das Gäßlein lag voll Schatten, und nur die oberen Fenster spiegelten den goldenen Tag. Hier hielt der Wanderer eine kurze Rast, auf der Deichsel eines Leiterwagens sitzend. Als er weiterging, legte er auf die Fuhrmannsbank die messingene Roßscheibe, die er draußen gefunden hatte.

Kaum war er noch eine Gasse weit gegangen, da hallte rings um ihn Lärm und Jahrmarktgetöse; in hundert Buden hielten schreiende Händler ihre Waren feil, Kinder bliesen in versilberte Trompeten, Metzger fischten ganze Ketten von frischen nassen Würsten aus großen kochenden Kesseln, ein Quacksalber stand hoch auf einer Tribüne, blickte eifrig aus einer dicken Hornbrille und hatte eine Tafel aller menschlichen Krankheiten und Gebrechen aufgehängt. An ihm vorüber zog ein Mensch mit schwarzen langen Haaren, dieser führte am Strick ein Kamel hinter sich. Das Tier blickte von seinem langen Halse hochmütig auf die Volksmenge herunter und schob die gespaltenen Lippen kauend hin und her.

Der Mann aus dem Walde schaute mit Aufmerksamkeit dem allem zu, er ließ sich vom Gedränge stoßen und schieben, blickte hier in den Stand eines Bilderbogenmannes und las dort die Sprüche und Devisen auf den bezuckerten Lebkuchen, doch blieb er nirgend verweilen und schien das, was er etwa suchte, noch nicht gefunden zu haben. So kam er langsam vorwärts und auf den großen Hauptplatz, wo an der Ecke ein Vogelhändler horstete. Da lauschte er eine Weile den Stimmen, die aus den vielen kleinen Käfigen kamen, und gab ihnen Antwort und pfiff ihnen leise zu, dem Hänfling, der Wachtel, dem Kanarienvogel, der Grasmücke.

Plötzlich sah er es in seiner Nähe so hell und blendend aufblinken, als wäre aller Sonnenschein auf diesen einzigen Fleck zusammengezogen, und als er näher ging, war es ein großer Spiegel, der in einer Meßbude hing, und neben dem Spiegel hingen andre Spiegel, zehn und hundert und noch mehr, große und kleine, viereckige, runde und ovale, Spiegel zum Aufhängen und zum Aufstellen, auch Handspiegel und kleine, dünne Taschenspiegel, die man bei sich tragen konnte, damit man sein eignes Gesicht nicht vergesse. Der Händler stand und fing in einem blitzenden Handspiegel die Sonne auf und ließ den funkelnden Widerschein über seine Bude tanzen; dazu rief er unermüdlich: »Spiegel, meine Herrschaften, hier kauft man Spiegel! Die besten Spiegel, die billigsten Spiegel von Faldum! Spiegel, meine Damen, herrliche Spiegel! Blicken Sie nur hinein, alles echt, alles bester Kristall!«

Bei der Spiegelbude blieb der Fremde stehen, wie einer, der gefunden hat, was er suchte. Unter den Leuten, die sich die Spiegel besahen, waren drei junge Mädchen vom Lande; neben diese stellte er sich und schaute ihnen zu. Es waren frische,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gesunde Bauernmädchen, nicht schön und nicht häßlich, in starkgesohlten Schuhen und weißen Strümpfen, mit blonden, etwas sonngebleichten Zöpfen und eifrigen jungen Augen. Jede von den dreien hatte einen Spiegel zur Hand genommen, doch keine von den großen und teuren, und indem sie den Kauf noch zögernd überlegten und die holde Qual des Wählens kosteten, blickte jede zwischenein verloren und träumerisch in die blanke Spiegeltiefe und betrachtete ihr Bild, den Mund und die Augen, den kleinen Schmuck am Halse, die paar Sommersprossen über der Nase, den glatten Scheitel, das rosige Ohr. Darüber wurden sie still und ernsthaft; der Fremde, welcher hinter den Mädchen stand, sah ihre Bilder großäugig und beinah feierlich aus den drei Gläsern blicken.

»Ach,« hörte er die erste sagen, »ich wollte, ich hätte ganz goldrotes Haar und so lang, daß es mir bis an die Knie reichte!«

Das zweite Mädchen, als es den Wunsch der Freundin hörte, seufzte leise auf und blickte inniger in ihren Spiegel. Dann gestand auch sie mit Erröten, wovon ihr Herz träumte, und sagte schüchtern: »Ich, wenn ich wünschen dürfte, ich möchte die allerschönsten Hände haben, ganz weiß und zart, mit langen, schmalen Fingern und rosigen Fingernägeln.« Sie blickte dabei auf ihre Hand, die den ovalen Spiegel hielt. Die Hand war nicht häßlich, aber sie war ein wenig kurz und breit und von der Arbeit grob und hart geworden.

Die dritte, die kleinste und vergnügteste von allen dreien, lachte dazu und rief lustig: »Das ist kein übler Wunsch. Aber weißt du, auf die Hände kommt es nicht so sehr an. Mir wäre es am liebsten, wenn ich von heut an die beste und flinkste Tänzerin vom ganzen Land Falbum wäre.«

Da erschrak das Mädchen plötzlich und drehte sich um, denn aus dem Spiegel blickte hinter ihrem eignen Gesicht hervor ein fremdes mit schwarzen, glänzenden Augen. Es war das Gesicht des fremden Mannes, der hinter sie getreten war und den sie alle drei bisher gar nicht beachtet hatten. Jetzt sahen sie ihm verwundert ins Gesicht, als er ihnen zunickte und sagte: »Da habt ihr ja drei schöne Wünsche getan, ihr Jungfern. Ist's euch auch richtig ernst damit?«

Die Kleine hatte den Spiegel weggelegt und die Hände hinterm Rücken verborgen. Sie hatte Lust, den Mann ihren kleinen Schrecken entgelten zu lassen, und besann sich schon auf ein scharfes Wort; aber wie sie ihm ins Gesicht sah, hatte er so viel Macht in den Augen, daß sie verlegen wurde. »Geht's Euch was an, was ich mir wünsche?« sagte sie bloß und wurde rot.

Aber die andre, die sich die feinen Hände gewünscht hatte, faßte Vertrauen zu dem großen Manne, der etwas Väterliches und Würdiges in seinem Wesen hatte. Sie sagte: »Jawohl, es ist uns ernst damit. Kann man sich denn etwas Schöneres wünschen?«

Der Spiegelhändler war herzugetreten, auch andre Leute hörten zu. Der Fremde hatte den Hutrand emporgeschlagen, daß man eine helle, hohe Stirn und gebieterische Augen sah. Jetzt nickte er den drei Mädchen freundlich zu und rief lächelnd: »Seht, ihr habt ja schon alles, was ihr euch gewünscht habt!«

Die Mädchen blickten einander an, und dann jede schnell in einen Spiegel, und alle drei erbleichten vor Erstaunen und Freude. Die eine hatte dichte goldene Locken bekommen, die ihr bis zu den Knien reichten. Die zweite hielt ihren Spiegel in den weißesten, schlanksten Prinzessinnenhänden, und die dritte stand plötzlich in rotledernen Tanzschuhen und auf so schlanken Knöcheln wie ein Reh. Sie konnten noch gar nicht fassen, was geschehen war; aber die mit den vornehmen Händen brach in selige Tränen aus, sie lehnte sich auf die Schulter ihrer Freundin und weinte glückselig in ihr langes, goldenes Haar hinein.

Jetzt sprach und schrie sich die Geschichte von dem Wunder in dem Umkreis der Bude herum. Ein junger Handwerksgeselle, welcher alles mit angesehen, stand mit aufgerissenen Augen da und starrte den Fremden wie versteinert an.

»Willst du dir nicht auch etwas wünschen?« fragte ihn da plötzlich der Fremde.

Der Geselle schrak zusammen, er war ganz verwirrt und ließ die Blicke hilflos ringsum laufen, um etwas zu erspähen, was er etwa wünschen könnte. Da sah er vor der Bude eines Schweinemetzgers einen gewaltigen Kranz von dicken roten Knackwürsten ausgehängt, und er stammelte, indem er hinüberdeutete: »So einen Kranz

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Knackwürste möcht' ich gern haben.« Siehe, da hing der Kranz ihm um den Hals, und alle, die es sahen, begannen zu lachen und zu schreien, und jeder suchte sich näher heranzudrücken, und jeder wollte jetzt auch einen Wunsch tun. Das durften sie auch, und der nächste, der an die Reihe kam, war schon kecker und wünschte sich ein neues tuchenes Sonntagsgewand von oben bis unten; und kaum gesagt, steckte er in einer feinen, nagelneuen Kleidung, wie sie der Bürgermeister nicht besser hatte. Dann kam eine Frau vom Lande, die faßte sich ein Herz und verlangte geradehin zehn Taler, und die Taler klirrten ihr alsbald in der Tasche.

Nun sahen die Leute, daß da in allem Ernst Wunder geschähen, und sofort wälzte sich die Kunde davon weiter über den Marktplatz und durch die Stadt, und die Menschen bildeten schnell einen riesigen Klumpen rings um die Bude des Spiegelhändlers. Viele lachten noch und machten Witze, andre glaubten nichts und redeten mißtrauisch. Viele aber waren schon vom Wunschfieber befallen und kamen mit glühenden Augen und mit heißen Gesichtern gelaufen, die von Begierde und Sorge verzerrt waren, denn jeder fürchtete, der Quell möchte versiegen, noch ehe er selber zum Schöpfen käme. Knaben wünschten sich Kuchen, Armbrüste, Hunde, Säcke voll Nüsse, Bücher und Kegelspiele; Mädchen gingen beglückt mit neuen Kleidern, Bändern, Handschuhen und Sonnenschirmen davon. Ein zehnjähriger kleiner Junge aber, der seiner Großmutter davongelaufen und vor lauter Herrlichkeit und Jahrmarktsglanz aus Rand und Band gekommen war, der wünschte sich mit heller Stimme ein lebendiges Pferdchen, es müsse aber ein schwarzes sein; und alsbald wieherte hinter ihm ein schwarzes Füllen und rieb den Kopf vertraulich an seiner Schulter.

Durch die vom Zauber ganz berauschte Menge zwängte sich darauf ein ältlicher Junggeselle mit einem Spazierstock in der Hand, der trat zitternd vor und konnte vor Aufregung kaum ein Wort über die Lippen bringen.

»Ich wünsche,« sagte er stammelnd, »ich wü—ünsche mir zweimalhundert — —«

Da sah ihn der Fremde prüfend an, zog einen ledernen Beutel aus seiner Tasche und hielt ihn dem erregten Männlein vor die Augen. »Wartet noch!« sagte er. »Habt Ihr nicht etwa diesen Geldbeutel verloren? Es ist ein halber Taler drin.«

»Ja, das hab' ich,« rief der Junggeselle. »Der ist mein.«

»Wollt Ihr ihn wiederhaben?«

»Ja, ja, gebt her!«

Da bekam er seinen Beutel, und damit hatte er seinen Wunsch vertan, und als er das begriff, hieb er voll Wut mit seinem Stock nach dem Fremden, traf ihn aber nicht und schlug bloß einen Spiegel herunter; und das Scherbenklingen war noch nicht verrasselt, da stand schon der Händler und verlangte Geld, und der Junggeselle mußte bezahlen.

Jetzt aber trat ein feister Hausbesitzer vor und tat einen Kapitalwunsch, nämlich um ein neues Dach auf sein Haus. Da glänzte es ihm schon mit nagelneuen Ziegeln und weißgekalkten Schornsteinen aus seiner Gasse entgegen. Da wurden alle aufs neue unruhig, und ihre Wünsche stiegen höher, und bald sah man einen, der schämte sich nicht und wünschte in aller Bescheidenheit ein neues vierstöckiges Haus am Marktplatz, und eine Viertelstunde später lag er schon überm Sims zum eignen Fenster heraus und sah sich von dort den Jahrmarkt an.

Es war nun eigentlich kein Jahrmarkt mehr, sondern alles Leben in der Stadt ging wie der Fluß von der Quelle nur noch von jenem Orte bei der Spiegelbude aus, wo der Fremde stand und wo man seine Wünsche tun durfte. Bewunderungsgeschrei, Neid oder Gelächter folgte auf jeden Wunsch, und als ein kleiner hungriger Bub sich nichts als einen Hutvoll Pflaumen gewünscht hatte, da wurde ihm der Hut von einem, der weniger bescheiden gewesen, mit Talerstücken nachgefüllt. Großen Jubel und Beifall fand sodann eine fette Krämerfrau, die sich von einem schweren Kropf freiwünschte. Hier zeigte sich aber, was Zorn und Mißgunst vermag. Denn der eigne Mann dieser Krämerin, der mit ihr in Unfrieden lebte und sich eben noch mit ihr gezankt hatte, verwandte seinen Wunsch, der ihn hätte reich machen können, darauf, daß der verschwundene Kropf wieder an seine alte Stelle kam. Aber das Beispiel war einmal gegeben, man brachte eine Menge von Gebrechlichen und Kranken herbei, und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Menge geriet in einen neuen Taumel, als die Lahmen zu tanzen begannen und die Blinden mit beseligten Augen das Licht begrüßten.

Die Jugend war unterdessen längst überall herumgelaufen und hatte das herrliche Wunder verkündigt. Man erzählte da von einer treuen alten Köchin, daß sie am Herde stand und für ihre Herrschaft eben eine Gans briet, als durchs Fenster auch sie der Ruf erreichte. Da konnte sie nicht widerstehen und lief davon und auf den Marktplatz, um sich schnell fürs Leben reich und glücklich zu wünschen. Je weiter sie aber durch die Menge vordrang, desto vernehmlicher schlug ihr das Gewissen, und als sie an die Reihe kam und wünschen durfte, da gab sie alles preis und begehrte nur, die Gans möge nicht anbrennen, bis sie wieder bei ihr sei.

Der Tumult nahm kein Ende. Kindermädchen kamen aus den Häusern gestürzt und schleppten ihre Kleinen auf den Armen mit, Bettlägerige rannten vor Eifer im Hemd auf die Gassen. Es kam auch ganz verwirrt und verzweifelt vom Lande herein eine kleine alte Frau gepilgert, und als sie von dem Wünschen hörte, da bat sie schluchzend, daß sie ihren verlorengegangenen Enkel heil wiederfinden möchte. Schau, da kam unverweilt der Knabe auf einem kleinen schwarzen Roß geritten und fiel ihr lachend in die Arme.

Am Ende war die ganze Stadt verwandelt und von einem Rausch ergriffen. Arm in Arm wandelten Liebespaare, deren Wünsche in Erfüllung gegangen waren, arme Familien fuhren in Kaleschen einher und hatten noch die geflickten alten Kleider von heute morgen an. Alle die Vielen, die schon jetzt einen unklugen Wunsch bereuten, waren entweder traurig fortgegangen oder tranken sich Vergessen am alten Marktbrunnen, den ein Spaßvogel durch seinen Wunsch mit dem besten Wein gefüllt hatte.

Und schließlich gab es in der Stadt Faldum nur noch zwei einzige Menschen, die nichts von dem Wunder wußten und sich nichts gewünscht hatten. Es waren zwei Jünglinge, und sie staken hoch in der Dachkammer eines alten Hauses in der Vorstadt bei verschlossenen Fenstern. Der eine stand mitten in der Kammer, hielt die Geige unterm Kinn und spielte mit hingebender Seele; der andre saß in der Ecke, hielt den Kopf zwischen den Händen und war ganz und gar im Zuhören versunken. Durch die kleinen Fensterscheiben strahlte die Sonne schon schräg und abendlich und glühte tief in einem Blumenstrauß, der auf dem Tische stand, und spielte an der Wand auf den zerrissenen Tapeten. Die Kammer war ganz vom warmen Licht und von den glühenden Tönen der Geige erfüllt, wie eine kleine geheime Schatzkammer vom Glanz der Edelsteine. Der Geiger wiegte sich im Spielen hin und her und hatte die Augen geschlossen. Der Zuhörer sah still zu Boden und saß so starrend und verloren, als wäre kein Leben in ihm.

Da tappten laute Schritte auf der Gasse, und das Haustor ward aufgestoßen, und die Schritte kamen schwer und polternd über alle Treppen herauf bis vor die Dachkammer. Das war der Hausherr, und er riß die Tür auf und schrie lachend in die Kammer hinein, daß das Geigenlied plötzlich abriß und der stumme Zuhörer wild und gepeinigt in die Höhe sprang. Auch der Geigenspieler war betrübt und zornig darüber, daß er gestört worden war, und blickte dem Manne vorwurfsvoll in das lachende Gesicht. Aber der achtete nicht darauf, er schwenkte die Arme wie ein Trunkener und schrie: »Ihr Narren, da sitzet ihr und geigt, und draußen hat sich die ganze Welt verwandelt. Wachet auf und laufet, daß ihr nicht zu spät kommt; am Marktplatz steht ein Mann, der macht, daß jedermann einen Wunsch erfüllt bekommt. Da braucht ihr nicht länger unterm Dach zu wohnen und das bißchen Miete schuldig zu bleiben. Auf und vorwärts, eh's zu spät ist! Auch ich bin heut ein reicher Mann geworden.«

Verwundert hörte das der Geiger, und da der Mensch ihm keine Ruhe ließ, legte er die Geige weg und drückte sich den Hut auf den Kopf; sein Freund kam schweigend hinterher. Kaum waren sie aus dem Hause, da sahen sie schon die halbe Stadt aufs merkwürdigste verwandelt und gingen beklommen wie im Traum an Häusern vorüber, die noch gestern grau und schief und niedrig gewesen waren, jetzt aber standen sie hoch und schmuck wie Paläste. Leute, die sie als Bettler kannten, fuhren vierspännig in Kutschen einher oder schauten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

breit und stolz aus den Fenstern schöner Häuser. Ein hagerer Mensch, der wie ein Schneider aussah und dem ein winziges Hündlein nachlief, schleppte sich ermüdet und schwitzend mit einem großen, schweren Sack, und aus dem Sacke tropften durch ein kleines Loch einzelne Goldstücke auf das Pflaster.

Wie von selber kamen die beiden Jünglinge auf den Marktplatz und vor die Bude mit den Spiegeln. Da stand der unbekannte Mann und sagte zu ihnen: »Ihr habt es nicht eilig mit dem Wünschen. Gerade wollte ich fortgehen. Also sagt, was ihr haben wollt, und tut euch keinen Zwang an.«

Der Geiger schüttelte den Kopf und sagte: »Ach, hättet Ihr mich in Ruhe gelassen! Ich brauche nichts.«

»Nein? Besinne dich!« rief der Fremde. »Du darfst dir wünschen, was du dir nur ausdenken kannst.«

Da schloß der Geiger eine Weile die Augen und dachte nach. Und sagte dann leise: »Ich wünsche mir eine Geige, auf der ich so wunderbar spielen kann, daß die ganze Welt mit ihrem Lärm nicht mehr an mich kommt.«

Und sieh, er hielt eine schöne Geige in Händen und einen Geigenbogen, und er drückte die Geige an sich und begann zu spielen: das klang süß und mächtig wie das Lied vom Paradiese. Wer es hörte, der blieb stehen und lauschte und bekam ernste Augen. Der Geiger aber, wie er immer inniger und herrlicher spielte, ward von den Unsichtbaren emporgenommen und verschwand in den Lüften, und noch von weiter Ferne klang seine Musik mit leisem Glanz wie Abendrot herüber.

»Und du? Was willst du dir wünschen?« fragte der Mann den andern Jüngling.

»Jetzt habt Ihr mir den Geiger auch noch genommen!« sagte der Jüngling. »Ich mag vom Leben nichts haben als Zuhören und Zuschauen und mag nur an das denken, was unvergänglich ist. Darum wünsche ich, ich möchte ein Berg sein, so groß wie das Land Faldum und so hoch, daß mein Gipfel über die Wolken ragt.«

Da begann es unter der Erde zu donnern, und alles fing an zu schwanken; ein gläsernes Klirren ertönte, die Spiegel fielen einer um den andern auf dem Pflaster in Scherben, der Marktplatz hob sich schwankend, wie ein Tuch sich hebt, unter dem eine eingeschlafene Katze erwacht und den Rücken in die Höhe bäumt. Ein ungeheurer Schrecken kam über das Volk, Tausende flohen schreiend aus der Stadt in die Felder. Die aber, die auf dem Marktplatz geblieben waren, sahen hinter der Stadt einen gewaltigen Berg emporsteigen bis in die Abendwolken, und unterhalb sahen sie den stillen Bach in ein weißes, wildes Gebirgswasser verwandelt, das hoch vom Berge schäumend in vielen Fällen und Sprüngen zu Tale kam.

Ein Augenblick war vergangen, da war das ganze Land Faldum ein riesiger Berg geworden, an dessen Fuße die Stadt lag, und fern in der Tiefe sah man das Meer. Es war aber niemand beschädigt worden.

Ein alter Mann, der bei der Spiegelbude gestanden und alles mit angesehen hatte, sagte zu seinem Nachbar: »Die Welt ist närrisch geworden; ich bin froh, daß ich nimmer lang zu leben habe. Nur um den Geiger tut mir's leid, den möchte ich noch einmal hören.«

»Jawohl,« sagte der andre. »Aber sagt, wo ist denn der Fremde hingekommen?«

Sie blickten sich um, er war verschwunden. Und als sie an dem neuen Berge emporschauten, sahen sie den Fremden hoch oben hinweggehen, in einem wehenden Mantel, und sahen ihn einen Augenblick riesengroß gegen den Abendhimmel stehen und um eine Felsenecke verschwinden.

Der Berg

Alles vergeht, und alles Neue wird alt. Lange war der Jahrmarkt vergangen, und mancher war längst schon wieder arm, der sich damals zum reichen Manne gewünscht hatte. Das Mädchen mit den langen goldroten Haaren hatte schon lange einen Mann und hatte Kinder, welche selber schon die Jahrmärkte in der Stadt in jedem Spätsommer besuchten. Das Mädchen mit den flinken Tanzfüßen war eine Meistersfrau in der Stadt geworden, die noch immer prachtvoll tanzen konnte und besser als manche junge, und so viel Geld sich auch ihr Mann damals gewünscht hatte, es hatte doch den Anschein, als würden die beiden lustigen Leute noch bei ihren Lebzeiten damit fertig werden. Das dritte Mädchen aber, die mit den schönen Händen, die war es, die von allen noch am meisten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an den fremden Mann bei der Spiegelbude dachte. Dieses Mädchen hatte nämlich nicht geheiratet und war nicht reich geworden, aber die feinen Hände hatte sie immer noch und tat der Hände wegen keine Bauernarbeit mehr, sondern sie hütete die Kinder in ihrem Dorf herum, wo es eben not tat, und erzählte ihnen Märchen und Geschichten, und sie war es, von der alle Kinder die Geschichte von dem wunderbaren Jahrmarkt erfahren hatten, und wie die Armen reich geworden waren und das Land Faldum ein Gebirge. Wenn sie diese Geschichte erzählte, dann blickte sie lächelnd vor sich hin und auf ihre schlanken Prinzessinnenhände und war so bewegt und liebevoll, daß man glauben konnte, niemand habe damals bei den Spiegeln ein strahlenderes Glückslos gezogen als sie, die doch arm und ohne Mann geblieben war und ihre schönen Geschichten fremden Kindern erzählen mußte.

Wer damals jung gewesen war, der war jetzt alt, und wer damals alt gewesen, war jetzt gestorben. Unverändert und ohne Alter stand nur der Berg, und wenn der Schnee auf seinem Gipfel durch die Wolken blendete, schien er zu lächeln und froh zu sein, daß er kein Mensch mehr war und nicht mehr nach menschlichen Zeiten zu rechnen brauchte. Hoch über Stadt und Land leuchteten die Felsen des Berges, sein gewaltiger Schatten wanderte mit jedem Tage über das Land, seine Bäche und Ströme verkündigten unten das Kommen und Schwinden der Jahreszeiten, der Berg war der Hort und Vater aller geworden. Wald wuchs auf ihm, und Wiesen mit wehendem Gras und mit Blumen; Quellen kamen aus ihm und Schnee und Eis und Steine, und auf den Steinen wuchs farbiges Moos, und an den Bächen Vergißmeinnicht. In seinem Inneren waren Höhlen, da tropfte Wasser wie Silberfäden Jahr um Jahr in wechselloser Musik vom Gestein aufs Gestein, und in seinen Klüften gab es heimliche Kammern, wo mit tausendjähriger Geduld die Kristalle wuchsen. Auf dem Gipfel des Berges war nie ein Mensch gewesen. Aber manche wollten wissen, es sei dort ganz oben ein kleiner runder See, darin habe sich niemals etwas andres gespiegelt als die Sonne, der Mond, die Wolken und die Sterne. Nicht Mensch noch Tier habe je in diese Schale geblickt, die der Berg dem Himmel entgegenhalte, denn auch die Adler flögen nicht so hoch.

Die Leute von Faldum lebten fröhlich in der Stadt und in den vielen Tälern; sie tauften ihre Kinder, sie trieben Markt und Gewerbe, sie trugen einander zu Grabe. Und alles, was von den Vätern zu den Enkeln kam und weiterlebte, das war ihr Wissen und ihr Träumen vom Berge. Hirten und Gemsjäger, Wildheuer und Blumensucher, Sennen und Reisende mehrten den Schatz, und Liederdichter und Erzähler gaben ihn weiter; sie wußten von unendlichen finsteren Höhlen, von sonnenlosen Wasserfällen in verborgenen Klüften, von tiefgespaltenen Gletschern, sie lernten die Lawinenbahnen und die Wetterluken kennen, und was dem Lande zukam an Wärme und Frost, an Wasser und Wuchs, an Wetter und Winden, das kam alles vom Berge.

Von den früheren Zeiten wußte niemand mehr. Da gab es wohl die schöne Sage von dem wundersamen Jahrmarkt, an welchem jede Seele in Faldum sich wünschen durfte, was sie mochte. Aber daran, daß an jenem Tage auch der Berg entstanden sei, wollte kein Mensch mehr glauben. Der Berg, das war gewiß, stand von Anbeginn der Dinge an seinem Ort und würde in Ewigkeit dastehen. Der Berg war die Heimat, der Berg war Faldum. Aber die Geschichte von den drei Mädchen und von dem Geiger, die hörte man gern, und zu allen Zeiten gab es hier oder dort einen Jüngling, der bei verschlossener Tür sich tief ins Geigenspiel verlor und davon träumte, einmal in seinem schönsten Liede so zu vergehen und dahinzuwehen wie der zum Himmel gefahrene Geiger.

Der Berg lebte still in seiner Größe dahin. Jeden Tag sah er fern und rot die Sonne aus dem Weltmeer steigen und ihren runden Gang um seinen Gipfel tun, von Osten nach Westen, und jede Nacht denselben stillen Weg die Sterne. Jedes Jahr umhüllte ihn der Winter tief mit Schnee und Eis, und jedes Jahr zu ihrer Zeit suchten die Lawinen ihren Weg und lachten am Rand ihrer Schneereste die helläugigen Sommerblumen blau und gelb, und die Bäche sprangen voller, und die Seen blauten warm im Licht. In unsichtbaren Klüften donnerten dumpf die verlorenen Wasser, und der kleine runde See zu oberst auf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Gipfel lag schwer mit Eis bedeckt und wartete das ganze Jahr, um in der kurzen Zeit der Sommerhöhe sein lichtes Auge aufzutun und wenig Tage lang die Sonne und wenig Nächte lang die Sterne zu spiegeln. In dunklen Höhlen standen die Wasser und läutete das Gestein im ewigen Tropfenfall, und in geheimen Schlünden wuchsen die tausendjährigen Kristalle treulich ihrer Vollkommenheit entgegen.

Am Fuße des Berges und wenig höher als die Stadt lag ein Tal, da floß ein breiter Bach mit klarem Spiegel zwischen Erlen und Weiden hin. Dorthin gingen die jungen Menschen, die sich liebhatten, und lernten vom Berg und von den Bäumen die Wunder der Jahreszeiten. In einem andern Tale hielten die Männer ihre Übungen mit Pferden und Waffen, und auf einer steilen, hohen Felsenkuppe brannte in der Sommersonnwendnacht jedes Jahres ein gewaltiges Feuer.

Die Zeiten rannen dahin, und der Berg beschützte Liebestal und Waffenplatz, er bot den Sennen Raum und den Holzfällern, den Jägern und den Flößern; er gab Steine zum Bauen und Eisen zum Schmelzen. Gleichmütig sah er zu und ließ gewähren, wie das erste Sommerfeuer auf der Kuppe loderte, und sah es hundertmal und wieder manche hundert Male wiederkehren. Er sah die Stadt da unten mit kleinen stumpfen Armen um sich greifen und über die alten Mauern hinauswachsen; er sah die Jäger ihre Armbrüste vergessen und mit Feuerwaffen schießen. Die Jahrhunderte liefen ihm dahin wie Jahreszeiten, und die Jahre wie Stunden.

Ihn kümmerte es nicht, daß einmal im langen Lauf der Jahre das rote Sonnwendfeuer auf der Felsenplatte nicht mehr aufglühte und von da an vergessen blieb. Ihm schuf es keine Sorgen, als im langen Lauf der Zeiten das Tal der Waffenübungen verödete und auf der Rennbahn Wegerich und Distel heimisch wurde. Und er hinderte es nicht, als einmal im langen Lauf der Jahrhunderte ein Bergsturz seine Form veränderte und daß unter den davongerollten Felsen die halbe Stadt Faldum in Trümmern liegenblieb. Er blickte kaum hinab, und er nahm nicht wahr, daß die zertrümmerte Stadt liegenblieb und nicht wieder aufgebaut wurde.

Ihn kümmerte dies alles nicht. Aber andres begann ihn zu kümmern. Die Zeiten rannen, und siehe, der Berg war alt geworden. Wenn er die Sonne kommen und wandern und davongehen sah, so war es nicht wie einst, und wenn die Sterne sich im fahlen Gletscher spiegelten, so fühlte er sich nicht mehr ihresgleichen. Ihm war die Sonne und waren die Sterne jetzt nimmer sonderlich wichtig. Wichtig war ihm jetzt, was an ihm selber und in seinem Inneren vorging. Denn er fühlte, wie tief unter seinen Felsen und Höhlen eine fremde Hand Arbeit tat, wie hartes Urgestein mürbe ward und in schieferigen Lagen verwitterte, wie die Bäche und Wasserfälle sich tiefer fraßen. Gletscher waren geschwunden und Seen gewachsen, Wald war in Steinfelder verwandelt und Wiesen in schwarzes Moor; unendlich weit hinaus in spitzen Zungen liefen die kahlen Bänder seiner Moränen und Geröllrinnen in das Land, und das Land dort unten war seltsam anders geworden, seltsam steinig, seltsam verbrannt und still. Der Berg zog sich mehr und mehr in sich selber zurück. Er fühlte wohl, nicht Sonne und Gestirne waren seinesgleichen. Seinesgleichen war Wind und Schnee, Wasser und Eis. Seinesgleichen war, was ewig scheint und was doch langsam schwindet, was langsam vergeht.

Inniger leitete er seine Bäche zu Tal, sorglicher rollte er seine Lawinen hinab, zärtlicher bot er seine Blumenwiesen der Sonne hin. Und es geschah, daß er sich in seinem hohen Alter auch der Menschen wieder erinnerte. Nicht daß er die Menschen für seinesgleichen geachtet hätte, aber er begann nach ihnen auszuschauen, er begann sich verlassen zu fühlen, er begann an Vergangenes zu denken. Allein die Stadt war nicht mehr da, und kein Gesang im Liebestal, und keine Hütten mehr auf den Alpen. Es waren keine Menschen mehr da. Auch sie waren vergangen. Es war still geworden, es war welk geworden, es lag ein Schatten in der Luft.

Der Berg erbebte, als er fühlte, was Vergehen sei; und als er erbebte, sank sein Gipfel zur Seite und stürzte hinab, und Felstrümmer rollten ihm nach über das Liebestal hinweg, das längst mit Steinen ausgefüllt lag, bis in das Meer hinunter.

Ja, die Zeiten waren anders geworden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie kam das nur, daß er sich jetzt immer der Menschen erinnern und an sie denken mußte? War das nicht einst wunderschön gewesen, wie die Sommerfeuer gebrannt hatten, und wie im Liebestal die jungen Menschen in Paaren gingen? Oh, und wie hatte ihr Gesang oft süß und warm geklungen!

Der greise Berg war ganz in Erinnerungen versunken, er fühlte kaum, wie die Jahrhunderte wegflossen, wie es da und dort in seinen Höhlen mit leisem Donner stürzte und sich schob. Wenn er der Menschen gedachte, so schmerzte ihn ein dumpfer Anklang aus vergangenen Weltaltern, eine unverstandene Bewegung und Liebe, ein dunkler, schwebender Traum, als wäre einst auch er ein Mensch oder den Menschen ähnlich gewesen, hätte gesungen und singen hören, als sei ihm der Gedanke der Vergänglichkeit schon in seinen frühesten Tagen einmal durchs Herz gegangen.

Die Zeitalter flossen weg. Herabgesunken und von rauhen Steinwüsten rings umgeben, hing der sterbende Berg seinen Träumen nach. Wie war das einst gewesen? War da nicht ein Klang, ein feiner Silberfaden, der ihn mit der vergangenen Welt verband? Mühsam wühlte er in der Nacht vermoderter Erinnerungen, tastete ruhelos zerrissenen Fäden nach, beugte sich immer wieder weit über den Abgrund des Gewesenen. — Hatte nicht auch ihm einst in der Zeitenferne eine Gemeinschaft, eine Liebe geglüht? War nicht auch er einst, der Einsame, der Große, gleich unter Gleichen gewesen? — Hatte nicht auch ihm einst, im Anfang der Dinge, eine Mutter gesungen?

Er sann und sann, und seine Augen, die blauen Seen, wurden trüb und schwer und verwandelten sich in Moor und Sumpf, und über die Grasbänder und kleinen Blumenplätze hin rieselte Steingeschiebe. Er sann, und aus undenklicher Ferne herüber hörte er es klingen, fühlte Töne schweben, ein Lied, ein Menschenlied, und er erzitterte vor schmerzlicher Lust im Wiedererkennen. Er hörte die Töne, und er sah einen Menschen, einen Jüngling, ganz in Töne gehüllt durch die Lüfte in den sonnigen Himmel schweben, und hundert vergrabene Erinnerungen waren erschüttert und begannen zu rieseln und zu rollen. Er sah ein Menschengesicht mit dunklen Augen, und die Augen fragten ihn zwingend: »Willst du nicht einen Wunsch tun?«

Und er tat einen Wunsch, einen stillen Wunsch, und indem er ihn tat, fiel jene Qual von ihm ab, daß er sich auf so ferne und verschollene Dinge besinnen mußte, und alles fiel von ihm ab, was ihm weh getan hatte. Es stürzte der Berg und das Land in sich zusammen, und wo Faldum gewesen war, da wogte weit und rauschend das unendliche Meer, und darüber gingen im Wechsel die Sonne und die Sterne hin.

An stillen Wintertagen

So steht's an stillen Wintertagen
Um unser junges, scheues Blut:
Vom wilden, heißen Schlachtenschlagen
Wuchs in die Sterne unser Mut.

Nun aber stetes Sichbescheiden
In engem Raum und kleinem Kreis:
Kaum, daß man spürt nach fernen Freuden,
Kaum, daß man noch von Jugend weiß.

Man rückt am warmen Herd zusammen,
Denkt: Freundschaft, Liebe, Leben, Gott ...
Und starrt ins Knistern kleiner Flammen —
Lacht über sich in wehem Spott.

Paul Lingens

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kulturgefahren

Von Prof. Dr. D. Reinhold Seeberg

Wir haben es in den letzten Jahrzehnten empfunden, wie schnell der Weg aufwärts geht. Ein umfassendes Gebiet menschlicher Arbeit ist uns erst in der letzten Zeit aufgegangen. Und diese Kultur des Realismus und der Technik ist zunächst in scharfen Widerspruch getreten zu der Weltanschauung, die wir von unsern großen Denkern und Dichtern überkommen hatten. Nicht ohne Mühe und mannigfache Widersprüche fingen wir dann an, die neuen Erkenntnisse den Ideen und Idealen, die wir aus der früheren Entwicklung unsrer Geschichte übernommen hatten, einzugliedern. Darüber ist dann der Krieg hereingebrochen.

Gerade aber die Versuche einer Verbindung dieses Idealismus mit dem Realismus unsrer jüngsten Vergangenheit haben eine eigentümliche Kulturhöhe hervorgebracht. Dieselbe Verbindung ist es auch, die die großen Siege der jüngsten Vergangenheit erst ermöglicht hat. Es wäre nichts mit uns gewesen ohne den Glauben und die Ideale unsers Volkes, aber wir wären auch erlegen dem Feinde ohne die Tüchtigkeit und Sicherheit unsrer praktischen Arbeit, die sich auf dem Wege zur Höhe bewegt.

Aber gerade an diesem Punkt erheben sich nun mancherlei Sorgen. Nicht nur die Barbarei enthält Gefahren in sich, sondern auch die Kultur. Es gibt eine Hoch- und Feinkultur, die den Menschen vielleicht eine Weile innerlich befriedigt, ihn aber nicht auf die Dauer als brauchbare Kraft im Zusammenhange der Gesellschaft erhält. Es ist leicht verständlich, was hiermit gemeint ist. Mit der höheren Bildung, mit der inneren Verfeinerung des seelischen Lebens verbindet sich leicht eine Abneigung gegen das Einfache und Natürliche. Das Einfache erscheint plump, das Natürliche »gewöhnlich«. Der Daseinskampf in seiner Äußerlichkeit ist abgeschlossen. Ein gewisses Ruhe- und Genußbedürfnis ist an seine Stelle getreten. Man mag nicht schroff für etwas oder wider etwas auftreten. Man entzieht sich gern den Unbequemlichkeiten und Schmerzen, die sonst vom Leben unabtrennbar waren. Jedermann weiß, in wie verschiedenen Formen auch bei uns diese Erscheinungen einer Überkultur schon eingetreten waren. Es wird daher genügen, an einigen Beispielen klarzumachen, an was wir denken. Es ist etwa ein Ästhetentum, das die Welt in Schönheit verklären will und dabei der Taten- und Kraftlosigkeit verfällt. Dem vermeintlich Schönen wird das Natürliche und Ursprüngliche geopfert. Das Resultat der Bemühungen ist dann blasse Reflexion und mattes Schwelgen in verfließenden Gefühlen.

Wir denken sodann an den Sentimentalismus. Man meidet jede Erregung, man redet sich dabei ein, aus Güte so zu handeln. Man geht schärferen Urteilen aus dem Wege und denkt wiederum, dies sei besonders verdienstlich. Man reitet das alte Paradoxon »Alles wissen heißt alles vergeben« zu Tode. Das Urteil wird »gefühlig«, es verliert den eindringenden Zug, und da das sittliche Salz fehlt, so geht leicht von diesem Sentimentalismus ein gewisser Geruch der Fäulnis aus.

Hand in Hand mit dem Sentimentalismus zog wohl der Relativismus die Straße. Er versuchte vielleicht die Entwicklungstheorie auch auf die Moral zu übertragen. Nichts sei gut und nichts böse. Das eine geht in das andre über vermöge der Entwicklung. Und nun wird man wehrlos dem Bösen gegenüber, auch dort, wo man es im Innersten instinktiv verurteilt. Man glaubt die Toleranz auch auf das Richtige und Gemeine, auf das Schlechte und Schädliche ausdehnen zu sollen. Wir wissen genau, wie entsetzliche Folgen dieser Relativismus des sittlichen Urteils bei dem heranwachsenden Geschlecht hervorzubringen pflegt.

Und noch eine Erscheinung begegnet uns auf diesem Wege. Es ist der Feminismus. Ich bezeichne als Feminismus die Erscheinung, wo die Männer in ihrem Urteil über das Leben und seine Aufgaben, über sich selbst und über die Frauen, über die Kinder und ihre Erziehung immer mehr weibliche Art annehmen. Hier wird das Weibliche dann zum Weibischen. Die natürliche Kraft und Rücksichtslosigkeit, die größere Geradheit und Einfachheit der männ-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Natur wird aufgegeben zugunsten der mehr impulsiven und gefühligen, vor Aufregung, Strenge und Härte zurückbebenden weiblichen Art. Aber wo das geschieht, da stellt sich in der Regel auch eine unwillkürliche Rückwirkung auf die Frauenwelt selbst ein. Wenn die Männer empfinden, urteilen und handeln wie die Weiber, dann pflegen die Weiber im Urteil und im Handeln mehr und mehr eine gewisse männliche Art anzunehmen. Und die männlichen Allüren der Frauen sind nicht minder unerfreulich als die weibischen der Männer. Der Feminismus ruiniert nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen. Und welchen Gefahren wird dann erst das heranwachsende Geschlecht ausgesetzt sein, wenn bei den Eltern die natürliche Art zerrüttet ist!

Wir haben den Eindruck und die Hoffnung, als wenn der Krieg diese häßlichen Kulturkrankheiten einer scharfen Kur unterzogen habe. Indessen ist es nie daran genug, daß uns etwas geschieht, wir müssen auch selbst etwas tun. Wenn wir die Hoffnung haben, einen großen Fortschritt zu erreichen, dann müssen diese Kulturkrankheiten bewußt bekämpft und wirklich überwunden werden. Wie wir hoffen, daß diejenigen, die aus dem Kriege zurückkehren, eine größere und einfachere Auffassung des Lebens mitbringen werden, so sollen wir uns auch bemühen, bei uns selbst und der heranwachsenden Generation die Rückkehr zum Einfachen und Natürlichen durchzusetzen.

Das bedeutet keineswegs, daß wir irgendwelche gewonnenen Werte preisgeben sollen. Auch nicht, daß wir zum Rohen und Gemeinen zurückkehren wollten. Was uns vorschwebt, ist nur dies, daß der übertriebene Luxus, der schwächt und abstumpft, abgetan wird, daß die innere Verweichlichung ausgeschaltet wird, und daß weiter man im Auge behält, daß der Mensch nicht nur eine Seele hat, sondern auch ein leibliches Leben führt. Wir sind der körperlichen Tätigkeit und Arbeit in der Regel von klein auf viel zu sehr entwöhnt. Der Sport ist nur scheinbar ein Ersatz für sie, denn er ist nicht Arbeit, sondern Spiel. Damit ist uns aber oft die unmittelbare Empfindung für das Urwüchsige und Natürliche in dem Aufbau unsers Lebens und in der Regelung des Verhältnisses der Menschen zueinander verlorengegangen. In dieser Lage rufen wir heute, wie einst Rousseau seinem in vernünftigen und unvernünftigen Klügeleien versunkenen Zeitalter zu: Zurück zur Natur!

Möge von Anfang an solch ein natürlicheres Leben das Kind umgeben, möge es ihm nicht fehlen an der Muttermilch, am einfachen Spiel, an der Freude am Kleinen und Geringen und an einer aller Sentimentalität fernen strammen Erziehung! Dadurch werden Seele und Sinn frischer und eindrucksfähiger erhalten, fähig, mehr Anregung und mehr Freude den vielen kleinen Dingen des täglichen Lebens zu entnehmen. Auf diesem Wege, meinen wir, sollte unserm Geschlecht der Mut zum Leben und die Freude zur Tat gekräftigt und erhalten werden. Der große Aufschwung des inneren und äußeren Lebens, wie er sich an Rousseaus Naturevangelium schloß (es ist der letzte Aufschwung großen Stils, den Frankreich erlebt hat), ist ja allgemein bekannt. Wir hoffen, daß der große Krieg auch unserm Leben wieder natürlichere, derbere und herbere, aber auch kräftigere und innigere Formen erwerben wird.

Dies war die erste Kulturgefahr, die uns bedroht hat, aus der, wie wir hoffen, wir entrückt werden sollen. Neben ihr steht eine zweite: es ist der Egoismus. Jede höhere Entwicklung leitet den Menschen an, die Geheimnisse der eignen Persönlichkeit ins Auge zu fassen. Erst dann, wenn der Mensch in den Spiegel der eignen Seele blicken gelernt hat, gehen ihm die Tiefen des Menschenwesens auf. Die Selbstbeobachtung ist in den letzten Jahrzehnten in großem Umfange betrieben worden; es war ein Zeitalter des Psychologismus. Nicht nur in der Wissenschaft schob sich die psychologische Forschung in den Vordergrund, sondern auch unsre Literatur nahm vielfach diesen psychologisierenden Charakter an. In den Romanen »geschah« nur noch wenig, die Aufmerksamkeit richtete sich ganz auf die seelische Bewegung. Das hat gewiß Nutzen gehabt, wiewohl es bisweilen ein wenig langweilig zu werden drohte. Darum hat die neueste Literatur dem Erzählen wieder breiteren Spielraum zu gewähren begonnen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jedoch nicht von der literarischen Bewegung wollen wir hier sprechen, sondern von der allgemeinen Veränderung der sittlichen Anschauungen, wie sie diesem Psychologismus entsprach. Die Persönlichkeitskultur und der Kultus des Übermenschen artet ja im praktischen Leben leicht aus. Da wird ein kleinlicher und kläglicher Egoismus nicht ganz selten als Kind dieser stolzen Eltern geboren. Auch der Egoist sieht die eigne Persönlichkeit an, auch er will sie pflegen und das gesamte Leben der Persönlichkeitskultur dienstbar machen. Aber in dem Augenblick, da man vergißt, daß das Ich selbst nur Glied in einer großen Kette ist, hat sich die Persönlichkeitskultur in einen bornierten Egoismus verwandelt. Das war unsre Gefahr.

Vor allen Dingen ist es ein Gebiet des Lebens, an das wir dabei denken: der vielbesprochene und vielbeklagte Geburtenrückgang, der sich in den letzten Jahren in Deutschland geltend machte. Denn meines Erachtens sind diejenigen im Irrtum, die diesen Rückgang in erster Linie auf die wirtschaftliche Notlage zurückführen. Die Kreise, in denen er am stärksten wahrnehmbar ist, sind nämlich keineswegs die schlechtgestellten in unserm Volke. Vollends wäre es verkehrt, den Geburtenrückgang auf ein Nachlassen der physischen Kraft in unserm Volke zurückzuführen. Die meisten der Sachkundigen stimmen wohl darin überein, daß der Geburtenrückgang etwas Gewolltes und Beabsichtigtes ist, oder daß die Zahl der Kinder künstlich beschränkt wird. Der Grund dafür ist aber in der Regel — man mag es kehren und wenden wie man will — der Egoismus der Eltern. Es läßt sich auskömmlicher leben mit wenig als mit viel Kindern. Auch kann das häusliche Leben behaglicher, die Geselligkeit umfänglicher gestaltet werden, wenn nicht immer neue Geburten hindernd dazwischentreten. Man kann fraglos vom Leben mehr »haben«, wenn die Familie kleiner bleibt. Hier tritt der Egoismus, von dem wir sprechen, in seiner ganzen engen Beschränktheit uns entgegen.

Aber dieser Egoismus ist nicht nur in solchen Ausgaben kleinen Formats, sondern auch im größten Format vorhanden. Die großen wirtschaftlichen Kämpfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern wissen nicht ganz selten von ihm als ihrem Urheber zu berichten. Die Bodenspekulation, die die Mieten zu schwindelnder Höhe emportreibt, die Abneigung mancher Hauswirte gegen kinderreiche Familien und noch manches andre Gebiet ließe sich hier zur Erläuterung heranziehen.

Und nun stehen wir mitten in dem großen Kampfe. Und das erste, was dieser Kampf mit ehernem Munde in unser ganzes Volk hineinruft, ist der tiefsinnige Gedanke: Niemand lebt sich selber und niemand stirbt sich selber. Daß das Volk in seiner Ganzheit eine lebendige Wirklichkeit ist, und daß wir, was wir sind, nur als Glieder eben dieses Volkes sind, das lernen wir alle. Es ist nichts mit dem Egoismus. Je größer die Zeit, desto gewaltiger die Forderung an alle Einzelnen, was sie sind und haben, hinzugeben für das Ganze. Wird diese Stimme wieder überhört werden? Wir meinen, daß zeitweilig sicher eine andre Strömung die Oberhand gewinnen wird. Es wird dann Pflicht derer, die die Lage verstehen, sein, diese andre Strömung erhalten zu helfen.

»Ein einig Volk von Brüdern«, so sagt und singt man. Es ist zweierlei darin enthalten: wir sind ein Volk, aus einem Blut und von einem Geist durchzogen, von einer Geschichte getragen, einem gemeinsamen Ziel entgegenstrebend. Dessen sollen wir uns bewußt sein. Wir sollen auch diese große Zeit durchleben mit dem Streben nach bewußtem, stolzem Nationalgefühl. Das zeigt sich noch nicht darin, daß man pedantisch die Fremdwörter meidet, es fordert viel mehr. Es soll eine innere Erhebung an der Geschichte unsers Volkes und an dem Großen und Echten, was diese Geschichte hervorgebracht hat, sein.

Nun wird es aber immer in einem Volke höhere und niedere Kreise, Reiche und Arme geben. Aber das starke nationale Bewußtsein faßt in sich auch die Pflicht zu sozialer Gesinnung. Sind wir wirklich ein Volk, wie wir es in großer, starker Wirklichkeit jetzt erlebt haben, so soll auch einer für alle und alle für einen einstehen. Und wie der Einzelne in solchem Sinne die Leute, die ihm dienen, und auch die, denen er dient, ansehen und behandeln soll, so soll auch die Gesamtheit immer mehr dem nachstreben, eine Ordnung des Lebens zu schaffen, die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allen einzelnen Gliedern Leben und Lebensfreude verbürgt und nicht nur die bloße »Existenz«. Wir sind hinaus über die Utopien der Sozialdemokratie, aber wir haben auch den Glauben verloren an die alleinseligmachenden Dogmen der freien Konkurrenz und des Kapitalismus. Was vor uns liegt, wird ein großzügiger Sozialismus sein. Von diesem nationalen Sozialismus hoffen wir, daß er die mannigfachen Gefahren überwinden wird, die der Egoismus mit sich bringt. Insonderheit wird darauf Gewicht zu legen sein, daß dem nationalen Selbstmord des Geburtenrückgangs Einhalt geboten wird. Und auch hierbei wird die Kraft des nationalen Empfindens mit einem gerechten und vernünftigen Sozialismus im Bunde wirksam werden, um in den Familien den Mut, neues Leben hervorzubringen, und die Freude an diesem neuen Leben kräftig zu beleben.

Das war die zweite Kulturgefahr, die uns bedroht hatte. Noch von einer dritten wollen wir sprechen. Es handelt sich um die Verdrängung des Idealismus durch den Materialismus.

Solange es zur Höhe geht, leuchtet fast immer in der Geschichte der Menschheit das Licht der Ideale. Aber wenn sie auf der Hochebene fortschreitet, wird nicht ganz selten dieses Licht verdunkelt durch die Erscheinung, die wir als Materialismus bezeichnen. Der Materialismus ist nicht etwa nur eine Theorie, sondern vielmehr eine praktische Lebensanschauung, und erst als solche ist er eine Gefahr. Wenn der Mensch in immer größerem Umfange die Gesetze der Natur begreift und ihre Erscheinungen nach seinem Willen und zu seinen Zwecken gestaltet, kommt ihm wohl der Gedanke, ob nicht mit diesem Besitz der materiellen Welt, ihrer Güter und ihrer Lust alles das gegeben ist, wessen die Seele bedarf. Wie die Sozialdemokratie bekanntlich den Grundsatz des historischen Materialismus verficht, daß die günstige Lage der wirtschaftlichen Verhältnisse eines Volkes auch seine geistige Kultur verbürge, so denken es sich viele Gebildete aller Kreise heute nicht ganz selten.

Gegen all jene überkommenen Gedanken von dem Ersten und Letzten in der Welt haben sich mancherlei Zweifel erhoben. Die bunten Aufgaben des Tages und die mannigfachen Zerstreuungen und Freuden, die er mit sich bringt, lassen den Menschen zeitweilig wohl diese großen Grund- und Hauptfragen vergessen. Das Leben scheint sich auch so leben zu lassen, ein Licht nach dem andern wird ausgelöscht. Was einst unser jugendliches Ahnen erfüllte, was Antrieb und Trost war in den Jahren unsrer Entwicklung, scheint unnütz geworden zu sein. Und wieder erlöschen einige der großen Lichter, die so lange geleuchtet haben über der suchenden Menschheit. Und wenn nun eins um das andre verglimmt, ist es da nicht gut, wenn auch die letzten fortgetan werden? Braucht denn wirklich etwas zu sein außerhalb dieser Welt, wenn wir doch nur innerhalb ihrer leben? Sind die vielen Götter gestorben, warum sollte nicht auch der eine Gott vergehen? Haben wir eine Autorität nach der andern preisgegeben, warum sollten nicht auch die letzten, großen Autoritäten am Wege unsers Lebens, die Grundwahrheiten christlichen Glaubens und christlicher Moral, fortgestoßen werden? Wer versteht nicht, wie reizvoll diese Fragen sind, wie konsequent eine sich aus der andern ergibt? Es ist beinah so, als finge jemand an, eine Naht aufzutrennen, wo dann der Faden wie von selbst weiter sich löst.

Und doch hat die Menschheit es noch immer erlebt, daß ein Rest dabei nachbleibt, und wenn dieser Rest Schweigen ist, dann graut der Seele, und in diesem Grauen erstarrt die Freude am Leben und die Lust zur Tat.

Wiederum scheint uns der Krieg hier eine große Lehre zu geben. Von verschiedener Seite her hören wir, wie auch in solchen Kreisen, die der Religion ganz entwöhnt waren, fromme Erinnerungen und Gedanken wieder aufleben und die Sehnsucht nach dem Erleben des Unsagbaren größer und groß wird. Damit zugleich wachen all die Ideale und Gedanken auf, wie sie stets in den großen Tagen unsrer Geschichte eine Macht in unserm Volksleben waren. Die Seele hat nicht mehr genug daran, was das Auge sieht und die Hand greift, sondern sie fragt nach den ewigen Urbildern und Kräften, die verborgen hinter dem Vorhang der Wirklichkeit sind und dort den Lauf der irdischen Dinge bestimmen. Und das Herz ist auf die Dauer nicht befriedigt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

davon, von Not oder Vorteil geleitet zu werden, sondern es sucht nach dem Stärksten, dem in freier Hingabe zu dienen sich lohnt. Und dann gewinnen wohl wieder zuckendes Leben und sprühende Kraft die alten Gedanken und Formeln, die man so oft gedankenlos nachspricht und ebenso gedankenlos verwirft. Und aus ihnen strahlt wundervolles Licht empor und erleuchtet die weite Welt und das eigne Herz bis in die Gründe hinab, und die Seele spürt zitternd und bebend, und doch in unendlicher Freude, daß auch über ihrem Wege der ewige Wille waltet, und daß auch in ihr wirksam wird die ewige Güte, die alle Dinge guten Zielen entgegenführt.

Das ist Religion und Idealismus. Sie sind nicht dazu da, zu schwächen. Sie sollen nicht zerstören, sondern sie erheben den Menschen. Wie man in diesem hinsterbenden Leben und in dieser Welt, über deren Kindern immer der Schleier der Vergänglichkeit ruht, trotz allem frei, stark und glücklich werden kann, das ist das Geheimnis der Religion. Es bedarf wohl nicht erst der Bemerkung, daß dies Empfinden neuer Lebenstiefen keineswegs die praktischen Erfolge unsrer naturwissenschaftlichen Erkenntnis oder die technischen Fortschritte unsrer Industrie aufheben oder einschränken soll. Es ist wieder eine Erfahrung dieses Krieges, wieviel diese praktischen Erfolge zu bedeuten haben. Es wird uns ja besonders auch daran deutlich, daß unsre Gegner uns nicht wegen unsers Glaubens oder wegen unsrer Ideale, sondern wegen unsrer praktischen Erfolge an das Leben gewollt haben. Hiervon darf und kann nichts aufgegeben werden, aber es soll auch nicht etwa umgekehrt der frevelhafte Schluß gezogen werden, daß wir, weil wir die Welt kennengelernt haben, unser Leben seines besten und tiefsten Inhalts entleeren müßten. Wir brauchen die Räder der Maschine, und sie werden noch manches Jahrhundert rollen und weiterrollen in unserm Volk, aber wir brauchen nicht minder die Flügel der Engel, die uns in eine andre Welt hinübertragen, zu innerer Kraft, zu dem Glauben an Gott und zu dem Trost der Vergänglichkeit gegenüber.

Das wäre die dritte dieser Kulturgefahren gewesen. Sie ist die gefährlichste, denn sie zerstört den Sinn für das Höchste in der Menschenseele. Sie stumpft das Herz ab gegen die besten Werte, die das Leben hervorruft. Diese Gefahr droht nicht nur dem Reichen, der so viel irdische Güter hat, daß er meint, aller Ideale entbehren zu können, sondern auch dem Armen, der so gierigen Blickes nach irdischen Gütern ausschaut, daß er blind wird für die Ideale. Wenn aber die großen Zeiten der Geschichte hereinbrechen, dann ist's wohl, als löste sich ein Sturm oben von den Bergen und brauste hin über den Wald und würfe nieder wie spielend, was noch so kräftig und tiefgegründet schien; und dann schreitet mitten im Sturm der Herr der Weltgeschichte durch den Wald, und in aller Angst schwerer Zeiten empfindet das Menschengeschlecht doch wieder, daß er der Herr ist, der alles gestaltet und leitet, und daß der Frieden hat trotz allem Streit, der ihn gefunden hat, und daß die Kraft nicht abreißt, die er in Menschenherzen gießt. Das ist's dann, was alle Menschen schließlich wollen: der Friede und die Tat.

Und damit wollen wir schließen. Gerade weil wir eine große Zukunft erwarten, legten sich uns diese ernsten Gedanken nahe. Wir wollen alles tun, was in unsrer Kraft steht, und wir wollen alle Hindernisse überwinden, die unser Volk hindern könnten, zum Ziele vorzubringen. Alle Herzen schlagen in starker Hoffnung einer neuen Zeit entgegen. Sollen wir sie erreichen, so wird es nötig sein, zurückzukehren zum Natürlichen, einzudringen in einen wirklich sittlichen nationalen Sozialismus und wieder zu ergreifen den Glauben an die obere Welt, die Quelle und Weihe tiefster Kraft und verklärendes Licht der Wirklichkeit ist.

So braust es hin durch Millionen von Herzen in unserm Volk, die Herzen derer, die viel verloren, derer, die bitter fürchten, derer, die stark hoffen. Es ist ein großer Chor: Sursum corda! Die Herzen in die Höhe! Wenn dieser Sinn in uns allen herrscht, dann werden wir auch die Kulturgefahren überwinden, von denen wir sprachen, und dann werden wir fortschreiten auf der Hochebene unsers nationalen Lebens zu froher Entfaltung unsrer Kraft und zur Erfüllung der Aufgaben, die Gott unserm Volke gestellt hat.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Legende

Aus langem Schlaf war der Knabe erwacht,
Sieht fremden Blickes ins Licht.
»Was tat dir, Walter, die tückische Nacht?
Kennst Vater und Mutter nicht.

Und kennst die vertraute Stube nicht mehr.
Sieh doch zum Fenster hinaus!
Der Birnbaum neigt sich von Früchten schwer
Und lockt unsern Knaben zum Schmaus.

Und über und über mit Blumen besät
Sind Hecken und Wiese. — Du weißt!
Es glitzern die Gräser. Der Frühwind weht,
Der klare Stunden verheißt.«

»Was wollt ihr?« spricht das verzückte Kind.
»Ich hab' euch noch nie gesehn.
Und Blumen, die tausendmal schöner sind,
In meinem Garten stehn.

Streicht singender Wind durch die Bäume sacht.
Es küßte der Wind mein Haar.
Oh, wie das Denken mir Heimweh macht!
Weiß keiner, wie selig ich war.

Ich lachte, mein Lachen war Vogellaut.
Ich schwebte hinan und zu Tal.
Aus Mondlicht ist schimmernd mein Haus gebaut.
Ich schritt durch den silbernen Saal.

Nun ist mir die Kehle zugeschnürt,
Und Frost hat mein Herz erfaßt.
Wo find' ich den Weg, der zurück mich führt?
Ihr sollt mich nicht halten. Laßt!«

»Du bist ja zu Hause, warst niemals weit.
Erkenn uns! Erwache! Sei gut!
Du bist unser Liebstes für alle Zeit,
Unsere Lust, unser Schmerz, unser Blut.

Und den seltsamen Garten, das schimmernde Schloß,
Das träumtest du alles. Versteh!
Und am Morgen der törichte Traum zerfloß —
Tu deiner Mutter nicht weh!«

Doch Walter vernimmt ihre Worte nicht
Und lauscht in die Ferne hinaus.
Und wieder mit bebenden Lippen er spricht
Vom Garten, vom Mondlichthaus.

Und vom singenden Wind, der sein Haar geküßt,
Von den Blumen, vom silbernen Saal.
Und daß er vor Heimweh nun sterben müßt
In immer tieferer Qual.

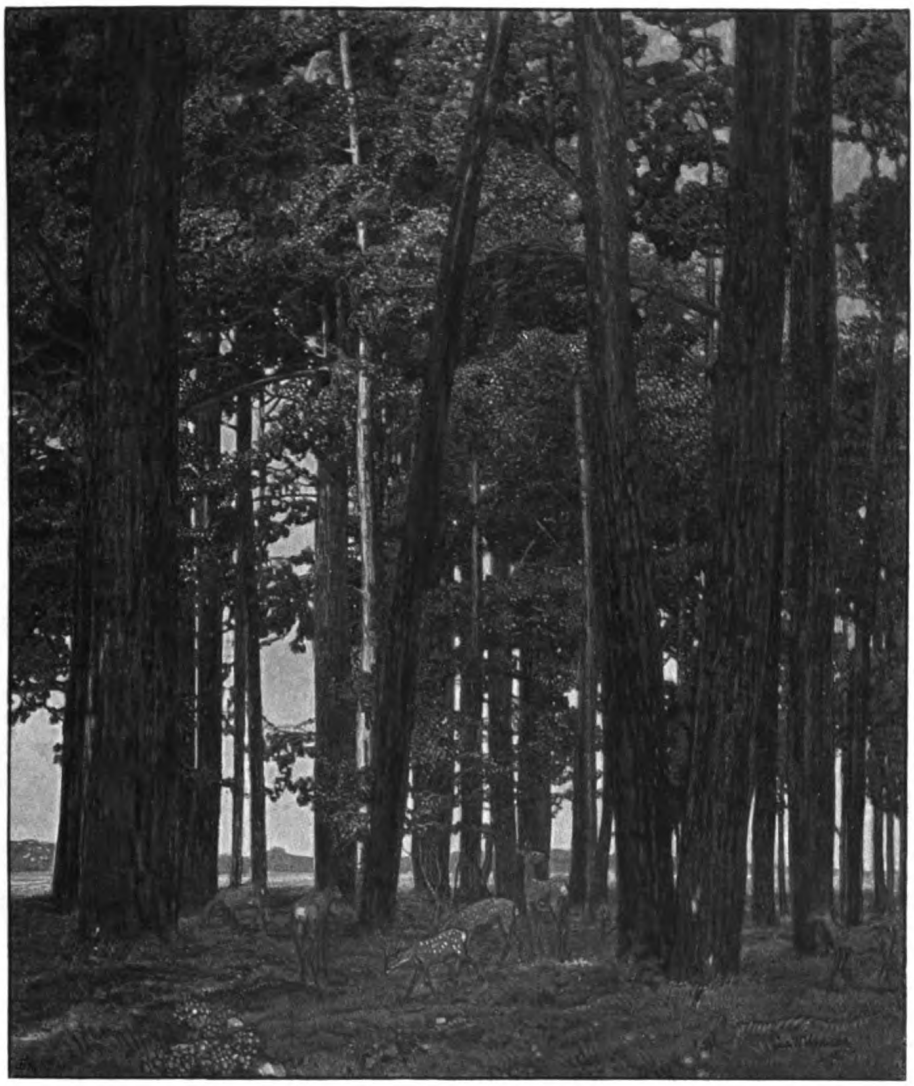
Die Stunden verstreichen in zögerndem Flug.
Die Eltern harren verstört
Am Lager des Knaben. Wann schwindet der Trug,
Der seine Sinne betört?

Doch der Himmel ist ohne Wolken heut —
Im Frühwind zerflossen sie all —,
Und manchmal ertönt wie von fernem Geläut
Ein wonniger Widerhall.

Und der Abend sinkt nieder, wie nie so lind,
Und Stern auf Stern erscheint. —
Da fragt mit gewohnter Stimme das Kind:
»Warum hat die Mutter geweint?«

Alfred Grünewald

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Paul W. Harnisch: Märkischer Wald

Aus der Ausstellung des Verbandes Deutscher Illustratoren in Berlin, Herbst 1915

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Das A.-O.-K. der Bug-Armee (von Linsingen) in Poddubce

Beim Ostheer

Skizzen in Wort und Bild von Arch. Dipl.-Ingenieur Fritz Kaufmann

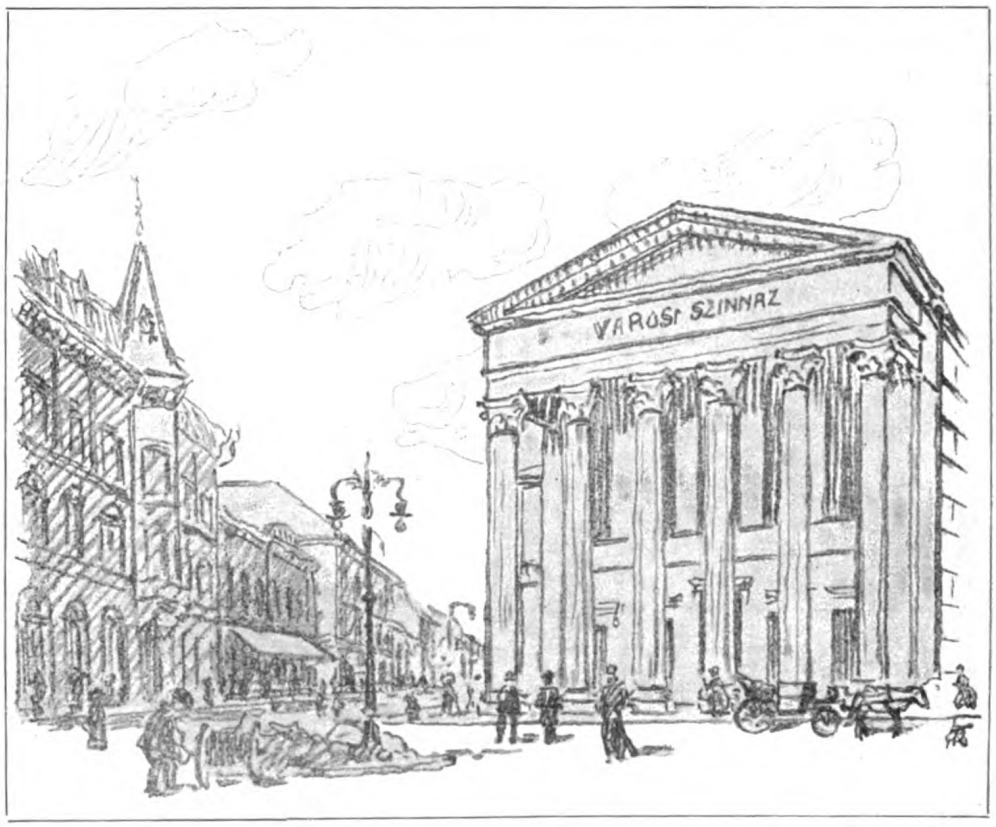
Als ich mich beim Eintritt ins Heer zu den Kraftfahrern meldete, hat mich wohl dabei der Gedanke bestochen, daß ich gerade bei dieser Truppe viel Gelegenheit haben würde, das Bild des Krieges in allen möglichen Abarten in mich aufzunehmen. Ich hatte mich nicht getäuscht; man blieb niemals an irgendeinem Orte haften, sondern lernte sehr bald das ganze Land genau kennen. Überall aber sah man das gleiche Bild von verlassenen oder zum Teil in der Eile nur halb fertiggewordenen Schützengräben, von granatenzerfressenen Landstraßen, an deren Rändern tote Pferde und umgeworfene Wagen lagen, überall jene bekannten Bilder, die dem Soldaten in der Front so selbstverständlich und dem in der Heimat Gebliebenen durch die illustrierten Zeitschriften so vertraut geworden sind, daß ich auf ihr Festhalten in meinem Skizzenbuch gleich von vornherein verzichtete. Lieber wollte ich Erinnerungen an die

Ein Honved

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Landschaften oder auch an die Städtebilder festhalten — ein gewisses Interesse für Architektur mußte ich ja eigentlich schon anstandshalber meinem bürgerlichen Beruf zuliebe haben —; auch Bewegungsbilder: deutsche Kameraden und Gefangene, während der Ruhe und bei der Arbeit, wollte ich aufnehmen, also alles mehr Skizzen, die den friedlichen und beschaulichen Teil im Kriege wiedergeben sollten. —

Loren festgebunden, und man ließ, bequem im Wagen sitzend, die Donaulandschaften an sich vorüberziehen. Dafür bald darauf desto ödere Pußtabilder, schon von Budapest an das eintönige heiße Tiefland; vielfach sah man Brände, anderseits aber auch viele überschwemmte Dörfer — aber alles so furchtbar flach, daß man froh war, als Szabadka (das alte Maria-Theresiopel) endlich in Sicht kam: unser vorläufiges Endziel.



Stadttheater in Szabadka

Unsre Hoffnung, nach Tirol geschickt zu werden, um gegen Italien Verwendung zu finden, wurde schon durch die Tatsachen schwer erschüttert, daß man unsern Transport durch Schlesien leitete. Dann, als wir vor Wien nach Budapest abbogen, wurde es uns zur Gewißheit, daß wir nach der serbischen Grenze kommen würden. Uns blieb also nichts andres übrig, als unsre italienischen Wörterbücher gegen ungarische zu vertauschen. Die Fahrt »an der schönen blauen Donau« entlang entschädigte uns fürs erste. Unsre Autos waren auf den

Wir kamen in eine Honvedkaserne: bald war durch Karreeaufstellung der Wagen ein Platz gebildet, auf dem der Dienst erledigt wurde. Hübsch waren die in der Farbe kräftigen Uniformen der Honveds: die blauroten Kleckse werden uns wohl stets mit der Erinnerung an Südungarn eng verknüpft bleiben.

Das freundliche Städtchen hat übrigens noch einen besonderen Anziehungspunkt: es ist durch eine elektrische Bahn mit einem Badeort verbunden, der ganz entzückend an einem See gelegen ist. Seltsam: die weib-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Jugend Szabadkas wußte ihre freien Stunden immer so einzurichten, daß sie mit der dienstfreien Zeit des Soldaten zusammenfielen, so daß also einer »lebhaften Unterhaltung«, in der man fast nur »nem tudom« (ich verstehe nicht) hörte, nichts im Wege stand. Szabadka bietet keine Sehenswürdigkeiten; das alte Stadttheater und die Maria-Theresia-Kirche sind in ihren Formen allerdings hübsche Architekturstücke. Dagegen ist mir das Stadthaus mit seinem übermodernen Jugendstil eine schaurige Erinnerung.

Maria-Theresia-Kirche in Szabadka

Die Volkstracht erinnert in den aufgebauschten Rockformen an unsre altdeutschen Trachten: viel Biedermeier ist da — auch in den Stoffmustern. Man kann sich kaum von dem Reichtum eines Kleides einen richtigen Begriff machen, mit dem eine Bäuerin von weither nach der Stadt zum Kirchgang kommt: einen derartigen Wert können Kleider bei uns schwerlich haben, denn wir haben Modekleider, und dort hat man neben der Arbeitskleidung ein Prunkkleid: aber herrlich — ein Gewandkünstler müßte daran wichtige Studien machen können.

Später wurde unsre Abteilung nach den Karpathen weggezogen: die ersten Grabstätten zeigten sich uns, jeder Bahnhof zerschossen, ganze Waldungen durch Geschosse bloßgelegt. Dort sahen wir auch zum erstenmal russische Gefangene bei Aufräumungsarbeiten.

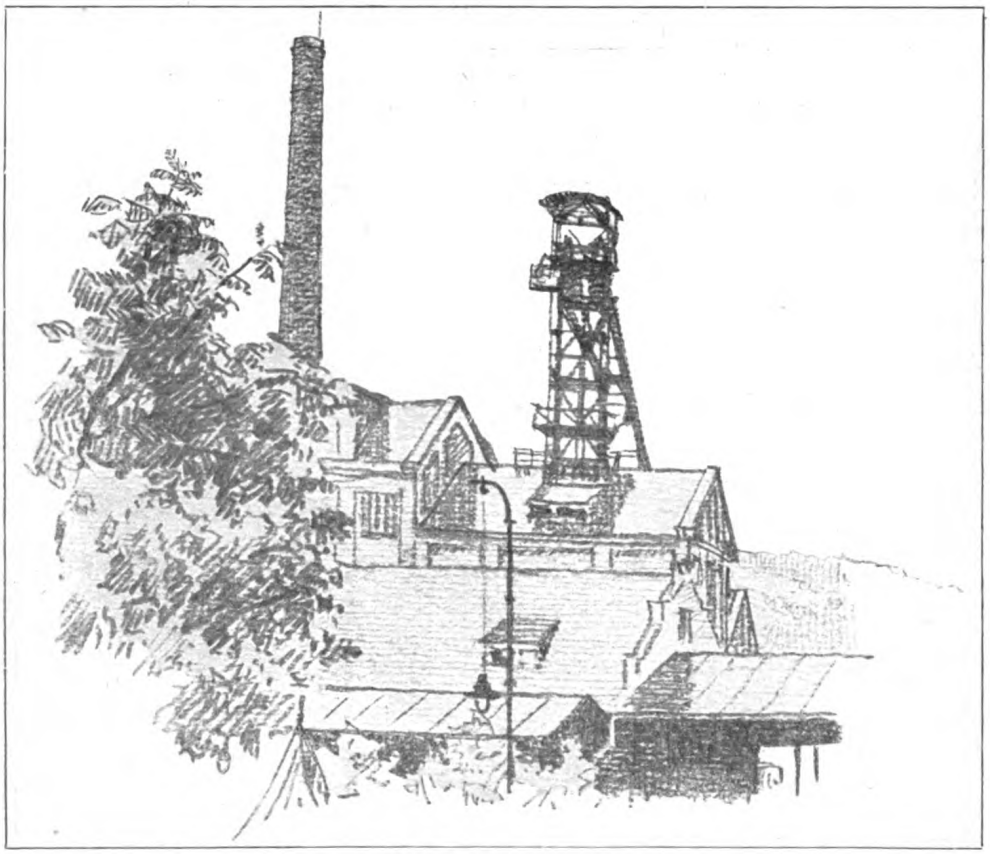
Kein noch so kleiner Brückenträger, der von Zerstörung verschont geblieben wäre — von Häusern gar nicht zu reden. Doch eine Ausnahme sah ich — im Lupkowpaß —, wo das letzte

Bäuerin aus Süd-Ungarn

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

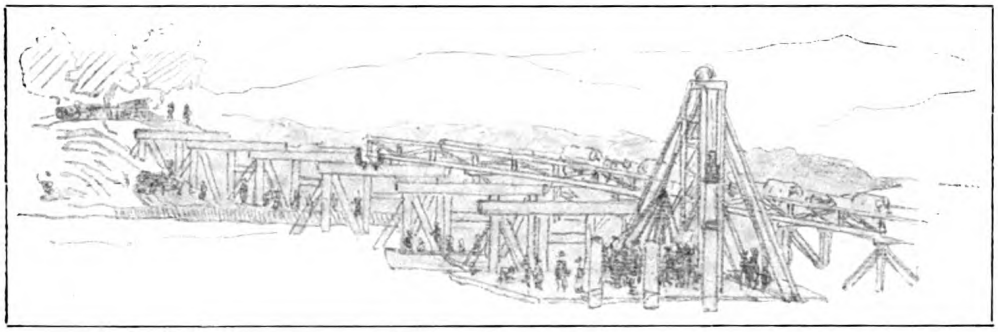
Klosterbau in Chyrow (Karpathen)

Gefühl von Religion sich scheute, Brand anzulegen: der Klosterbau von Chyrow, in dem verwundete Russen von gefangenen russischen Ärzten behandelt wurden. Über Sambor nach Drohobicz, dem durch den entscheidenden Durchbruch am 2. Mai berühmt gewordenen Ort, ging die Fahrt weiter nach dem wichtigen Etappenort Stryj. Von hier aus und besonders von Kalusz, südöstlich davon, übten wir erst unsre eigentliche Tätigkeit aus: wir bildeten eine Sanitätskraftwagenabteilung und hatten von den großen Dnjestrkämpfen viele verwundete Kameraden nach rückwärts zu transportieren. Die Orte Periczow, Tomaczowce, Babuchow, Bursztyn, Zurawienko wurden wichtige Kriegslazarette. Kennzeichnend für die Bauernhäuser der Ruthenen waren die strohgedeckten Dächer mit den seltsamen Ecklösungen: es ver-



Salinenwerk in Kalusz

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

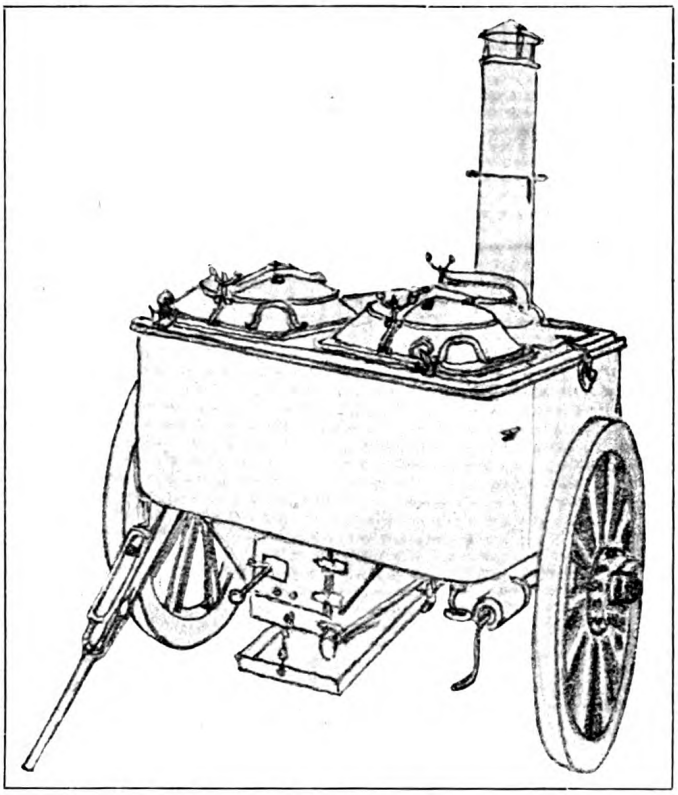


Brückenbau über den Dnjestr

zahnte sich immer eine Strohlage der einen Dachfläche mit der der andern, so daß an der Ecke entsprechend den einzelnen Lagen eine abgesteifte Wulst entstand.

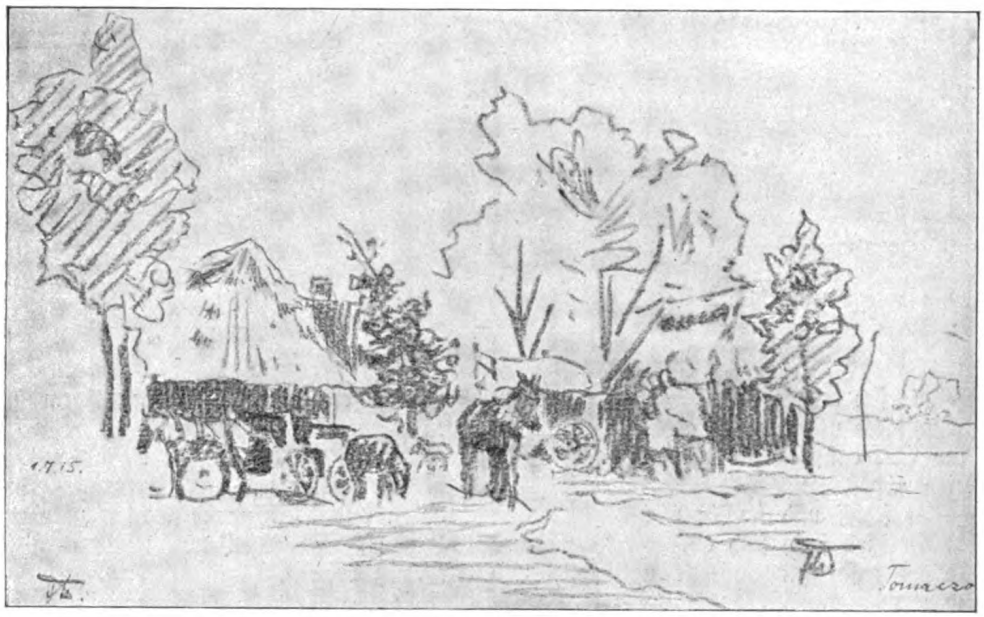
So schief und bucklig wie die Straßen in Galizien sind, sind auch die Häuser der Juden zusammengewürfelt und wild und unharmonisch aneinandergereiht. Das Äußere des Hauses kennzeichnet den Bewohner: der nie fehlende Laden ist der Hauptbestandteil des Hauses und entspricht dem tief eingewurzelten Handelstrieb des galizischen Juden. Und da sie nichts Richtiges zu »verkäufen« haben, verschaffen sie sich Süßigkeiten, vor allem Bonbons, oder sie verschenken »Thei«. Die Ruthenen sind einem durch ihre zu große Demut unsympathisch; im übrigen aber sind die ruthenischen Frauen wirkliche Künstlerinnen im Erdenken von Haartrachten. Ich hätte nie geglaubt, daß man allein der Form der Stirnhaare so unglaublich viele Spielarten abgewinnen könnte, wie ich es in Galizien sah. Oft wurde auch das Kopftuch mit den Haaren durch Ineinanderflechten zu einem seltsamen, doch meistens wirkungsvollen Kopfputz vereint. —

Wir kamen nach Lemberg: seit langer Zeit mal wieder in eine richtige Stadt. Was das heißt, weiß erst der zu würdigen, der lange nur in den kleinsten Nestern gelebt hat und sich bewußt ist, daß es abermals Monate dauern wird, bis er wieder mal in einen größeren Ort kommt. Lemberg erfreut sich einer Fülle von guten Barockbauten; die modernen Straßen sind derart, daß wir alle von Lemberg geradezu geschwärmt haben. Besonders interessant fand ich die Boimow-Kapelle mit ihrem die zwei unteren Stockwerke völlig bedeckenden



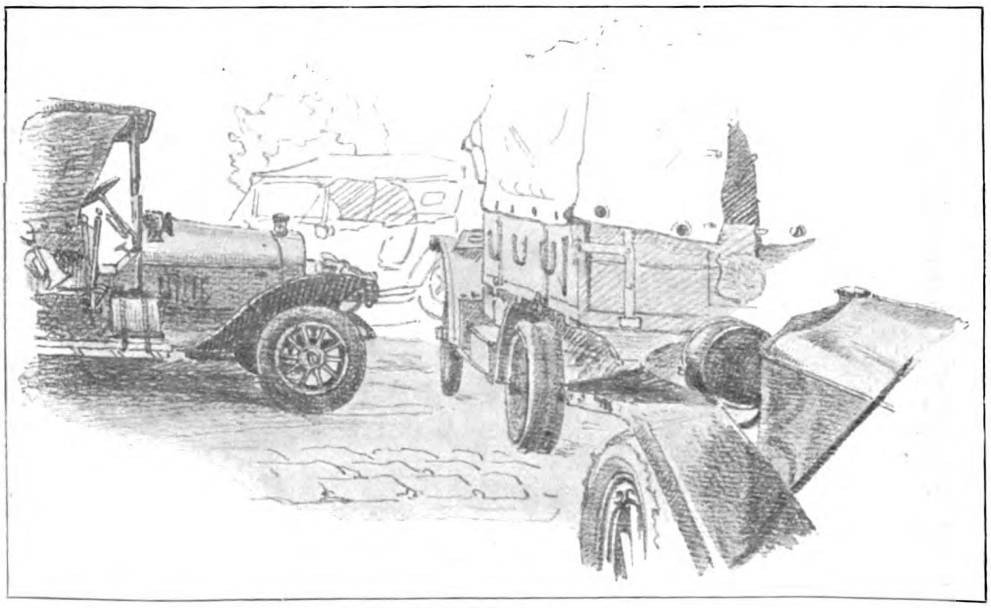
Unsre Gulaschkanone

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Tomaczowce

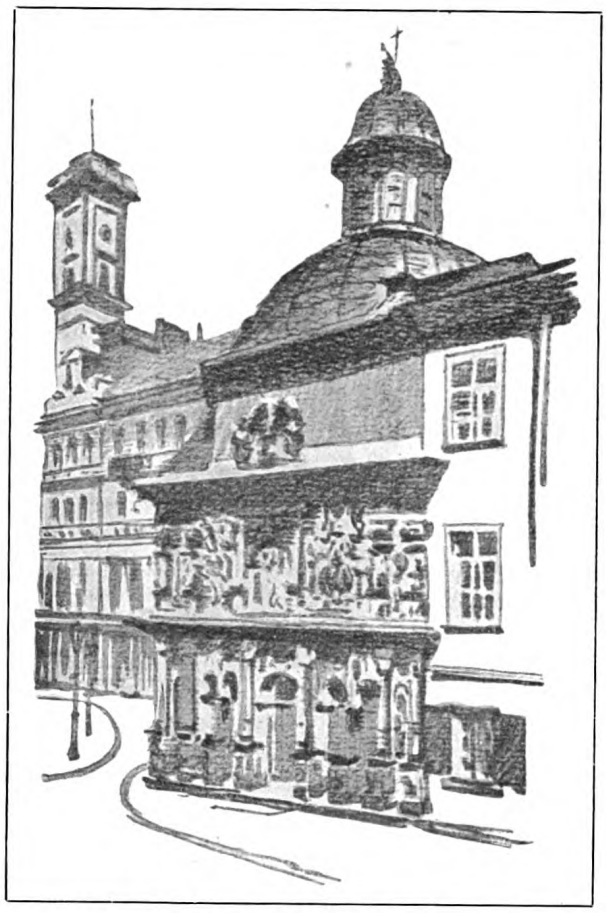
Schmuck an Vollplastik; im Hintergrund sieht man auf meiner Skizze den Turm des alten Lemberger Rathauses. Der Aufenthalt in Lemberg war nur kurz, wir fuhren über Rawaruska nach Uhnow. Diese beiden Orte (in Nordgalizien) waren zum größten Teil nur noch Trümmerhaufen, aus denen einzig die Kamine und die Kirchen — mit heruntergeworfenen Turmspitzen — herausragten. Eine Berühmtheit war die Kirche in Poddubce bei Uhnow (Zeichnung abhanden gekommen): die Zwiebel und das Dach des Langschiffs waren wahrhaft »schön« von Granaten getroffen worden, und das Bild der Zerstörung war in seiner malerischen Wirkung ein grausig-



Aus einem Kraftwagenpark

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herrliches — der Regisseur des großen Kriegstheaters hatte hier seine malerischen Fähigkeiten bewiesen. In demselben Orte Poddubce lag damals das Armee-Oberkommando der Bug-Armee: von Linsingen hatte einen entzückend von mächtigen Baumgruppen beschatteten Herrensitz, einen der denkbar friedlichsten Plätze, zum Mittelpunkt der ganzen Heeresgruppe gewählt. Von Uhnow aus kamen wir nach Belzec, Tomascow, Telaytin, Mircze, Tyczowce, sahen auf den Etappenstraßen und in den Lazaretten immer wieder dasselbe und doch stets Neues. Die Kirchen waren als Feldlazarette eingerichtet, und oft hörte man an der Stätte, wo früher die gläubige Seele um Erlösung vom Erdenleid gefleht hatte, den Schrei um Erlösung von körperlichen Schmerzen.



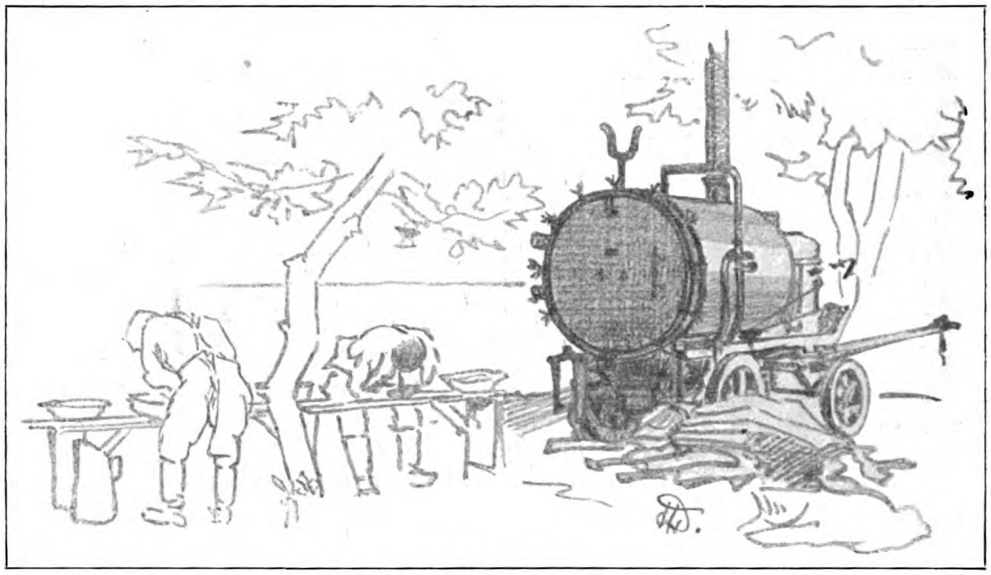
Die Boimow-Kapelle in Lemberg

In Uhnow konnte man die neuesten militärhygienischen Einrichtungen bewundern und ihre Wohltaten genießen: Badewagen und fahrbare Desinfektionsapparate. Der Brausewagen enthält die zwei Ankleidezelte, die beim Gebrauch an den Seiten angeschlossen werden; auch ein Holzbelag für die beiden Zelte war vorgesehen. War der Desinfektionsapparat nicht zur Stelle, dann wurde höchst eigenhändig Jagd auf die bekannten kleinen Tierchen gemacht; besonders klagten die Verwundeten, die nicht beide Hände dazu frei hatten, darüber, daß sie den ersehnten Erfolg nicht schnell genug erzielten. —

Kirche in Jaroslau

Bei den vielen ruthenischen Holzkirchen vermißt man die Einheitlichkeit des Grundrisses: daher findet man stets ein Chaos von Flächen und sich wild überschneidenden Linien. Aber interessante Kanzeln konnte man sehen: viele hatten gar keine Architekturform mehr, z. B. steht in Uhnow eine Kanzel in Form eines Schiffes mit großen geblähten Segeln aus geschlagenem Silber,

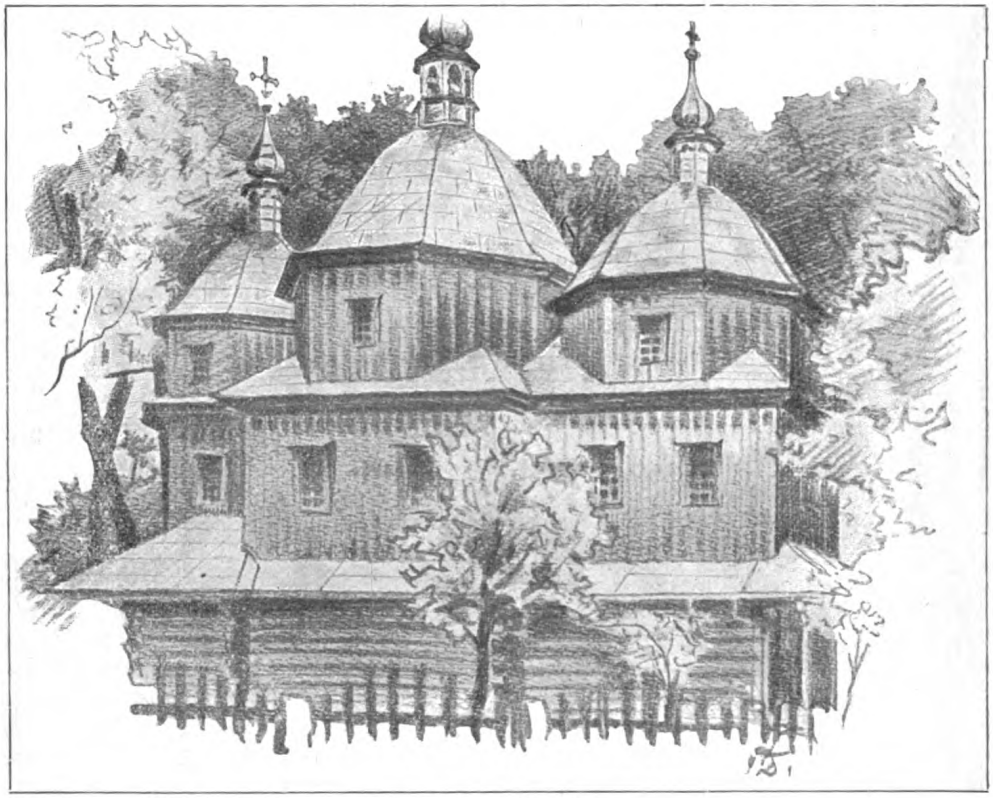
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Desinfektionsapparat

und am Schiffskiel ist sogar plastisch der Meeresgrund angedeutet.

Unsre Armee rückte weiter nach Norden, und wir kamen nach Trawnicki, einem kleinen Ort zwischen Lublin und Cholm, dessen Mittelpunkt eine große Zuckerfabrik bildete, in der wir uns mit unsern Wagen einquartierten. Die Fabrikanlagen waren nur teil-



Holzkirche in Wierzbica

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weise zerstört, und wir konnten dank der wunderbaren Organisation in kurzer Zeit einen Platz herrichten, der zur Ausbesserung unsrer Wagen diente und uns außerdem erlaubte, in den einzelnen Werkstätten autotechnische Versuche mit Neuerungen vorzunehmen. Übrigens hatte sich unsre Abteilung derartig vergrößert, daß wir an verschiedenen Stellen an der Front sieben selbständige Kolonnen hatten, so daß unsre in Trawnicki aufgeschlagene Werkstätte sehr umfangreich sein mußte.

Russe aus dem Kaukasus

Hier besonders konnte ich gefangene Russen — wir hatten damals sechzig zugeteilt bekommen — beim Arbeiten beobachten: von der sagenhaften russischen Trägheit habe ich allerdings nichts bemerken können. Im Gegenteil, mein Freund Jegor z. B. fing schon unaufgefordert anderthalb Stunden vor dem eigentlichen Beginn an und machte kaum eine Mittagspause, als er merkte, daß die Maurerarbeit, mit der er beschäftigt war, sehr eilte. Die Freude hättet ihr sehen müssen, wenn ich ihm einige Zigarren oder »Papyros« schenkte! Ein solches Geschenk war für Gefangene der höchste Genuß; selbst unsre zweifelhaftesten Liebeszigarren schmeckten ihnen. Wenn sie sonst nichts zu rauchen hatten, suchten sie sich überall Stummel auf, sammelten sie in einem Taschentuch und verbrauchten die Reste dann zerstampft zur Herstellung von Zigaretten; dabei diente ihnen zum Einwickeln meistens Zeitungspapier oder ähnliches. In Trawnicki hatte die Feldbahn ihren Endpunkt, und Tausende von Händen hatten dauernd die riesigen Transporte, vor allem Proviant und Sanitätsmaterial, auf die Vollbahn umzuladen. Einer der wichtigsten Punkte der Feldbahn war Zamosz, eine alte Festung, die dem Auge viele Schönheiten aus alter Zeit bot: winklige Straßen, einen weithin alles beherrschenden Turm, einen schön mit Bäumen geschmückten Markt mit einem Magistratsgebäude, das durch seine weitausladende Freitreppe schloßähnlich wirkte.

Ein »Rußki«

Trawnicki bildete für uns in gewissem Sinne einen Höhepunkt. Wir hatten uns hier in ganz idealer Weise eingerichtet: die Drehbänke in der Schlosserei wurden sogar von einer Loko-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mobile betrieben, und überall in den Werkstätten fand die Regsamkeit der vielen Hände Platz zu tüchtiger Arbeit, denn bei den vielen Wagen und den meistens schlechten Landstraßen gab es viel Reparaturen. Immer wieder Federbrüche. Konnte ein Auto von neuem den Dienst des Verwundetentransports aufnehmen, so begann wieder der schwierige Kampf zwischen Wagen und Wegen: schließlich unterlag wieder der Wagen (Verwundung — Federbruch)!

Von Trawnicki aus kam ich öfters nach Cholm, der alten Hauptstadt der Ukraine. Die kleine Stadt liegt auf einem Hügel und wird von dem erzbischöflichen Palast gekrönt, der Hauptsehenswürdigkeit von Cholm. Da sich die Anhäufung von vier bis fünf Kirchen in dem erzbischöflichen Palastbezirk von der Ebene sehr reizvoll ausnimmt, geht man mit gewissen Erwartungen hinauf und ist dann sowohl durch die Geschmacklosigkeit der regellosen Nebeneinanderstellung wie auch durch die Architektur der Kirchenbauten sehr enttäuscht. Und auch hier wieder im Inneren die grelle, bunte Ausschmückung mit Gemälden, die mich stets an Öldrucke erinnerten. In den Kirchen Polens scheint die Macht der Farben auf die Masse der Unintelligenten den Einfluß haben zu sollen, den in Italien die Massen von Weihrauch auf das Volk ausüben. Damit das Ohr nicht hinter dem Auge zurücksteht, bekommt der Besucher einen derartig schlimmen Kirchengesang zu hören, daß man sich diesen Genuß, der einem doch auch eine ästhetische Befriedigung gewähren sollte, möglichst abkürzt.

Aus den Werkstätten in Trawnicki

Dagegen hatte ich oft Gelegenheit, guten kirchlichen Gesang von unsern russischen Gefangenen zu hören. Sie traten des Abends in Reih' und Glied an und sangen das Abendgebet. Trotz dem Zwang merkte man auf allen Gesichtern, daß jeder das Beste an Inbrunst hergab, was er in sich hatte. Mehrstimmig war das Singen und musikalisch gut; der Feuerschein in den Gefangenenlagern machte den Glanz in den Augen besonders tief; das gleichzeitige Bekreuzen der Menge bei den einzelnen Gesangsabschnitten blieb auch auf uns nicht ohne tiefen Eindruck. —

Von Trawnicki kamen wir bald wieder fort, über Wlodawa und Brest-Litowsk fuhren wir nach Biala. Brest-Litowsk war bei der Räumung durch die Russen vollständig niedergebrannt, es war nur so viel an brauchbaren Gebäuden stehengeblieben, daß gerade nur die notwendigsten Bureaus der Militärbehörden dort eingerichtet werden konnten. Ganze Straßenzüge waren ausgebrannt, über jeder Fensteröffnung hatte der entweichende Rauch dicke schwarze Schwaden als Spuren hinterlassen; kulissenartig waren die Hauptwände stehengeblieben, und man konnte durch die Fensterhöhlen den hellen Himmel sehen. Zudem hatte die Artillerie die Straßendämme völlig zerstört; von einem Loch sprang man mit dem Wagen in ein andres. Daher mußte man, natürlich auch wegen der vielen gesprengten Brücken,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

große Umwege innerhalb von Brest-Litowsk machen, wenn man die Stadt passieren mußte, wie so oft auf dem Wege nach Kobryn, Kowel usw. Im übrigen gab die Zerstörung von Brest doch ein ganz andres Bild als die in Galizien. Hier war der Holzbau, dort Steinbau vorherrschend; daher war in den kleinen Ortschaften Galiziens alles zerstört, wüste Trümmermassen bedeckten den Boden, aus dem wie Stummel einzig die Steinkamine hervorragten, während in der Gegend von Brest die Massivwände stehengeblieben waren.

Dagegen boten die Festungsanlagen, die sich eng um die Stadt lagerten, Bilder von wirklicher Schönheit. Die breiten Wassergräben waren beiderseits von einem ganz prächtigen Baumschlag besetzt; dazu kam noch die herbstliche Färbung der Blätter, die auch schon teilweise Boden und Wasser bedeckten. Das schönste aber war die ruhige Landschaft am Bug; allein wegen dieses Bildes bedauerte ich, daß ich nicht längere Zeit in Brest-Litowsk war; ich hätte zu gern hier Studien gemacht.

Biala ist von Brest etwa eine Stunde Fahrzeit entfernt; der Weg ist durchaus gut, was ja eine große Seltenheit in Russisch-Polen ist. Denn oft verläßt man lieber die Chaussee und fährt nebenher, über Felder und Wiesen; daher findet man häufig vier bis fünf Straßen parallel nebeneinander laufend. Solange man aber noch eine solche Auswahl hat, kann man schon eine einigermaßen fahrbare Stelle finden; dagegen hat man wenig Aussicht auf ein Weiterkommen, wenn man bei tagelangem Regenwetter an eine enge Straße gebunden ist. Da hilft dann kein Anlaufnehmen, keine Kette, man bleibt unweigerlich stehen: die Räder mahlen sich immer tiefer ein, und bald steckt der Wagen bis zu den Achsen im Schmutz. Das Hilfebringen ist dann sehr schwer: man kann oft beim besten Willen nicht festen Boden fassen, da der durch lang anhaltenden Regen furchtbar aufgeweichte Lehmboden dem Fuß keinen Halt gewährt. Auch Fortschippen des weichen Bodens vor den Wagenrädern hilft oft nichts, da die schmutzige Lehmsuppe sofort wieder nachfließt. Verschiedentlich sind ganze Kolonnen unterwegs steckengeblieben und konnten erst nach einigen Tagen weiterfahren. —

Judenjunge aus Komarow (Südpolen)

Biala ist Bahnstation an der Linie Brest—Warschau und namentlich für das Kraftfahrwesen ein wichtiger Verladeplatz. Die Bahnlinien in den eroberten Gebieten waren schon alle auf deutsche Spurenbreite umgenagelt worden, so daß auch auf dieser Strecke stündlich viele Transport- und Materialzüge in allen Richtungen verkehren konnten. Unser Quartier befand sich unmittelbar an der Bahn, gerade an der Stelle, wo ein Signalmast oft Züge zu längerem Halt zwang: dann entwickelte sich zwischen uns Kraftfahrern und den Truppen des Transports stets ein Hin und Her an Fragen und Antworten. Das Bild eines mit frischen Truppen beladenen Zuges war uns immer ein Gruß aus der Heimat.

Das A.-O.-K. war inzwischen auch nach

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Biala verlegt worden, es befand sich in einem großen Gutshofe. Ein schwerer Turm aus dem sechzehnten Jahrhundert mit zierlich dagegen abstechender Spitze beherrschte das Besitztum und auch ganz Biala. Die Turmspitze war hell versilbert; die Anwendung von Silber als äußerem Schmuck an Kirchen kann man in Rußland oft beobachten. Ganz grelle Muster kann man z. B. als Bemalung auf Dächern sehen. So steht in Krasnostaw eine Kirche, deren sämtliche Dachflächen wie auch die Turmspitze mit einem Würfelmuster aus Grün und glänzendem Silber bedeckt sind: für uns Mitteleuropäer ein Monstrum von Geschmacklosigkeit!

Übrigens habe ich einer Skizze des alten Turmes in Biala etwas ganz Besonderes zu verdanken: ein Oberleutnant von dem dort stationierten Flugplatz, der mich beim Skizzieren beobachtete, wollte mir einmal die baulichen Anlagen aus der Luft zeigen und lud mich ein, in seinem L.-V.-G.-Apparat mit aufzusteigen. Einige von meinen Eindrücken möchte ich hier aufzeichnen.

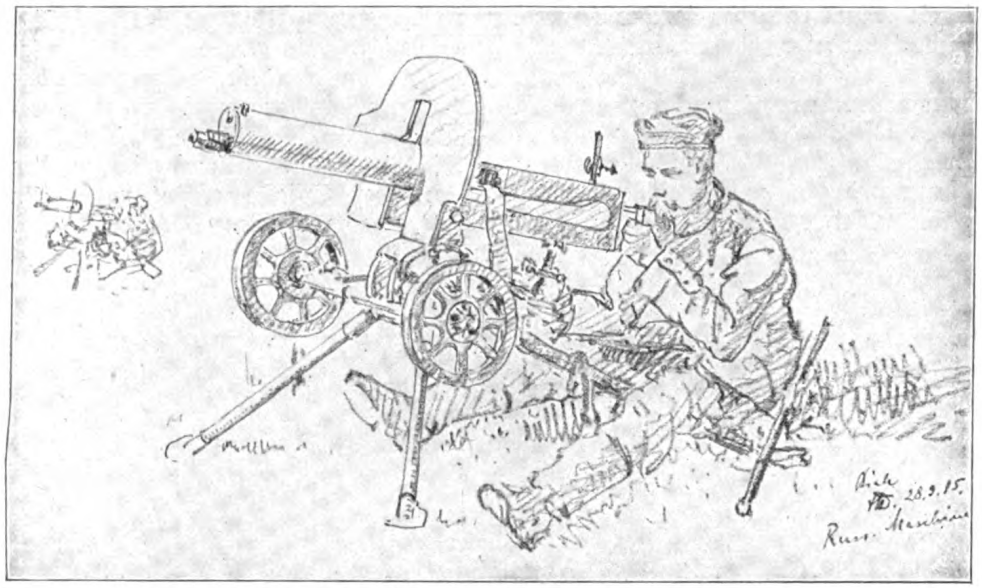
Zuerst wurde mir gar nicht klar, wann der Doppeldecker sich von der Erde loslöste, denn beim Aufstieg macht er allmählich immer größere Sprünge über die Bodenunebenheiten und erhält schließlich nach dem letzten Aufsetzen bei genügender Geschwindigkeit die Kraft, in der Luft zu bleiben. Die Ortschaften sahen bald aus, als wenn sie aus einer Spielzeugschachtel herausgenommen wären, die Menschen wirkten nur noch als Pünktchen. Die Gegend schrumpfte unter dem Apparat zusammen, weil sich der Umblick aus der größeren Höhe vergrößerte: daher konnte man auch nicht eine annähernd richtige Vorstellung von der erreichten Geschwindigkeit haben (etwa 120 bis 130 Kilometer mit dem Wind). Es fehlte ja auch jedweder fester Anhalt fürs Auge, an dem es eine Schätzung vornehmen konnte. Einen treuen Begleiter hatten wir beim Fliegen: unsern Schatten, der Chausseen, Felder, Ortschaften mit rasender Geschwindigkeit überrannte. Ich saß auf dem Beobachtersitz hinter dem Motor; eine Zelluloidplatte verhinderte, daß das Motoröl mir ins Gesicht spritzte. Der Führer saß im Schwerpunkt des Apparats, um von dort ein besseres Gefühl für die Windböen zu haben. Die Festungswerke, die ich zu sehen bekam, machten in ihrer Winzigkeit einen ganz besonders zierlichen Eindruck; allerdings waren sie stark kaschiert, um gerade Fliegerbeobachtern keinen Einblick zu gewähren. —

Unser Freund Mutzke

Wenn man auf den »Kriegsfahrten« stets und ständig Werken der Zerstörung begegnet, so wird man natürlich auch für derartige Eindrücke immer unempfindlicher. Desto mehr fesseln einen dann Fälle, wo der Zufall aus dem zerstörten Bau ein Kuriosum geschaffen hat.

Ähnlich wie ich vorher die Kirche in Podbubce wegen ihrer durch Granatschüsse erzielten malerischen Wirkung hervorhob, will ich von einem Wasserturm in Biala be-

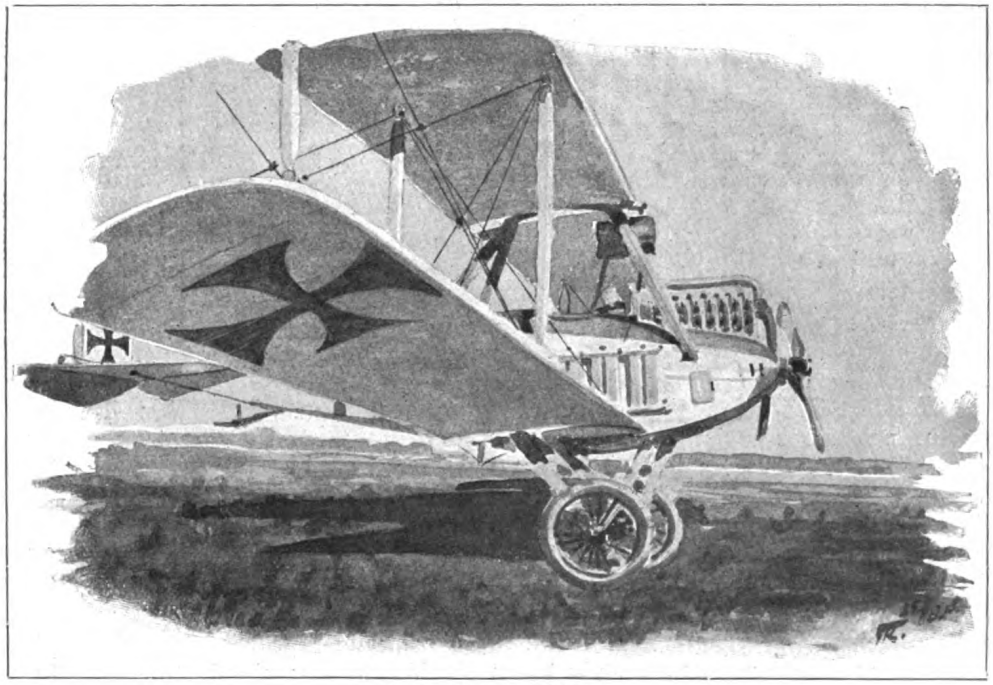
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Landsturmleute üben an russischen Maschinengewehren

richten. Er war aus massivem Mauerwerk zwischen Eisenbetonpfeilern und in seiner Höhe von etwa zwanzig Metern durch Querlagen in einzelne Stockwerke geteilt. Nun war das unterste völlig zerstört, dieses Stockwerk war also ganz verschwunden; darauf war der ganze schwere Turm senkrecht nach unten gefallen, fast ohne seine lotrechte Stellung einzubüßen und ohne daß an ihm auch nur der kleinste Riß zu bemerken war — ja doch, ganz oben waren die Fensterscheiben gesprungen! Heiliger Eisenbeton!

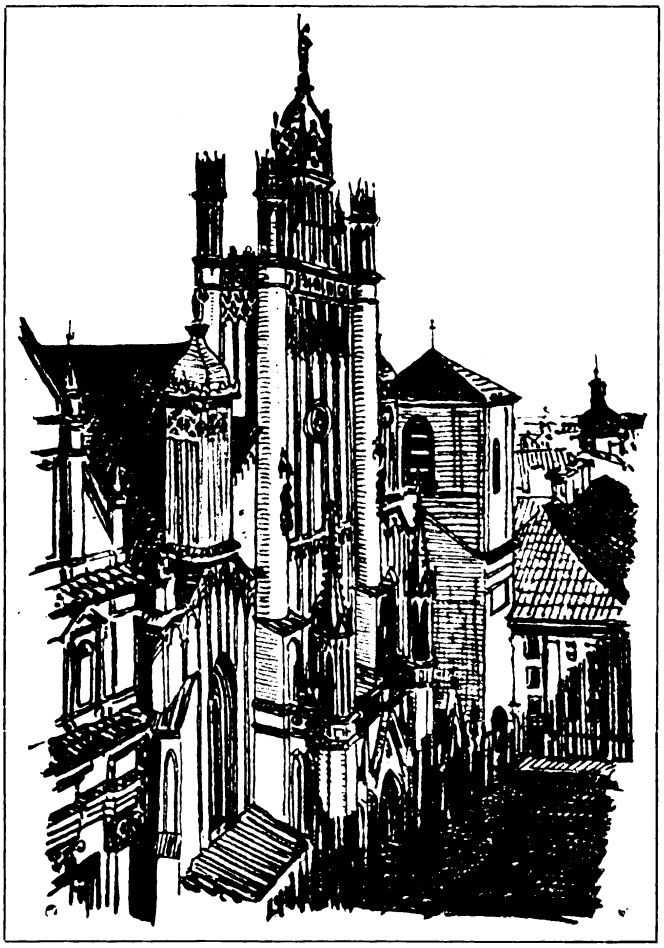
Neben diesem Turm befand sich in einer kleinen Hütte unsre Wachtstube. Da fällt



L.-V.-G.-Doppeldecker

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mir ein kleines Erlebnis ein, das ich dort als Wachhabender hatte: Um ¾1 Uhr nachts beklagte sich der wachhabende Posten, daß er noch nicht abgelöst würde; ich machte ihn darauf aufmerksam, daß noch eine Viertelstunde bis zur Ablösung fehlte, worauf er brummend abging. Vier Minuten vor 1 Uhr ertönt ein scharfer Schuß. Ich alarmiere die Wache, und wir laufen mit dem Karabiner in der Hand unserm Freunde Mutzke »zu Hilfe«. Aber wie? Dort steht er ja ganz ruhig mit seinem Gewehr — das ihm bis zur Augenhöhe reicht — und freut sich über seinen Erfolg, den ihn ablösenden Posten alarmiert zu haben. Erstens, meinte er seelenruhig, habe er ja schon lange genug gestanden, und zweitens: »Das wäre ja kein richtiger Soldat, der nicht mal schießt!«



Aus Warschau-Praga

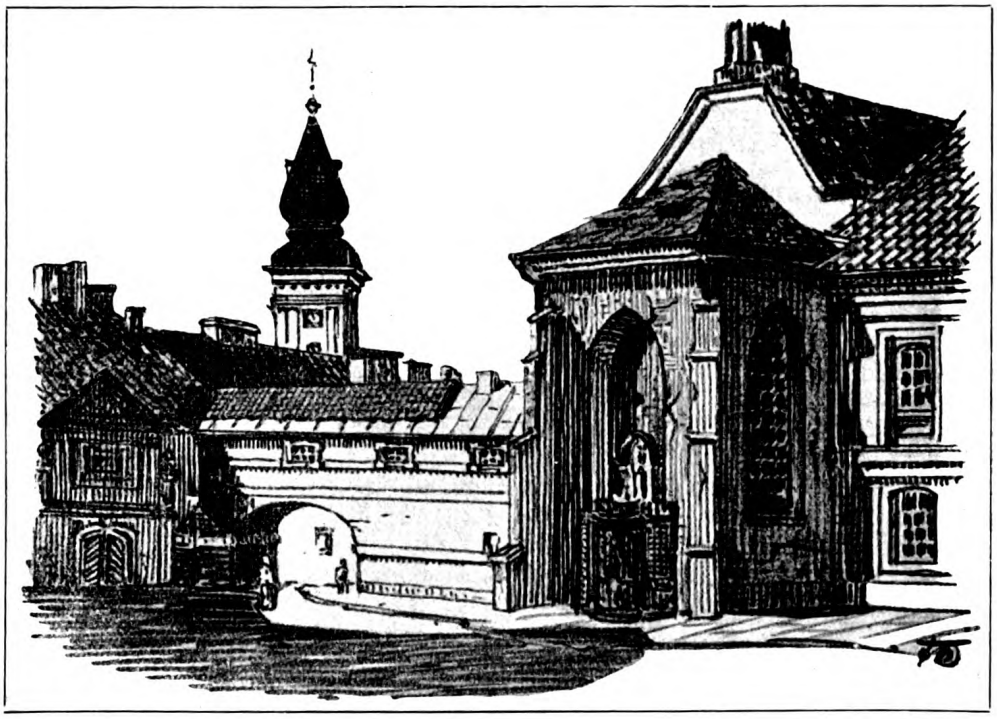
Solch lustige Ereignisse kann man ständig erleben, und bei dem furchtbaren Ernst, der gewöhnlich da draußen herrscht, findet man meist den besten Humor dafür. Interessant ist es, zu beobachten, welch primitive Hilfsmittel oft zur Erreichung eines bestimmten Zweckes dienen. Das Gehirn ist im Kriege so vielseitig geübt, daß es — auch im kleinsten — Wunderdinge leistet. Über diese gute Gabe verfügt der Russe bei weitem nicht; ich sprach gelegentlich anscheinend intelligente Gefangene, die rückhaltlos anerkannten, daß gerade dieses sofortige Anpassen an gegebene Situationen, das dem Russen durchaus fehlt, an unsern Erfolgen starken Anteil hat.

Die Russen, mit denen ich mich zuweilen in deutscher Sprache ernster unterhalten konnte, waren meistens Studenten oder Leute mit schon abgeschlossener Bildung, die sie sich auf deutschen Hochschulen angeeignet hatten. Die Haupttypen der Russen werden ja jedem geläufig sein: der Südrusse mit breitem Gesicht, oft aufgeworfenen Lippen, schwarzem, buschigem Haar und meist untersetzter Gestalt, dagegen der Nordrusse mehr dem deutschen Typus ähnlich.

Mit großer Neugierde kam ich nach Warschau und konnte hier endlich wieder die Großstadtluft genießen. Außer den Festungswerken ist von der Stadt nichts zerstört, abgesehen von der großen Weichselbrücke. Sie war erst kürzlich fertiggestellt worden und ist die architektonisch schönste Verbindung mit Praga gewesen. Jetzt sind die Brückenpfeiler gesprengt, und die Zwischenglieder haben sich ins Wasser gesenkt.

Die interessanteste Kirche Warschaus ist wohl die russische; ein Zentralbau, neben dem seitlich der Glockenturm aufgestellt ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Aus Warschau

Dieses System des gesonderten Baues ist sicherlich aus dem italienischen Renaissancegedanken entsprungen und vielfach in Rußland — auch bei Holzkirchen — zu finden. Die russische Kirche in Warschau aber erscheint allein schon durch die Verwendung von weißglänzendem Backstein und durch die Anwendung von großen russischen Aufschriften als ornamentalem Schmuck bemerkenswert.

Die alten Stadtviertel bieten dem Besucher überall Fesselndes; namentlich die vielen in die Massen der Häuser eingebauten Kirchen geben ihnen einen ganz besonderen Charakter: fast in jeder kleinen Gasse findet man solche eingeklemmten Kirchen, die nur wenig mit ihren Spitzen über das Häusermeer hervorragen. Die schönsten Gebäude wurden natürlich auch hier stets für unsre Verwundeten hergerichtet, so ein ehemaliges Schloß, das mit seiner weitausladenden Terrasse in einen kleinen See hinausragt. Groß ist der Reichtum Warschaus an öffentlichen Parken, und alle diese weiten schattigen, wohlgepflegten Plätze, der Sächsische Garten, der Krasinskigarten, der Frascati- und der Alexanderpark, die Anlagen der Schlösser Lazienki und Belvedere, gaben den Verwundeten und Genesenden die schönste Gelegenheit, sich im Freien zu ergehen ...

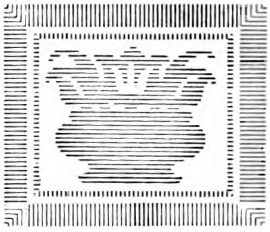
Rast in Russisch-Polen

Ein Kamerad sagte einmal: »Wenn man zeichnen kann, dann ist es keine Kunst!« Ob er damit meine Skizzen aburteilen wollte, ist mir nicht ganz klar geworden; den Leser bitte ich nur, zu bedenken, daß mir das Skizzieren und Zeichnen stets nur Nebensache sein durfte, so daß mir häufig nur die knappste Zeit übrigblieb, um ein Erinnerungsbild auf dem Zeichenblock festzuhalten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Brot und Wein

Von Waldemar Bonsels



Als ich in jungen Jahren auf der Wanderschaft war, erlebte ich mit einer alten Frau die Geschichte, die hier folgt. Ich habe sie damals kaum recht beachtet und sie, ohne sie allerdings jemals zu vergessen, in jener bedachtlosen Überhebung gegen eigne und fremde Erfahrungen aufgenommen, die der gesunden Jugend eigentümlich ist und zu der sie ein gewisses Recht hat. Denn in den Jahren der Entwicklung sträubt sich ein empfängliches Gemüt oft mit Eigensinn gegen jede Art von Erkenntnis, die nicht notwendig in den organischen Gang der eignen Entwicklung eingreift, und es sind ohne Zweifel nicht immer die schlechtesten Köpfe, die oft unter keiner Bedingung zu erobern sind. Eines Tags im Leben mag dann die Stunde kommen, die ein ganz neues, offenbarendes Licht auf ein längst zurückliegendes Erlebnis wirft; es ist für gewöhnlich der Augenblick, in dem unser Herz eine verwandte Freude oder ein ähnliches Leid durchlebt wie dasjenige, dem wir vorzeiten begegneten.

Ich kam damals in recht abgerissenem Zustand in einem österreichischen Städtchen der italienischen Grenze an, ohne Geld und ausreichende Bekleidung, mit keinem andern Besitz als meiner unerschütterlichen Hoffnung auf mein Glück und einem unbeschreiblichen Hunger. Die letzten Nachrichten von den Menschen meines damaligen Lebens, einige Briefzeilen meines Vaters, hatte ich in der staubigen Glut der Straße wohl zum zehntenmal gelesen und erwogen, es war das Dokument seines unerschütterlichen Willens, daß ich meine Studien wieder aufzunehmen hätte, wenn ich auf seine Unterstützungen rechnen wollte. Wie vernünftig erscheinen einem hungrigen Menschen zuweilen Vorschläge, die er noch vor wenig Stunden, ohne diesen mächtigen Fürsprecher zum Zugeständnis, verworfen hat.

Dicht vor dem Städtchen lag ein Teich, über dessen spiegelndem Wasser ich erwog, ob ich einen letzten Versuch unternehmen sollte, als Tourist in die Tore der Stadt einzuziehen oder als Landstreicher. Nach einigen Kämpfen entschloß ich mich kurzerhand für das Bild des Landstreichers und begann ein furchtbares Zerstörungswerk an den hinfälligen Resten meiner alten Standesmerkmale. Ich verschnürte Rock und Stiefel im Rucksack, rollte den bunten Fetzen verächtlich zusammen, den ich am Morgen noch für einen recht passablen Schlips gehalten hatte, empfahl mich dem Wohlwollen des Straßenheiligen, dessen Bild mich aus verstaubten Weinranken ansah, und machte große Schritte.

Es ist seltsam, wie unser Mut durch einen Entschluß gehoben werden kann, der kurzerhand alles dahintenläßt, was nur noch in Angst und Sorge Bestand hatte. Ich glaube, daß so mancher, der sich heute noch in den Pflichten und Vorurteilen eines unhaltbaren Standes quält, morgen als Handwerker oder Arbeiter glücklich sein könnte, und daß er das Menschenbewußtsein einer ganz neuen Freiheit gegen die Bedrängnisse einer wertlosen Standesehre eintauschen würde.

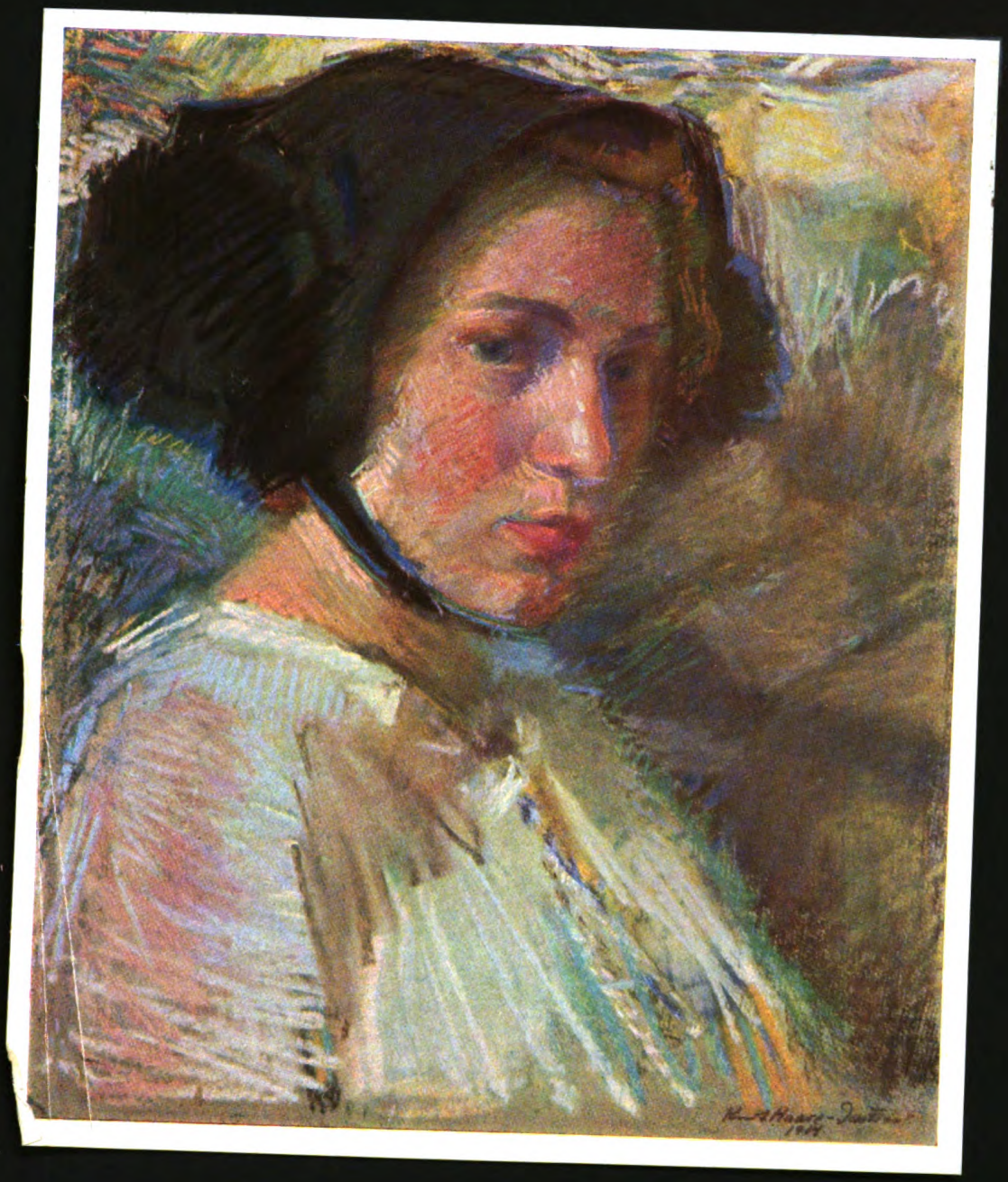
Am Brunnen saß eine alte Frau und schaute das spielende Wasser an; der Ausdruck ihres welken Gesichts war so wohlwollend, als beglückte sie das muntre Treiben ihrer Enkelkinder. Ich setzte mich neben sie, aber sie sah nicht auf.

Die Nachmittagssonne lag auf ihrem weißen Scheitel, ein paar Tauben vom Giebel eines alten Hauses flatterten mit lautem Flügelschlag quer über die alte Straße, und aus der Ferne erklang das Knallen einer Fuhrmannspeitsche. Sonst war es leer und still, die Leute waren bei der Weinlese. Irgend etwas machte mein Herz froh, vielleicht war es nur das Bewußtsein meiner Jugend, das plötzlich in seine Kammern einzog, wie es geschehen kann, wenn das himmlische Licht über ein Haupt gleitet, das aller Lebenskämpfe längst enthoben ist.

»Wer gibt hier etwas zu essen, Mütterchen?« sagte ich und lachte. »Ich habe kein Geld.«

Die Alte sah gemächlich auf und musterte mich nun schweigend, aber, wie mir schien,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Kurt Hause-Jastrow: Junges Mädchen

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

viel zu eingehend. Dann sagte sie ruhig: »Du bist noch nicht lange auf der Straße.«

Ich war überrascht, weil ich das Bild meines Zustandes für unbeschreiblich echt hielt, und bemühte mich, in meiner Antwort dadurch den Volkston zu treffen, daß ich nach Kräften halbe Worte und Silben ausließ.

Die Alte ließ vor Erstaunen den Kiefer hängen, ein Ausdruck, der um so eindringlicher zur Geltung kam, als sie nur noch zwei Zähne hatte. »Da sieh einer!« sagte sie nur langsam. »Wohin willst du denn?«

Ich wußte es nicht.

»Willst du essen und trinken?« fragte die Alte.

Mir schien die Antwort schon gegeben, ich nickte und dankte ihr, und sie erhob sich schwerfällig und winkte mir, ihr zu folgen. Es ging durch ein holpriges Gäßchen langsam bergab, am Pfarrhof vorüber, der unter Linden lag, und endlich über einen schmalen Steg über einen Bach in die Hänge der Weinberge. An einer Schutthalde lag eine Hütte, so baufällig und verloren, als habe sie einst höher am Berg gestanden und sei mit anderm Gerümpel heruntergepoltert bis an die Weinufer des Baches. Aber auf die heißen, kahlen Steinfliesen vor dem Eingang schien die alte Sonne strahlend in ihrer herrlichen Jugend, und der Holztisch unter der kleinen Laube sah heimlich und gastlich aus.

Die Alte brachte mir Weizenbrot und Wein, sie bereitete mir die einfache Mahlzeit auf dem Holztisch mit dem beinah demütigen Anstand einer Dienerin, und nichts an ihr verriet mir, daß ich Geschenke annahm. Erst viel später in meinem Leben habe ich erfahren, wie schwer es ist, mit echtem Takt zu geben, die Wohltat einer solchen Erleichterung nimmt man in der Jugend meist so selbstverständlich an, wie die nahe Erinnerung an die eigne Mutter es mit sich bringt. Nur eine Mutter besitzt jene Gabe vollkommen, die Darbietung wie ihre Pflicht hinzustellen und zugleich für ihre Freude auszugeben. Darum sind in der Welt nur ihre Gaben wahrhaft leicht anzunehmen.

Die alte Frau sprach wenig, sie kauerte sich, während ich aß und trank, in einen Winkel des überdachten Vorplatzes und begann einen großen Haufen Schafwolle zu sortieren. Ab und zu schaute sie zu mir herüber, nickte oder lächelte zu meinen Reden, oder warf ein Wort ein, das mir zwar nicht immer zu passen schien, aber Teilnahme und Wohlwollen verriet. Endlich bot sie mir ein Lager für die Nacht an, ich sollte nun nicht mehr fort. Sie beschrieb mir den rauhen Weg durch das Flußtal. Die Mondsichel ginge schon um zehn Uhr unter, heute um zehn. Sie wußte genau, wie es um die Gestirne stand, und ich erinnere mich noch gut, daß ich einen Augenblick daran dachte, wieviel Muße das Alter hat, wenn einmal stille, endlose Nächte ohne Schlaf, in einsamer Besinnung kommen ... »Der Mond geht um zehn Uhr unter.«

So ergab es sich, daß wir den Abend miteinander verbrachten. Zwar bot sie mir ein paar Kreuzer für die Schenke an; als ich aber sah, daß sie sie in Kupfer aufzählte, konnte ich mich nicht überwinden, das Geld zu nehmen, obgleich sie beteuerte, es stamme aus ihrem Überfluß. Ich verstand die tiefe Rührung nicht, die sich meiner bemächtigte, aber mein Herz öffnete sich seit langem wieder zu einer heiteren Freiheit, und so mag es gekommen sein, daß ich mir keine Schranken auferlegte, als ich begann, der alten Frau alles aus meinem Leben zu erzählen, was mich bewegte, wie man es in der Jugend und im Taumel seiner Hoffnung tut, am leichtesten in Lumpen.

Unter ihrer stillen Aufmerksamkeit fand ich mehr und mehr den Mut zu Geständnissen, von denen es mir schien, als machte ich sie mir selbst zum erstenmal. Es ist im Haushalt unsrer armen Erkenntnis nun einmal so eingerichtet, daß so manches uns erst dadurch wahr wird, daß andre es glauben, und vieles wird uns zuweilen erst dann klar, wenn wir es andern erklären. Am seltsamsten aber ist es mit unsrer Hoffnung bestellt: ihre Flügel wachsen im Glauben der Menschen, die an ihr teilnehmen, und so wurde mir dieser Abend zu einem glücklichen Erlebnis meiner Jugend. Kein Widerspruch störte mich auch im kühnsten Flug meiner Phantasie; ich mußte an meine Mutter denken, und wie ich sie als Knabe darüber belehrt hatte, welch einen Sohn sie hätte.

Die alten, müden Äuglein belebten sich mit meinem Eifer, in einem lieben Lächeln,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ohne jene Nachsicht, die so leicht die Überlegenheit des Alters dem Überschwang der Jugend entgegenhält, und mir war, als erfreute ich, indem ich das Elend meiner Tage vergaß. Immer ruhten diese alten, hellen Lebenslichterchen ihrer Augen auf meinen Lippen, und sie nickte und lächelte, und mir war, als habe mich selten ein Mensch so mühelos verstanden.

Als mich am Morgen die Sonne weckte, fand ich meine Wirtin schon auf, beschäftigt, mir den Morgenimbiß zu bereiten. Da es mich drängte, ihr einmal ein Zeichen meines Dankes senden zu können, bat ich sie um ihren Namen, um den Namen der Ortschaft und um alles, was nötig war, ihr Grüße senden zu können. Sie lächelte nur und sprach von etwas anderm. Als ich aber ernstlich und mit Willen darauf bestand, sah ich ihre Augen ängstlich auf meinen Lippen suchen, und als ich nicht nachließ, in sie zu dringen, sagte sie leise: »Ich höre dich nicht, mein Bursche, ich höre nicht. Schon seit vielen Jahren bin ich taub.« Ihr Geständnis schien sie zu schmerzen, ihre Augen baten mich um Nachsicht, und ihre zitternde Hand legte sich auf meinen Arm. »Es ist gut,« sagte sie, »geh du; vergiß nicht: die Welt hört; sprich gute Dinge!«

Es hat mich noch weit und mannigfach umhergetrieben, hinauf und hinab, durch Irrtümer und über helle Wege, bis in mein Leben durch einen Zufall die Gewißheit kam, daß meine Erlebnisse auch andern etwas bedeuten möchten. Und je länger ich nun versuche, zu geben, was ich empfangen habe, um so gewichtiger erscheinen mir die Gaben jener alten Frau aus einem Tag meiner Jugend. Ihr Brot und ihr Wein, die mir wie äußere Zeichen dafür erscheinen, wie einfach im Grunde die wichtigsten unsrer Ansprüche sind; daß es Dinge gibt, die man wahrnehmen kann, ohne sie zu hören; daß es Gaben gibt, deren Empfänger nur in unsrer Hoffnung wohnt; und daß Brot und Wein genügen.

Deutschland

Ein Riese wächst er aus der Erde,
Ausstreckt er seine Arme weit
Mit welthinschattender Gebärde
Über die Länder und Meere breit.

Helle liegt in seinen flatternden Haaren,
Helle auf der gekanteten Stirn, dem Gesicht.
Und er singt und treibt seine Feinde zu Paaren,
Ausgegossen ist über ihn lauter Licht.

Doch wenn die Glocken, die Glocken einst läuten werden,
Ist er müde und legt sich nieder ins Gras.
Sind es Kirchenglocken? Sind es Glocken von Herden?
Ist es Bienengesumm? Ist es ein Himmel aus Glas?

Und er schläft und träumt. Und spielende Flut wird steigen,
Und das Getreide wird golden im Winde wehn,
Und die Mädchen werden tanzen, dem Mond sich neigen,
Und er schläft und träumt und ist wie ein Kind anzusehn.

Walther Eidlitz

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Kind in der tragischen Dichtung der Griechen

Von Prof. Dr. Karl Heinemann

Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.«

Eine tiefe und schöne Wahrheit liegt in diesen Worten Jesu. Der Anblick der holden Geschöpfe erweckt in uns eine wehmütige Sehnsucht, die Reinheit und Unschuld wiederzugewinnen, die wir verloren haben, und der Ausspruch Werthers: »Meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde«, ist uns allen aus der Seele gesprochen. Der Gegensatz zwischen der sittlichen Reinheit und Wahrhaftigkeit und der körperlichen Hilflosigkeit und Schwäche hat etwas Rührendes und Ergreifendes; er erregt in uns ein Gefühl, das gemischt ist aus Bewunderung und liebevoller Sorgfalt. Das Lachen eines Kindes hellt auch das trübste Gemüt auf, und nichts erschüttert uns so, wie ein Kind leiden zu sehen. Dieser großen Wirkung waren sich auch die antiken Dichter bewußt.* Das leidende Kind haben sie wiederholt zum Gegenstand der Darstellung gemacht, seltener die heiteren Seiten des Lebens der Kinder. Nur bei dem größten unter ihnen, bei Homer, dem ja kaum ein Zug aus dem menschlichen Leben entgangen ist, finden wir beides.

Durch die Erinnerung an heitere Erlebnisse aus der frühesten Kindheit Achills versucht sein greiser Erzieher den starren Sinn des Helden milder zu stimmen, und die herrliche Abschiedsszene Hektors von seinem kleinen Sohn Astyanax ist ein reizendes Idyll, zugleich von tiefster Tragik umwoben.

Die lyrische Dichtung scheidet, wie es in der Natur der Sache liegt, fast ganz aus unsrer Betrachtung aus. Das einzige griechische Gedicht, das hier in Betracht kommt, gehört mehr der episch-lyrischen Gattung an. Es ist das Fragment der Ballade von Simonides: Danae und Perseus.

Dem König Akrisios war das Orakel gegeben worden, daß ihm bestimmt sei, von einem Sohne seiner Tochter Danae getötet zu werden. Deshalb läßt er die Jungfrau in einen Turm einsperren. Trotzdem wird sie durch Zeus Mutter eines Knaben, des Perseus. Akrisios setzt beide aus, indem er sie ins Meer zu werfen befiehlt.

Als um den kunstgefügten Kasten nun
Der Wind erbraust und die empörte Welle,
Da sank sie hin in Angst, betränt die Wangen,
Und schlang um Perseus' Nacken ihren Arm
Und sprach: O Kind, wie groß ist meine Qual!
Du aber atmest sanft im Schlaf und ruhst
Mit stiller Säuglingsbrust im freudelosen
Erzfesten, nachterleuchteten Gehäus,
Dahingestreckt in tiefe Dämmernis,
Und lässest ruhig über deinem dichten
Gelockten Haar die Flut vorüberwandeln
Und das Geheul des Sturmes,
In deinem Purpurkleid, ein lächelnd Antlitz.
Ach, ahntest du die Schrecken um dich her,
Gewiß, du lauschtest mir mit bangem Ohr.
Doch schlaf, o Kind, und schlafen soll die See
Und schlafen all das unermeßne Leid!
Du aber wandle deinen harten Sinn,
O Zeus! — Und ist ein Frevel dies Gebet,
Vergib mir, Vater, um des Kindes willen!

(Geibel.)

Welch ein wundervolles Bild! Dieser Gegensatz: das tobende Meer und das friedlich schlafende Kind, die tiefschwarze Finsternis und das stille Leuchten, das vom Zeussohn ausgeht in das Herz der Mutter, wie in Correggios Bild »Die heilige Nacht« vom Jesusknaben, die Angst und Sorge Danaes und der Stolz des Mutterherzens, dem in all diesem Graus das Wort entschlüpft: »Du süßes Antlitz!« Wie zart das fromme Gebet an Zeus, den Urheber des Elends, und die Bitte der Mutter um Verzeihung um des Kindes willen, die sich ganz ergibt in den Willen des Allmächtigen!

Mit einer Szene aus den »Choëphoren« von Äschylos betreten wir das große Gebiet der Tragödie, die unser eigentliches Thema bilden soll. Hier handelt es sich meist nicht um eigentliche Kinderszenen, d. h. solche, in denen Kinder auftreten und sprechen, sondern um Szenen, in denen von Kindern berichtet wird. Es erklärt sich das aus dem Wesen der griechischen Tragödie, die so eng mit der Religion verbunden. Das von Goethe und Schiller aufgerichtete Gesetz

* Es handelt sich in unsrer Darstellung nur um die Dichter der sogenannten klassischen Dichtung der Griechen und Römer. Auch ist die Komödie, die für das Thema zuwenig in Betracht kommt, nicht berücksichtigt worden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von der Einheit des Stils in den griechischen Dichtungen, um dessentwillen Schiller in seiner Bearbeitung des Macbeth alle komischen Szenen tilgte, gilt nicht für die klassische Zeit. Euripides hat es nicht verschmäht, mitten in eine Tragödie gute und weniger gute Witze einzustreuen. Aschylos fügt mitten in die Vorbereitung zum Morde der Klytämestra durch den eignen Sohn in seinen »Choëphoren« eine Szene ein, die zum Niedrig-Komischen gehört und die unsre Wirklichkeitsdichter auch nicht realistischer hätten darstellen können. Orest hat mit seinem Freunde Pylades verkleidet die fälschliche Nachricht von seinem Tode an Klytämestra überbracht. Diese läßt sogleich den abwesenden Gemahl auffordern, mit der Schar seiner Trabanten im Palast zu erscheinen. Soll aber die geplante Ermordung des Agisthus vor sich gehen, so darf er nur allein in das Haus kommen. Der Bote muß daher überredet werden, seinen Auftrag zu ändern. Deshalb wird zur Botin die einstige Amme des Orest vom Dichter bestimmt, ein gutherziges, geschwätziges, albernes Weib, das aber mit allen Fasern seines Herzens an dem einstigen Pflegling hängt.

Ach, ich armes Weib!
Gar manchen Schmerz hab' ich in diesem Haus erlebt,
Und oft hat mir das Herz geblutet; aber nie
War es ein solches Unglück. Alles andre trug
Ich in Geduld, doch mein Orestes — hing an ihm
Doch meine Seele — meine Hände hatten sein
Vom ersten Tag gewartet, jedem Dienst bereit,
Achtsam auf jedes helle Kreischen in der Nacht.
Und schwere Not und Plage — ach, nun ist's umsonst,
Daß ich sie hatte. Unvernünftig wie ein Tier
Ist nun einmal solch Würmchen, und man muß Verstand
Statt seiner haben. Das ist wahr! Ein Wickelkind
Kann noch nichts sagen, wenn es Durst und Hunger plagt,
Wenn's abgehalten werden will. Der kleine Bauch
Muß seinen Willen haben. Nun, da paßt man auf,
Doch, wie es geht, verpaßt man's auch, und Windeln gibt's
Zu spülen. Magd und Wäscherin war ein Geschäft.
Ja, diese Doppelarbeit hab' ich einst gehabt,
Des Vaters Stolz, Orestes, ward mir anvertraut —
Und jetzt, ich Ärmste, muß ich hören, er ist tot,
Und unsers Hauses Schänder und Verderber muß
Ich holen. Dem wird's hochwillkommne Botschaft sein.

(v. Wilamowitz-Möllendorf.)

Zwei tief ergreifende Kinderszenen hat Sophokles geschaffen, die eine in seinem Drama »Ajas«, die andre im »König Ödipus«.

Der erste Held nach Achill im Heere der Griechen vor Troja hat eine schmähliche Niederlage erlitten. Nicht er, sondern der listige Odysseus erhält die Waffen des toten Achill. Er hält sich für betrogen von den Atriden und Odysseus und beschließt, blutige Rache an ihnen zu nehmen. Dem großen Helden fehlt die innere Größe; er kann die Demütigung nicht überwinden, er verfällt in Schwermut und Wahnsinn, und in dem Wahnglauben, mit den Atriden zu kämpfen, schlachtet er eine Herde Rinder. Aus den Wahnvorstellungen erwacht, will er die Schande nicht überleben und sich selbst den Tod geben. Seine Gattin Tekmessa hat den kleinen Sohn beider, Eurysakes, vor dem rasenden Vater in Sicherheit gebracht. Jetzt läßt dieser ihn herbeibringen, um von ihm Abschied zu nehmen:

Erheb' ihn, hieher heb' ihn! Denn erschrecken wird
Gewiß der Anblick, dieses frische Blut ihn nicht,
Wenn wirklich mein, wenn seines Vaters Sohn er ist.
Ja, nach des Vaters rauher Art soll frühe sich
Der Knabe tummeln, soll sich ihm verähnlichen.
Mein Sohn, beglückter werde, denn dein Vater war,
Und sonst ihm ähnlich, und fürwahr, schlecht wirst du nicht!
Wiewohl ich jetzt schon preisen mag dein glücklich Los,
Daß du von diesen Leiden hier noch nichts erkennst.
Denn unbewußt hinleben ist das Süßeste,
Bis daß du lernest, was der Schmerz, was Freude sei.
Doch wenn du dahin kamest, dann bewähre dich
Des Vaters Feinden, wer du seist und wessen Sohn.
Indessen weid' in leichter Luft und pflege dir
Die junge Seele, deiner Mutter hier zur Lust.
Traun, kein Achäer, weiß ich, darf mit finsterm Hohn
Dich schnöd verletzen, bist du gleich von mir getrennt.
Als solchen Wächter lass' ich Teukros dir zurück,
Als treuen Pfleger ohne Furcht ...

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

... er führe heim
Zu meinem Land den Knaben, und dem Telamon
Und meiner Mutter Eriböa zeig' er ihn,
Damit er ihnen Pfleger einst im Alter sei,
Bis drunten sie des Schattengottes Haus
empfängt. (Donner.)

Dann begibt sich Ajas an das Meer und stürzt sich in sein Schwert. Die Leiche wird von der treuen Tekmessa gefunden. Der Bruder Teukros eilt herbei, um sie vor der Rache der Atriden zu schützen. Und wirklich erscheint schon Menelaos mit der Forderung, den toten Ajas auszuliefern, damit er zur Strafe für die versuchte Ermordung der griechischen Fürsten den Hunden und Vögeln preisgegeben werde. Auf die Weigerung des Bruders erklärt er, mit Waffengewalt seine Forderung durchsetzen zu wollen. Nun handelt es sich darum, die Bestattung so schnell wie möglich auszuführen. Aber wer soll die Leiche schützen, während Teukros für das Grab sorgt? Zur rechten Zeit bringt Tekmessa den kleinen Eurysakes, damit er den Vater noch einmal sehe:

Komm her, o Knabe, näher tritt, als Flehender
Berühre deinen Vater, der dir Leben gab!
Sitz' hier in seinem Schutze, nimm in deine Hand
Mein Haar und deiner Mutter Haar und
beines auch
Als Pfand der frommen Bitte! Wenn ein Mann
des Heers
Von diesem Toten mit Gewalt dich reißen will,
Er sterbe schlimm, der Schlimme, grablos fern
verbannt
Mit allen Wurzeln seines Stamms hinweggemäht,
So, wie ich eben dieses Haar herunterschnitt!
Ihn, Söhnchen, fasse, halte fest, und keiner soll
Dich hier vertreiben, schmieg' an ihn dich
kniend an. (Donner.)

Keinem Menschen haben wohl die Parzen ein grauenvolleres Schicksal bestimmt, als dem König von Theben, Ödipus; er sollte seinen Vater töten und seine Mutter heiraten. Ohne es zu ahnen, begeht er beide Taten. Als alles offenbar wird, nimmt sich seine Gattin und Mutter das Leben, er selbst sticht sich die Augen aus: er hat nur den Wunsch, in die tiefste Einsamkeit zu flüchten, wo ihm kein Mensch begegnet. Nur seine beiden kleinen Töchter Antigone und Ismene möchte er noch einmal umarmen und von ihnen Abschied nehmen. Auf seine rührende Bitte läßt Kreon sie herbeibringen. Schluchzend nähern sie sich dem Vater:

Wo seid ihr, meine Töchter? Kommt hierher
Zu meinen Händen, eures Bruders Händen,
Die haben eurem Vater so entsetzlich
Die einst so wackern Augen zugerichtet.
Der Vater hatte nicht gesehn, geahnt,
Daß er da Sohn war, wo er Vater ward.
Ja, sehen kann ich euch nicht mehr, doch weinen,
Das kann ich noch, wenn ich das bittre Leben
Bedenke, das euch in der Welt bevorsteht.
Denn wo ihr immer unter Menschen kommt,
Von jedem Feste stehlt ihr euch nach Hause,
Tränen der Scham statt Festeslust im Auge.
Und wenn ihr erst erwachsen seid, wie soll
Ein Bräutigam euch freien? Wird er's wagen,
Die Schmach auf sich zu nehmen? Euer Leben
Zerstört sie, wie sie's meinen Eltern tat.
Da fehlt ja keine Schande. Vatermörder
Ist euer Vater und Gemahl der Mutter,
Die ihn gebar, und aus demselben Schoße
Gewann er euch, der ihn getragen hatte ...
Meine lieben Mädchen,
Verblühen müßt ihr gatten-, kinderlos.
Sohn des Menoikeus, du allein bist ihnen
An Vaters Statt geblieben, denn wir Eltern,
Wir sind ja beide tot, gib es nicht zu,
Daß deine Nichten, statt im Haus des Gatten
Zu schalten, in die Fremde betteln gehn:
Vor meinem Lose mußt du sie bewahren.
Unmündig siehst du sie, entblößt von allem,
Was du nicht ihnen gönnest. Edler Mann,
Gib mir die Hand, dann fühl' ich die Gewährung.
Euch, meine Töchter, hätt' ich viel zu sagen,
Wenn ihr es schon verstündet, jetzt nur dies:
Euer Gebet sei, wo ihr leben könnt,
Zu leben, doch mit einem bessern Glücke,
Als eurem Vater es beschieden war.
(v. Wilamowitz-Möllendorf.)

Der große Neuerer und Realist Euripides hat auch auf unserm Gebiet einen Fortschritt gewagt. Er hat nicht nur eine ganze Anzahl Kindergestalten geschaffen, sondern er läßt sie auch an der Handlung des Dramas teilnehmen, wie in seiner »Alkestis« und den »Hiketiden«. Sicherlich wurden sie auch von Knaben und nicht von maskierten Schauspielern dargestellt. Aber etwas sehr Auffallendes ist dabei. Die Knaben reden nicht, sondern sie singen, und zwar Eumelos in der »Alkestis« eine Monodie, die Knaben in den »Hiketiden«, die in Urnen die Asche ihrer Väter tragen, einen Wechselgesang, und was noch merkwürdiger ist, der Inhalt dieser Gesänge ist gar nicht dem kindlichen Gemüt und Denken angepaßt, sie geben vielmehr Gedanken und Empfindungen reifer Menschen wieder. Kinder kindlich auf der Bühne sprechen zu lassen, hat selbst Euripi-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des nicht gewagt, geradeso wie noch zu seiner Zeit in der bildenden Kunst der Griechen das Kind immer die Züge einer erwachsenen Person trägt. —

Ein altes Märchen aus der Zeit, da die Frau dem Gatten nicht mehr galt als jeder andre Besitz, hat Euripides für moderne Empfindung, wie wir sagen würden, wahrscheinlich zu machen gesucht und zu einem lebensvollen Drama gestaltet. Admetos, der Fürst von Pherä in Thrazien, hat bei seinem Hochzeitsfest mit Alkestis, der Tochter des Fürsten Pelias von Iolkos, es versäumt, der Göttin Artemis zu opfern. Die erzürnte Göttin verlangt deshalb seinen Tod; auf die Bitten ihres Bruders Apollo gestattet sie, daß Admetos leben bleiben soll, falls ein andrer an seiner Stelle das Leben lassen will. Wie natürlich, ist keiner seiner Verwandten und Freunde dazu bereit, auch die hochbetagten Eltern weigern sich. Da erklärt Alkestis, die junge Frau, für ihren Gatten sterben zu wollen, und Admetos nimmt auch wirklich das Opfer an. Aber Herakles, der zufällig in das Haus des Admetos kommt, kämpft, gerührt von so großer Liebe und zum Dank für erwiesene Gastfreundschaft, mit dem Tod, ringt ihm sein Opfer ab und führt dem Gatten sein treues Weib wieder zu.

Der freiwillige Entschluß der Alkestis ist rührend; ihr Tod traurig, aber tragisch wurde er erst durch eine anscheinend unbedeutende Änderung des Dichters Euripides. Er läßt zwischen dem Tage, da Alkestis das Versprechen gibt, und dem, da sie es erfüllen muß, mehrere Jahre vergehen. Nun ist Alkestis Mutter zweier Kinder, Eumelos und Perimele. Es ist ein andres Leben, von dem sie sich nun trennen muß, als jenes, das sie am Hochzeitstage verlassen wollte. Denn erst durch das Kind erhält das Leben des Weibes den Inhalt. Nun stirbt sie nicht mehr für den Gatten, kein Wort hören wir von einer leidenschaftlichen Liebe zu ihm oder von dem Schmerz der Trennung, sie opfert sich vielmehr, damit die Kinder nicht des Vaters und damit ihrer hohen Stellung und ihrer Güter beraubt werden.

Feindlich ist
Die zweite Frau den Kindern erster Ehe,
Tückisch wie eine Natter. Und der Knabe
Hat immer noch am Vater festen Halt;
Doch du, mein Töchterchen, wirst du zur Jungfrau
Erblühen dürfen, wie du es verdienst?
Wie wird zu dir die Frau sein, wenn der Vater
Aufs neue sich vermählt? Wird sie nicht hämisch
Mit bösem Leumund dir das Eheglück
Im Frühling deines Lebens untergraben?
Die Mutter kann dir nicht die Hochzeit rüsten,
Ihr Beistand wird dich in der schwersten Stunde
Nicht trösten, wo der jungen Frau die Mutter
Allein zu raten weiß. Ich muß ja sterben ...
(v. Wilamowitz-Möllendorf.)

Deshalb läßt sie den Admetos schwören und stellt das als Bedingung ihres Opfers, daß er sich nicht wieder vermähle.

Das ist die antike Anschauung, die nichts weiß von einer sentimentalen Liebe der Gatten zueinander, und nach der die Ehe nur zur Erzielung legitimer Nachkommenschaft geschlossen wird. Deshalb weicht Wieland ganz vom antiken Geist ab, wenn er in seiner »Alkestis« die Heldin als eine den Gatten schwärmerisch liebende Frau darstellt, die, ohne daß Admetos etwas davon ahnt, für ihn in den Tod geht. Die Alkestis des Euripides hat nur den einen Gedanken: ihre Kinder. »Sei ihnen Mutter du an meiner Statt«, ist eins ihrer letzten Worte zu dem Gatten.

Die Kinder hingen an der Mutter Kleidern
Und weinten; eines um das andre hob sie
Auf ihren Schoß und küßte sie und nahm
Abschied von ihnen. (v. Wilamowitz-Möllendorf.)

Sie stirbt, und der kleine Eumelos gibt an ihrer Leiche seinem Schmerz Ausdruck:

Ich armes Kind!
Mütterchen ist hinüber, hinunter,
Fortgezogen, Vater, die Sonne
Sieht sie nicht mehr.
Ach, und scheidend hat sie mein Leben
Einsam und öd gemacht.
Sieh, sieh, ihr Aug' ist starr,
Starr liegt gestreckt der Arm.
Hör' mich doch, höre mich, Mutter, ich bitte dich!
Mutter, es ruft dich,
An deine Lippen geschmiegt, dein Söhnchen.
(v. Wilamowitz-Möllendorf.)

Seit Euripides die Tragödie »Medea« geschaffen hat, ist mit diesem Namen der Begriff einer Mutter verbunden, die ihre Kinder tötet, um sich an dem ungetreuen Gemahl zu rächen, und eine ganze Reihe späterer Dichter, Ennius, Ovid, Seneca, Corneille, Maximilian Klinger und Grillparzer, haben dasselbe Problem behandelt. Aber Euripides ist an dieser Auffassung unschuldig. Er hat zwar den Mord der Kinder durch die Mutter Medea, von dem die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sage nichts wußte, erfunden, aber er war sich dessen bewußt, daß eine Mutter nie, um ihr Rachegelüst zu befriedigen, ihre Kinder töten wird. Seine Medea faßt wohl diesen Entschluß, aber sie vermag ihn nicht auszuführen. Erst als nur der Tod der Kinder von ihrer Hand sie vor einem martervollen Ende schützen kann, vollendet sie die Tat.

Medea ist von Jason in schändlicher und grausamer Weise verraten worden. Er hat sie, seine Gattin, der er alles verdankt, verstoßen und die junge Tochter des Königs Kreon von Korinth geheiratet. Schließlich läßt er sie mit den Kindern durch seinen Schwiegervater aus dem Lande jagen. Daß Medea sich rächen wird, ist klar. Der Dichter deutet schon das Thema an, indem er die Amme, die den gewalttätigen, dämonischen Charakter ihrer Herrin kennt, die Kinder vor ihr verbergen läßt. Aber vorerst hat Medeens Rache ein andres Ziel: »Drei Feinde mach' ich heute noch zu Leichen, das Mädchen, ihren Vater, meinen Mann!

Doch wie will sie das ausführen? Wenn es nicht möglich ist, den Gatten zu ermorden, so gibt es doch noch eine andre Strafe, die nächst dem Tode den Griechen als die schwerste erschien: er soll der Nachkommenschaft beraubt werden. Die Kinder müssen sterben, und die junge Frau muß sterben. Schnell wird eine List ersonnen, die das ermöglicht: sie zeigt sich plötzlich versöhnt und bereit, das Land freiwillig zu verlassen, wenn nur die Kinder bei dem Vater bleiben dürfen und Jason für ihre Zukunft sorgen will. Diese sollen der jungen Frau Geschenke bringen, auf daß sie bei ihrem Vater die Erfüllung der Bitte durchsetzt.

Kommt, Kinder! Kinder, kommt einmal heraus,
Hieher, und sagt dem Vater guten Tag
Und habt ihn lieb und helft der Mutter zeigen,
Daß wir dem lieben Vater wieder gut sind!
Der Groll verflog, geschlossen ist der Friede.
Faßt seine Hand und bittet — ach, wie wird mir!
Da fällt mir ein Geheimnis auf die Seele.
Ach, Kinder, werdet ihr noch lange so
Die warmen Händchen reichen können? Ach,
Ich bin so schreckhaft, und die Tränen sitzen
So locker. Vater möcht' ich gern versöhnen,
Da fiel auf deine Wange dieser Tropfen.
(v. Wilamowitz-Möllendorf.)

Mitten in der Verstellung und der Lüge rührt Medea der Anblick der holden Knaben bei dem Gedanken an ihre furchtbare Absicht zu heißen Tränen. Bald kommen die Kinder zurück. Die Bitte ist bewilligt; die junge Frau hat hocherfreut die kostbaren, todbringenden Geschenke an sich genommen. Nun heißt es, sich zu entscheiden. Innige Liebe zu den Kindern und heiße Rachsucht kämpfen in dem Herzen der Unglückseligen.

Nun ist alles aus,
Vorbei die süße Sorge. Fern von euch
Muß ich ein gramvoll ödes Leben führen,
Und eure lieben Augen sehn die Mutter
Nie mehr — ihr tretet in ein andres Leben.
Ach, Kinder, warum schaut ihr mir ins Auge
Und lächelt, lächelt mir zum letztenmal?
Weh' mir, was soll ich tun? Mein Herz ist fort
Beim Anblick dieser hellen Kinderaugen.
Ich kann es nicht, weg, weg mit den Gedanken
Von vorhin. Meine Knaben nehm' ich mit.
Wozu den Vater in den Söhnen treffen
Und doppelt tief das eigne Herz verwunden?
Ich tu' es nicht; weg, weg mit den Gedanken.
Und doch, wie ist mir? Will ich zum Gespötte
Den Feinden werden, daß ich ihrer schone?
Ich muß es tun. Pfui über meine Feigheit!
Daß ich der weichen Regung Worte lieh.
Hinein ins Haus, ihr Kinder! Meine Hand
Ist sicher, und sie soll sich nicht verleugnen.
Nein, nein, mein Herz, du darfst es nie vollbringen!
Laß, heftig Herz, verschone deine Kinder!
Dort leben wir vereint, sie trösten dich.
Nein, bei den Göttern drunten in der Hölle,
Das darf nicht sein, preisgeben darf ich nicht
Die Kinder der Mißhandlung durch die Feinde.
Es ist geschehn; jetzt gibt es kein Zurück!
(v. Wilamowitz-Möllendorf.)

Sterben müssen sie. Nur einmal noch will die Mutter sie liebhaben:

Gebt, Kinder, gebt der Mutter eure Hände,
Liebkosen will sie euch. Du liebes Köpfchen,
Du liebe Hand! Wie edel ihre Haltung,
Ihr Blick! Behüt' euch Gott; doch dort, das Hier
Hat Vater euch geraubt. Wie süß der Kuß,
Wie weich die Wange, warm der holde Hauch
Des Kindermundes! Geht, ihr Knaben, geht!
Ich halt' es nicht mehr aus, euch anzusehn.
(v. Wilamowitz-Möllendorf.)

Sie kann die furchtbare Tat nicht ausführen. Da stürzt aus dem Palast ein Bote mit der Meldung, daß die junge Frau durch das Gift der von Medea gesandten Gewänder elendiglich umgekommen sei, und ebenso der Vater, der sich auf die Sterbende geworfen hatte. Bald werden die Korinther kommen, um an den Kindern für die Ermordung des Königs und seiner Tochter qualvolle Rache zu nehmen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Korintherinnen, mein Entschluß steht fest.
Jetzt sterben meine Kinder gleich. Dann flieh' ich
Aus diesem Lande. Säumen darf ich nicht,
Sonst liefr' ich meine Kinder andern Händen,
Der Feinde Händen aus zu schnödem Morde.
Ihr Tod ist unvermeidlich. Da er's ist,
Will ich sie töten, die ich sie gebar.
Auf, wappne dich, mein Herz! Was zaudern wir,
Die schwere, grause Tat der Not zu tun?
Auf, meine Hand, entschließ dich, nimm das Schwert,
Nimm's, tu den Sprung ins Meer verlornen Lebens!
Weich werden darfst du nicht, darfst an die Kinder
Nicht denken, die du liebst, die du gebarst.
Nur diesen kurzen Tag vergiß die Kinder,
Dann magst du um sie weinen. Du erschlägst
Sie zwar, doch liebst du sie. Ich ärmste Mutter!
(v. Wilamowitz-Möllendorf.)

Sie eilt in das Haus; bald hört man das Geschrei der Kinder und ihre flehenden Bitten um Hilfe. Dann wird alles still. Die Sorge, daß den Kindern Schlimmes von den rächenden Korinthern geschähe, treibt Jason herbei. Er erfährt das Entsetzliche und will in das Haus eilen, um die Mörderin mit dem Schwert zu durchbohren. Da öffnen sich die Tore, und Medea erscheint auf einem von zwei Drachen gezogenen Wagen; die Leichen der Kinder liegen neben ihr. Auf all die Schmähungen des Gatten hat sie nur das Wort: »Ich traf dich in das Herz, wie du's verdientest.« Seine Bitten, ihm die Kinder zur Bestattung zu übergeben oder wenigstens sie noch einmal küssen und ihre Wangen streicheln zu dürfen, weist sie mit höhnenden Worten zurück. Von Schmerz überwältigt, bricht er zusammen, während Medea mit den Leichen der Kinder davonfährt.

Das furchtbare Schicksal, das Andromache in der »Ilias« ihrem Sohne Astyanax voraussagt, läßt Euripides in seiner Tragödie »Die Troerinnen« sich erfüllen. Troja ist eingenommen, alle Männer sind ermordet, die Frauen, Mädchen und Kinder in die Zelte der Griechen geschleppt. Hekabe, die greise Witwe des Königs Priamus, sitzt auf der Erde vor einem der Zelte und wartet, welches Schicksal ihr und den Ihrigen zuteil werden wird. Da erscheint auf einem Wagen Andromache mit ihrem Söhnchen, die als Beute dem Neoptolemos zugefallen ist. Sie soll in den Armen des Mannes ruhen, der ihren Gatten erschlagen hat! Hekabe hat mit dem Leben abgeschlossen. Sie hat mehr gelitten, als ein Mensch ertragen kann. Der Gatte und alle Söhne ermordet, die Töchter tot oder zu Sklavinnen gemacht! Aber in diesem Augenblick erwacht in ihr eine neue Hoffnung: Astyanax, der einzige männliche Überlebende, soll einst der Rächer Trojas werden. Deshalb spricht sie der verzweifelnden Tochter, die ihr Schicksal für schlimmer hält als den Tod, mit den Worten zu:

Du aber, liebe Tochter, darfst an Hektor
Nicht denken, deine Tränen wecken ihn
Nicht auf. Sei fügsam deinem neuen Herrn,
Gewinne durch dein weiblich edles Wesen
Des Gatten Herz. Bedenk, uns allen wird es
Zugute kommen. Du wirst Hektors Sohn
Aufziehen dürfen, und vielleicht erreichst du
Das Höchste, daß Astyanax dereinst
Heimkehrt, daß Troja durch ihn aufersteht.
(v. Wilamowitz-Möllendorf.)

Aber schon erscheint der Herold der Griechen, Talthybios, um diese Hoffnung jählings zugrunde zu richten. Sein Auftrag ist so entsetzlich, daß selbst der Feind zögert, ihn auszusprechen. Astyanax soll von der Mauer Trojas herabgestürzt werden. Mit ihren schwachen Kräften sucht die Mutter den Knaben vor den Häschern zu schützen. Es ist vergeblich. Will sie ihn nicht freiwillig übergeben, so soll er der Bestattung verlustig gehen. So muß sie denn von ihm Abschied nehmen für immer:

Mein liebes Kind, die Feinde reißen dich
Von deiner armen Mutter Schoß zum Tode.
Zu viel des Glanzes lag auf deinem Haupt.
Ein Königskind ist sicher sonst geborgen;
Dein Vater war ein König: deshalb stirbst du;
Er war ein Held: das bringt dir keine Schonung.
Zu wieviel Leid und Schmerzen hat mich einst
Als Gattin Hektor in sein Haus geführt!
Den Sohn, den Erben hofft' ich ihm zu schenken,
Der alle Völker Asiens beherrschte,
Nicht ein Schlachtopfer für das Griechenheer.
Du weinst, Astyanax? Ahnst du dein Los?
Du klammerst dich an mein Gewand, du schmiegst
Dich wie ein Küchlein in der Mutter Federn.
Dich wird der Vater nicht, im Waffenglanze
Dem Grab entsteigend, vor dem Tod erretten,
Noch seine Brüder und die Blüte Trojas.
Du mußt den jämmerlichen Sturz erleiden,
Der ohne Gnade deinen Leib zerschmettert.
Mein Liebstes, hält dich noch mein Mutterarm,
Fühl' ich des jungen Lebens würz'gen Duft?
Und ganz vergeblich soll's gewesen sein,
Daß diese Brust dem Säugling Nahrung bot,
Und alle Sorg' und Mühsal war umsonst?
Noch einmal habe deine Mutter lieb;
Es ist das letzte Mal. Leg' mir die Armchen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So um den Hals und küss' mich auf den Mund.
Ihr Meister in Barbarengrausamkeit,
Wozu, ihr Griechen, dies unschuld'ge Kind
Ermorden? ...
Da, holt ihn, nehmt ihn, stürzt ihn von dem Turm,
Wenn ihr ihn stürzen wollt! Letzt euren Gaumen
An seinem Fleische! Gott hat uns verlassen.
Ich kann mein Kind nicht retten.
(v. Wilamowitz-Möllendorf.)

Mutter und Sohn werden getrennt und weggeführt. Hekabe sinkt wie bewußtlos zusammen. Während in der folgenden Szene die Urheberin all dieses Elends, Helena, kokett und schamlos wie immer, durch den Zauber ihrer Schönheit den verratenen Gatten wieder für sich gewinnt, wird an Astyanax der Befehl der griechischen Fürsten vollzogen. Thalthybios bringt die kleine verstümmelte Leiche der Großmutter. Sie soll von ihr nach der letzten Bitte seiner Mutter in dem Schilde des Vaters bestattet werden. So muß sie nun auch diese letzte traurige Pflicht vollführen und Abschied nehmen von dem lieben Knaben, der der Trost ihres Alters war.

Legt auf den Boden das gewölbte Rund
Des Hektorschildes, meinen Augen heute
Ein bittrer Anblick, keine Freude mehr.
In euren Fäusten, nicht in eurem Hirne
Liegt eure Größe, Griechen. War das Kind
So furchtbar, daß ihr eine neue Weise
Des Mordes übtet? Sollt' es aus der Asche
Troja erwecken? ...
Du lieber Knabe, traurig war der Tod
Für dich. Ja, wärst du für das Vaterland
Gefallen, hättest Jugend, Frauenliebe
Und Königswürde, die die Menschen ja
Als göttergleich verehren, voll genossen,
Dann priesen wir dein Glück — wen irgendeines
Von diesen Gütern wahrhaft glücklich macht.
Jetzt hat das Leben alles dieses dir
Gezeigt — doch du begriffst es nicht. Es stand
Dir zu Gebote — du genossest nichts.
Oh, wie entsetzlich hat der Wunderbau
Apolls, die Mauer deiner Vaterstadt,
Dein Köpfchen zugerichtet! Deine Mutter
Hat diese Locken oft gestrählt, geküßt.
Jetzt grinst daraus — der Mord. Das Greuel mag
Ich nicht bei seinem Namen nennen. Hier
Der Arm — wie lieblich trägt er noch die Züge
Des Vaters! Doch verrenkt sind die Gelenke.
Der süße Mund, wie oft hat er geschmeichelt!
Nun ist er stumm, und trüglich war sein Wort.
Du kamst ins Bett zu mir; »Großmutter,« sprachst du,
»Wenn du im Grab liegst, scher' ich alle Locken
Für dich mir ab, in feierlichem Zuge
Komm' ich hinaus mit allen meinen Freunden
Und rufe dir die schönsten Ehrengrüße.«
Nun ist's an mir, der alten heimatlosen,
Verwaisten Frau, dich in das Grab zu legen.
Ach, hab' ich dich so viel geherzt, mit dir
Und deiner Pflege mich geplagt, und schliefst du
Damals an meiner Brust — es ist ja alles
Umsonst gewesen! Welche Grabschrift könnte
Ein Dichter auf dich machen? »Dieses Kind
Ward umgebracht von den Achäern, weil sie
Sich vor ihm fürchteten.« Fürwahr, das wäre
Für Griechenland ein Denkmal seiner Schande.
(v. Wilamowitz-Möllendorf.)

All das entsetzliche Leid hat die Königin nicht gebrochen. Sie will lieber sterben als zur Sklavin erniedrigt werden. Sie stürzt in die Flammen, aber griechische Krieger reißen sie fort. Das brennende Ilion stürzt zusammen, und die Flotte der Griechen fährt mit der Beute der Heimat zu.

Mit der gräßlichen Ermordung ihres Sohnes Astyanax waren Andromaches Leiden noch nicht erschöpft. Ihr Schicksal als Sklavin des Neoptolemos in Pherä hat Euripides in dem nach ihr genannten Drama dargestellt. Sie wird, durch Neoptolemos gezwungen, Mutter eines Kindes, des Molossos. Seine Ehe jedoch mit Hermione, der Tochter des Menelaos, bleibt kinderlos. Das schreibt Hermione den Zauberkünsten der Andromache zu und beschließt, sich in der Abwesenheit des Gatten mit Hilfe des Vaters Menelaos von der Nebenbuhlerin und ihrem Sohne zu befreien. Andromache bringt den geliebten Sohn an einen, wie sie glaubt, sicheren Ort und flieht in ihrer Todesangst an den Altar. Hier hält sie sich für geborgen; doch Menelaos hat das Versteck des Knaben ausfindig gemacht und stellt die Mutter vor die furchtbare Wahl, den Altar zu verlassen oder den Sohn vor ihren Augen sterben zu sehen. Die liebende Mutter besinnt sich keinen Augenblick, das eigne Leben für das des Sohnes hinzugeben. Aber sie hat nicht mit der Schändlichkeit des Gegners gerechnet. Kaum hat sie den Altar verlassen, so werden sie und der Sohn von Menelaos gefesselt, um zum Tode abgeführt zu werden. Vergebens ruft sie den Geist ihres ersten Gatten Hektor um Hilfe an, vergebens umschlingt der Knabe die Knie des grausamen Feindes mit der rührenden Bitte: »Lieber, Lieber, laß mich am Leben!« Da erscheint in der höchsten Not

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Peleus, der Großvater des Neoptolemos, und befreit Mutter und Kind.

Held Herakles ist in die Unterwelt gestiegen, um den Höllenhund heraufzuholen; es war dies die letzte der Arbeiten, die er auf Heras Befehl ausführen mußte. Sein Feind Eurystheus hat das Gerücht von seinem Tode verbreitet; es wird auch allgemein geglaubt, da viele Monde seit seinem Weggang von Theben vergangen sind. In seiner Abwesenheit ist es dem Fürsten Lykos leichtgefallen, sich der Herrschaft über die Stadt zu bemächtigen. Das ist die Vorfabel der Tragödie »Herakles« von Euripides. Aus Furcht vor der Rache beschließt Lykos, die von Herakles zurückgelassene Familie, den Vater des Helden, Amphitryo, seine Gattin Megara und seine drei Knaben, zu töten. Der altersschwache Großvater kann die Seinen nicht schützen. Nur die eine Bitte wird ihm gewährt, daß die Kinder nach ihm und der Mutter getötet werden. So muß nun Megara für immer von den geliebten Knaben Abschied nehmen:

Wie ist mein fröhlich Hoffen mir gescheitert,
Das eures Vaters Wort in mir geweckt.
Denn dir verlieh der Vater, der nun tot ist,
Das Reich von Argos; in Eurystheus Schloß
Solltest du wohnen, solltest König sein
In des Pelasgerlandes reichen Fluren;
Und um das Köpfchen hängt er dir die Haut
Des grimmen Leu'n, die seine Rüstung war.
Du aber warst des reif'gen Thebens Fürst;
Der Vater schenkte dir, weil du so hübsch
Drum batest, die Gefilde meines Erbteils;
Und in die Hand legt er die Keule dir,
Die schönbeschlag'ne — trügerisch Geschenk!
Und die des Bogens Meisterschuß erwarb,
Die Burg Oichalias, versprach er dir.
So träumte stolz in Heldenkraft der Vater,
Drei Söhnen euch drei Reiche zu vermachen.
Ich aber schaute mich nach Bräuten um,
Den edelsten und schönsten, aus Athen,
Aus Sparta und aus Theben, daß den Mast
An eures Glückes Schiffe fest und sicher
Der würdigsten Verwandtschaft Taue hielten.
Und das ist nun dahin; das Glück schlug um.
Als Braut umarmet euch die Todesnacht,
Zum Eh'bett schmück' ich euch das Grab, ihr Ärmsten,
Und der Großvater muß die Hochzeit rüsten,
Der Schwäh'r ist Hades — grau'nvoll Hochzeitfest!
Ach, wen von euch drück' ich zuerst ans Herz,
Und wen zuletzt? Für wen der erste Kuß,
Für wen der letzte? Könnt' ich wie die Biene
Doch emsig all den Schmerz, den ich um alle
Empfinde, sammeln und in einem Strom
Von Tränen allen meinen Gram ergießen!
(v. Wilamowitz-Möllendorf.)

In ihrer Verzweiflung ruft sie den Geist des verstorbenen Gatten zu Hilfe: »Ja, selbst als Traumgebild kannst du uns retten; die Feigheit unsrer Mörder flieht vor dir!« Da steht der lebende Herakles, bewaffnet mit Köcher und Bogen, plötzlich vor ihr. Zu seinem Entsetzen sieht er den Todesschmuck auf dem Haupte seiner Kinder. Sie hängen sich an seine Kleider in ihrer Todesangst und wollen von ihm nicht lassen. Immer wieder muß er sie versichern, daß die Rettung da ist.

War der Tod so nah?
Nun wohl, so heb' ich euch mit meinen Armen
Und ziehe sacht euch wie ein Lastschiff vorwärts.
Ich schäme mich des Liebesdienstes nicht.
Menschlich Gefühl ist überall dasselbe,
Und Fürst und Sklave hängt an seinen Kindern:
Das Geld alleine scheidet hoch und niedrig,
In unsrer Kinder Liebe sind wir gleich.
(v. Wilamowitz-Möllendorf.)

Lykos ist bald beseitigt, und nun scheint Friede und Glück in das Haus zurückgekehrt zu sein. Aber die unversöhnliche Feindin des Herakles, Hera, hat es anders beschlossen. Sie sendet Lyssa, die Göttin der Raserei, »ein bleiches geflügeltes Weib« mit medusenhaften Zügen, Schlangen im Haar, in der Hand eine Geißel, begleitet von der Botin der Göttinnen, Iris. Was nun geschieht, ist so entsetzlich, daß der Dichter es unsern Augen entzieht und nur durch den Bericht eines Augenzeugen davon Kunde gibt. Der Palast stürzt ein, die Säulen brechen zusammen, Herakles wird mit Wahnsinn geschlagen. In dem Wahnglauben, die Familie seines Feindes vor sich zu haben, ermordet er Gattin und Kinder.

Zitternd stürzen
Entsetzt sie auseinander; in den Schoß
Der armen Mutter flüchtet sich der eine,
In einer Säule Schatten springt der andre,
Der dritte duckt wie ein gescheuchter Vogel
Sich hinterm Altar; und die Mutter schreit:
»Halt! Willst du, Vater, deine Kinder morden?«
So schreit der Greis und all die Dienerschar.
Doch er, mit schauerlicher Hurtigkeit,
Läuft vor der Säul' im Halbkreis hin und her,
Bis er dem Knaben gegenübersteht,
Und trifft ihn in das Herz. Rücküber stürzt
Der Knabe, purpurn färbt den Marmorsockel
Sein Blut. Und während er sein Leben aushaucht,
Erhebt der Vater gellen Siegesschrei:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Das wär' der erste von Eurystheus' Söhnen,
Der mit dem Tod des Vaters Haß mir büßt!«
Und auf den zweiten richtet er den Bogen,
Der hinter des Altares Stufen sicher
Sich wähnte. Doch nun springt er rasch empor
Und stürzt dem Vater, eh er schießen kann,
Entgegen, streckt nach Hals und Kinn die Hand,
Um Gnade flehend, ruft: »Mein liebster Vater!
Ich bin's, ich bin dein Sohn. Du schießt nach mir,
Nicht nach Eurystheus' Knaben.« Herakles
Rollt höhnisch wild das Auge, hebt die Keule,
Weil für den Schuß zu nah der Knabe stand,
Gleichwie ein Schmied den Hammer hoch empor,
Und nieder fährt sie auf das blonde Köpfchen
Und bricht den Schädel. Nach dem zweiten Opfer
Geht es nun an des dritten Knaben Mord.
Den aber hatte Megara im Zimmer
Geborgen und die Türe fest verschlossen.
Doch er beginnt zu brechen und zu bohren,
Als wär' er nun vor dem Kyklopenbau,
Die Tür weicht aus den Angeln, und es streckt
Mutter und Kind derselbe Pfeil zu Boden.
(v. Wilamowitz-Möllendorf.)

Die vorletzte Tragödie, die Euripides geschrieben hat und die erst nach seinem Tode in Athen aufgeführt worden ist, war »Iphigenie in Aulis«:

Die Flotte der Griechen befindet sich in Aulis, um von hier aus den Rachezug gegen Troja zu unternehmen. Aber Artemis zürnt dem Fürsten der Griechen wegen eines unterlassenen Opfers und hindert die Abfahrt durch widrige Winde. Sie fordert durch den Seher Kalchas von Agamemnon die Opferung seiner ältesten Tochter Iphigenie. In seinem Herzen kämpfen die Liebe zur Tochter mit der Ruhmbegierde. Zuerst weist er die Forderung entrüstet zurück, dann läßt er sich von Menelaus überreden, um bald darauf den gefaßten Entschluß zu widerrufen. Aber nun ist es zu spät. Klytämestra ist schon mit ihrer Tochter und dem kleinen Sohn Orestes der Aufforderung, zur Feier der Vermählung Iphigeniens mit Achill nach Aulis zu kommen, gefolgt und erscheint im Lager; Dienerinnen sind ihr beim Aussteigen aus dem Wagen behilflich:

Auch diesen Kleinen nehmet mit. Es ist
Orestes, Agamemnons Sohn. — Sein Alter
Kann noch nicht von sich geben, was es meinet.
Wie, schläfst du, süßes Kind? Der Knabe schläft,
Des Wagens Schaukeln hat ihn eingeschläfert.
Wach' auf, mein Sohn, zum Freudentag der
Schwester! (Schiller.)

Aber das Glück findet ein jähes Ende. Durch einen alten Diener erfährt Klytämestra die ganze furchtbare Wahrheit. Man hat mit ihr, Iphigenie und Achill ein frevelhaftes Spiel getrieben. Nicht zur Hochzeit ist Iphigenie gerufen worden, sondern zu schmählichem Opfertode. Was nur ein empörtes Mutterherz fühlen kann, das faßt Klytämestra in glühende Worte zusammen, die aber des Königs Entschluß nicht beugen. Zuletzt wirft sich Iphigenie ihm zu Füßen:

O gönne mir dein Auge! Gönne mir
Nur einen Kuß, wenn auch nicht mehr Erhörung,
Daß ich ein Denkmal deiner Liebe doch
Mit zu den Toten nehme! Komm, mein Bruder!
Kannst du auch wenig tun für deine Lieben,
Hinknien und weinen kannst du doch. Er soll
Die Schwester nicht ums Leben bringen, sag'
ihm!
Gewiß! Auch Kinder fühlen Jammer nach.
Sieh, Vater! Eine stumme Bitte richtet er
An dich — laß dich erweichen! Laß mich leben!
Bei deinen Wangen flehen wir dich an.
Zwei deiner Lieben, der, unmündig noch,
Ich, eben kaum erwachsen! Soll ich dir's
In ein herzrührend Wort zusammenfassen?
Nichts Süßeres gibt es, als der Sonne Licht
Zu schaun! Niemand verlanget nach da unten.
Der rasset, der den Tod herbeiwünscht! Besser,
In Schande leben, als bewundert sterben!
(Schiller.)

Aber in der großen Stunde, da Agamemnon das Schicksal seines Volkes in die Hand seiner Tochter legt, wird aus dem eben erwachsenen Mädchen ein reifer Mensch, der freiwillig für das Vaterland in den Tod geht. Achill will sie retten, die Jungfrau, die man seine Braut genannt hat. Sie weist das mit folgenden Worten (nach Schillers Übersetzung) zurück:

Soll der's
Mit allen Griechen eines Weibes wegen
Aufnehmen und zugrunde gehn? Nein doch!
Das darf nicht sein! Der einz'ge Mann verdient
Das Leben mehr als hunderttausend Weiber.
Und will Diana diesen Leib, werd' ich,
Die Sterbliche, der Göttin widerstreben?
Umsonst! Ich gebe Griechenland mein Blut!
Man schlachte mich, man schleife Trojas Feste!
Das soll mein Denkmal sein auf ew'ge Tage,
Das sei mir Hochzeit, Kind, Unsterblichkeit!
So will's die Ordnung, und so sei's: es herrsche
Der Grieche, und es diene der Barbare!
Denn der ist Knecht und jener frei geboren!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Rundschau

Wenn wir jetzt, nach einer Kriegsdauer von achtzehn Monaten, an die August- und Septemberwochen des Jahres 1914 zurückdenken, wie wir da mit Heißhunger jedes Buch und jedes Bild verschlungen haben, durch das uns ein Mitkämpfer unmittelbare Kunde von den Schlachtfeldern in West und Ost sandte, so kommen wir uns heute mit unsrer so viel anspruchsvoller gewordenen Kritik fast undankbar vor. Aber es ist doch wohl notwendig, mit der wachsenden Kriegsliteratur auch in unserm Urteil und in unsrer Wahl strenger zu werden, sonst würde die fabrikationsmäßige Masse das Gute und Besondere gar zu sehr überwuchern. So wollen auch wir bei unsrer neuen Musterung der Kriegsliteratur vor allem auf solche Bücher fahnden, die sich durch eine eigne Note, sei es der Persönlichkeit, des Erlebnisses, der Stoffwahl oder der Zusammenstellung, von dem alltäglichen Durchschnitt unterscheiden. Wir folgen damit eigentlich nur dem Beispiel unsrer Heeresleitung, die auch bald eingesehen hat, wie vorteilhaft es ist, an Stelle der gedrillten Berichterstatter schriftstellerische Kräfte von gutem Namen an die Front zu rufen, die mit eignen Augen zu sehen und mit eigner, zuweilen sogar dichterischer Darstellungskunst ihre Eindrücke zu gestalten wissen. Die Auswahl, die da getroffen worden ist, zeugt für den guten Blick der Behörden, läßt aber auch an Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der in Tätigkeit gesetzten Federn nichts zu wünschen übrig. Politiker, Volkswirtschaftler, Gelehrte, Ärzte, Offiziere, Dichter und Schriftsteller halten hier gute Kameradschaft und bringen mit ihren Schilderungen und Berichten ein so vielstimmiges Konzert der An- und Einsichten zustande, daß es dem zukünftigen Geschichtschreiber des Krieges und seiner Spiegelungen nirgend an Stoff fehlen wird.

Es liegt wohl an der größeren Gedrängtheit und Einheitlichkeit unsrer Westfront, vielleicht aber auch an dem höheren Kulturwert der hier in Betracht kommenden Völkerschaften und Kampfstätten, wenn die Kriegsbücher aus Frankreich und Belgien im allgemeinen den Vorrang vor ihren Kameraden aus dem Osten behaupten. Schon unsre Beherrschung der französischen, flämischen und englischen Sprache wirkt da mit, mehr noch unsre Vertrautheit mit all den reichen Kunststätten, auf denen sich der Kampf abspielte, und die mancherlei Fäden des Blutes oder der seelischen Wahlverwandtschaft, die uns mit der Geschichte Flanderns und Nordfrankreichs verbinden. Ein Kriegstagebuch, wie es der Münchner Universitätsprofessor Arthur Kutscher geschrieben hat (München, Beck; geb. 3 ℳ), konnte wohl wirklich nur von einem deutschen Gelehrten kommen, so sehr sein Verfasser auch betont, daß er gegenüber manchen Lügen- und Renommiertagebüchern oder literarisch zurechtgemachten Aufzeichnungen ein reines Abbild des natürlichen Seins und Strebens, Fühlens und Denkens geben will. Er hält Wort; er schreibt mit aller nur wünschenswerten menschlichen Offenheit, ganz ohne Pose, unmittelbar aus dem Tage und seinen Eindrücken heraus. Aber schon zu dieser Freiheit gehört eine gewisse selbstsichere Überlegenheit, ein Mut zu sich selber, zu seiner Person und seinen Erlebnissen, womit nicht jeder naive Betrachter gleich ausgerüstet ist. Wir erleben bei Kutscher wie kaum bei einem zweiten das allmähliche Wachstum des Kriegserlebnisses mit, wie sich der Keim aus dem weichen warmen Boden des Friedens langsam heraushebt, wie der Halm dann fester und fester emporwächst, bis endlich seine vollen Ähren von Wetter und Winden geschüttelt werden und dann Feuer und Flamme der Schlachtenwut über sie kommt. Kutscher hat als Leutnant und Kompagnieführer in einem hannoverschen Infanterieregiment während der ersten Monate des Krieges große Dinge miterlebt: den belgischen Vormarsch der 2. Armee unter Bülow, den Straßenkampf in Charleroi, die Schlacht bei Namur, den Sturm auf Ribemont, den Vorstoß über die Marne bis achtzig Kilometer vor Paris, die Rückzugsgefechte am Petit-Morin, den Stellungskrieg bei Reims und auch einen Teil der Winterschlacht in der Champagne. Aber es sind nicht eigentlich die Kämpfe oder auch nur die militärischen Kleinunternehmungen, mit denen dies Buch zu fesseln weiß, sondern mehr die menschlichen Zwischenspiele, die Gedanken und Stimmungsreflexe, die die Ereignisse in einem allzeit auf lebendiger Wacht stehenden regen Geist auslösen. Es gibt schwerlich ein Buch, das die umgestaltende Wirkung des Krieges auf die gesamte geistige Persönlichkeit eines gebildeten Deutschen reicher und echter widerspiegelt als dieses. Die Poesie des Krieges, nicht herbeigezwungen, nicht künstlich verbrämt, senkt sich wie von selbst auf diese Darstellung herab.

Während Kutscher den Krieg als Mitkämpfer schildert, ist Anton Fendrich als Berichterstatter einer Einladung aus dem Hauptquartier gefolgt. So tragen denn auch seine Schilderungen »Mit dem Auto an die Front« (Stuttgart, Franckh; geb. 1,60 ℳ) mehr das Gepräge einer Etappenfahrt, wenn er von seinen Fahrten durch Flandern, seinen Unterredungen mit der belgischen Bevölkerung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und mit belgischen Gefangenen und seinen Beobachtungen des Verkehrs zwischen Deutschen und Flämen berichtet. Fendrichs schon oft bewährter heller und freier Blick zeigt sich auch hier, vor allem aber kommt ihm seine glückliche Gabe zugute, Einzelbeobachtungen zu einer anschaulichen oder gar dramatisch bewegten Szene zu sammeln. Im übrigen haben den Verfasser der Schrift »Der Krieg und die Sozialdemokratie« auch auf dieser Fahrt seine sozialpraktischen Interessen begleitet, und er hat mit dem Reichskanzler und selbst mit dem Kaiser in freier Aussprache Auge in Auge, Mann gegen Mann seine Gedanken darüber ausgetauscht. Dies Buch mit seinem warmen Herzen und seinem stolzen Freimut, seinem Eigen- und seinem Gemeinschaftsbewußtsein, es zählt zu den bedeutsamsten, die die gesamte Kriegsschilderung bisher hervorgebracht hat. Leichtherziger und liebenswürdiger geht es in dem Bändchen zu, das Rudolf Presber aus Notizen und Augenblicksbildern, auch ein paar dazwischengestreuten Gedichten, nach seiner Fahrt »An die Front zum deutschen Kronprinzen« zusammengestellt hat (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), aber das ist die Kunst und der Wert dieses Büchleins: es weiß von der jugendmutigen Frische und Zuversicht unsers Kaisersohnes ein gut Teil auch auf den Leser zu verpflanzen. Beträchtlich höher, menschlich wie dichterisch, stehen die Kriegsberichte, die Bernhard Kellermann, der Romanschriftsteller, unter dem Titel »Der Krieg im Westen« bei Fischer in Berlin zu einem mittelstarken Bande vereinigt hat. Hier meistert ein Dichter das Wort, der mit der Leidenschaft des Auges und der Nerven eine flammende Bewunderung für alles Kühne, Wagemutige, Hinreißende und Erschütternde im Kriegsgewoge verbindet, dem die Monate an der Front zu einem sein Innerstes tiefaufwühlenden Erlebnis geworden sind. Die Namen Arras, Souchez, Lorettohöhe, Argonnen und La Bassée sind es vornehmlich, die aus seinen Berichten immer wieder hervorklingen, und sie schon sagen uns, daß wir hier auf den Höhen der westlichen Kriegsereignisse wandeln. Ein neuer Band der Ganghoferschen Kriegsberichte (»Die stählerne Mauer; Berlin, Ullstein; 1 ℳ) führt uns nach Nordfrankreich und Flandern, nach Lille, Arras, La Bassée, Dixmuiden und Ypern, doch sind es diesmal mehr als die Kämpfe die Ereignisse und Einrichtungen hinter der Front, die den von Fürsten- und Publikumsgunst beschienenen Dichter fesseln: das Treiben auf den Liller Straßen, die Forts von Maubeuge, die Lazarette und besonders die unter den Händen unsrer fleißigen feldgrauen Pflüger zu neuem Leben erwachenden Fluren.

Ganghofer hat auch die Auszeichnung genossen, an die »Front im Osten« gerufen zu werden. Seine in der gleichen Form erschienenen Schilderungen dieser Reise (ebenda; geb. 1 ℳ) heben unter den Höhenzügen der Karpathen an, auf dem Boden, wo Monate hindurch die Unsern in Schnee und Eis dem russischen Riesenheere die Stirn boten, und sie enden unter dem Jubel der Sieger und der befreiten Stadt mit dem Einzug in das wiedereroberte Przemysl. Fast zwei Monate also hat Ganghofer in Galizien zugebracht, er hat die fiebernde Erwartung mitgemacht, die der großen Maioffensive voranging, hat die österreichischen Zweiundvierziger vor Tarnow donnern hören und ist beim Fall der so hart umkämpften Festung dabeigewesen; doch auch diese großen und entscheidenden militärischen Eindrücke haben ihn seiner Neigung für Natureindrücke und Menschenbeobachtung nicht ganz zu entfremden vermocht. Noch immer sieht er manches mit den Augen des Romanschriftstellers, dem ein Stück Theatralik tief im Blute steckt; aber wenn man diese seine letzten Schilderungen mit seinen ersten vergleicht, so merkt man doch deutlich, wie auch ihn die Wirklichkeitsstrenge dieses Krieges in die Schule nimmt. — Eine Frau ist es, eine Schwester vom Roten Kreuz, die uns unter dem Namen J. von Michaelsburg ihre Tagebuchblätter aus dem »Belagerten Przemysl« vorlegt (Leipzig, C. F. Amelang; geb. 3 ℳ). Diese Blätter sind beim dröhnenden Lied der schweren Geschütze geschrieben, das Tag und Nacht die einsame Feste umtoste, und auch die russischen Schrapnells, die über die Stadt hinpfiffen, die Fliegerbomben, die das Straßenpflaster aufrissen, Hunger und Tod, die drohend durch die Häuser und Spitäler schlichen, haben die Verfasserin nicht hindern können, an ihrem Buche ruhig weiterzuschreiben. Sie ist Anfang September 1914 als Gehilfin ihres Gatten in die Festung gekommen, hat die erste Belagerung und die erste Befreiung der Stadt mitgemacht, dann mit der Bevölkerung und der Armee auch die zweite Belagerung und die Übergabe ausgehalten und noch eine Zeitlang unter der Russenherrschaft gelebt, bevor man ihr gestattete, sich über Kiew und Rumänien in die Heimat zu begeben. Ihr Tagebuch, das uns von den Kämpfen nur den Widerhall, dafür desto mehr von dem moralischen Verhalten bei Freund und Feind zu geben weiß und sich in allem durch eine ruhige, schlichte Wahrhaftigkeit auszeichnet, schließt wie Ganghofer mit dem Jubel über die zweite, endgültige Befreiung der Stadt. — Fritz Wertheimers vor einem halben Jahr erschienene Berichte vom östlichen Kriegsschauplatz haben jetzt eine Fortsetzung in einem zweiten, gleich gut mit klaren bildhaften Auf-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nahmen ausgestatteten Bande erfahren (»Von der Weichsel bis zum Dnjestr«; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 3 ℳ). War es damals der polnische Winterfeldzug der Armee Mackensen, dem die Schilderung folgte, so ist es diesmal die deutsche Südarmee des Generals von Linsingen, die Wertheimer auf ihrem Siegeszug durch die Karpathen in die galizische Ebene bis weit hinter den Dnjestr begleitet. Auch diesmal hat Wertheimer seinen Zivilistenstandpunkt nicht verleugnet: er bringt wohl gelegentlich auch eine Gefechtsschilderung und einmal sogar eine recht sorgfältige Geländebezeichnung, mit deren Hilfe man das Zusammenwirken der einzelnen Vorstöße verfolgen kann, sein Hauptaugenmerk aber ist auf das Leben hinter der Front gerichtet, und gern läßt er kriegerische Bilder mit friedlichen kleinen Szenen aus der Landschaft und dem Volksleben abwechseln, die uns zeigen, wie mitten im Braus und Graus der Schlachten immer noch die friedliche Idylle ein Plätzchen für sich findet. Diese Art, zu sehen und zu schildern, dient denn auch wohl am besten seiner Absicht, einen inneren Zusammenhang zu schaffen zwischen der Front im Feindesland und den unbewaffneten Kampfreihen in der Heimat.

Ein Ehren- und Ruhmesbuch für »Unsre Bayern im Felde« will Oberst a. D. Josef Peter mit Hilfe einiger Münchner Maler, unter denen Anton Hoffmann der hervorragendste ist, aus Berichten, Briefen, Erzählungen und Gedichten bayrischer Feldzugsteilnehmer aufbauen. Der erste Band dieses auf breiter Grundlage angelegten Unternehmens ist im Verlag »Glaube und Kunst« (Parcus & Ko.) in München erschienen (geb. 12 ℳ). Es entspricht wohl einer tief im bayrischen Stamme begründeten Vorliebe für das Persönliche, Sinnliche und Unmittelbare, wenn diese teils ernsten, teils humoristischen Erzählungen von Mitkämpfern sich entgegen dem Charakter dieses Krieges hauptsächlich an die Erlebnisse und Taten des einzelnen Mannes und seines kleinen Gesichtskreises halten. Lebhaft wird man durch die ganze Art des Bandes, durch den Text wie durch die Bilder, an den französischen Feldzug von 1870/71 erinnert, der uns heute so genrehaft anmuten will. Aber das bedeutet keine Verkleinerung, keine Verniedlichung des kriegerischen Geschehens, es entspricht vielmehr der aufs Natürliche und Ursprüngliche gestellten Eigenart bayrischer Tapferkeit, bayrischen Draufgängertums, nach der sich zu unserm Vorteil auch die deutsche Heeresleitung bald zu richten gelernt hat. Nirgend gedeiht die Kriegsanekdote — im guten Sinne einer bezeichnenden, das Wesentliche zusammenfassenden kleinen Geschichte — besser als bei den bayrischen Truppen; Seite für Seite gibt dieser Band von achthundert Seiten davon Zeugnis. Freilich würden sich auch nirgend sonst als in München die Künstler so erzählungsfroh dem Worte anzuschmiegen verstehen, wie es den Mitarbeitern dieses Bandes beschieden gewesen ist, gleichviel, ob die Illustratoren — dieses Fremdwort aus guten alten Tagen läßt sich hier nicht gut vermeiden — Feder- und Kohlezeichnungen oder Aquarelle und Pastelle beigesteuert haben. Hat irgendein Buch Anwartschaft darauf, ein Volksbuch zu werden, wie etwa Scheiberts »Krieg von 1870/71«, so ist es dieses, das mit so vertrauten und bewährten Mitteln um die Gunst seiner Leser wirbt.

Eine Vereinigung östlicher und westlicher, europäischer und kolonialer, unter- und überseeischer Kriegsberichte, die erste, die uns zu Gesicht kommt, finden wir in der Sammlung von Feldpostbriefen, die die Tägliche Rundschau unter dem schlagkräftigen, doch längst nicht erschöpfenden Titel »Von Flandern bis Polen« veranstaltet hat (Berlin, Verlag der Täglichen Rundschau; geb. 4 ℳ). Vor vielen andern Tageszeitungen durfte gerade dieses Blatt sich zu solcher Sammlung aus ihrer Unterhaltungsbeilage ermutigt, ja verpflichtet fühlen. Der starkbetonte vaterländische, um nicht zu sagen kampfentschlossene Geist, zu dem sich andre Tageszeitungen unter dem Sturm der kriegerischen Ereignisse erst aufraffen mußten, war bei ihr schon im Frieden zu Hause, und so ergoß sich denn, wie mit Naturgewalt, gleich von Anfang der Strom deutscher Feldpostbriefe von allen Fronten her zuerst in ihr Bette. Und noch etwas kam ihr dabei zugute. Wie wohl kein zweites Blatt in Deutschland erfreute sich dieses militärisch geschulter Leser und Freunde; mehr als anderswo hatten deshalb die Feldpostbriefe der »T. R.« Hand und Fuß. So ist denn auch die von Dr. Gustav Manz besorgte Sammlung mit ihren fünftehalbhundert Seiten ein von Leben, Frische und stürmischem Geschehen strotzendes Buch geworden.

Nur ein paar Bücher gibt es bisher, die sich mit den Kriegstaten unsrer Seemacht beschäftigen. Mehr als andre Truppengattungen muß sich unsre Marine einstweilen den notwendigen Fesseln des militärischen Geheimnisses fügen, und während aus dem Landheer so viele Kämpfer selbst die Feder geführt haben, bedienen sich unsre Seehelden — wohl auf höheres Geheiß — gern der Vermittlung eines federgewandten Wiedererzählers. Diese Gunst ist Otto von Gottberg doppelt zuteil geworden: er hat nicht nur nach urkundlichen Berichten, die nirgend sonst mitgeteilt sind, und nach Briefen deutscher Einwohner von Kiautschou die »Helden von Tsingtau« ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schildert, die furchtlose Tapferkeit der Marineinfanterie, der Pioniere, der Matrosenartillerie, der Freiwilligen, der Reservisten, der Landwehr und der Fliegeroffiziere; er hat auch mit Unterstützung der Flottenleitung die »Kreuzerfahrten und U-Boottaten« verherrlicht, wenn er mit eignen Augen auch nur die vorbereitende Kriegsarbeit unsrer Blaujacken gesehen und selbst weder bei Coronel noch bei den Falklandinseln, weder auf der »Emden« und der »Ayesha«, weder auf der »Göben« und der »Breslau«, weder bei der Dardanellenschlacht des 18. März noch bei der Januarschlacht in der Nordsee zugegen war. Aber solange wir uns für diese Dinge mit »Ersatz« begnügen müssen, soll gern anerkannt werden, daß Gottbergs Feder für die Schilderung solcher Ereignisse das nötige Geschick und die gute Technik hat (beide Bändchen bei Ullstein; geb. je 1 ℳ). Die Fahrten der »Emden« und der »Ayesha« hat uns nach den Erzählungen des Kapitänleutnants von Mücke, seiner Offiziere und Mannschaften Emil Ludwig geschildert (mit 20 Abbild.; Berlin, S. Fischer; geh. 1 ℳ). Er ist den Tapferen, als sie eben von ihrer odysseeischen Heldenfahrt heimgekehrt waren oder vielmehr den Fuß aufs Land gesetzt hatten, bis in die Wüste entgegengefahren und hat sie auf ihrem Triumphzug von Innerarabien bis nach Konstantinopel begleitet. Da man wohl annehmen darf, daß die Darstellung, ehe sie zum Druck ging, von den Helden dieser in der Seegeschichte unerhörten Fahrten nachgeprüft worden ist, so darf man sich ohne Bedenken der gewandten und wirkungsvollen Form freuen, die der Dichter Emil Ludwig, der Verfasser des höchst subjektiven Bismarckbuches, jenen Erlebnissen gegeben hat. — Ein Lebensbild des Seehelden Weddigen, des Führers von »U 9« und »U 29«, haben wir von seinem Namensvetter Dr. Otto Weddigen, ein ohne viel Ausschmückung, aber auf Grund geschichtlicher Dokumente sachlich und volkstümlich geschriebenes Buch, das dem Soldaten und dem Menschen Weddigen gleich gerecht wird (Berlin, August Scherl; 1 ℳ). Zu dem menschlich persönlichen Ton, in dem das mit Bildnissen ausgestattete Buch gehalten ist, paßt gut die stattliche Sammlung ernster und scherzhafter Gedichte, die Otto Weddigen und seine beiden ruhmgekrönten U bis zum heldenhaften Untergang besingen.

Es gibt, wenn wir richtig zählen, nicht weniger als zwei Dutzend Kriegs- und Feldzeitungen, von unsern Heeresleitungen im besetzten Feindesland oder in einzelnen Garnisonen herausgegeben. Sie sind keineswegs alle über einen Leisten geschlagen, jede vielmehr hat, wenn man näher zusieht, ihr eignes Gesicht und ihre kleinen launischen Besonderheiten. Literarisch freilich marschiert die Liller Kriegszeitung, außerdem wohl die älteste dieser Art, voran: sie dankt das dem glücklichen Umstande, daß von vornherein zwei Schriftsteller von Ruf und Geschick, Hauptmann d. L. Höcker und Rittmeister Frhr. von Ompteda, als ihre Herausgeber bestellt wurden. Denn mag die Aufgabe einer solchen Kriegszeitung von der einer Friedenszeitschrift noch so verschieden sein, Publikumskenntnis und Publikumsbehandlung heißt auch bei ihr die Kunst, die über den Erfolg entscheidet. Wir wissen nicht, ob den beiden Dioskuren im Landwehrrock gleich freiere Hand gegeben worden ist als andern Schriftleitern hinter der Front, oder ob sie sich diese Freiheit von den militärischen Gewalten erst nach und nach mühsam erkämpfen mußten. Das aber ist gewiß: einen literarischen Stil für den neuen Begriff »Kriegszeitung« haben erst sie auszubilden verstanden. Nicht von ungefähr sind denn auch die mit französischem Satzmaterial in der Druckerei des ehemaligen »Echo du Nord« hergestellten Blätter, die sich bald sogar den Luxus eignen künstlerischen Bildschmucks leisten konnten, früh Gegenstände des Sammeleifers geworden; ja, es gibt eine ganze Anzahl von Nummern, die es in der Seltenheit und Gesuchtheit mit einem Elzevir aufnehmen. Da lag denn der Gedanke nahe, eine Auslese in Buchform zu geben. Das ist jetzt aus den ersten vierzig Nummern geschehen; dieser stattliche Leinenband von dreihundert Seiten (Berlin, W. Vobach & Ko.), der den Feldzugsteilnehmern wie ihren Angehörigen daheim dargeboten wird, bildet eine Erinnerung an den ersten Winter in Flandern, hält die Stimmung fest, die alle in und hinter der Front beherrschte, und zeigt das allmähliche Zusammenwachsen von Lesern und Schriftleitung, die immer reger werdende Mitarbeit der kämpfenden Truppe. In der Mischung von Scherz und Ernst, von Wichtigem und Nichtigem, Gebundenem und Ungebundenem, Gereimtem und Ungereimtem ist das Gepräge des Augenblicklichen, worin Art und Unart einer Zeitung nun doch mal besteht, getreulich festgehalten worden; nur die Bilder aus den Kriegsflugblättern haben sich, aber eigentlich nur zu ihrem Vorteil, meistens stark verkleinern lassen müssen. Um einen Monat jünger ist der gleichfalls an den Brüsten der Liller Kriegszeitung gesäugte Band »Lille in deutscher Hand« (Lille, Oktober 1915; Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung), der schon mehr nach geschichtlichen Zusammenhängen strebt und deshalb durchweg ernstere und eingehendere Beiträge bringt, darunter die verdienstvollen kunsterzieherischen Wanderungen durch das Liller Museum von Kanonier Weiglin.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verschiedenes

Seine Jahrhundertfeier konnte das Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach nicht halten: statt eines Jubeljahres wurde 1915 ein schweres Kriegsjahr — wer mochte vor dem Ernst der Zeit, vor den strengen Forderungen der Gegenwart an rauschende Feste, an glückhafte Tage der Vergangenheit denken? Vielleicht war es gut so. Denn nun, da Becher und Fanfaren schwiegen, konnte um so mehr das Wort, der stille Bote der weimarischen Geisteskräfte, seines Amtes walten. So erschien, neben mancher bescheideneren Gelegenheitsveröffentlichung, als Gabe des Großherzoglichen Hauses der Briefwechsel Karl Augusts mit Goethe, und als Jahresgabe 1915 der Goethe-Gesellschaft (Band 30 der Schriften; Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft) das darstellende Werk »Weimar und Deutschland 1815—1915« von Rudolf Wustmann. Der bedeutsame Auftrag ist an keinen Unwürdigen gefallen. Der Leipziger Gelehrte, der sich in seinen Schriften als Germanist, Geschichtsforscher, Kunst- und Musikkenner bewährt hat, beherrscht die vielen und mannigfaltigen Geistesströmungen, die sich zu dem Jahrhundertstrom weimarischer Kultur zusammenfinden, mit einer erstaunlichen Beweglichkeit der Auffassung und des Urteils. Er hat, als Erbgut vom Vater her, nicht bloß die Kraft, Reinheit und Frische des sprachlichen Ausdrucks, mit der allein eine so hohe und doch volkstümliche Aufgabe bezwungen werden kann, sondern auch das vollströmende Pathos des Gefühls, der geistigen und sittlichen Gesinnung, das solchen höchsten Zielen der Gesittung und der Bildung gewachsen ist. Eingehender und umfassender, als es bisher geschehen ist, wird auf diesen vierhundert Seiten der stolze Anteil dargestellt, den das Großherzogtum Sachsen an der Schöpfung deutscher Größe hat, dies kleine Land, dem, mitten im Gesamtvaterland, früher als andern deutschen Ländern das Los gefallen war, dem innersten Streben und Ringen deutscher Geisteskräfte eine Walstatt zu werden. Man denkt, wenn der Name Weimar erklingt, zunächst allein an Dichtung und schöne Künste, aber wenn Jena dazutritt, stellen sich auch die strenge Wissenschaft und die soziale Fürsorge in den Gedankenreigen, und sobald noch Eisenach und die Wartburg genannt werden, tritt der Ruf des Glaubens und Gewissens hinzu. So fügen sich Herz, Kopf, Gemüt zu einem geistigen Organismus, dem es, um ein Spiegel deutschen Seins und deutscher Arbeit zu sein, nur an dem neuzeitlichen Wagemut des Übersee-Strebens fehlt. Ein vielverzweigtes Geäder auch schon auf diesem Felde! Aber das Verdienst dieses Buches ist es, den menschlichen Sinn des Begriffs und der Entwicklung Weimar aus den Fesseln gelehrter Schnörkel gelöst und schlicht uns allen dargestellt zu haben. Hier werden keine erkältenden Schranken zwischen uns und dem Gegenstand oder seinen »Helden« geduldet. Wustmann weiß aus toten Zahlen und Vermerken lebendige Anschauung zu gewinnen; was er geschrieben hat, ist ein darstellerisches Buch, aber eins, das mit seiner Kritik nicht zurückhält, wenn sie sich auch nur in der Tonfärbung der Sprache oder in der überlegenen, fein abgewogenen Wahl der Beiwörter ausspricht. Auch ist er glücklich in der Prägung sinngeballter Sätze, wenn es gilt, ganze Zeitabschnitte auf eine kurze Formel zu bringen. Dahin rechne ich aus dem ersten Teil die Prägung: »Weimars klassischer Lebenswille war gewonnen, das Gleichgewicht von Phantasie und Gegenwart, von Dichtung und Wahrheit«, und aus dem Schlußteil die andre: »Jena reizt zur Tat, Weimar lockt uns zur Form, Eisenach hilft uns zum Glauben«. Schwer hat es Wustmann, der sonst so gut Musikkritik und Gewerbepolitik, Literaturästhetik und Verwaltungsdinge beherrscht, in seiner Stellung zum gegenwärtigen weimarischen Dichtergeschlecht. Auch machen sich da Ungleichheiten des Geschmacks und der Gesinnung bei ihm geltend. Mit unverhüllter Kritik tritt er z. B. den Lienhard, Schlaf, Hegeler, Ernst entgegen; stark, bewußt und frei behandelt er des Belgiers van de Velde Weimarer Tätigkeit; doch merkwürdig milde verhält er sich gegen Ernst Hardt, dessen Art und Schaffen dem Geist des Ortes doch wahrlich nicht gerade »kongenial« ist ... Doch das ist nur ein winziger Schönheitsfehler an einem Buche, das im übrigen einem vielverschlungenen Gegenstand mit so geschickter Hand und so unverkennbarem Glück gerecht wird. F. D.

*

Friedrich Christian, Herzog zu Schleswig-Holstein, Schillers edler Mäzen, hat vor einigen Jahren in Hans Schulz, der aus dem Familienarchiv schöpfen konnte, seinen Biographen gefunden (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt); jetzt erhält diese vielbeachtete warmherzige und doch nicht kritiklose Biographie eine Ergänzung in dem Briefband, den Schulz folgen läßt (ebenda). Ausgedehnte Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenossen hat dieser Apostel des Humanitätsideals, ein Mann von schwärmerischem Herzen, doch auch hilfreicher Tatkraft, unterhalten, und so stellt sein Briefwechsel ein Kulturbild von nicht geringer Bedeutung aus dem 18. Jahrhundert dar.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Robert Scheffer: Anno dazumal

Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Flechtarbeiten um Ton- und Metallgefäße

Handwerk und Kunstgewerbe

IV

Schmuckkunst

Mit drei Flechtarbeiten von Clara Gramberg-Frenzel und sieben Edelgeschmeiden von P. F. Bernhard Reimann

Es gehört zu den Grundsätzen des modernen Kunstgewerbes, daß eine Schmuckform, vorausgesetzt, daß sie wohlgefügt und zweckschön geraten ist, auf ornamentale Zutaten möglichst zu verzichten hat. Einem feinsinnigen Auge wird das einleuchten: jedes Zuviel ist vom Übel, was braucht der Schmuck noch des Schmuckes, wie schwer sind da verletzende Zusammenstöße zu vermeiden, wo doch jeder künstlerisch behandelte Stoff seinen eignen Gesetzen gehorcht! Aber es gibt Ausnahmen auch von dieser Regel, wie es in den Erzeugnissen des Kunstgewerbes Formen gibt, halbgelungene Mittelformen, möchten wir sagen, die das kunsterzogene Auge nicht gerade verletzen, die aber doch eine leise, vorsichtige Verbesserung, eine Betonung ihres Baues oder eine Dämpfung ihrer Linien vertragen.

Das wird auch — nicht einmal, sondern häufig — die Kunstgewerblerin Clara Gramberg-Frenzel beim Betrachten und Prüfen solcher Ton- und Metallgefäße empfunden haben, bevor sie auf den Gedanken kam, ihnen durch Überflechten mit Peddigrundrohr eine bald weichere, bald kräftigere, bald geschmeidigere, bald straffere Form zu geben. Aber nicht nur die Form, auch die Farbe schien ihr manchmal der Belebung zu bedürfen. Und so ergab sich ihr der weitere Gedanke, in das feine Rohrgeflecht venezianische Mosaikperlen oder auch farbige Holzperlen, wie sie seit einigen Jahren wieder häufiger in den Handel kommen, einzufügen.

Freilich, solche »Verbesserungen der Grundform« fordern viel Takt. Das eine Mal heißt es, die charakteristische Form der Vase, der Schale, des Kübels zu betonen, das andre Mal sie abzuschwächen, je nachdem man ein besseres organisches Zusammenwirken zu erzielen hofft. Soll eine Vase schlank erscheinen, so wird man die senkrechte Linie im Muster des Geflechts betonen müssen; soll sie gedrungener erscheinen, umgekehrt die wagerechte. Auch sind zum Teil die Perlen plastisch eingeflochten, wie bei dem Baumtopf (Abbild. S. 117 oben rechts), dessen leuchtend grüner Einsatz mit schwarzgrünem Peddigrohr umflochten und mit grüngemusterten Mosaikperlen verziert ist. Um die große Form noch lebendiger zu gestalten, ist das Geflecht um die Perlen herum vom Einsatz abgerückt worden und bildet nun so ein plastisches Ornament, das sich der Gesamtform organisch einfügt.

Besondere Sorgfalt verlangt die Verwendung der Perlen, wenn es gilt, durch sie den Farbenreiz zu erhöhen. Es bedarf eines sicheren Gefühls für Farbenklänge, um die matten, fast glanzlosen Mosaikperlen mit ihren feinen, aber doch lebhaften Farbentönen zu dem farbigen Untergrund und weiter zu dem Rohr abzu-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Flechtarbeiten um Ton- und Metallgefäße

stimmen. Auf diese Weise kann grellen Farben der Einsätze, die namentlich dann leicht störend wirken, wenn noch Blumen hineingestellt werden, eine Milderung, flauen eine Belebung gegeben werden, je nachdem es für den Zweck und die Gesamtwirkung des Gegenstandes wünschenswert erscheint.

Der wesentlichste Vorteil dieser nur einer geübten Hand zu empfehlenden Überflechtung liegt aber wohl noch in etwas anderm. Ton- und Metallgefäße, selbst wenn sie sich des schönsten Schmelzglanzes erfreuen, behalten für viele etwas Kaltes, Befremdendes. Das wird durch die Überflechtung aufgehoben: das Rohr mit seinen feinen, schmiegsamen Adern erwärmt nicht nur, es sorgt auch für Intimität. Man

Flechtarbeiten um Ton- und Metallgefäße

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

muß einmal den behandelten Gegenstand vor und nach der Beflechtung in der Hand gehabt haben, um das zu erproben. Und noch etwas kommt hinzu. Es geht bei Schöpfungen des Kunstgewerbes nicht anders zu als im täglichen Leben, im Verkehr vom Menschen zum Menschen. Wie hier nichts wärmer zu uns spricht als ein inniger Händedruck, so fühlt sich auch die Hand — neben dem Auge natürlich! — bei einem schönen, wohltuenden Gebrauchsgegenstand durch nichts so erfreut und beglückt, als wenn sie, gleichsam in persönlicher Berührung, die Hand des andern, des Schaffenden, daran spürt. Beim reinen Fabrikerzeugnis — und das sind doch nun mal alle diese Ton- und Metallgefäße — geht das verloren; das Geflecht aber stellt den Zusammenhang, die menschliche Berührung von Hand zu Hand wieder her.

Silberner Anhänger

Das neuzeitliche Kunstgewerbe hat uns auch die Freude am künstlerischen Edelschmuck wiedergebracht. Und zwar an seinen schönen Formen, nicht an seiner prunkhaften Kostbarkeit oder Kostspieligkeit, wie sie sich in den meist nur hohe Marktwerte darstellenden Steinsammlungen der Juweliere äußert. Eine so ernste Zeit, wie wir sie jetzt erleben, ist geeignet, diese Geschmackswandlung noch zu bekräftigen und dauerhafter zu machen. Wir erfahren es nicht zum erstenmal, daß das Gebot der Sparsamkeit dem Gediegenen, handwerklich Tüchtigen aufhilft gegenüber dem Prunkhaften und Prahlerischen. Und mit dem Handwerklichen auch dem Persönlichen und dem nach eignem Geschmack Auserlesenen. So hat der »Juwelier« ganz von selbst seine Verdeutschung erfahren: Edelschmied nennt man ihn heutzutage, schön und bezeichnend zugleich. Vor einigen Jahren, um 1910, machte in diesem Sinne ein junger Berliner Edelschmied, Emil Lettré, von sich reden als ein Künstler, der mit altmeisterlicher Treue und tiefer Hingebung jedes Kleinod erlebensvoll aus sich herausbildete, daß es zu einer stark und schön in sich beruhenden, sprechenden Daseinsform wurde. Wie er, aus dem Gesicht der inneren Form heraus, so schaffen heute eine ganze Anzahl jüngerer Künstler; als der regsten und verständnisvollsten

Anhänger aus Silber

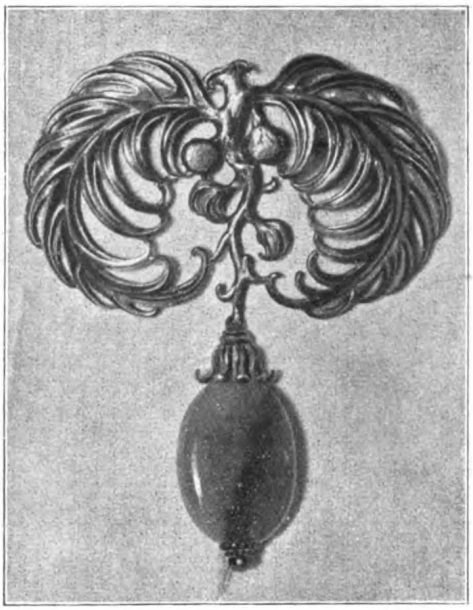
Anhänger aus oxydiertem Silber mit neun Almandinen

Goldener Anhänger mit Perlen

Goldene Agraffe mit Perlen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer P. F. Bernhard Reimann, ein Schüler von Professor Ernst Petersen aus dessen Hanauer Zeit. Lettré arbeitet oder arbeitete zuerst viel mit Figuren. Er setzte zum Beispiel einen Frauenkopf in Gestalt einer großen Korallengemme in ein Goldgehäuse oder krönte ein künstlich verschlungenes Gliederwerk von Goldspiralen und edlen Granaten mit einer aufrechtstehenden nackten Mädchenfigur. Dabei war viel innerlich Erfühltes, dem Metall und den Steinen fein Abgelauschtes, aber auch manches Erkünstelte. Reimann schafft einfacher. Doch geht auch er von den Steinen und den Edelmetallen aus, mit der steten Frage im inneren spürenden Herzen: Was kann ich aus euch machen? Wie erwecke ich euch zum vollen Leben? Wie erlöse ich euch zu eurer letzten Herrlichkeit? Wenn der Steinhändler kommt und seine alten und neuen Schätze ausbreitet, ist das jedesmal ein Fest für ihn. Dann wird geprüft und gewählt und gewogen, und manchmal zuckt es schon ungeduldig in den Fingern, wenn blitzschnell beim entzückten Anblick eines besonders lockenden Minerals ein bildnerischer Gedanke auftaucht.



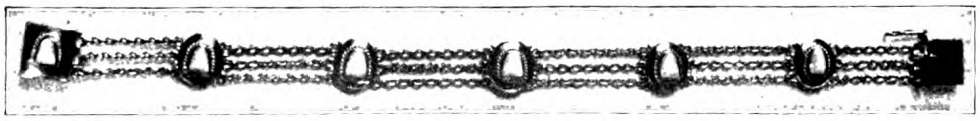
Große Brosche in oxydiertem Silber mit grünem Onyx

Gleich Lettré hat auch Reimann eine Vorliebe für Halbedelsteine. Wer einmal vor so einem Schatzkästchen mit Opalen, Chrysoprasen, Amethysten, Aventurinen, Heliotropen, Achaten, Mond- und Sonnensteinen saß, wird diese »Schwäche« begreifen. Es schlummert ein unendliches, märchenhaft schönes, die Phantasie unaufhörlich anregendes Farbenspiel in diesen Steinen, die im Grunde aus ganz gemeinen Stoffen, wie Tonerde, Kieselsäure, Kalk, Kohlenstoff usw., bestehen und ihre edle Färbung meist nur geringen Beimengungen von Kupfer-, Eisen-, Chrom-, Nickelverbindungen verdanken. Aber das geht den Mineralogen und Geologen an, ein Künstler fragt nicht nach dem Woher, sondern nach dem Wozu. Und er fühlt Schöpferwonnen, wenn die Steine unter seinen Händen zu erwachen beginnen, und oft bittere Abschiedsschmerzen, wenn er sich nach so zärtlichem Umgang von ihnen trennen muß.

Doch vergessen wir nicht: zur künstlerischen Wirkung bringt die Steine erst die metallene Fassung. Und deshalb ist die Form, nicht die Farbe die bildnerische, eigentlich schöpferische Kraft dieser Kunst. Unsre sieben Abbildungen Reimannscher Arbeiten zeigen, wie der Künstler diese Formen meistert, wie er sie aus Blätter-, Blüten-, Ranken-, Früchtemotiven entwickelt, wie er hier die strengen Linien, z. B. des Kreuzes, durch eine edle Umrahmung auflöst, dort einen Zweig durch ein ins Eckige gehendes Oval herbe umschließt, anderswo die vornehme Strenge einer blütengeschmückten Amphore zu spielender Lieblichkeit lockert, indem er barocke Perlen darüber ausstreut.

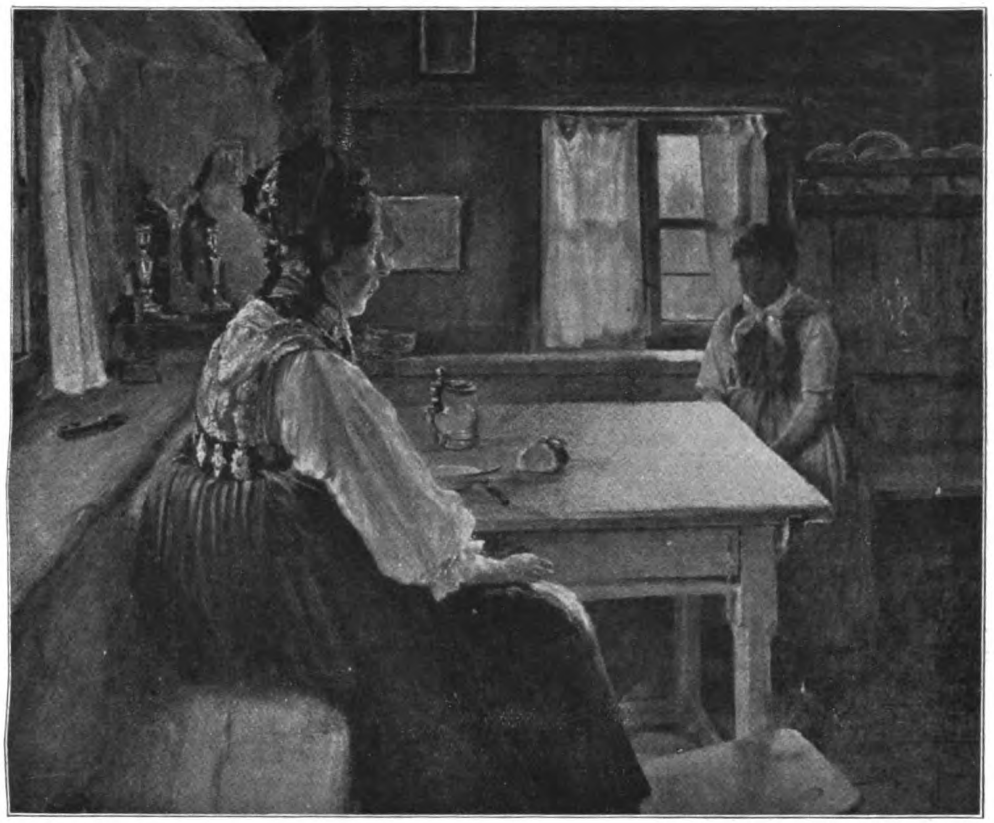
Denn auch ohne farbige Steine weiß ein Künstler wie Reimann seine Wirkungen zu erzielen — die Agraffe in Füllhornform, für das Gesellschaftskleid einer großen schlanken Dame gedacht, beweist es so gut wie das goldene Armband mit den Kinderzähnchen. Es mag nicht jedermanns Sache sein, dieser Ersatz toter Steine durch Reliquien eines Menschenkindes. Aber wird es mal gefordert, so kann der Künstler viel dazu tun, daß sich die wie kleine Steinchen verteilten »Perlen des Mundes« harmonisch mit dem Geschmeide verbinden.

Wie Reimann mit seinen Schmuckschöpfungen nie der Pariser Mode nachgelaufen ist, von der sich so manche unsrer Juweliere haben narren lassen, so fußen auch seine kirchlichen Geräte, die er als Sonderfach pflegt, auf deutschen Überlieferungen und gewinnen dadurch etwas Traulich-Heimisches, das wie mit Mutterlauten zu unserm Herzen spricht. F. D.



Goldenes Armband mit Kinderzähnchen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Arthur Langhammer: Vesperstunde

Mit Genehmigung der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W

Von Kunst und Künstlern

Maximilian Schels: Märzsonne am Wilden Kaiser — Paul W. Harnisch: Märkischer Wald — H. Matthiessen: Innenraum — Kurt Haase-Jastrow: Junges Mädchen — Robert Scheffer: Anno dazumal — Henry Cassiers: Dordrecht — Albert von Keller: Abendgesellschaft und Bildnis einer Bildhauerin — Willi Jaeckel: Sturmangriff — Alfred Hamacher: Leutnant von der Linde — Arthur Langhammer: Vesperstunde

Ist das noch ein Winter-, oder ist es schon ein Frühlingsbild, das Gemälde Märzsonne am Wilden Kaiser von Maximilian Schels, das unser Heft diesmal einleitet? Wie der Monat März als ein Friedensbote dasteht zwischen den uralten Gegnern, dem schneegekrönten Alten und dem grünumkränzten Jungen, wie er die eine Hand dem Scheidenden, die andre dem Kameraden reicht, so pflanzt dieses Bild gleich einer jubelnden Standarte seine leuchtende Schönheit zwischen den feindlichen Jahreszeiten auf. Besiegt ist auch der Alte noch nicht. Sein Hermelinmantel schleift noch tief ins Tal hinunter, und auf dem Grat des Berges schmettert das Weiß, die Farbe seiner Herrschaft, den Ton so hell empor, daß die Luft des Himmels davon mitgefärbt wird. Auch die dunkelblauen, ins Rötliche spielenden Schatten auf der weißen Schneedecke sind Merkmale seiner Macht, und selbst auf das eigentümliche Flimmern im Sonnenlicht mag er als sein Herrschaftszeichen pochen. Aber es hilft ihm nicht. Daß sein Nachfolger und Erbe unterwegs ist, kündet sich für unser Gefühl nicht weniger deutlich an. Schon an dem erfrischten Grün der Fichten ist es zu spüren, deutlicher noch an dem braunroten Saftschimmer, der die Zweige der Büsche im Vordergrunde umspielt, und in dem man das nahe Knospenschwellen ahnt, am deutlichsten aber in der Luft, deren heimliche warme Weichheit mit der Kälte kämpft und die Winterfarben übergoldet. Ist es nicht, als fühlten wir das Schmelzen des Schnees voraus und ahnten den Drang der Natur, sich aus ihren Fesseln zu lösen?

Zum künstlerischen Ruhme eines Gemäldes, das so voll innerer naturhafter Dramatik ist, bedarf es kaum noch der Worte. Auch daß es unmittelbar vor der Natur entstanden und fertiggemalt ist, sieht man ihm an. Der Maler, heute erst sechsundzwanzig Jahre alt (vgl. über ihn das Aprilheft 1915), liebt die Gegend des Wilden Kaisers bei Kössen in Nordtirol be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sonders, aber er liebt auch diese blauen Spätwinterstimmungen mit ihren scharfumrissenen Flächen und bestimmten Farben, wo die Natur sich von selbst, wenigstens allen ihr gehorsamen Künstlern, »dekorativ« bietet. Diese erste Niederschrift vor der Natur etwa zu Hause wieder durchzugehen, zu übermalen und zu »verbessern«, versagte sich Schels grundsätzlich. Was sollte auch dabei herauskommen? Doch nur ein Verlust der Frische und Wahrheit.

Dem winterlichen Frühlingsgebilde stellen wir den »Märkischen Wald« von Paul W. Harnisch, ein Hochsommerbild, entgegen, das freilich als graphische Arbeit seine Schönheit weniger im Malerischen als im Zeichnerischen hat. Vielleicht war es sogar ursprünglich »nur« eine Illustration — aber was tut das? Seinen künstlerischen Wert behält es deshalb doch. Der liegt in der echten Waldstimmung, die zwischen den Stämmen webt — auch wenn das Rudel Rehe nicht da wäre! —, und in dem Spiel des Lichtes, das diese vorgeschobene Waldecke erfüllt. Etwas von dem Geheimsinnigen, das die religiösen Gemälde von Harnisch haben (vgl. seine »Flucht nach Ägypten« im Dezemberheft 1915 und seine »Vision« im Juniheft 1915), begegnet uns auch in diesem einfachen Stück Landschaft.

Luft- und Lichttöne sind es auch, die den Reiz in H. Matthiessens Innenraum ausmachen. Absichtlich ist eine weiche, sanfte Stimmung gesucht, sonst hätte sich ja ohne Mühe durch die Fruchtschale oder den Blumenstrauß ein lebhafterer Farbengegensatz in das Bild bringen lassen. Aber hier sollte wohl die gedämpfte Politur des Birnbaumholzes, in dem sich doch vom Schrank zu dem Tisch und den Stühlen das Licht so verschieden bricht, den Grundklang behalten. Sehr fein ist der Halbschatten auf dem mittleren Bild an der Wand wiedergegeben, dessen Goldrahmen gerade dadurch ein so eignes Leben gewinnt. Man denke an Innenräume von Max Fabian und Ernst Kolbe in Berlin, denen der noch in der Entwicklung stehende Maler dieses Bildes denn auch wohl manche Anregung verdankt.

Von Kurt Haase-Jastrow haben wir erst kürzlich (Novemberheft 1915) ein Innenbild aus dem Schloß von Freienwalde gebracht. Das leidenschaftliche Empfinden für die Farbe, von dem jenes Bild zeugte, finden wir auch in dem Mädchenkopf wieder; nur daß wir es dort mit einem Ölbilde, hier mit einem Pastell, einem Farbstiftbilde, zu tun haben, das schon durch seine Technik zurückhaltender wirkt und — für manchen ein besonderer Reiz! — mehr noch die Hand des Künstlers sehen läßt.

In dem Gemälde des Wiener Malers Robert Scheffer, das er »Anno dazumal« nennt, haben wir eine Verbindung von Innenraum und Bildnis mit der Zutat des bewußt Altertümlichen. Es ist für den Bildnismaler ein altes und vielbehandeltes Problem: ein sachliches wie formales Gleichgewicht herzustellen zwischen Raum- und Menschenbildnis, sich gleich weit entfernt zu halten von dem Pole einer charakterlosen Hintergrundräumlichkeit und dem einer Raumgestaltung, die als Selbstzweck auftritt. In Wilhelm Waetzoldts »Kunst des Porträts« findet man darüber viel kluge und feine Beobachtungen. Die tatsächliche Entwicklung der Innenraumdarstellung im Bildnis führte zur Befreiung des Raumbildnisses von dem des Menschen in ihm. Schon in den Innenbildern der Biedermeierzeit ist diese Bewegung zu spüren. Bei Kersting wie bei Friedrich gewinnt bereits die gesamte Umwelt, als Zeugnis der stilgebenden Lebensgesinnung der Zeit, mehr Bedeutung, als ihr der Menschenmaler allein zugestehen dürfte; die Gestalt des Menschen ist auf dem Wege, ein Glied des Gesamtstillebens zu werden, vom Künstler mit kaum mehr Liebe bedacht als irgendein Schrank: der Mensch, sagt Waetzoldt, möbliert das Interieur. Um dem Menschen noch mehr von seiner Eindruckskraft zu entziehen, gibt man ihn in solchen Bildern gern von seiner unbeseeltesten Seite: von hinten. Man denke nur an Trübners Heidelberger Bild mit dem Ausblick durchs Fenster. Öfters spielt dabei der Spiegel eine Rolle, indem man ihn das Rücken- oder Seitenbildnis ergänzen läßt. Natürlich bringt er nicht den unmittelbaren, natürlichen Eindruck. Das Glas bewirkt vielmehr eine gewisse Abstimmung aller Lichter und Farben zu einem freilich ganz schwachen einheitlichen Ton. Und diese Abstimmung wiederum sorgt für eine gewisse Entfernung. Einem Bilde wie dem unsrigen, das den Betrachter doch in die Stimmung einer vergangenen Zeit versetzen will, muß dieser Kunstgriff für seine Absichten besonders willkommen sein.

Robert Scheffer (geb. 1859) zeigt seine Altwiener Sittenbilder und Landschaften seit Jahren auf allen großen Ausstellungen Österreichs und Deutschlands. Selber ein Schüler der Wiener Akademie (Prof. Trenkwald), leitet er schon seit geraumer Zeit in seiner Vaterstadt eine vielbesuchte Malschule, nachdem er sich seine letzte Ausbildung in Karlsruhe bei Ferdinand Keller geholt hatte.

Die Ansicht von Dordrecht mit dem Blick auf den mächtigen Turm der gotischen Kathedrale ist ein Werk des belgischen Malers Henry Cassiers (geboren 1858 in Antwerpen). Cassiers (auf dem Einschaltbild ist der Name leider falsch gedruckt) wohnt in Brüssel, malt aber meistens in Holland, wo er sich den Landschaften mit Figuren, Stadt-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ansichten und Seestücken widmet. Werke von ihm besitzen die Museen in Brüssel (Kirche zu Volendam), Antwerpen, Namur, das Luxembourg-Museum zu Paris und die Moderne Galerie zu Rom. Er bevorzugt das Aquarell und hat sich, seit Jahren Vorsitzender der Kgl. Belgischen Gesellschaft der Aquarellisten, als Schöpfer wirkungsvoller Plakate sowie als Illustrator großer Prachtwerke hervorgetan. Mit einer reichen Farbengebung verbindet er eine lebhafte, fesselnde Gruppenbildung und einen wirkungsvollen Aufbau.

Albert von Kellers reife Kunst zeigt sich uns in diesem Hefte von zwei Seiten. In der Abendgesellschaft tritt er uns als der elegante Gesellschaftsmaler entgegen, als ein Geschmackskünstler ersten Ranges, in der Bildhauerin, einer seiner jüngsten Schöpfungen, bewährt er seinen alten glänzenden Ruf als Kenner und Maler der modernen Frau oder besser Dame, denn alle seine gepflegten weiblichen Erscheinungen sind Herrscherinnen der feinen Gesellschaft, Töchter der Kultur und der Sittenverfeinerung. Auch von diesem Bilde gilt das treffende Wort, mit dem Benno Rüttenauer hier vor drei Jahren (Märzheft 1913) die Kunst des Münchner Meisters gekennzeichnet hat: »Nicht Frauenporträtist ist Keller, sondern Frauenmaler, in dem Sinne des Wortes, wie man von Landschaftsmalern, Blumenmalern usw. spricht, und er hat allen Grund, stolz darauf zu sein.«

Willi Jaeckels, des Berliner Sezessionisten, Gemälde »Sturmangriff« wird auf den ersten Blick durch seine starke Realistik manchen erschrecken. Aber muß nicht ein Krieg wie dieser, der an Erbitterung und Schrecken alle seine Vorgänger übertrifft, auch den Künstler, der etwas von seinem Wesen packen und festhalten will, zur äußersten Kraftanspannung des Ausdrucks treiben? Mit den Idealen Wilhelm von Kaulbachs, so schön friedlich-harmonisch, so weich und wohlgebildet, wie er seine Hunnenschlacht gemalt hat, bei der doch die Geister der Erschlagenen in den Lüften noch weitergekämpft haben, wird heute kein Maler mehr ein Schlachtenbild zuwege bringen, wenigstens keins, das zum Gefühl der Gegenwart spricht. Da heißt es, aus den Wolken der Geschichtsphilosophie, die Kaulbach umhüllten, herniedersteigen zur erdhaften, blutigen, grausigen Wirklichkeit und nicht erschrecken vor dem Todeskrampf, wie es schon der Belgier Wiertz und der Russe Wereschtchagin nicht taten. Doch bleibt dies Bild des jungen Berliner Malers wirklich befangen im Realismus oder gar Naturalismus? Durchaus nicht! Dieser »Sturmangriff« ist von der Nachahmung der Wirklichkeit so weit entfernt, daß er nicht einmal etwas real Geschautes, einen Ausschnitt einer bestimmten Schlacht darstellt, sondern vielmehr aufzufassen ist als die Vision eines Zuhausegebliebenen, als ein gemalter Zustand. Daher das Großzügige in dem Bilde, was auf den ersten Blick roh oder kraftprotzig erscheinen mag; daher der Versuch, den lebendigen Willen und das Sterben zu monumentalisieren; daher die so stark betonte Gegenüberstellung der menschlichen Leidenschaft zu der kühlen Gleichgültigkeit der Landschaft. Daß es Deutsche, Belgier und Engländer sind, die hier kämpfen, ist an sich gleichgültig, die Uniformen sind eigentlich nur Notbehelf. Wir wissen von dem Künstler selbst, daß er sich schon vor drei Jahren, als noch Friede im Lande war, die Aufgabe stellte, eine antike Kampfszene zu malen. Die Aufgabe blieb damals ungelöst und tauchte unter. Erst dieser Krieg brachte sie wieder an die Oberfläche, und jetzt gestaltete sie sich unter dem Atem des furchtbaren Erlebnisses gleichsam von selbst.

Freilich hatte den Künstler seine innere Entwicklung schon seit geraumer Zeit darauf vorbereitet. An der Akademie in Breslau, seiner Vaterstadt, hatte Jaeckel bei einem vorzüglichen Lehrer der alten Schule, dessen Lieblingsspruch war: »Erst gehen lernen, dann tanzen!«, die tüchtige handwerkliche Grundlage für seine Kunst gelegt, ehe er — an der Dresdner Akademie — mit dem modernen Impressionismus bekannt wurde. So stand er denn auch dieser Erscheinung, die so manchen verwirrte und aus den Angeln seiner natürlichen Begabung hob, keineswegs mehr kritik- und hilflos gegenüber, sondern trat ihr mit der Erkenntnis und Überzeugung entgegen, daß es viel Wesentlicheres gebe, als nur einen Eindruck zu gestalten. Ihm bestimmten jetzt und in Zukunft die absolute Gestaltung, das innerhalb des Rahmens räumlich entwickelte Bild und der möglichst starke Ausdruck eines inneren Erlebnisses die Art seines Schaffens. Als dann der Krieg hereinbrach, als die ersten Tage und Wochen mit ihren unerhörten Kraftäußerungen und ihrer raschen Folge von Siegen ihn mitrissen, da brauchte er aus diesem verdichteten Gefühl nur eine Form zu schaffen, und es wurde ein Denkmal dessen, was wir schaudernd, aber auch gewaltsam über uns selbst erhoben alle erlebten.

Das Bildnis des Leutnants Otto von der Linde von Alfred Hamacher gilt dem Gedächtnis einer Ruhmestat, die noch frisch in unser aller Gedächtnis lebt. Dieser junge Leutnant im fünften Garderegiment zu Fuß, Sohn des Amtsgerichtsrats von der Linde zu Potsdam, war es, der Ende August 1914 durch einen kühnen Handstreich mit ganzen vier Mann das Fort Malonne vor Namur nahm.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Herein konnte ich selbst nicht,« heißt es in dem durch die Zeitung bekannt gewordenen Briefe an seinen Vater, »weil die große Brücke über den großen Wassergraben zurückgezogen war. Als der Kommandant uns bemerkte, rief ich ihn an, redete ihm vor, daß ein ganzes Regiment unsrer Artillerie draußen im Walde stände und das Feuer sofort erfolgen würde, wenn noch eine Minute mit der Übergabe gewartet würde. Der Kommandant ließ die Brücke herunter, und wir betraten das starkbefestigte Fort. Ich ließ jeden einzelnen vortreten. Wir untersuchten sie. Die Waffen mußten sie im Fort lassen. Meine vier Leute hatten das Gewehr im Anschlag. Der Kommandant des Forts übergab mir seinen Säbel. Dann ließ ich die Belgier in eine Ecke treten ...« Nun, jedem wird der Verlauf der kühnen Tat wieder einfallen, bis zum Hissen der aus einer belgischen Hose, einem Hemd und einer roten französischen Bauchbinde hergestellten deutschen Fahne. Der Kaiser verlieh dem Leutnant dafür den Orden Pour le mérite, seine Leute wurden zu Unteroffizieren befördert und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Später an die Ostfront kommandiert, erhielt Linde bei dem Durchbruch der Division Litzmann einen schweren Schulterschuß. Während seiner Genesung in Potsdam hat ihn Hamacher, der schon vorher im Hauptquartier Ost war, um Hindenburg für die Stadt Magdeburg zu malen, in der ganzen knabenhaften Frische seiner Erscheinung porträtiert.

Das Kopfbild dieser Abteilung, »Die Vesperstunde«, zeigt ein bisher ziemlich unbekannt gebliebenes Gemälde von dem 1901 verstorbenen Dachauer Maler Arthur Langhammer. Er war wohl der feinste und poesievollste derer, die mit Dill und Hölzel die neuere Dachauer Malerkolonie bildeten, und schon eine in sich geschlossene, vielseitige Künstlerkraft, als er nach Dachau übersiedelte. Aber seine Entwicklung dort bewies, daß der Kreis seines Könnens noch keineswegs erfüllt war; manches von ihm erinnert an Leibl, namentlich seine »Alte Dachauerin«, die wir im Augustheft 1909 als farbiges Kunstblatt gebracht haben. Leider war ihm nur ein Alter von siebenundvierzig Jahren vergönnt. Aber von seiner Kunst zeugen neben älteren Bildern, zu denen das hier gezeigte gehört, die der Dachauer Galerie einverleibten Werke aus der letzten Zeit seines neuen Ringens. F. D.

Einsam

Und trachtet ihr auch mit Zwingen und Zangen
Zu ihr zu gelangen
Mit listigem Licht,
An meine Seele rührt ihr nicht!

O Wundermär:
Ich sah um mich her
Und fand keinen, der sich selbst gehörte.
Arbeitslast,
Arbeitshast
Allen wehrte
Sie selber zu sein;
Wie am Baume doch jedwedes Blättelein
Sich selber ist eigen.

Orgelstimmen steigen:
Wahr' deine Ruh,
Seele, sei du!

Hermann Claudius

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Fortinbras — Das Wiedererwachen des Helden- und Vaterlandsdramas — Das Friedewünschende Deutschland — Fulda und Sudermann — Hauptmanns »Biberpelz« im Deutschen Theater — Ivo Puhonnys Marionettentheater — Theaterschriften von Schlodtmann, Stümcke und Jacobsohn

So war es noch immer, im Staatsleben wie in der Kunst: sobald nur auf einem bestimmten Gebiet ein entschlossener Tatwille sich regt, wachsen ihm aus der näheren oder ferneren Vergangenheit bisher übersehene Vorläufer und Verkünder zu, die seine Notwendigkeit vorausgesehen und seinen Absichten vorgearbeitet haben. Gleich Rinnsalen im Waldboden zogen sich diese bald schwächeren, bald stärkeren Bekenntnisse zur Notwendigkeit einer gründlichen Stahlkur unsrer vaterländischen Dichtkunst aller Enden durch kritische und schöpferische Schriften, aber offenbar, wirksam und mächtig wurden sie erst in dem Augenblick, als sie sich unter dem Wetter des Krieges zu einem Laufe zusammenfanden und gemeinsam das nicht länger verhüllte Ziel suchten.

Und welches ist dieses gemeinsame, von allen Mutigen und Zuversichtlichen ersehnte und erstrebte Ziel? Dieses Befreiungs- und Erfüllungsmal, nach dem alle verlangend die Arme ausstrecken, die des Kleinmuts und Zweifels, der haltlosen Verwirrungen und Verzückungen, der romantischen Wolken- und Nebelgebilde unsrer Dichtung überdrüssig sind und nach klaren Willensentscheidungen, fester Wirklichkeitsarbeit drängen? Keiner wohl von all den Propheten hat es kürzer und markiger gesagt als Julius Bab mit dem einen Wort Fortinbras, das er als Kern- und Kennwort über ein wenige Monate vor Kriegsausbruch erschienenes Buch gesetzt hat (Berlin, Georg Bondi). In dieser zusammenhängenden Reihe von Vorlesungen schildert er den Kampf des neunzehnten Jahrhunderts mit dem Geiste der Romantik, als deren verkörpertes Sinnbild ihm Hamlet erscheint: Hamlet, der immer Bedenkliche und immer Tatlose, der Zynische und Schwärmerische, der erkennende, aber willenlose Geist, der, statt der gestaltenden Kraft Ziele zu setzen, sich selbst als Ziel in die Mitte des Seins stellt. Der Gegenpol dieses Hamletgeistes aber, sein uranfänglicher und ewiger Widersacher ist Fortinbras, der Mann in weißem Panzer, der am Schluß der Shakespearischen Hamlettragödie auf die Bühne kommt, mit gelassener Selbstverständlichkeit die Hand auf die erledigte Krone legt und seine Truppen feuern heißt. Es ist das Bild des vollendeten Realisten, des wirklichen, tätigen Menschen, der keinen Befehl vernimmt als den, die Kraft auszuwirken, die ihn erfüllt, der Mann der Gegenwart und der Zukunft, von dessen Gesicht Hamlet schon vorher, als sich an ihm selbst der Verfall des Willens durch das unfruchtbare Wissen am vollkommensten zeigte, sein eignes Todesurteil gelesen hat. Mit Fortinbras mahnt uns der Dichter an die zweifellose Gewalt und Pflicht alles fruchtwilligen Lebens, ohne Haß, ohne Geringschätzung gegen die Seele des andern, die da den Zweifel und den Tod bedeutet, aber doch mit unverkennbarem Aufruf für jenen, der die Tat und den Sieg bedeutet. Und so auch ist es der letzte Sinn der Babschen Betrachtungen, dem lange Jahrzehnte durch unsre Literatur und unser Leben spukendem Hamletgeiste das Bild des Fortinbras entgegenzustellen, zu zeigen, wie in hundertjähriger Bemühung tatwillige Geister solch Bild immer wieder erhoben haben, als eine Flagge, die abruft von romantischem Versinken, hin zu Wirklichkeit und Willen.

Der Begriff Romantik wird hier freilich beträchtlich weiter gefaßt, als sonst in unsrer Literaturgeschichte üblich. Bab versteht darunter die Weltanschauung des Erdentrückten, Jenseitigen, die das Höchste nicht sucht in der Entfaltung, sondern in der Überwindung des Lebens, nicht im weltlich tätigen, sondern im reinen ruhenden Geiste, die noch einmal den Ansturm wagte gegen die von Kant und Goethe gesicherten Erfahrungs- und Wirklichkeitswerte. Kant hat die Vorherrschaft der praktischen Vernunft verkündet, Goethe dem »immer strebenden Bemühen« die Erlösung verheißen — Novalis, der Verehrungswürdige, und all jene, die, seiner kaum würdig, nach ihm kamen, flohen aus dem Tag weltfroher Tätigkeit und suchten das Dunkel, in dem das Wirkliche, die Welt abgegrenzter Gestalten erlischt, um einem dumpfen Urgefühl des Ganzen Platz zu machen.

Babs Betrachtungen gehen die lange Reihe der romantischen Gestalten durch, von den Brüdern Schlegel, die der Figur des Hamlet in Deutschland Volkstümlichkeit und nacheifernde Teilnahme erobert haben, von Brentano, dem Wundergläubigen, hemmungslos Reizbaren, Widertätigen, über Byron, den »Dämonischen«, durch den die Romantik eine Mode der Gebildeten in Europa wurde, bis auf Richard Wagner und Ludwig II., bis auf Vollmoeller, Ernst Hardt und Hugo von Hofmannsthal. Dazwischen aber, beginnend schon mit Heinrich von Kleist, erheben sich von Geschlecht zu Geschlecht immer grimmiger und bewußter jene tatfrohen Fortinbrasnaturen, die danach ringen, sich dem romantischen Hamletideal zu entziehen. Wohl ist Kleist gefallen im Kampf mit seiner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eignen romantischen Seele, aber in ihm lebten wirklichkeitsstolze Schaffenskräfte, und sie waren es, die Hermann den Cherusker, den sicher in sich selber ruhenden, allen romantischen Schmerzen und Zweifeln mit wildem Willensaufschwung entronnenen Tatmenschen, und den Prinzen von Homburg, den aus romantischer Schwärmerei zur Einordnung, zur Gesetzwilligkeit, zum Staatsgehorsam bekehrten brandenburgischen Offizier, hervorgebracht haben. Auch Chamisso, der sich aus einem heimatlosen Emigranten mit Bewußtsein und Willen zu einem wissenschaftlichen Forscher und preußischen Beamten entwickelte und seinen Peter Schlemihl das Glück der Arbeit, der dienenden Einfügung in die schaffende Welt finden ließ, ist ein deutliches Beispiel für den Widerstand des erdtreuen Menschengeistes gegen den romantischen Zustand. Ja, selbst in dem vornehm zurückgezogenen Platen, dem die Kunst aus einem Ur- und Vorbild zu einem Ersatz des Lebens ward, und in Heine, der sich selber den »letzten abgedankten Fabelkönig der Romantik« nannte, dem Haß und Kampf die Losung des Lebens war, lassen sich Merkmale antiromantischen Wesens nicht verkennen. Ungleich höher und kerniger jedoch ist Immermann über die Romantik emporgewachsen in die freie Luft eines erdfrohen, kulturgläubigen Charakters. Er ist in seinen Werken oft abgeirrt vom geraden Wege seiner stolzen Männlichkeit und irdisch frommen Sachlichkeit, aber in seiner Ganzheit steht er da als die unumstößliche Bildsäule eines großen, wahren und treuen, tüchtigen und sehnsüchtigen, ernsten und heiter religiösen Deutschen, in dem unser Nationalcharakter, unser deutsches Herz sich widerspiegelt, so tief und rein, wie kaum in einem andern. Zur vernichtenden Tragödie wurde die Feindschaft zwischen Hamlet und Fortinbras in Nietzsche: die Romantik stieß ihn mit solcher Gewalt ab, daß die Kugel, den Weltkreis des Möglichen durchlaufend, zu ihr zurückkehren mußte, zurück in die Sphäre wirklichkeitsfremder Tatenlosigkeit. —

Wir übergehen die negativen Erscheinungen, die uns im Kampf der romantischen und der realistischen Idee auf ihrem beiderseitigen Abstieg ins Philistertum, in den Snobismus und die Kunstspielerei, in die stumpfe Machtvergötterung, den Materialismus und den Monismus begegnen, und kehren uns dem fruchtbaren Wendepunkte zu, wo sich dieser Herrschaft des Philistertums (1870—1885), die die Kunst zum bloßen Zeitvertreib erniedrigt hatte, ein Geschlecht neuer Geister entgegenstellt, wo die Epoche des Naturalismus eine Erneuerung des Lebensgefühls heraufbringt. Mehr noch als die bisherige Entwicklung überschreitet diese neue die deutschen Grenzen und wird zu einer internationalen. Aber wohin wir während des letzten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts blicken, ob auf unsern Gerhart Hauptmann, dessen Weltgefühl immer im Erleiden wurzelt, dessen Kunst versagt, sobald sie nach heroischen Gestalten langt, ob auf den Norweger Ibsen, den Dichter der »Kronprätendenten«, des »Brand«, des »Peer Gynt«, des weltgeschichtlichen Trauerspiels »Kaiser und Galiläer« und den skeptischen Moralkritiker der modernen Gesellschaftsdramen, ob auf den Schweden Strindberg, der im Ringen mit der Romantik an der grenzenlosen Überspannung des auf sich selbst trotzenden Geistes zerbrach, ob auf die Russen Tolstoj und Dostojewsky, die ewig Suchenden, Form- und Grenzenlosen, die nur eine Sehnsucht kennen, die Sehnsucht nach einem Leben im Geiste und in der Wahrheit, deren Menschen nicht handeln, sondern nur mit sich geschehen lassen — überall eher Hamlet als Fortinbras!

Aber mit Dostojewsky ist das Wesen der christlichen Romantik vollendet und erfüllt. Der Rückschlag zur Behauptung des Ich, zur Bejahung des menschlichen Zusammenhangs, der gesellschaftlichen Einordnung kam von Ibsens geschichtlichem Gegenspieler, seinem Landsmann, seinem Freund und Feind Björnson. Als formender Künstler seinem Gegenfüßler unendlich unterlegen, hat er immer Tat und Ziel vor Augen, wehrt er alles schwärmerisch Grenzenlose ab, drängt er in all seinem Wesen und Schaffen nach bürgerlich bauender Arbeit. Ähnlich sein südliches Widerspiel Zola. Auch er ein ungebrochener Willensmensch, auch sein Leben ein einziger Lobgesang der Kraft, auch er ein Sieger von Geburt, wenn auch in seinem Denken und Schaffen ohne elementare Bedeutung und eher ein Sklave als ein Meister des Milieus, das er zu seinem Helden machte. Aber eine ungeheure Lebenskraft und Daseinsfreude deutet hier den hauptsächlichsten Stoffzuwachs des neunzehnten Jahrhunderts ins Erdgläubige, Wirklichkeitsfromme, Schaffenstrunkene um. Mag die künstlerische Gestaltung noch so romantisch, ja phantastisch sein, ein innerster Erzieherdrang, eine lebenszuversichtliche Schaffenslust ergießt sich aus gesund kindlicher Seele unmittelbar ins Meer der Wirklichkeit.

Was aber ist der Anteil, den die deutsche Nation beigesteuert hat zur Neuaufrichtung dieses realistischen Lebensgefühls? Wer verwaltet bei uns das Goethische Erbe? Wir dürfen Gottfried Keller nennen, der schon der Vision des Luftschiffes den bekränzten Becher darbrachte, der nichts öfter und teilnahmsvoller dargestellt hat als die Bekehrung grenzenloser Schwärmer zu gehaltenen Bürgern, hamletischer Melancholiker zu tätig frohen Menschen; wir dürfen Liliencron aufrufen, den ersten bis

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in den Kern nichtromantischen Lyriker nach Goethe — um Weltbeweger von schöpferischer Leidenschaft zu sein, fehlt es beiden, dem Schweizer wie dem Niedersachsen, an freier Weite und geistigem Wuchs. Der wahre große deutsche Bezwinger der Romantik war als ein grundfremder Zeitgenosse des philistrischen Ungeistes übersehen worden: er hieß Hebbel. Erst seit etwa fünfzehn Jahren vollzieht sich seine Wiedergeburt im deutschen Bewußtsein: »Gyges und sein Ring« ist fünf Jahre später als Hauptmanns »Weber« in der deutschen Reichshauptstadt zum erstenmal aufgeführt worden! Wir wollen darob nicht murren, denn um so näher und lebendiger steht dieser Wegebereiter nun in unsrer Mitte als der erste, der in dem Kampfe gegen die Romantik Sieger geblieben ist, und zwar mit dem offenen, ungetrübten Blick für die Größe und die tragisch blutige Notwendigkeit der Weltordnung. Denn sein ewiges, immer wiederkehrendes Thema ist die Zerstörung und die Wiederherstellung des Zusammenhangs der Einzelpersönlichkeit mit dem Ganzen, des Ichs mit dem Sein und Willen der Welt. An seinem Schwerte klebt Schweiß und Blut, er hat nichts von der sonnigen Heiterkeit Goethes — und doch: »wir sind Hebbel, dem Harten, dem Heftigen mehr Dank schuldig als irgendeinem Vollendeten. Er ist der festeste Fels, auf den die neue Kirche gebaut werden kann« ...

Bab, scheint mir, würde gut daran getan haben, mit diesem überzeugenden und eindrucksvollen Bilde das Gewebe seiner schließlich doch programmatischen Gedanken einstweilen abzubrechen. Nur selten überschreitet der Prophet ungestraft die Schwelle der Gegenwart. Jedenfalls ist er in der Wahl der drei »Vertreter des neuen, kriegerisch frommen Geistes«, also der drei Fortinbrase der Gegenwart, nicht sehr glücklich gewesen. Der Ire Shaw mag mit seinem Bemühen, Sozialismus und Individualismus zu versöhnen, in demselben Boden wie Hebbel wurzeln, er mag mit seinem Haß gegen die problematische Romantik, die »Schmach der modernen Menschheit«, wie er sich ausdrückt, und mit seinem giftigen Spott gegen die wirklichkeitslose Schöngeisterei, die Hölle untätig sinnlichen Selbstgenusses, auf den Wegen Björnsons, Zolas und Hebbels wandern, die Art, wie er seine Lebensbotschaft vorträgt, bleibt doch zu sehr im Gestaltlosen, Verneinenden und Selbstbeschränkten, bloß Witzigen und Geistreichen befangen, als daß sie wahrhaft lebendig werden könnte. Und der Fläme Verhaeren? Zugegeben, daß sein »brennender Wille zum Sinn« ihm selber als die Befreiung aus den Kerkern romantischer Verzweiflung erschien, wie tief er noch in dem verfluchten dumpfen Mauerloch steckt, haben uns zu Beginn des Krieges seine haßverblendeten, wildwütigen Verse auf den »germanischen Sadismus«, die »abgeschnittenen Kinderfüße in der Tasche der deutschen Soldaten« bewiesen. Bab selbst hat in einem neuen, eben erschienenen Buche, das Aufzeichnungen und Betrachtungen aus diesen zwei Kriegsjahren enthält (»Am Rande der Zeit«; Berlin, Oesterheld & Ko.), in einem offenen Brief an den immer noch »lieben und bewunderten Meister« schmerzlich gefragt, wie es möglich war, daß den Belgier nicht sein Dichtergefühl für menschliches Wesen davor bewahrte, einem ganzen Volke, das in Waffen geht, Schändung, Meuchelmord, Grausamkeitswollust nachzusagen. »Warum, warum mußten Sie Anwalt einer Partei werden, ein Anwalt, der mit gehässig advokatorischer Verallgemeinerung aus vier Millionen deutscher Menschen eine Horde wahnsinniger Mörder macht?« Die Schuld an solcher abscheulichen Verleumdung der »übermächtigen Verwirrungskraft dieser Kriegslust« zuzuschieben, geht nicht an: es muß, gelinde gesprochen, ein Bodensatz trübster, unausgegorener Romantik in einem zurückgeblieben sein, der seine Kunst zu solchen Abdeckerdiensten erniedrigen kann, wenn er auch in noch so mächtigen Rhythmen die lebensschäumende Schönheit der modernen Großstädte, der riesigen Weltwirtschaft, der himmelstürmenden Technik besungen hat und Gott in jeder entfalteten Blüte, jedem Puls der Arbeit sichtbar werden sieht.

Den dritten Gegenwartsbezwinger der Romantik erblickt Bab in Richard Dehmel. Und hier scheint ihn seine aus feinsinnigstem Verständnis geborene Ahnung nicht irregeleitet zu haben. Seine Ahnung, sage ich, nicht seine Erfahrung. Denn was er für Dehmels siegreiche Selbstbefreiung »von dumpfer Sucht zu lichter Glut«, für seine Genesung aus dem chaotischen Ungestalten zur bewußten Selbstzucht, für seine Versöhnung des triebhaft Dunklen mit dem hellen Kosmos der Gotteswelt anführt, das ringt sich aus den Fesseln des Gedachten, Selbstherrlichen und Einsamen doch noch zu wenig los, als daß wir es schon als Sieg des gestaltenden Künstlers feiern möchten. Es fehlt das Erlebnis der großen objektiven Tat. Das aber ist dem Dichter der »Zwei Menschen« inzwischen zuteil geworden; in der freiwilligen tätigen Teilnahme am Kriege hat seine einsame »Wollust zur ganzen Welt« einen neuen Gemeinschafts- und Wirklichkeitsinhalt gefunden. Wenn es uns seine Kriegslieder nicht schon gesagt hätten, so hätten wir es der aus tiefaufgepflügter Seele brechenden Kriegsansprache entnehmen können, mit der der Feldgraue, das Band des Eisernen Kreuzes vor der Brust, eine andächtige Hörerschaft kürzlich bis ins Innerste ergriffen und erschüttert hat.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mancherlei Anzeichen für eine glückliche Wiedererweckung des hochgestimmten Vaterlands- und Heldendramas glaubt das sehnsüchtige Auge jetzt schon hier und da zu entdecken. Fortinbras braucht nicht immer im historischen Gewande zu kommen, er muß aus den Gefilden hoher Ahnen auch herabsteigen können in die Gegenwart, um sich mit klammernden Organen an die Welt und ihre Geschöpfe zu halten, an die eisernen und stählernen Wirklichkeiten des Gewerbes und der Technik, die dem modernen Leben das Gepräge geben. Wir haben schon mancherlei Zeugnisse auch für diese Entschlußkraft der Dichtung, so daß es willkürlich scheinen mag, wenn ich aus ihren Reihen ein so bescheidenes Werkchen herausgreife wie Edwin Krutinas dramatisches Gedicht »Der Flieger« (Berlin-Charl., Felix Lehmanns Verlag). Aber was diesen flammenden Lobgesang auf den durch Überwindung ichsüchtiger Selbstherrlichkeit und durch soziales Mitleiden gereinigten Promethidendrang des kämpfenden Menschen (»Die Kraft zum Werke, der Glaube ans Menschentum!«) von ähnlichen Versuchen glücklich unterscheidet, das ist seine Beseelung des Romantisch-Allegorischen zum Geistigen und Persönlichen. Um sich solcher Befreiung aus den Fesseln der Allegorie und Moralisiererei bewußt zu werden, um den ganzen Empfindungs- und Betrachtungsunterschied zwischen heute und ehemals zu begreifen, muß man die bei Krutina auftretenden »Erscheinungen«, nichts andres als Schwächen und Kräfte des ringenden Menschengeistes selbst, einmal mit der breitspurigen, weitläufigen und schwerfälligen Schulmeisterei vergleichen, deren sich ein Barockpoet wie Johann Rist in seiner »unvergleichlichen moralischen Aktion«, dem Kriegsspiel »Das Friedewünschende Teutschland« befleißigt. Und doch zählte dieser holsteinische Pfarrer und Zeitgenosse des Dreißigjährigen Krieges, wie Heinrich Stümcke in seiner geschickt bearbeiteten Neuausgabe des Schauspiels (Gotha, Fr. Andr. Perthes) mit Recht betont, nicht bloß zu den fruchtbarsten und vielseitigsten, sondern auch zu den lebenserfahrensten, beweglichsten und — bühnengewandtesten Schriftstellern seines Jahrhunderts. So ein Blick in unsre literarische Vergangenheit kann manchmal sehr heilsam sein, wäre es auch nur, um zu ermessen, welchen langen und mühsamen Weg wir seitdem zurückgelegt haben.

Gebräche es uns noch an Beweisen, wie heftig es schon heute unsre Dramatik nach Stoffen und Fragen der verwandelten Gegenwart zieht, so könnten sie uns zwei Bühnenschriftsteller wie Fulda und Sudermann liefern, die immer noch gewußt haben, wohin der Zeiger an der Uhr des Publikumserfolges gerade weist. Sie waren Gesellschaftsdramatiker, als die soziale Teilnahme in ihrer Blüte stand; sie wurden Romantiker, als die Leere der Zeit zur Flucht aus der Gegenwart trieb, und sie verwandeln sich wieder in Zeitschilderer, nun ein neuer Wein in die alten Schläuche strömen will. Ludwig Fulda hat dieser Wandlung in seinem jüngsten Schauspiel »Der Lebensschüler« gehuldigt, einem Gesellschaftsbilde aus der Berliner Kunst- und Lebewelt, dessen spielerische, an französische Vorbilder gemahnende Oberflächlichkeit durch die gewaltsamen kriegerischen Zutaten erst recht in peinliches Licht gesetzt wird; Hermann Sudermann hat demselben Umschwung in den drei »szenischen Bildern aus kranker Zeit« seinen Tribut gezollt, die hier schon im Februarheft gewürdigt worden sind. Eins von diesen Stücken aus »entgötterter Welt«, das mittlere, zweifellos bewegteste und wirkungsvollste, das fünfaktige Schauspiel »Die gutgeschnittene Ecke«, gleich dem Fuldaischen ein Kultur-, besser Unkulturbild aus dem übermodernen Berliner Kunst-, Geschäfts- und Gesellschaftsleben, hat inzwischen das Berliner Lessingtheater aufgeführt. Mit nicht geringem äußerem Erfolge, wie vorauszusehen war, denn wer wäre nicht gern dabei, wenn ihm ein in allen Wassern gewaschener Gesellschaftskundiger, ein in allen Sätteln gerechter Bühnengewaltiger satirisch beleuchtete Typen aus seinem wohlvertrauten Lebenskreise verspricht. Und daran fehlt es in diesem Fünfakter wahrlich nicht. Da ist die vom Futurismus besessene junge Frau, die sich, um emporzukommen, einem jener literarischen Nichtstuer und gewissenlosen »Amoralisten« in die Arme geworfen hat, die mit ihren Beziehungen wie mit ihren Überzeugungen Handel treiben; da ist eine »dämonische« Nacktänzerin, die den gottbegnadeten Rhythmus ihrer Glieder der Allgemeinheit schuldig zu sein glaubt; da ist der machtgierige, allen überneuesten Moden nachjagende Kunsthändler, der seiner Freundin, einer triumphhungrigen Diva, um jeden Preis ein eignes Theater schaffen will; da ist der Terrainspekulant, der sich an fremden Pleiten mästet und sein Grundstück am Cäciliendamm, die berühmte »gutgeschnittene Ecke«, heute unter den Fittichen der Kunst einer Volkstheatergründung, morgen aus sozialen Gründen einem Warenhause zur Verfügung stellt; da ist der jüdische Schmock, der sich von Kunsthändlern und andern Spekulanten seine Reklamenotizen diktieren läßt; da sind die Herren Stadtverordneten, die sich, je nach ihren persönlichen kleinen Empfindlichkeiten oder gewichtigen Interessen, bald so, bald so gängeln lassen — eine ganze Welt von Sno-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bismus, Dekadenz, Eitelkeit und Verderbtheit, die da in einem westlichen Vorort Berlins von der geplanten Gründung des Neuen Volkstheaters in wirbelnde, wuselnde Bewegung gesetzt wird. Aber schafft man mit solcher Sammlung satirisch beleuchteter Gesellschaftstypen, mögen sie noch so echt gezeichnet sein, ein Drama? Auch nur eine »Tragikomödie«, wie Sudermann sein Zeitbild nennt? Was er dieser bellenden und geifernden Meute an positiven Kräften entgegenzustellen hat, der idealistisch angehauchte, aber in seinem eignen Hause mit den Schwären der Zeitkrankheit geschlagene Verlagsbuchhändler und Stadtverordnetenvorsteher Brandstetter, der geistige Vater des Volkstheater-Gedankens, und sein Sohn, der ehrliche Dichter, sie sind doch gar zu leicht zur Strecke gebracht, zumal wenn sich bei diesem der von den Gegnern schamlos ausgebeutete Verdacht, er strebe an dem zu gründenden Theater nach dem Direktorposten und der Aufführung seiner Dramen, bei jenem zu seiner Bravheit ein Herzleiden hinzugesellt. Ein satirisches Drama ist ein Unding, ein Widerspruch in sich selbst. Was sich dramatisch auswirken soll, braucht Kräfte, die sich der Brandung zerstörerischer Gewalten nicht bloß mit reiner, auch mit stählerner Brust entgegenwerfen und die in ihrem Herzen ein Teil vom Werte der Menschheit tragen. Diese tragische Bedeutung aber kommt weder dem jungen noch dem alten Brandstetter zu. So sehen wir sie

Aufn. Fritz Richard (Deutsches Theater, Berlin)

Max Pallenberg (Rentier Krüger) und Else Lehmann (Mutter Wolff) in Hauptmanns »Biberpelz« (Deutsches Theater, Berlin)

Aufn. Fritz Richard (Deutsches Theater, Berlin)

Hans Waßmann (v. Wehrhahn) in Hauptmanns »Biberpelz« (Deutsches Theater, Berlin)

ohne tiefere Erschütterung, ja ohne großes Mitleiden mit ihren redlichen Absichten den selbstsüchtigen oder schmutzigen Treibereien der andern erliegen und vermögen dem Glück im Winkel, das Sudermann dem in den Ruhestand getretenen längst verwitweten Alten zu guter Letzt noch von der treusorgenden Hand einer spät zur Hausfrau erhobenen Freundin aufbauen läßt, nur eine halbe Träne wehmütiger Rührung zu schenken. Für den »schönen, alles durcheinanderwerfenden Sturm«, den der prophetische Dichter — das Stück spielt in den letzten Friedensjahren — seinem »in Fett und Gier erstickenden Volke« wünscht, ist diese Stubenbehaglichkeit mit Schlafrock und Rückenkissen zuwenig, um Hoffnung und Zuversicht für das Kommende zu erwecken. Erst nach dem Kriege wird es sich erweisen, ob Sudermann noch in die Kampfreihen derer zu treten berufen ist, die nicht bloß den Finger auf die Wunden legen, sondern auch an ihrer Heilung mitarbeiten. Jedenfalls müßte er dann mehr an tätigen, schöpferischen Werten in die Wagschale zu werfen haben als hier, wo er sich in seinem — glauben wir's ihm! — heiligen Eifer, zu brandmarken, allzusehr in die — fast hätte ich gesagt liebevoll ausführliche Schilderung der Schuldseite vertieft, um für die Habenseite noch genug Kräfte zu behalten.

Was bei diesem Mangel an schöpferischer Beseelungskraft eine schwache Dichtung geblieben ist, entfaltet zum wenigsten in einigen Szenen die alte Sudermannsche Theatergeschicklichkeit aus seiner besten Zeit. Spielleitung (Viktor Barnowsky) und Darstellungskunst kamen ihr dabei zu Hilfe. Mehr und besser vielleicht, als es der zurückhaltenden, überall dämpfenden Art Brahms möglich gewesen wäre. Denn nun konnte Hermann Ballentins Grundbesitzer Sigismund Dänsch ungehemmt das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ivo Puhonny mit einer seiner selbstgeschnitzten Marionetten

ziehen, will es vorkommen, als könnte die Komödie nur auf diesen Schwingen in das zweite Vierteljahrhundert hinübergelangen. Zudem muß doch wohl der Dichter, der den Proben beiwohnte, seinen Segen dazu gegeben haben. Max Pallenberg als tauber, aber desto lauter polternder Rentier Krüger spielte den märkischen Quengler und Freisinnsmann zwar etwas in den süddeutschen Prozeßhansl hinüber, alle andern aber, besonders Diegelmanns bärenplumper Dussel von Ehemann, der ganz in ehrbare Biederkeit eingewickelte Schiffer Wulkow von Werner Krauß, auch Else Eckersbergs maulflinke, doch auch schon etwas wurmstichige Vierzehnjährige, ganze breitspurig selbstgefällige, protzenhafte Emporkömmlingstum des Berliner Bauspekulanten zur Schau tragen, Ilka Grüning als angejahrte Theaterdiva alle Fregattensegel ihrer Primadonnenherrlichkeit hissen, und selbst Albert Bassermann fand als biederer, idealistisch geschwellter Stadtvater und Volksbeglücker Theaterfutter genug, um sich nach voller Lust ins Zeug zu legen. Einsam und still, ein bescheidener Statthalter Brahmscher Überlieferung, schritt Karl Forest über die Bühne: sein Stadtverordneter Friese, der »auch Terrains hat« und mit Stillesein und Hoffen trefflich im Trüben zu fischen versteht, wurde in diesen sicheren Händen fast zu einer Ibsenschen Gestalt, unmittelbar aus dem pathoslosen Leben der Großstadt geschöpft und deshalb von einer unwiderstehlichen Überzeugungskraft.

Hauptmanns dramatisches Lebenswerk, jahrzehntelang von Brahm mit wahlverwandter Treue verwaltet, ruht jetzt bei Reinhardt. Nein, nicht: ruht — das wäre ein falscher, verfälschender Ausdruck. Vielmehr: es bewegt sich, schwebt, schwillt und entfaltet sich. Die Theaterwirkungen, die in Hauptmanns Stücken liegen und die bei Brahm gebunden blieben, ja mit Bewußtsein unterdrückt wurden, fangen jetzt erst an sich zu befreien. Das hat uns eben wieder die Aufführung des »Biberpelzes« am Deutschen Theater gezeigt. Bei Brahm war diese Komödie als ein breit und satt in sich ruhendes Zustands- und Sittenbild, ein wirklichkeitstreuer, doch auch etwas unbeweglicher Lebensausschnitt erschienen, jetzt entpuppt sie sich als munterer Sommervogel, nicht gerade um dem Schwank, aber doch dem Lustspiel in den Schoß zu eilen. Es gab erinnerungsselige Leute, die über diesen ehrfurchtslosen Bruch mit den naturalistischen Überlieferungen von 1892 entrüstet waren. Uns andern, die wir den unscheinbarsten Falter, wenn er nur fliegt, dem saubersten Präparat vor-

bewahrten sich ihre mit Oberspreewasser getaufte Echtheit. Hans Waßmann gab den Amtsvorsteher von Wehrhahn. Oskar Sauers

Aus Ivo Puhonnys Künstler-Marionettentheater: Goethes Pater Brey

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus Ivo Puhonnys Künstler-Marionettentheater: Caruso

unvergeßliche Leistung konnte seine neue Gestaltung nicht überschatten; aber es ist ein gleich gutes Zeugnis für die Rolle wie für ihren jüngsten Darsteller, daß sich diese Figur auch heute noch, ohne jene politischen Aktualitätszüge aus den Septennatstagen, in ihrer ungefährlicheren Gernegroß- und Streberkomik behauptet. Das Schönste freilich kam dem Abend doch aus der Wiege der Vergangenheit. Else Lehmann gab, naturhaft, lebenstrotzend, nur ein wenig reifer und mütterlicher als in den neunziger Jahren, die Waschfrau Wolff, eine menschliche Verherrlichung des Diebshandwerks ins Lebenstüchtige, Kernige und Herzhafte, daß dem Strafgesetz und der Moral fast bange dabei werden könnte. Reinhardt würde sich kein geringes Verdienst um die deutsche Schauspielkunst erwerben, wenn es ihm gelänge, der Bühne diese heute noch unvergleichliche Hauptmann-Darstellerin zurückzugewinnen.

Nur unverständige Griesgrame und Sauertöpfe bringen es fertig, uns in dieser ernsten Zeit das Lachen zu verbieten. Andre, darunter selbst der gestrenge Herr Zensor von Berlin, wissen nur zu gut, wie wohltätig, wie heilig der Humor gerade in dieser schweren Not der Zeit sein kann. »Kann man denn auch nicht lachend sehr ernsthaft sein?« fragt Lessings Minna, und selbst ein Schopenhauer pflichtet ihr bei: »Je mehr ein Mensch des ganzen Ernstes fähig ist, desto herzlicher wird er lachen können.« So scheint es uns denn auch mehr als Zufall zu sein, daß mitten im zweiten Kriegsjahr Ivo Puhonny der Baden-Badener sein kleines Volk holzgeschnitzter Marionetten zu uns geschickt hat, auf daß sie uns unter Ernst Ehlerts Leitung die bescheidene, altväterisch behagliche Fröhlichkeit wieder lehren, bei der es sich das genügsame Geschlecht unsrer Vorfahren in gesegneten Friedensjahren wohl sein ließ. Zwar ist der ängstlich um den Burgfrieden besorgten Zensur zuliebe einstweilen manches aus dem Spielplan der Liliputbühne gestrichen, darunter auch des jungen Goethe erfrischendes Fastnachtsspiel vom »Pater Brey« und Ludwig Thomas »Duell«, dessen »Helden« Prof. Dr. Adolar Weller Meister Puhonny auf unserm Bilde so zart begrüßt, aber es ist immer noch genug des Heiteren und Ernsten, des Ausgelassenen und Tiefsinnigen verschont geblieben. Vor allem Graf Poccis Kasperlekomödien, unter denen die derben Eisenbartkuren des »Doktor Sassafras«

Aus Ivo Puhonnys Künstler-Marionettentheater: Poccis Doktor Sassafras behorcht den Herrn von Steinreich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

obenan stehen, und das alte Puppenspiel vom Doktor Faust, aus dem unsre größte Nationaldichtung hervorgewachsen ist ... Wir überschätzen dieses Spiel an Drähten nicht, und die künstliche Entfernung vom tätigen Leben, die es sucht und geflissentlich betont, scheint uns ein schlechtes Heilmittel in einer Not, die aus Eisen und Feuer geboren ist. Aber wir wissen auch, daß in solchen grimmen Zeiten am ehesten der schlichte, einfältige Kindersinn erwacht, den kein gesundes und frommes Volk ganz abstreifen darf. Drum lassen wir uns den Hexenmeister mit seinen hölzernen und doch so fabelhaft beweglichen Geschöpfen gern gefallen und würden ihm sogar das warme Nestchen, das er seiner Brut mitten im Trubel der Großstadt gebaut hat, auch über Krieg und Kriegsgeschrei hinaus von Herzen gönnen.

Daß unsre Theater weiterspielen und unsre Konzertsäle offenbleiben, das nimmt man mittlerweile als selbstverständlich hin. Daß aber nach achtzehn Monaten Weltkrieg auch noch neue Sammlungen von Theaerkritiken erscheinen, ist doch wohl eine geistige Kraftprobe, die nur wir zustande bringen. Und in diesem engen Bauer der Kunstliteratur, wie bunt und vielstimmig sind die Vögel, die darin zwitschern! Der eine gefällt sich als Erzieher und Lehrer des Publikums; der andre liebt die geschichtlichen Rückblicke und Parallelen; des dritten Ehrgeiz ist es, nur eben weiterzusagen, was die Kunstwerke ihm gesagt haben, aber doch in der Hoffnung, daß recht viele — auch die Herren Dramatiker und Theaterleiter — darauf hören werden.

Als »Besprechungen und Einführungen« bezeichnet Dr. Schlodtmann selbst seine der Lübeckischen Schauspielbühne (in den Jahren 1908 bis 1915) gewidmeten Kritiken (Lübeck, Max Schmidt), und wer unsre aufstrebenden, aber auch dem Neuen, Starken und Kühnen immer noch etwas widerstrebenden Mittelstädte kennt, wird ihm recht geben, daß dort in der Ausübung dieses redlichen und beharrlichen Vermittleramtes zwischen dramatischer Kunst, Theaterleitung und Publikum die Hauptaufgabe des Kritikers liegt. Schlodtmann darf sich gewiß ein Verdienst daran zuschreiben, daß das Lübecker Stadttheater in acht Wintern einen so würdigen Spielplan aufzuweisen hat, wie sein (freilich gern ein wenig moralisierendes) Buch ihn uns spiegelt.

Heinrich Stümcke nennt seine jüngste Kritikersammlung (»Vor der Rampe«; Oldenburg, Schulze) »neue dramaturgische Blätter«, und dieser Anklang an Lessing ist doppelt bezeichnend: einmal für die gelehrten, fast möchte man mit einem veralteten Fremdwort sagen: polyhistorischen Neigungen seiner Betrachtungsweise, sodann aber auch für seine ganz im Bann der klassischen Überlieferungen stehende bilder- und anspielungsreiche Darstellungsart. Man merkt: er schreibt von Berlin aus für die »Provinz« — da heißt es, unterhaltend sein und Distanz halten, nach beiden Seiten.

Siegfried Jacobsohns »Jahr der Bühne« (Berlin, Oesterheld & Ko.) erscheint nun schon zum viertenmal. Noch immer überlodert seine Theaterleidenschaft die Feuer und Flammen aller andern, die über die Bühnen der Reichshauptstadt schreiben. Wir wissen jetzt längst, daß es keine fliegende Hitze ist, sondern ein steter, redlicher Eifer, der nicht glänzen und gefallen, sondern wirken und fördern will. Und die Wärme dieser Kunstbegeisterung, die keine Genußmüdigkeit, keine eitle Übersättigung kennt, sich im Gegenteil eher eine kindliche, dankbare Empfänglichkeit bewahrt hat, geht nicht durch den Schornstein, sondern sammelt sich mehr und mehr im festgemauerten Kamin, der um sich unsre besten und echtesten Bühnendichter vereinigt sieht. Gewiß, auch er hat seine Lieblinge und seine Prügelknaben. Aber er ist nicht so dumm-gerieben, das zu verbergen. Wenn er Reinhardt tadelt — und er tut es mehr als einmal, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen —, so schmeckt man die Liebe auch noch durch die Bitternis; und wenn er zweiundzwanzig Seiten über den »Wallenstein« schreibt, so offenbart er uns durch den Ausspruch, kein andrer als Hauptmann müßte dies Stück bearbeiten, wie er den »Tell« bearbeitet hat, mit seinem tiefsten Herzen auch seine noch tiefere Verständnislosigkeit für Schiller wie für alles Heroische überhaupt. Aber — sie gehört zu seinem ästhetischen Charakter. Und den soll man achten. Achten — ja, aber nicht respektieren! Es gibt Zeiten im Leben eines Volkes, wo man den Mut, wo man seine jauchzende Freude daran haben muß, die ganze Ästhetik um höherer Werte willen in Scherben zu schlagen und auf den Schutthaufen zu werfen. Aber Jacobsohn vertrotzt und versteift sich in diesen Kriegsnotjahren erst recht in seine ästhetische »Absonderung des intellektuellen Lebens«. Zum Kuckuck damit und mit der ganzen übernationalen Kulturerhabenheit, ob sie sich nun auf Goethe oder Wilhelm von Humboldt beruft! Hier scheiden sich unsre Wege; hier tut sich die unüberbrückbare Kluft der — sagen wir Temperamente auf. Doch keine Entrüstung! Mir tut leid, wer in dieser vaterländischen Glut nicht mitflammen kann. »Wem heute bei dem Namen deutsch das Herzblut nicht höher schlägt, der ist ein armer, kranker Mann!« — Das hat ein Sozialdemokrat gesagt, in der Zeitschrift »März« vom 15. Januar 1916.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alfred Hamacher: Leutnant v. d. Linde

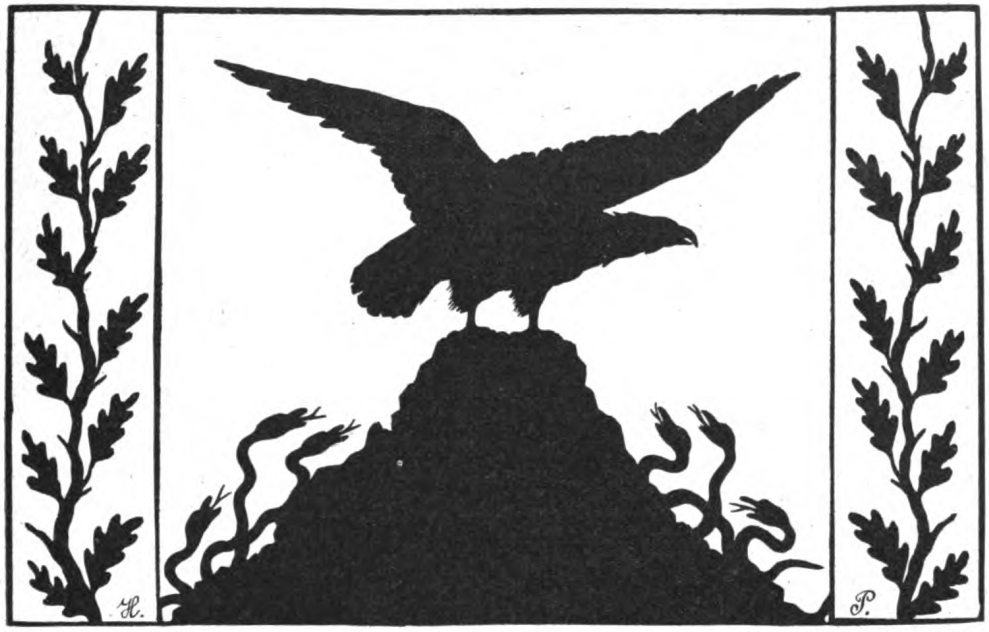
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der deutsche Weltkrieg



Schattenriß von Hedwig Pelizäus

In Deutschland

In jedem Wald, den ich durchschritt,
Da rauschten die Birken und Eichen,
Und die Tannen brausten: Wir wollen mit
Als Bohlen und Deichseln und Speichen!
Wir wollen helfen, die Schlachten zu schlagen
In Deutschlands tapferem Heer;
Wir wollen fahren als rasselnde Wagen
Und wollen Lafetten und Rohre tragen
Und Kolben sein am Gewehr!

Und weiter zog ich, und überall,
Wo Erz in der Erde lag,
Da dröhnte und stöhnte das Metall
Und rief: „Ich will zutag!
Ich will nicht länger im Boden liegen,
Da Deutschland kämpfen muß,
Ihr sollt mich gießen und hämmern und biegen,
Ich will zum Feind als Granate fliegen
Und brüllend gebären den Schuß!"

Und so war's, wohin ich auch immer ging!
Die gleichen Gebete stiegen
Aus jedem Herzen, aus jedem Ding;
Kämpfen, kämpfen und siegen!
Da ward mein Glaube zur Burg von Stein,
An der die Stürme zerschellen;
Dahinter glühte der Morgenschein,
Und „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"
Scholl es von allen Wällen.

Carl Hagen-Thürnau

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Früchte der Not — Früchte der Dauer

Von Dr. Alexander Elster

Als im Jahre 1870 ein neidvoller Nachbar uns zum Kriege trieb, da scharten sich die deutschen Stämme um den preußischen Staat und waren siegreich, weil sie einig waren. Hatte schon siebzig Jahre vorher ein großer Geist die mahnenden Worte »Seid einig, einig, einig!« ahnungsvoll gesprochen, so wurde es doch jetzt erst eine Errungenschaft von Dauer, als es eine Errungenschaft gemeinsamer Not geworden war. Wir wissen ja auch aus unserm kleinen eignen Leben, wie erst eigne Not uns stark macht im Wissen und Können und wie wir mit heißem Bemühen, oft nah am Abgrund, das erwerben müssen, was wir fest und für immer besitzen wollen. Zum Manne schmiedet uns nur das allmächtige Schicksal: wenn es nur freundlich ist, hämmert es kein Schmiedewerk und läßt nur gefällige Durchschnittsleistungen entstehen. Not aber macht erfinderisch, Not lehrt beten: das heißt doch nichts andres, als daß Gutes, das zuvor schlummerte, durch Not geweckt wird, große Gedanken durch Not Leben gewinnen. Wacht aber neues Gutes auf und lebt ein großer Gedanke, dann schläft er nicht so bald wieder den Schlaf des Todes, sondern wirkt fort und fort auf seine Weise.

Auf die Frage, was wir durch diesen Krieg gelernt haben, antwortet uns fast jeder Fachmann von seinem eignen Gebiet: Viel, sehr viel! Und überall, wohin wir blicken, fällt's uns wie Schuppen von den Augen: ungeahnte Möglichkeiten, neue staunenerweckende Aufschlüsse, Mut zu Neuem, Glaube an Bewegliches! Was vorher nie ging, auf einmal geht's, und nur Vorurteil oder Trägheit war's, was uns glauben machen wollte, es gehe nicht.

Fürwahr, die Feinde meinten es böse mit uns zu machen, aber Gott, der nicht nur mit den starken Bataillonen, sondern auch mit den starken Intelligenzen ist, meinte es gut mit uns zu machen. In der abgeschnürten Festung, die zu verhungerndem Ersterben verdammt sein sollte, regte sich unbändige Urkraft: aus der Luft ward Dünger, aus Unkraut Webfaser, aus Frauenarbeit Brot und aus deutschen Wäldern ward Schießkraft gefertigt. Wir verstanden ja immer schon zu arbeiten, und Technik und Chemie waren uns nicht fremd, aber jetzt, von der Not in den Sattel gesetzt, mußten Technik und Chemie noch ganz anders reiten. Systematisches Denken und beweglicher Geistesfleiß waren schon immer lebendig gewesen, um überall Fehlendes durch Vorhandenes zu ersetzen; jetzt zeigten sie doppelt sprühendes Leben, um aus nichts etwas zu machen — ein Kornfeld in der flachen Hand wachsen zu lassen. Was alles auf den weiten Gefilden deutscher »Kriegsindustrie« nach dieser Richtung geschah, kann und soll hier nicht aufgezählt werden; erstlich würde es doch nie erschöpfend sein, und zum zweiten würde es eine ermüdende Fülle bieten. Aber etliches Wichtige muß doch mit Namen genannt werden, weil es so überaus bedeutungsvoll ist.

Es war ein feststehender Satz, daß ohne Baumwolle keine Munition gefertigt werden könne. Der englische Professor Ramsey hat vor dem Kriege der britischen Regierung berichtet, daß Deutschland, wenn es von der Zufuhr der nur von Übersee zu erlangenden Baumwolle abgeschnitten würde, in verhältnismäßig kurzer Zeit aus Mangel an Schießbedarf den Krieg einstellen, das heißt besiegt werden müsse. Es kam anders. Aus einem Zellstoff, der aus deutschen Wäldern gewonnen wird, ward die Baumwolle bei uns ersetzt. Der Vorsitzende der Bremer Handelskammer Lohmann hat in einer bemerkenswerten Rede vor dem bremischen Kaufmannskonvent am 28. Dezember 1915 mitgeteilt, daß er Gelegenheit gehabt habe, amtlich festzustellen, daß seit acht Monaten nicht ein Kilo Baumwolle mehr für die Pulverfabrikation verarbeitet worden ist, und daß auch nach dem Kriege die deutschen Schießbedarfhersteller nicht nötig haben werden, auch nur ein einziges Kilo Baumwolle aus Amerika zu kaufen, da der hierzulande bereitete Stoff besser und billiger sei. Schon da also macht sich ein Erfolg der Dauer bemerkbar, der gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Unabhängig macht er uns, reifer und gegen jede neue Mißgunst gefeit.

Salpeter, ohne den unser Landboden die nötigen Früchte nicht hätte liefern können, gewinnen wir statt durch Einfuhr aus Chile jetzt aus dem Ammoniak der Kohle

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und aus dem Stickstoff der Luft und werden davon später ausführen können. Beides, Kohle und Luft, kann man uns nicht blockieren und vorenthalten. Teeröle statt Erdöle, Spiritus statt Petroleum, Eisen statt Kupfer für Elektrizität oder Lokomotivbau, Eisen statt Nickel für Münzen oder für gewerbliche Apparate, neue Legierungen aller Art machen uns frei von Ausland und Übersee. Kampfer, den wir aus Japan einführten oder mit amerikanischem Terpentinöl synthetisch herstellten, erzeugen wir jetzt aus heimischen Stoffen so, daß die Schießbedarfherstellung reichlich davon zur Verfügung hat und nach dem Kriege eine Einfuhr dieser Stoffe nicht mehr nötig wird; denn auch hier ist unser neuer Stoff besser und billiger. Da bahnt es sich schon an, was der künftige Welthandel uns bringen wird: technisch wird uns die Not kräftiger und tüchtiger gemacht haben, die Absperrung der Meere hat uns neue Fabrikationsgebiete geradezu aufgedrängt, die uns im Frieden viele Millionen Mark ersparen werden, die wir sonst ins Ausland gaben. Der Deutsche aber ist nicht der Mann, einmal erzielte Vorteile seiner Arbeit wieder fahren zu lassen.

Eiweiß-Futterstoffe, Gummi, Leder: die deutsche Industrie verfertigt sie einfach. Und waren früher die Verfahren zu umständlich und kostspielig — jetzt sind sie es nicht mehr.

Die neuen Verfahren zur Hefeherstellung werden nicht mit Unrecht als Lösung des »Heferätsels« bezeichnet. Der große Gehalt der Hefe an Eiweiß macht sie zu einem wichtigen Nährmittel, wenn es gelang, den bitteren Geschmack zu beseitigen. Da es gelang, wurde die Trockenhefe jetzt ein sehr bekömmliches Viehfutter. Auf interessanten chemischen Wegen gewann man industriell große Mengen Hefe, die etwa 50 v. H. Eiweiß enthalten, und vermochte außerdem die Hefe auch zur Fettgewinnung heranzuziehen. Da auch dieser Erzeugungsweg durchaus kein langwieriger ist, darf die Erzeugung von Futterhefe auch nach dem Kriege als wirtschaftlich bedeutungsvoll angesehen werden.

Wenn es also gelang, eine Futterhefe mit mehr als 50 v. H. Eiweiß aus schwefelsaurem Ammoniak und Zucker herzustellen, dann wird es auch gelingen, diesem fast märchenhaften Erzeugnis den Welthandel zu unterwerfen — und diese Ammoniaksalze sind ja aus dem Luftstickstoff gewonnen: wir leben also schließlich doch von der Luft!

Ersatzbindfaden, Zinkblättchen als Stanniolersatz, allerlei Ersatzdrogen heimischen Ursprungs — wer kennt die Waren, nennt die Namen? Man macht entweder künstlichen Gummi oder konstruiert — daneben und zur Entlastung — ganz anders geartete federnde Radreifen. Man bringt eine Fülle von kleinen wirtschaftstechnischen Verbesserungen bei der Verwertung der Kohle an und erzielt dadurch Ersparnisse überall und neue Verwertungsmöglichkeiten, nutzt den kleinsten Umformungsprozeß wie jeden Abfallstoff aus und gewinnt überall noch nebenbei früher gebundengebliebene Kraft.

Auf derlei Einzelheiten wollen wir nun nicht weiter eingehen; jeder Tag bringt jetzt Neues. Alles dies, immer ein Verteidigungsmittel des Vaterlandes, befruchtet die Warenkunde, die Gewerbetechnik, die Wettbewerbsfähigkeit der Zukunft: allein die Tatsache, daß es ging, gibt Flügel; darüber hinaus weitet das Praktische sich in tausend Verzweigungen aus. Aber nicht etwa nur die Waren sind so in den Jungbrunnen der Erneuerung gekommen — auch das Organisch-Lebendige erntet von den neuen Erkenntnissen Segen.

Karl Ludwig Schleich, der bekannte Chirurg, hat auf eine wunderbare Entdeckung aufmerksam gemacht: auf die Tatsache, daß viele Verwundete am Leben blieben, deren Verwundung nach mechanischen Regeln lebenswichtige Organe hätte treffen und tödlich hätte werden müssen. Das Geschoß war aber nicht tödlich; als ob im letzten, höchsten Augenblick eine unbekannte innere Körperkraft mit plötzlichem Ruck das lebenswichtige Gefäß aus der Schußrichtung des schon eingedrungenen Geschosses gerissen hätte, so scheint es; als ob noch unbekannte Kräfte der Seele hier den Körper schützen! Mehr als einmal ist es uns ja auch aus dem Felde geschildert worden, wie angesichts des in jedem Augenblick fast sicher drohenden Todes die Kräfte der Seele sich weiteten und all das Grausige wie im Spiegel sahen. Gewiß mit Unterschied: andre verloren dabei ihr seelisches Gleichgewicht, und dennoch bezeugen uns die Ärzte, daß von einer eigentlichen Kriegspsychose keine Rede

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein könne: wer nicht für seelischen Schiffbruch schon vorher veranlagt war, hat es ausgehalten. Ungeahnte Befruchtung für die psychologische Wissenschaft wird sich aus den Erfahrungen dieses Krieges ergeben, wenn auch gerade diese »Früchte der Not« erst langsam reifen werden.

Dazu kommt aber, daß das schwere Unheil dieses Krieges gerade der medizinischen Wissenschaft eine solche Fülle früher nie gekannter Fälle gegeben hat, daß sie wohl auf Jahrzehnte hinaus damit durchforschend zu tun haben wird. Die Pathologie der Verletzungen kann nunmehr an Fällen studiert werden, deren Reichtum bisher nicht geahnt war; der Mut zu schweren Heilungseingriffen ist gewaltig gesteigert worden: man hat Gliedmaßen, die verloren schienen, gerettet. Die Orthopädie hat überhaupt erst jetzt ein wissenschaftliches Rüstzeug, wie sie es braucht, erhalten, die Muskel- und Sehnenüberpflanzung bei Lähmungen verschiedener Art, die Neubildung völlig zerstörter oder versteifter Gelenke, die Technik der künstlichen Gliedmaßen — das sind weit ausschauende, weit vorbauende Türme aus der Zeit der Not in die Zeit des Segens. Alle diese Erfahrungen werden zur Heilung vieler armer Menschen beitragen, deren schweren Leiden man früher hilflos gegenüberstand.

Was hat man nicht alles auch aus den Gasangriffen und ihrer Abwehr gelernt und aus den glänzend gelungenen Massenimpfungen gegen Cholera und Typhus? Den Flecktyphus hat man erst jetzt wirkungsvoll bekämpfen gelernt, und solche Lehre bleibt ein Besitztum für immer. Es ist heute ganz unmöglich, zu sagen — und zumal für einen Laien dieses Gebietes —, welche Heilungsmöglichkeiten unsern Kindern und Kindeskindern dadurch entstehen, daß die Männer der Gegenwart so viel gelitten haben. Daß es aber eine ungeheure Fülle von Errungenschaften ist, liegt schon jetzt offen zutage.

Von den rein militärischen Lehren und Erfahrungen soll dabei in diesem Zusammenhang überhaupt ganz abgesehen werden. Aber es ist anzunehmen, daß sehr viele Erfindungen, die unter den außerordentlichen Verhältnissen im Felde gemacht worden sind, die heimische Technik auch für die Wehrfähigkeit nachhaltig befruchten werden.

Allüberall gab die Not der schweren Zeit eine gewaltige Konzentrations- und Organisationskraft den Seelen und Geistern. Es mußte sein — und so erlebte man, daß Umschaltungen viel rascher und leichter vonstatten gingen, als man es je für möglich gehalten hatte.

Daß Frauen in allerlei Berufe dringen, die ihnen sonst verschlossen waren, ja, daß sie darin Tüchtiges leisten und Männerarbeit entlasten, das ist nur so ein äußeres Merkmal des Umlernens.

Viele Vorurteile werden künftig fallen. Und wenn auch durchaus nicht zu wünschen ist, daß in allen diesen Notberufen die Frau auch unter regelrechten Verhältnissen tätig sein solle, so ist doch der Beweis, daß sie es kann, wichtig genug für die wirtschaftliche Bewertung der Frauenarbeit und wird zu seiner Zeit und an seinem Ort Früchte tragen.

Was überflüssig und entbehrlich war, sah man auf einmal. Man strich es und ordnete das übrige. Ein sichtbares Zeichen dafür ist beispielsweise die Brotkarte. Künftig, wenn Not an Mann jemals eintreten sollte, so ruft man sogleich die Frau, und bei Not an Brot ruft man sogleich die obrigkeitliche »Nahrungsmittelverkehrsregelung« herbei und läßt es nicht erst auf Mißstände ankommen. Der wirtschaftliche Generalstab, der jederzeit über Vorräte Bescheid weiß, Vorsorgen für alle Möglichkeiten trifft und notfalls das Vorhandene zwangsweise einteilt, wird eine ständige Einrichtung werden können, und für den Arbeitsmarkt kann ähnliches gelten. Der geschlossene Handelsstaat, auf den wir jetzt gedrängt sind, wird als Sicherheitsventil stets in Bereitschaft sein, und keine unbebauten Moore und Ödländereien werden künftig diese Errungenschaft in Frage stellen.

Die Mittelfestung Europas, auf deren Einschnürung und Aushungerung König Eduard von England und seine Helfershelfer es abgesehen hatten, wird künftig — discite moniti! — noch besser gerüstet sein, sich selbst zu erhalten. Aber was der Ausfall aus dieser Festung nach Südosten brachte, das ist schließlich die bedeutendste Errungenschaft für die Zukunft. Dieser Weg durch Serbien nach Bulgarien, der Türkei, Kleinasien und Arabien, wahrhaftig eine Frucht der Not — denn niemand bei

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

uns hätte Krieg begonnen, um diesen Weltverkehrsweg uns so weit zu öffnen! —, wird nun eine Frucht von Dauer werden. Ungeahnte Ausblicke tun sich da auf, unsre Zukunft, die gewiß auch noch auf dem Wasser liegt, bringt nun zugleich auf breitem Landstreifen zum Persischen Golf eine Zukunft rastloser Arbeitsbetätigung, weltwirtschaftlicher Hinaufentwicklung des Daseinsberufs.

Was für Zukunftshoffnungen weltwirtschaftlicher Art sich da verwirklichen werden, läßt sich heute nicht andeuten; so viel aber darf gesagt werden, daß es sich um ein engeres Freundschafts- und Wirtschaftsverhältnis zwischen den Staaten des gegenwärtigen Vierbundes handeln wird, das einen Ausgleich zwischen dem hochindustriellen, verarbeitenden Europa und den Rohstofferzeugerstaaten des Balkans und Vorderasiens bringen muß. Nicht kolonisatorisch in englisch-französischem Sinne der Unterjochung andrer, nicht aufsaugend im russischen Sinne, sondern nach dem Muster der gleichberechtigenden Arbeitsteilung für die verschiedenen Fähigkeiten! Da dürfen wir freilich daran denken, was für gewaltige Bodenschätze in Kleinasien und Mesopotamien, in Syrien und Persien zu heben sind, und welche Ausblicke sich öffnen, wenn hier in verständnisvoller Zusammenarbeit mit den Völkern des Orients der deutsche Techniker und Wissenschaftler neue Wege weist. Eine dankbarere Aufgabe als alle früheren eröffnet uns so jener Zwang der Not: in den Einkreisungspolitikern zeigte sich ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Solche Frucht ist aber zugleich Forderung, daß auch andre Früchte reifen sollten! Wir sahen, daß es allein unsre redliche Arbeit war, die uns stark gemacht hat, der Not zu trotzen. Sie war es, die uns stärker machte als Engländer und Franzosen, denen die brutale Machtpolitik über unterjochte Völker, und nicht die selbstschöpferische Arbeit, ihre Vormachtstellung verschafft hat. Daß diese Arbeit der Grundstock bleiben müsse auf die Dauer, ist eine der Lehren dieser Not. An uns selber werden wir weiterarbeiten. Im Recht wie in der Politik, in der Verwaltung wie im sozialen Verkehr werden wir das zu dauernder Geltung bringen müssen, was sich in der Kriegszeit bewährt hat: die Abkehr vom Formalismus und von engherzigem Bureaukratengeist in jeglicher Gestalt. Haben wir nicht gesehen, daß die Gerichte entlastet werden konnten? Daß formalistische Scheidung der Klassen und der politischen Anschauungen sehr viel weniger Wert besaß, als in langen Friedenszeiten angenommen wurde? Daß die Verwaltung auf manchen Zopf und manche Umstände ohne Schaden verzichten konnte, ja verzichten mußte und doch von ihrem Ansehen nichts einbüßte? Daß es mit Vernunft und Rücksicht glatter geht als mit Formeln und Buchstabengehorsam, die nur für kleine Geister und für ängstliche Machthaber geschaffen sind?

Ohne in ein politisches Lied einstimmen zu wollen, können wir doch in diesem Zusammenhang nicht an dem großen Umlernen vorübergehen, das unsre politischen Parteien, nicht zum wenigsten die Sozialdemokratie, ergriffen hat. Wir haben alle umlernen müssen, von beiden Seiten mußten die früher auseinanderstrebenden Pole jetzt einander entgegenkommen, und wenn auch der Burgfrieden, der eine Frucht der Not war, nicht unbedingt und in ganzer Ausdehnung eine Frucht der Dauer werden kann, so wird doch viel Bitteres vom politischen Kampf künftig abgestreift werden können, weil man sich besser hat verstehen lernen. Das machtvolle Eintreten der Sozialdemokratie für den nationalen Kampf, die Treue, die die organisierte Arbeiterschaft dem großen vaterländischen Gedanken gehalten hat, werden unvergessen bleiben, und das Schisma der Zwanzig ändert daran nichts. Daß wir letzten Endes doch trotz allen Mißverständnissen und aller notwendigen Kritik im einzelnen ein einig Volk von Brüdern sind, in keiner Not uns trennend und Gefahr, das ist das »ewige Erbe«, das aus diesem Weltkriege hervorgeht. Brachte der siebziger Krieg die nationale Einigung, so brachte der Weltkrieg unsre soziale Einigung; die Lehren und Ergebnisse dieser Zeit können auf die Gestaltung der Sozialpolitik fürder nicht ohne nachhaltigsten Einfluß sein.

Sentimentalität nach außen zu verlernen, heißt dann noch nicht nach innen sie verscherzen, wo sie an die Stelle der Schroffheit treten mag, während nach dem feindlichen Ausland eine Verhärtung des Da-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seins Dauer gewinnen möge, wie sie dieser Krieg uns notgedrungen gelehrt hat.

Daß die Volksgenossen trotz ihren auseinandergehenden oder sich kreuzenden Interessen stets einander Gutes zu erweisen suchen, sich gegenseitig verstehen und das Leben erleichtern mögen, soweit jeder Einzelne es vermag, diese Sentimentalität nach innen mag die nach außen verlorene ersetzen, und wir werden wieder etwas gelernt haben und ein gut Stück in der Welterkenntnis vorangekommen sein. Keine blinde Anbetung des Fremdländischen, nur weil es fremd ist, das wird hoffentlich die dauernde Folge der bitteren Erfahrungen sein, die uns diese Zeit gebracht hat, auf daß wir mit Wilhelm Busch sagen können:

Früher, als ich unerfahren
Und bescheidner war als heute,
Hatten meine höchste Achtung
Andre Leute!
Später traf ich auf der Weide
Neben mir noch andre Kälber,
Und nun schätz' ich, sozusagen,
Erst mich selber.

Nun mag es nicht mehr verpönt sein, von Seele, Ernst und Wahrheit zu sprechen — daheim und in der Öffentlichkeit und vor allem auf dem Theater und in der Kunst. Nicht mehr kann nach solchen Welterlebnissen nur das Abbauende, der niederreißende kritische Skeptizismus Kunstgeltung haben und das Positive nur geschätzt werden, wenn's ein Ausländer in Kunstform bringt. Wir werden wieder Mut zu uns selbst haben, auf daß wir deutsche Seele in der Kunst zum Worte kommen lassen, ohne fürchten zu müssen, der Schrift-, der Theaterleiter, das Publikum werde uns gerade das Beste, was wir wissen und den »Schelmen« sagen wollen, streichen oder verhöhnen!

Freilich, in dieser Hinsicht ist vieles noch nicht abgestreift. Aber je länger der Krieg dauert, um so gründlicher werden naturgemäß seine Lehren der Umschaltung, um so tiefer gegraben seine Beweise der neuen, reineren Kraft — um so fruchtbringender und nachhaltiger aber auch die Arbeit an uns selbst!

Das ist einer der Trostgründe für die lange Dauer des Krieges. Was er an Früchten der Not hier beschert, erwerben wir dann erst, um es zu besitzen — und was in schwankender Erscheinung schwebt, befestiget mit dauernden Gedanken!

Liebe Seele ...

»Die Himmel flammen in Morgenglut,
Die Äcker sind rot, und die Luft schmeckt nach Blut.« —
Einmal muß doch gestorben sein,
Liebe Seele, schick' dich darein!

»So sage, wann mir mein Stündlein schlägt,
Gott mich in das Buch des Lebens trägt.« —
Einmal, da trifft es dich glüh und heiß,
Liebe Seele, ach, wer weiß!

»Wo scharrt man mich in mein Bettlein ein,
Wird es im Ost, wird's im Westen sein?« —
Die Erde ist überall leicht und gut,
Liebe Seele, wo man auch ruht!

Jetzt aber, jetzt rufen Schlacht und Tat,
Sei es zur Ernte, sei es zur Saat,
Deutschland, dich lieb' ich immerzu,
Liebe Seele, nun schweige du!

Wilhelm Lennemann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutsche Größe

Ein Zeitgedicht nach Schillers Entwurf von Friedrich Lienhard

In Schillers Nachlaß fanden sich drei lose Blätter, die den Entwurf zu einem nationalen Gedicht enthielten. Die Skizze ist meist in Prosa entworfen, mit dazwischengestreuten Strophen und Versteilen. Um das Jahr 1800 herum — entweder 1797 (Leitzmann) oder 1801 (Suphan) — muß dieser Entwurf entstanden sein. Die Folioblätter blieben in ihrer Verborgenheit, bis sie sinnigerweise um 1870 auftauchten: Schillers Tochter Emilie gab sie einem Gelehrten (Goedeke), der sie im Jahre der Reichsgründung zum erstenmal veröffentlichte. Später (1902) veranstaltete Suphan im Auftrag der Goethegesellschaft eine Festausgabe; auch Alb. Leitzmann beschäftigte sich mit der wichtigen Skizze (Euphorion, 1905). Und heuer, im ersten Jahre dieses Weltkrieges, besannen sich verschiedene Zeitungen und Zeitschriften auf diese bedeutsame Kundgebung des Meisters und veröffentlichten Teile des Entwurfs. Eine Überschrift hatten die Blätter nicht; man wählte aus dem Inhalt selbst die zwei Worte »Deutsche Größe«, als eine Art Seitenstück zu dem Schillerschen Gedicht »Deutsche Treue«.

Dies ist der äußere Sachbestand.

Der Inhalt dieses Gedichtentwurfs ist nun ein außerordentlich bezeichnender Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte. Durch das Ganze gehen zwei Grundstimmungen. Zunächst Entsagung in bezug auf äußere Reichskraft; mit diesem wehmütigen Akkord setzt das Ganze ein. Als Gegenkraft entfaltet dann der Dichter den ermutigenden Hinweis auf Deutschlands innere Sendung. Seine und seiner Zeitgenossen Meinung ist — um 1800 —, daß wir auf äußere Reichsgröße verzichten müssen, um uns desto mächtiger auf unsre geistige Bestimmung zu sammeln. Die nächste Zeit schien ihm recht zu geben: das Reich krachte unmittelbar nach Schillers Tod zusammen. Es ist eine geradezu großartige Zahlensymbolik: am 6. August 1806 legte Kaiser Franz II. die deutsche Kaiserwürde nieder — und am 6. August 1870 wurde bei Wörth die erste der gewaltigen Schlachten geschlagen, die dann zur Errichtung der neuen Kaiserwürde in Versailles führten.

Jetzt erst, heute, im Weltkrieg um den Bestand und inneren Ausbau des Deutschen Reiches, können wir Schillers Gedicht vollenden.

Wenn ich dieses Wagnis unternommen habe, so war ich mir wohl bewußt, damit keinen Beitrag zu irgendwie großer Dichtung zu liefern. Denn hier mußte man ja mit halbgebundenen Flügeln zu fliegen versuchen: man mußte sich auf Schillers Stil und gegebene Strophenform einstellen. Das durfte man nur wagen, wenn man sich mit Schillers Geist verwandt fühlte; und außerdem: wenn man — wie ich das wohl sagen darf — von innen heraus sein Deutschtum sich erkämpft hat.

Nicht alle Gedanken Schillers konnten zeitgemäß verwandt werden; es galt, eine Hauptlinie herauszuarbeiten: den Grundgedanken, den ich auch sonst schon häufig ausgeführt habe, daß wir eingekreisten Deutschen das Herz Europas (Hölderlin, Stolberg), das Innenland, das Land der Innerlichkeit und der Seele sind. Aber nicht Entsagung nach außen braucht sich damit zu verbinden. Gott sei Dank! Vielmehr sind wir heute stark nach außen, stark nach innen. Ganz in Schillerschem Sinne dürfen wir unsre geistige Sendung erfüllen — aber Bismarck hat dafür gesorgt, daß wir dabei nicht in einer baufälligen Hütte wohnen, sondern in fester Burg.

Hier nun Schillers Entwurf in allen wesentlichen Stellen:

»Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht — wo der Franke, wo der Brite mit dem stolzen Siegerschritte herrschend sein Geschick bestimmt —, schweigend in der Ferne stehen und den Erdball teilen sehen — — wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt — darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freuen? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?

Ja, er darf's! Er geht unglücklich aus dem Kampf, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt seiner Fürsten. Ab-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gesondert von dem politischen hat der Deutsche sich einen eignen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten.

Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist. — Dieses Reich blüht in Deutschland, es ist in vollem Wachsen, und mitten unter den gotischen Ruinen einer alten barbarischen Verfassung bildet sich das Lebendige aus. (Der Deutsche wohnt in einem alten sturzdrohenden Haus, aber ein strebendes Geschlecht wohnt in dem alten Gebäude, und der Deutsche selbst ist ein edler Bewohner, und indem das politische Reich wankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet.)

Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, denn endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen — und das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen.

Die andern Völker waren dann die Blume, die abfällt. Wenn die Blumen abgefallen, bleibt die goldene Frucht übrig, bildet sich, schwillt die Frucht der Ernte zu.

Das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist. Unsre Sprache wird die Welt beherrschen. Die Sprache ist der Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen. Wir können das jugendlich griechische und das modern ideelle ausdrücken.

Keine Hauptstadt und kein Hof übte eine Tyrannei über den deutschen Geschmack aus. Paris. London. So viele Länder und Ströme und Sitten, so viele eigne Triebe und Arten.

Finster zwar und grau von Jahren,
Aus den Zeiten der Barbaren
Stammt der Deutschen altes Reich.
Doch lebend'ge Blumen grünen
Über gotischen Ruinen,
Zu erobern mit den Flotten zu gleich.

Das ist nicht des Deutschen Größe,
Obzusiegen mit dem Schwert:
In das Geisterreich zu dringen,
Männlich mit dem Wahn zu ringen,
Das ist seines Eifers wert.

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach:
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.

Höhern Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.

Deutschlands Majestät und Ehre
Ruhet nicht auf dem Haupt seiner Fürsten.
Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen:
Deutsche Größe bleibt bestehn.

Nicht aus dem Schoß der Verderbnis, nicht am feilen Hof der Könige schöpft sich der Deutsche eine trostlose Philosophie des Eigennutzes, einen traurigen Materialismus; nicht da, wo die Meinung Tugend prägt, wo der Witz die Wahrheit wägt. Nicht Redner sind seine Weisen. — Darum blieb ihm das Heilige heilig.

Ew'ge Schmach dem deutschen Sohne,
Der die angebor'ne Krone
Seines Menschenadels schmäht,
Der sich beugt vor fremden Götzen,
Lüstern nach des Briten Schätzen
Und des Franken Glanze späht.

Nach dem Höchsten soll er streben, die Natur und das Ideal. Er verkehrt mit dem Geist der Welten.

Ihm ist das Höchste bestimmt, die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden und das Schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen. Und so wie er in der Mitte von Europens Völker sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit, jene sind die Blüte und das Blatt.

Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zweikampfes an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, zu bewahren, was die Zeit bringt. Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt. Alles, was Schätzbares bei andern Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er aufbewahrt, es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen. Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.« ...

Das ist im wesentlichen Schillers Entwurf. —

In meiner nun folgenden Bearbeitung sind die ersten fünf Strophen fast ganz von mir, von etwa drei Zeilen abgesehen; die zweiten fünf fast ganz von Schiller, mit bezeichnenden kleinen Umänderungen; die dritten fünf wieder von mir, während die Schlußstrophe den Schillerschen Endgedanken zum Ausdruck bringt.

Deutsche Größe

Eingebohrt in Feindeslande
Von den Serben bis zum Sande
Und vom Wasgau bis ans Meer:
Gegen unerhörte Massen,
Die das Herz Europas hassen,
Kämpft das deutsche Heldenheer.

Welch ein Schauspiel! Acht Nationen,
Die im Wirbel der Dämonen
Zornig sich um Deutschland drehn,
Während unsre tapfren Grauen
Und die ebenbürt'gen Frauen
Sieghaft in der Mitte stehn!

Sieghaft! Denn in Meisterhänden
Soll sich deutscher Geist vollenden,
Der nun spät sein Erbe nimmt.
Darf er dulden, daß der Brite
Mit dem stolzen Siegerschritte
Herrschend sein Gebiet bestimmt?

Darf er ewig in der Flanke
Spüren, wie der Neidgedanke
Frankreichs nach dem Elsaß späht?
Darf er zusehn, wie am Pfade
Nach des Orients Gestade
Slawentum Verschwörung sät?

Nein, er darf nicht! Bismarcks Hammer
Schuf zugleich mit Dach und Kammer
Neuen Reiches Pflicht und Recht.
Wähnt nur ja nicht, schlimm beraten,
Daß mit Hunger und Granaten
Ihr Neudeutschland wieder brecht!

Finster zwar und grau von Jahren
Aus den Zeiten der Barbaren
Wuchs der Deutschen altes Reich;
Doch lebend'ge Kräfte dienen
Über gotischen Ruinen,
Ehrfurchtsvoll und kühn zugleich.

Das ist nicht des Deutschen Größe,
Nur in äußerm Kampfgetöse
Obzusiegen mit dem Schwert:
In das Geisterreich zu dringen,
Männlich mit dem Wahn zu ringen,
Das ist seines Eifers wert.

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Eh' der Deutsche sie befreit;
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.

Ew'ge Schmach dem deutschen Sohne,
Der die angebor'ne Krone
Seines Menschenadels schmäht!
Der sich beugt vor fremden Götzen,
Lüstern nach des Briten Schätzen
Und des Franken Glanze späht!

Deutschlands Majestät und Ehre
Ruht auf seines Geistes Wehre,
Geistes Kraft kann nie vergehn;
Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn.

Bleibt bestehn in Trutz und Treue,
Baut das Kaiserreich aufs neue,
Baut es mächt'ger als zuvor:
Daß ein Friedensvolk verkehre
Von dem nebelgrauen Meere
Bis hinaus ans goldne Tor.

Und daß nicht das Beste fehle,
Schaffen wir dem Reich die Seele,
Allen Völkern zum Gewinn:
Pilger werden zu uns wallen
Und wie einst in Platos Hallen
Suchen ihrer Seele Sinn.

In das Reich des Unsichtbaren
Werden unsre Seher fahren,
Bringen Köstlichstes zurück:
Mensch sein, heißt von innen bauen
Und im Engen Ew'ges schauen —
Das ist Größe, das ist Glück.

Eingekreist hat uns der Brite,
Doch erst recht im Drang der Mitte
Lernt sich kennen deutscher Geist:
Aufgeschaut in Weltallsferne!
Auch im Kranz der Wandelsterne
Ist die Sonne eingekreist.

Sonnenhaft, o Volk der Würde,
Trage deiner Sendung Bürde,
Sei die Seele, sei der Kern!
Und verwandle flücht'ge Trauer
In ein Leuchtgebild von Dauer:
Bleib der Völker Sonnenstern!

Jedem Edelvolk hienieden
Ist zuletzt sein Tag beschieden —
Spät, mein Volk, sei nun bereit,
Einzusammeln das Erlernte!
Dein Tag, Deutschland, ist die Ernte
Dieser ganzen großen Zeit!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XVIII

Eine gewaltige Spannung in der Erwartung von Ereignissen auf allen Kriegsschauplätzen hatten wir das letztemal als Kennzeichen der allgemeinen Lage hinstellen können; heute sehen wir, daß die Ereignisse zwar an mehreren Stellen günstig vorwärtsgegangen sind, aber noch immer nicht erkennen lassen, wo die entscheidende Lösung gefunden werden soll.

Bewegtes Leben zeigte der Westen auf allen Teilen der Front: Sprengungen, Kämpfe mit Handgranaten, Flugzeug- und Artilleriegefechte, nur hin und wieder durch unklares Wetter unterbrochen, aber größere Unternehmungen nur an drei Stellen, im Elsaß, in der Champagne und an der Somme. Im Elsaß gab es eine Fortsetzung des Ringens um die Stellungen am Hartmannsweilerkopf und Hirzstein am Ostrande der Vogesen südlich von Sulz, deren Besitz den Franzosen den Vormarsch in die Ebene auf Mülhausen und Ensisheim erleichtern und die Gefährdung der Bahn Colmar—Mülhausen gestatten würde. Ein überraschender Vorstoß der Deutschen vertrieb die Franzosen aus einigen Gräben, die sie noch seit ihrem Erfolg vom 21. Dezember besetzt hielten, und brachte 1200 Gefangene in unsre Hand (7./8. Januar). Der wichtige Abschnitt ist damit wieder fest in deutscher Gewalt. Die Champagnekämpfe drehten sich ebenfalls um schon oft genannte Orte: um die Gegend nordwestlich von Massiges, wo in einigen eroberten Gräben mehrere hundert Gefangene eingebracht wurden (9., 10., 12. Januar), und um Le Mesnil, wo die Franzosen einen vergeblichen Angriff machten (6. Januar). Noch mehr — über 1200 Gefangene — kostete den Franzosen ein kräftiger deutscher Angriff bei Frise an der Somme westlich Peronne. Der Erfolg war um so erfreulicher, als er fast ohne Verluste errungen wurde und eine schwächliche Verteidigung der Franzosen offenbarte (29. Januar).

Mit besonderer Heftigkeit scheinen die Franzosen neuerdings wiederum die größeren deutschen Etappenorte zu beschießen. So ist namentlich Lille durch englische Artillerie schwer heimgesucht worden, das ohnehin schon durch die Explosion eines deutschen Pionierparks, über deren Ursache nichts bekanntgeworden ist, stark gelitten hatte. Im Luftkriege hat sich ein neuer deutscher Typ, die Fokkermaschine, trefflich bewährt; einige besonders geschickte junge Flugzeugkämpfer sind auf dem Wege, sich eine ähnliche Volkstümlichkeit zu erwerben wie die Helden des Unterseebootkrieges. Die Verluste der Feinde im Flugkampfe betragen das Vierfache der deutschen, und den schweren Beschießungen wichtiger englischer Hafen- und Industriestädte wie Liverpool, Birkenhead, Manchester, Nottingham, Sheffield und am Humber und Gr. Yarmouth (31. Januar) stehen die Feinde vollends ohnmächtig gegenüber. Für eine Beschießung von Metz und Freiburg wurde in Nancy und Paris (30. Januar) Vergeltung geübt.

Im Osten ist auf der Linie von der Ostsee bis zu den wolhynischen Sümpfen das Bild weniger dramatisch. Größere Kämpfe fehlen gänzlich, nur harter Wachtdienst und Abweisung russischer Streifereien war die Aufgabe der deutschen Truppen. Wie anders dagegen wieder im Süden, wo vornehmlich unsern Bundesgenossen der Grenzschutz oblag: hier sind Kämpfe ausgefochten worden, die an die große Champagneschlacht erinnern. Schon früher hatten wir auf die Truppenansammlungen in den südlichen russischen Provinzen hingewiesen, und gerade als wir unsern letzten Bericht schlossen, kamen Nachrichten über den Beginn einer großen russischen Offensive.

Fünf Armeen schützen den Raum vom Südteile der Rokitnosümpfe bis zur österreichisch-rumänischen Grenze: Linsingen, Josef Ferdinand, Böhm-Ermolli, Graf Bothmer, Pflanzer-Baltin. Die russischen Stöße richteten sich hauptsächlich gegen die südlichste, deren Bereich sich etwa von der rumänisch-russisch-österreichischen Grenzecke aus über Rarancze—Toporoutz—Okna nach dem Dnjestr und stromauf über die Strypamündung bis zur mittleren Strypa erstreckte. Die sich nördlich anschließende Armee Bothmer ist nur mit ihren südlichen Beständen in Mitleidenschaft gezogen worden.

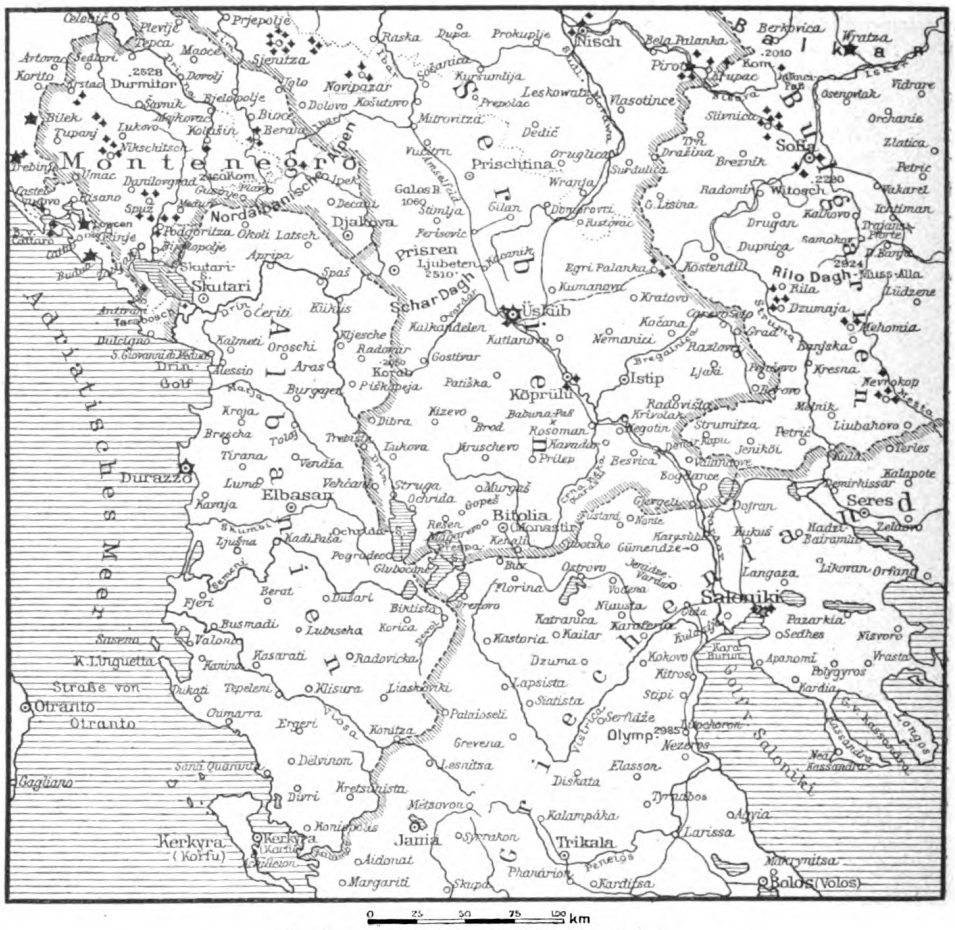
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einen doppelten Zweck hat offenbar General Iwanow, der russische Oberbefehlshaber, verfolgt, einen politischen und einen militärischen. Durch einen Sieg über die österreichisch-ungarischen Truppen unmittelbar an der Grenze Rumäniens und durch die abermalige Besetzung der Bukowina hoffte er das erschütterte Ansehen Rußlands in Rumänien wiederherzustellen und die Bukarester Regierung endlich zum Anschluß an den Vierverband zu veranlassen, denn nach einem solchen Erfolge würde der kleine Nachbar gewiß eine ähnliche Behandlung erfahren haben wie Griechenland von England und Frankreich. Vermutlich schmeichelte man sich sogar, durch diesen Schlag das österreichische Vorgehen gegen Montenegro aufzuhalten und so wenigstens den einen Grundstein der antiösterreichischen Balkanpolitik zu retten. Auf der andern Seite aber mochte man von einer abermaligen Eroberung der Bukowina und der galizischen Ebene einen entscheidenden Erfolg auf die strategische Lage im Osten erwarten; ein Vordringen über die Strypa hinaus hätte gewiß Bothmer und die nördlichen Armeen, deren rechte Flanke dann gefährdet war, zum Rückzug bewogen. Es wird auch behauptet, daß die Russen nach Pflanzers Überwältigung einen neuen Angriff auf die Karpathen geplant hätten; indessen es ist zweifelhaft, ob sie sich ohne gleichzeitigen Sieg über die nördlichen Heere aufs neue in die große Mausefalle gewagt hätten.

Zwei große Kampfplätze kann man unterscheiden: zwischen Pruth und Dnjestr in Beßarabien und in Ostgalizien am Dnjestr und an der Strypa bis etwa Burkanow hinauf, alles in allem eine Schlachtfront von ungefähr 150 Kilometer Länge. Der erste Angriff begann am 24. Dezember gegen den äußersten rechten Flügel; mehrere Tage lang stürmten die Russen nach ausgiebiger Artillerievorbereitung vergeblich gegen die österreichischen Verschanzungen, anscheinend, um durch diesen Gewaltstoß schleunig Czernowitz zu erreichen und mit einem solchen eindrucksvollen Siegespreise prunken zu können. Mehrere Tage später suchten sie in derselben Weise Bothmers Stellung bei Burkanow zu durchbrechen, scheiterten aber hier nach einem zweitägigen Kampfe (29. Dezember), und um dieselbe Zeit mußten sie auch in Beßarabien ihren geschwächten und ermüdeten Truppen einige Tage Ruhe gönnen (30./31. Dezember). Dafür griffen sie Pflanzers Strypafront an mehreren Stellen an, freilich um auch hier nach mehrtägigen Stürmen den Rückzug anzutreten (4. Januar). Nur noch einmal, am 7. Januar, hatte sich dann die Strypafront zu verteidigen, während die beßarabische vom Beginn des neuen Jahres bis zum 14. Januar noch eine überaus anstrengende, nur durch wenige Tage unterbrochene Kampfzeit durchmachen mußte. Um diese Zeit betrachtete die österreichische Heeresleitung die Schlacht für einstweilen beendet, da die Russen nach dem ungeheuren Verlust von 70 000 Toten und Verwundeten ohne Verstärkungen den Kampf nicht erneuern konnten. Ihre Vermutung, daß die Stürme wieder beginnen würden, erfüllte sich aber bald: am 19. Januar wurde abermals ein Angriff in Beßarabien angesetzt, während die ostgalizische Front unter Geschützfeuer gehalten wurde. Allerdings scheint der Kampfeseifer von Anfang an geringer gewesen zu sein als vier Wochen zuvor, denn schon am folgenden Tage hörte der Sturm auf und ist bisher nur vorübergehend erneuert worden.

Übereinstimmend lauten alle Nachrichten, daß die Russen stets in großen Massen und tiefen Kolonnen angriffen, also hohe Opfer nicht scheuten. Schon hieraus ergibt sich, daß der russischen Heeresleitung an einem schleunigen Erfolg gelegen war, um in der Balkanfrage mitsprechen zu können. Um Rumänien zu beeinflussen, scheute man weder vor unwahren Nachrichten über Eroberungen in der Bukowina noch vor einer Proklamation des Zaren zurück, daß Czernowitz bis zum russischen Neujahrstage genommen sein werde: eine Prophezeiung, die um so schädlicher wirken mußte, als gerade an diesem Tage (14. Januar) die Russen ihre Niederlage durch die längere Kampfpause eingestehen mußten. Was sonst an Einzelheiten über den großen Kampf durch die Presse geht, ist nicht nachzuprüfen, stimmt aber mit der Anschauung überein, daß man den Angriff wesentlich aus politischen Gründen unternommen hat. So soll General Rußki, der frühere russische Oberbefehlshaber im Süden, sein Kommando niedergelegt haben, weil er — ähnlich wie Joffre

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Karte vom südöstlichen Kriegsschauplatz

im Westen — diese Teiloffensive nicht gebilligt, sondern eine allgemeine an der ganzen Front nach längerer Vorbereitung verlangt habe; Iwanow habe aber voll Vertrauen auf die von ihm selbst ausgebildeten Truppen den Angriff nicht mehr verschieben wollen. Die Mannschaften hätten freilich seiner Zuversicht nicht entsprochen: nach einigen Tagen habe man Maschinengewehre und Kosaken hinter ihnen aufstellen müssen, um sie vorwärtszubringen; nächtliche Angriffe seien bald aufgegeben, weil man massenweises Drücken oder Desertieren befürchtete; mohammedanische Truppen hätten gemeutert u. dgl. Wieviel dabei auch übertrieben sein mag, mit einer Verringerung der physischen und moralischen Kampfkraft der Russen wird man rechnen dürfen. Der Verlust der österreichischen Armee, die den Stoß allein auszuhalten hatte, wird im Verhältnis noch geringer sein als der deutsche in der Champagne, da die russische Artillerievorbereitung bei aller Munitionsvorbereitung doch nicht an das französische Trommelfeuer heranreichte.

Wenn unsre Bundesgenossen an dieser Stelle eine Verteidigungsaufgabe glänzend gelöst haben, so haben sie an einer andern im Angriff nicht minder gut bestanden. An der italienischen Front freilich waren ihnen größere Prüfungen erspart, da die Nachwirkung der letzten großen Niederlage der Italiener noch anhielt und größere Angriffe gar nicht zustande kommen ließ. Dagegen hat die österreichisch-ungarische Armee am Balkan mit der Unterwerfung Montenegros einen tüchtigen Schritt vorwärts getan. Bis zum Jahresschluß hatte General v. Koeveß den Hauptangriff von Serbien aus geführt und war dicht an die Festung Berane heran-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gekommen, die den Zugang zu dem Straßennetz nach Albanien und zur Festung Podgoritza, dem Schutze Cetinjes gegen Süden, gewährt. Während hier die Offensive weiterging und durch die Einnahme von Berane gekrönt wurde (10. Januar), richtete sich gleichzeitig von Dalmatien aus ein wuchtiger Angriff auf die entgegengesetzte Seite des Landes, auf den wohlbefestigten, für uneinnehmbar geltenden Felsenberg Lowtschen, der wie eine Trutzburg mit seinen schweren Geschützen die österreichische Hafenstadt Cattaro beherrschte. Nach einer Beschießung mit schwerster Artillerie von der Land- und Seeseite aus unternahm Infanterie von Nordosten und Südwesten zugleich den Angriff. Gewaltige Anforderungen wurden an die körperliche und geistige Ausdauer der Stürmenden gestellt: sie mußten an dem steilen, über tausend Meter hohen Berg emporklettern unter dem Feuer der gedecktliegenden und mit dem Gelände wohlvertrauten Montenegriner, behindert durch Schnee, Regen und Kälte, und, oben angekommen, einen erbitterten Kampf mit dem zähen Gegner beginnen. In zwei Tagen war das Werk getan, am 10. Januar war der Lowtschen genommen und damit Montenegros Schicksal entschieden. Denn hierdurch und durch den gleichzeitigen Fall von Berane war Cetinje von zwei Seiten bedroht; ernstlicher Widerstand konnte jetzt den von den Bergen herabsteigenden Österreichern nicht mehr geleistet werden; nach einer Reihe kleiner Gefechte mußten die Montenegriner ihre Hauptstadt den Siegern überlassen (13. Januar) und vermochten auch nicht den Vormarsch der Österreicher an der Küste entlang über Budua und Spizza nach Virpazar am Skutarisee, das am 18. Januar besetzt wurde, zu hemmen. Zwar hielten sich im Inneren noch Nikfitsch und Podgoritza, aber ihr Fall war nun, nachdem der Einmarsch auf allen Seiten freistand, nicht mehr zu vermeiden. König Nikolaus schien es auf das Äußerste nicht ankommen lassen zu wollen, bat vielmehr nach dem Fall Cetinjes sogleich um Friedensverhandlungen, die ihm unter der Bedingung sofortiger Waffenstreckung verheißen wurden (13. Januar). Er nahm die Ergebung auf Gnade und Ungnade an, und sogleich begann die Entwaffnung.

Mit Recht sah man in der Unterwerfung des geriebenen Fürsten der Schwarzen Berge ein Sinken des Ententekredits, wozu der Sieg in Montenegro ebenso wie die russische Niederlage in Beßarabien und die Untätigkeit der englisch-französischen Armee in Saloniki beigetragen haben mag. Aber nach wenigen Tagen erlebte man eine Überraschung: König Nikolaus tauchte mit den meisten Mitgliedern seiner Familie in Italien auf und reiste eiligst weiter nach Lyon, seinem neuen Regierungssitz; der Welt ließ er verkünden, daß der Kampf fortgesetzt werden solle: das Friedensangebot habe er nur gemacht, um die Österreicher hinzuhalten und seiner von der Einschließung bedrohten Armee die Möglichkeit der Rettung nach Albanien zu verschaffen. Mit zynischer Offenheit gestand er den beabsichtigten und vollzogenen Wortbruch ein, und es bezeichnet die Moral der Entente, voran der Italiener, daß sie diese Proklamation mit Jubel begrüßte und Nikolaus, nachdem man ihn einige Tage lang Verräter gescholten hatte, ob seiner gelungenen List wieder zu Gnaden annahm. Noch ist freilich nicht ganz klar, wie sich dieser Vorgang abgespielt hat. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Nikolaus, den Untergang seines Landes und Thrones vor Augen, ernstlich an einen Abschluß mit Österreich gedacht hat, aber durch seine aufsässige Umgebung gezwungen worden ist, den Vertrag zu brechen. Vielleicht haben ihn auch Drohungen des Vierverbandes, sein Privatvermögen, das in London liegen und eine beträchtliche Summe darstellen soll, wegzunehmen, auf diesen Weg gedrängt. Nun, mag der Verrat ein erzwungener oder freiwilliger sein, Nachteil hat er den Österreichern nicht gebracht. Es scheint sogar, daß die Untreue den eignen Herrn geschlagen hat. Denn die Bevölkerung, des Krieges müde, hielt sich an die Unterwerfung ihres Königs und lieferte massenweise die Waffen ab. Der Vormarsch der Österreicher stockte nicht: nach der Einnahme der montenegrinischen Küstenplätze nahmen sie ohne Schwertstreich Skutari und Giovanni di Medua (24.—28. Januar), womit sie den Fuß fest nach Albanien setzten, und im Inneren fielen ihnen ebenso unblutig die letzten montenegrinischen Plätze in die Hand. Was sich von montenegrinischen Truppen nach Albanien gerettet haben mag, kön-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nen nur schwache Haufen mit mangelhafter Bewaffnung sein, denn die Artillerie ist fast ganz von den Österreichern erobert worden.

Einen großen strategischen Erfolg hat die Armee Koeveß errungen. Die Verbindung zwischen den Mittelmächten und Bulgarien, die von Montenegro her gestört werden konnte, ist jetzt gesichert, da die Vierverbandstruppen die Schwarzen Berge nicht mehr als Basis benutzen können; die Eroberung Albaniens ist erleichtert, endlich haben die Österreicher durch die Sicherung Cattaros und die Eroberungen an der Küste ihre adriatische Stellung mächtig verstärkt. Vielleicht darf man, da nach französischen Nachrichten starke bulgarische Truppenteile im Herzen Albaniens, bei Elbassan, stehen, einer österreichisch-bulgarischen Offensive gegen die Italiener und ihre Bundesgenossen, die Reste der serbischen Armee und die Albaner Essad Paschas, in den albanischen Küstenstädten entgegensehen. Durazzo, Valona und Santa Quaranta (an der griechisch-albanischen Grenze) haben hier die Italiener zu ihren Hauptstützpunkten erwählt, und namentlich von dem südlichsten aus, der eine bessere Verbindung mit dem Hinterlande hat als die beiden andern, planen sie anscheinend einen Vormarsch nach Südmazedonien auf Monastir. Dies Vorhaben scheint jetzt, wo Albanien immer mehr in österreichisch-bulgarische Hände fällt, wenn nicht unmöglich, so doch ungemein erschwert worden zu sein. Auf jeden Fall trifft die Entscheidung in Montenegro in erster Linie die Italiener, die sich bereits als Herren der Adria betrachteten; aber auch die übrigen Verbandsgenossen erblickten darin sofort eine neue Durchkreuzung ihrer Balkanpläne und eine fühlbare Entlastung der Mittelmächte. An den heftigen Vorwürfen, die zwischen ihnen, am meisten zwischen England und Italien, wegen ungenügender Unterstützung Montenegros gewechselt worden sind, kann man ermessen, wie sehr die neue Wunde sie schmerzt.

Nicht minder schwer ist der Vierverband auf seinem östlichen Balkanflügel getroffen worden. Wie wir schon vermuteten, war die Lage der englischen Truppen auf der Südspitze Gallipolis unhaltbar geworden, und wie an der Suvlabucht suchten sie daher unter dem Schutze des Nebels zu entkommen. Indessen die Wiederholung eines solchen Manövers gelingt selten; in der Tat erkannte Admiral v. Usedom, der Befehlshaber an dieser Stelle, die englischen Abfahrtsvorbereitungen und fügte durch einen raschen Angriff im Augenblick der Einschiffung der englischen Nachhut schwere Verluste (mindestens einige tausend Mann) zu. Überdies mußten die Flüchtenden einige Geschütze und beträchtliche Mengen an Munition und sonstigem Kriegsvorrat zurücklassen. Da auch an der Suvlabucht noch manche Vorräte gefunden worden sind, so stellt sich der türkische Triumph noch größer dar als im ersten Augenblick. Über die allgemeine Bedeutung dieser endgültigen Niederlage der Engländer vor Konstantinopel brauchen wir dem früher Gesagten nichts hinzuzufügen; wir holen nur nach, daß holländischen Nachrichten zufolge jetzt eine türkische Armee von 150 000 Mann zur Offensive an andrer Stelle frei geworden ist und eine ausreichende Besatzung die Dardanellen vor einem Handstreich sichert.

Völlig undurchsichtig ist nach wie vor die Lage im Zentrum des Balkankriegsschauplatzes, vor Saloniki. Laut Nachrichten aus feindlichen und neutralen Quellen haben Engländer und Franzosen Truppen über Truppen gelandet und große Schanzen vor der griechischen Hafenstadt aufgeführt; ja, sie haben ihre Stellung immer weiter nach Osten ausgedehnt, nicht nur die Chalkidike, sondern auch Südmazedonien bis Seres in den Kreis ihrer Befestigungen gezogen. Ihre Verbindungen verstärkten sie durch die Besetzung von Korfu, was zugleich einen Druck auf Italien bedeuten konnte. Die griechische Regierung fügte sich bisher ohnmächtig allen diesen Gewalttaten, selbst eine allerdings nur vorübergehende Landung bei Phaleron, die gewaltsame Entfernung griechischer Truppen aus der Nähe Salonikis und die Drohung, einen Bürgerkrieg zu erregen, mußte sie geduldig hinnehmen. Die Brutalitäten des Vierverbandes mögen zwar die Sympathien für die Westmächte stark vermindert haben, aber die Furcht vor der übermächtigen Flotte ist einstweilen noch größer als die Zuversicht, durch einen rückhaltlosen Anschluß an die Mittelmächte der fremden Bedränger ledig zu werden, und die Einsicht,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit Hilfe dieser Bundesgenossen das ersehnte Südalbanien zu erlangen.

Völlig ungewiß sind auch die Absichten unsrer Heeresleitung, die bisher jede ernstere Beunruhigung der Feinde vor Saloniki unterlassen und griechischen Boden noch nicht besetzt hat. Man möchte vermuten, daß diese Ruhe im Zusammenhang mit dem geplanten Vormarsch der Türken auf Ägypten steht; vielleicht erwartet man, daß der Druck auf den Suezkanal den Feind zur völligen oder teilweisen Räumung Salonikis zwingt, und daß der Beginn der Einschiffung wie auf Gallipoli zum Angriff benutzt werden kann. Wie weit die Vorbereitung für den Suezkanal gediehen ist, ist selbstverständlich nicht bekannt; nur daß in Palästina die Eisenbahn bis Birseba (westlich vom Toten Meere), etwa zweihundertfünfzig Kilometer östlich des Suezkanals, geführt worden ist, ist in die Öffentlichkeit gedrungen.

Auf den östlichen Nebenkriegsschauplätzen haben die Türken nicht überall glücklich gefochten. In Mesopotamien halten sie eine englische Truppe bei Kutelamara noch umschlossen und haben Entsatzversuche bisher unter herben Verlusten der Feinde vereitelt, in Nordpersien haben sie mit Hilfe einiger Stämme den Russen eine Schlappe beigebracht; aber am Araxes haben sie unter Verlusten auf Erzerum weichen müssen. Vermutlich werden Verstärkungen von der Gallipoli-Armee die Dinge wiederherstellen.

So hat sich die militärische Lage abermals zu unsern Gunsten verändert und die politische Lage zum mindesten nicht verschlechtert. Freilich bleiben noch alle europäischen neutralen Staaten ihrer Taktik des Abwartens treu. Schweden allerdings mit einer immer deutlicher werdenden Abneigung gegen die englische Seetyrannei. Indessen von einer Beschlagnahme der englischen Sendungen nach Rußland als Gegenmaßregel gegen die Wegnahme der deutschen Post an Bord schwedischer Schiffe bis zum Bruch ist es noch weit. Wenn auch die schwedische Thronrede die Dinge nicht rosig schilderte und in Rußland bereits Besorgnis vor einer schwedischen Schilderhebung erweckte, so leben die meisten Schweden doch noch in der Vorstellung, daß der Friede der Güter höchstes sei und Schweden von einem Siege Rußlands und Englands nichts zu fürchten habe.

Wichtiger ist vorderhand das Verhältnis zu Amerika, das eine gewisse Schwenkung zugunsten der Mittelmächte vorgenommen hatte, aber in den letzten Tagen in den Verhandlungen über den U-Bootkrieg wieder eine unfreundliche Haltung zeigt. Daneben richtet sich der Zorn der Amerikaner augenblicklich gegen England, das durch seine Postträubereien den amerikanischen Handel beständig schädigt und jetzt zwei neue Schläge gegen Deutschland plant, die aber vornehmlich den neutralen Handel treffen müssen: es verlangt von amerikanischen Firmen Auskunft über ihre deutschen Beziehungen, um danach seine Bestellungen in Amerika einzurichten und den Export dieser Firmen womöglich als feindliches Gut zu behandeln, und es beabsichtigt, die neutralen Staaten Nordeuropas nicht mehr als in Friedenszeiten einführen zu lassen, um jede überseeische Zufuhr nach Deutschland zu verhindern. Präsident Wilson hat sogleich gegen diese die Vereinigten Staaten demütigenden und den neutralen Handel schwer schädigenden Absichten protestiert, aber in England scheint man trotz den heftigen Angriffen im Kongreß auf die neue Seepolitik nicht an seinen Ernst zu glauben und auf seine Ententefreundschaft zu bauen. Die nächsten Wochen werden hierüber Klarheit bringen.

Völlige Niederschlagung Deutschlands ist also nach wie vor das Ziel der Regenten Englands, und zu diesem Zweck haben sie jetzt endlich den lange abgelehnten Schritt, die allgemeine Dienstpflicht einzuführen, getan. Wie schwer hatte sich das Kabinett Asquith doch im August 1914 verrechnet, als es den Krieg ohne besondere Mühe zu lenken und zu entscheiden sich vermaß: nicht nur ungeheure Opfer hat das englische Volk auf sich nehmen müssen, es muß zu einer gründlichen Umformung seiner Verfassung, ja seiner ganzen Staatsauffassung nach deutschem Muster seine Zuflucht nehmen. Aber wie tief der Haß der leitenden Kreise Englands gegen Deutschland wurzelt, haben soeben wieder zwei Ereignisse kundgetan: die abscheuliche Ermordung deutscher Unterseebootsleute durch Angehörige der englischen Marine und die schnöde Ablehnung Englands, dies Verbrechen zu süh-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nen, sowie die mit Jubel begrüßte Aufforderung Lord Roseberys, Deutschland nach dem Kriege zu boykottieren und zwischen einem englisch-französischen Einverständnis und einem mächtigen Rußland zu zermalmen. Die Drohung klingt ja jetzt seit der festen Verbindung Deutschlands mit dem Orient weniger furchtbar als früher, aber sie zeigt, wie sehr wir unsre kontinentalen und kolonialen Beziehungen stärken müssen, um dieser Fortsetzung des Krieges im Frieden widerstehen zu können. Zur rechten Zeit kommt da ein Buch wie Friedrich Naumanns »Mitteleuropa« (Berlin, G. Reimer), das dieser Frage gewidmet ist und uns ein Bild von dem zukünftigen geeinten Mitteleuropa entwirft. Mit patriotischer, ja dichterischer Begeisterung schildert es, welche Kraftfülle in den siegreichen Mittelmächten steckt, und wie sehr sie durch eine neue Organisation, durch gemeinsame Regelung der Produktion, der Verkehrs- und Handelspolitik gehoben werden kann; es zeigt uns einen weiten Bund großer und kleiner Staaten mit dem natürlichen Haupte Deutschland, der von dem volkreichen Rußland und dem englischen Weltreich nichts mehr zu fürchten hat. Die Schwierigkeiten des Werkes bleibt Naumann uns nicht schuldig: die Abgrenzung der nationalen Ansprüche, besonders der Deutschen und Slawen, die Schlichtung konfessioneller Gegensätze unter den Bundesgenossen, die Folgen einer solchen gemeinsamen Wirtschaftspolitik für das soziale Leben der einzelnen Völker und ihre staatlichen Einrichtungen, die Notwendigkeit, sich über die Grundzüge der auswärtigen Politik zu verständigen. Nicht immer wird sich der Leser den Gedanken Naumanns willig hingeben, aber jeder wird seine Freude haben an dem Geist, dem patriotischen Schwung und den Kenntnissen, die hier in dem Dienst einer großen Idee arbeiten, und jeder wird gern über einzelne Meinungsverschiedenheiten hinwegsehen, der wie wir dem Grundgedanken des Verfassers zustimmt, daß Mitteleuropa einen neuen Zusammenschluß braucht, um den künftigen Weltwirtschaftskampf von gestärkter Grundlage aus führen zu können.

(Abgeschlossen am 2. Februar 1916)

Weiße Kleider

»Wann trägt meine Mutter ein weißes Kleid?
Die Luft weht weich, es wird Frühlingszeit,
Mutter!«
»Frage nicht, Kind, mein Herz ist wund,
Ein Jahr schläft dein Bruder im welschen Grund.
Noch zuckt meine Seele im Leibe,
Noch geh' ich im Trauerkleide!«

»Wann trägt meine Mutter ein weißes Kleid?
Ein Jahr ist lang, ein Jahr ist weit,
Mutter!«
»Mein Kind, jetzt zählt nicht Jahr und Tag,
Jetzt rechnet das Schicksal Schlag um Schlag.
Blut und Blei tropft die Stunde,
Ein Todesschrei jede Sekunde.«

»Wann trägt meine Mutter ein weißes Kleid?
Einmal verheilt auch das tiefste Leid,
Mutter!«
»Und heilt mein Leib um den eigenen Sohn,
Um mich schwingt es — ein ewiger Ton,
Ein Schluchzen um die Jungen,
Die für die Heimat gerungen.«

»Wann trägt meine Mutter ein weißes Kleid?
Kommt sie denn nimmer, die Friedenszeit?
Mutter!«
»Kind, leg deine in meine Hand:
Einmal schreitet der Friede durchs Land,
Die Glocken läuten, die Fahnen wehn,
Alle Straßen in Blumen stehn.

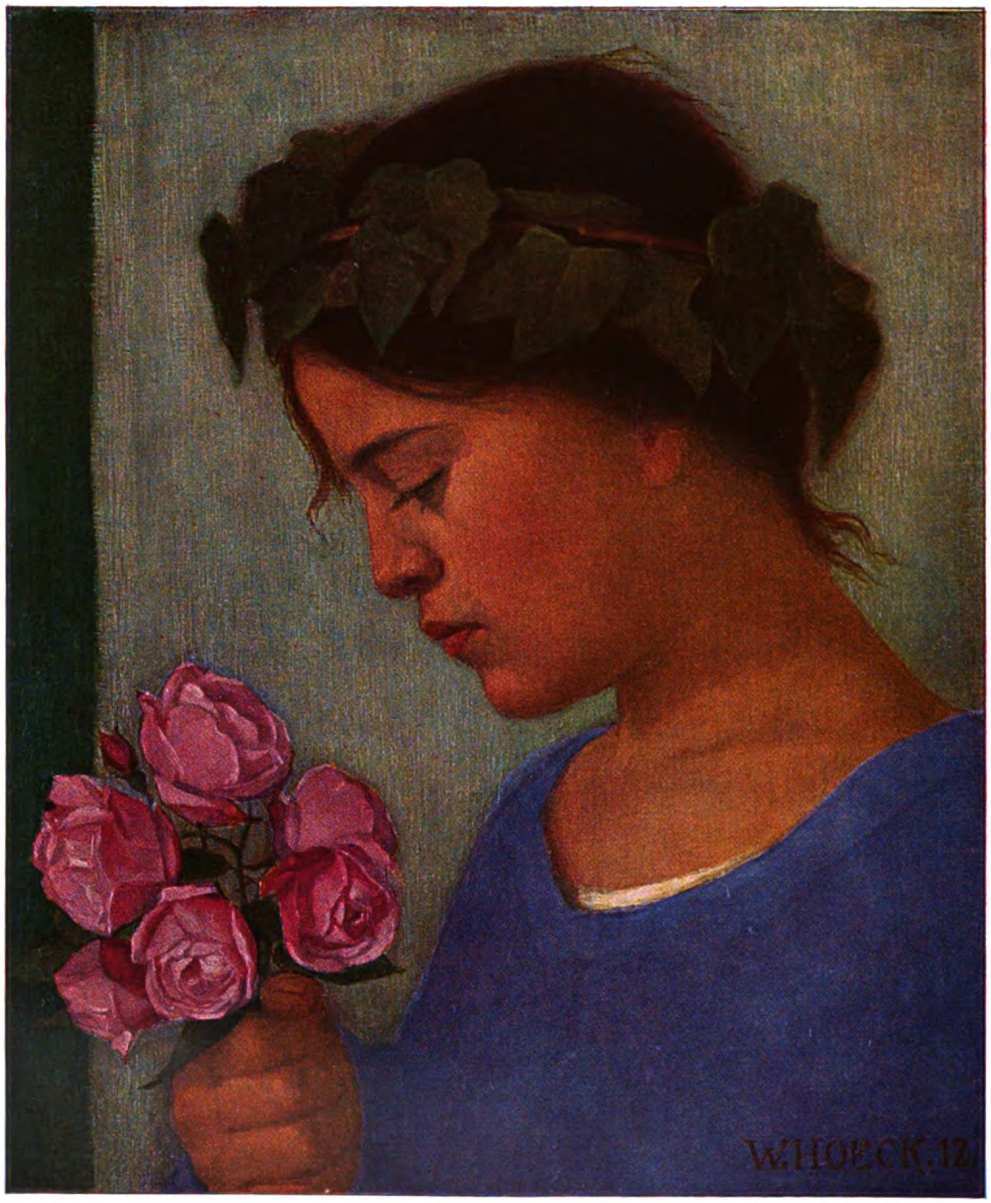
Alle, die starben, werden zu Zeugen,
Wie in Demut Knie und Herzen sich beugen.
Einmal, mein Kind, kommt die Friedenszeit —
Dann gehen wir beide im weißen Kleid!«

Clara Blüthgen

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Walther Hoeck: Der Rosenstrauß

Aus dem Besitz des Herrn Dr. R. Schmidt in Holzminden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 120. I April 1916

Das Herz im Süden

Roman von Carry Brachvogel

I

Schlank und breit stieg die mächtige Alpenstraße bergan, als wäre es ihr ein leichtes gewesen, in behendem Sprung die Talsohle zu verlassen, in der Maronen und Feigen reifen und deren Herbst ein köstliches Stirngehänge von tiefblauen und rotschimmernden Trauben trägt. Sie wußte nicht mehr, daß Tausende und aber Tausende von fleißigen Händen jahraus, jahrein in trotziger Arbeit sie aus dem Stein hatten sprengen müssen, damit sie ihr weißes, glitzerndes Band wie in anmutigem Spiel über Abgründe spannen, um Felsschroffen schlingen konnte, bis sie endlich auf der Höhe, da wo das Scheggersche Palasthotel stand, die Lust am Bergsteigen verlor und durch das hochgelegene Tal als sittsames Kind der Ebene wandelte, um dann auf weißen Sohlen hinabzusteigen, der italienischen Grenze entgegen. Am Morgen und wenn die Sonne sank, hatte sie wohl Weggenossen aller Art und aus aller Herren Ländern, drängten sich Gesellschaftswagen neben vornehmen Privatautos, trabten hochbepackte Muli einher und Wanderer mit dem Rucksack auf den Schultern, die trotz Sonnenglut und Staub nicht von der Überzeugung ließen, daß nur dem Fußgänger sich die Schönheiten einer Landschaft erschließen. Jetzt, im blauen Mittagsglast des Dolomitensommers, lag die Straße freilich einsam da, und im Palasthotel waren alle Fensterläden herabgelassen, um den Räumen trotz dem heißen Tage eine dämmerige Frische zu bewahren.

Auch die Scheggersche Privatvilla, die der alte Schegger, der Wirt des Palasthotels, vor Jahren für sich und seine Familie unfern dem Hotelgebäude errichtet hatte, lag mit verdunkelten Fenstern, wie im Mittagsschlaf da. An einem einzigen war aber doch der eine Flügel geöffnet, der grüne Rolladen zur Hälfte in die Höhe gezogen, und ein junger Frauenkopf spähte eifrig die Straße hinab, wo sie nach Süden lief ... Es wäre nicht leicht zu sagen gewesen, wem Cilly Schegger so inbrünstig nachsah, denn weit und breit war niemand zu erblicken, und nur ferne, ganz ferne schwebte ein lichtes Pünktchen, das mit der Straße fast in eins zusammenlief. Man mußte ungewöhnlich scharfe Augen haben, um in diesem Pünktchen noch eine männliche Silhouette zu erkennen, aber Cilly hatte solch ungewöhnliche Augen und beschattete sie jetzt auch noch mit beiden Händen, so daß sie das lichte Pünktchen immer noch zu erkennen vermochte. Der Bergwind aber, der um diese Stunde aufzugehen pflegte, wunderte sich über das Ge-

 Copyright 1916 by George Westermann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

baren des Mädchens, und vielleicht verdroß es ihn auch, daß sie sich nur um das lichte Pünktchen kümmerte und auf ihn gar nicht achtgab, obwohl er ihr das Haar zärtlich zerwühlte und ihren jungen sommerlich verbrannten Hals mit kleinen Küssen bedeckte. Neckend wehte er ihr die Sprossen der Weinreben ins Gesicht, die das Fenster umrankten, und veranlaßte schließlich ein vorwitziges Marienkäferchen, eine kleine kitzelnde Erkundungsfahrt von Cillys linkem Mittelfinger bis zum Ellbogen zu unternehmen. Aber noch ehe das gefällige Käferchen zur Mitte des Arms gelangt war, wurde der Wind ob der Hartnäckigkeit seiner Verehrten ungeduldig und dachte als abgewiesener Liebhaber nun nur noch daran, wie er dem bösen Mädchen einen Schabernack spielen könne. Als jetzt Marie Schegger die Tür des Zimmers weit aufriß, schien ihm der Augenblick zur Rache günstig. Er warf eine mit Blumen gefüllte Vase, die auf der Kommode stand, mitten ins Zimmer hinein und blies eine ganze Anzahl unaufgezogener Photographien, die Cilly auf dem Tisch nebeneinander ausgebreitet hatte, lustig über die am Boden liegenden Blumen hin.

Nun wandte sich Cilly heftig um. »Herrgott, Marie, reiß doch die Türen nicht so wahnsinnig auf, oder mach' sie wenigstens wieder zu! Es ist ja ein Zug hier, daß man zum Fenster hinausgewirbelt wird.«

Marie trat ein und legte sorgsam die Tür ins Schloß. Sie sagte ruhig, mit einem liebenswürdigen kleinen Lächeln: »Da müßte doch ein Orkan kommen, ehe wir zum Fenster hinausgewirbelt werden. Gar so ätherisch sind wir doch alle zwei nicht.«

Cilly murmelte etwas Unverständliches und blieb in innerer Abwehr am Fenster stehen, als erwarte sie, daß Marie sie gleich wieder verlassen würde. Marie aber trat tiefer ins Zimmer herein, und wie die beiden Schwestern jetzt dicht nebeneinanderstanden, merkte man deutlich, daß sie beide wirklich nicht ätherisch waren und daß sie einander durch einen starken Familienzug glichen, obwohl es im allgemeinen hieß, daß die Scheggerschen Mädchen sich nicht ähnlich sähen.

Sie waren beide groß und von festem Gliederbau, denn in die Scheggersche Familie war seit langer Zeit kein fremder Blutstropfen hineingekommen, und so trugen sie alle Merkmale tirolischen Wesens, wenngleich Cilly mit ihrem blauschwarz schimmernden Haar und den schönen dunklen Augen fast mehr einer Italienerin denn einer Deutschen glich. Die dunkelblonde Marie mit der helleren Haut wirkte neben ihr fast licht, aber gemeinsam war ihnen der kühne Schwung der Nase und das festumrissene Kinn, das Willensstärke, vielleicht auch Eigensinn verriet. Echte Töchter ihres Landes waren sie und doch auch die Kinder ihrer Zeit, und darum wußten sie nichts mehr von der Enge und der Dürftigkeit, in der ihre Großmütter und Urgroßmütter gelebt hatten und vor der Zeit zu alten Frauen geworden waren. Die Scheggerschen Mädchen waren es gewöhnt, ihren Körper zu pflegen, wenn auch nicht zu verhätscheln. Es gab keinen Sommer- und keinen Wintersport, den sie nicht trieben; ihr reiches Haar wurde täglich vom Friseur des Palasthotels frisiert; ihre Fingernägel glänzten wie Glas, und Cilly behandelte etliche Sommersprossen auf ihrem Nasenrücken ebenso eifrig wie erfolglos mit Schönheitswässern und Geheimmitteln aller Art. Ihre Kleider kamen aus ersten Wiener Schneiderwerkstätten, und selbst das landesübliche Dirndlkostüm, das sie in den Morgenstunden trugen, verriet durch die Sorgfalt seiner Ausführung, daß es für verwöhnte Damen bestimmt war. Wie in ihrem Äußeren, so waren die Scheggerschen Mädchen auch nach der Art ihres inneren Wesens weit von ihren Vorfahrinnen entfernt. Es war ihnen vergönnt gewesen, in einem Hause aufzuwachsen, zu dessen Lebensbedingungen geistige Freizügigkeit und der Blick ins Weite gehörten, und sorgfältige Erzieherinnen waren sogar der eckigen Gutturallaute und der verdickten Konsonanten Herr geworden, so daß die Scheggerschen Mädchen zwar die Wärme und Farbe, nicht aber die klotzige Härte des heimatlichen Dialekts bewahrt hatten. Wirtstöchter waren sie und glichen doch den Wirtstöchtern früherer Zeit ebensowenig wie das Palasthotel dem »Badl« glich, aus dem es emporgewachsen war.

Marie, die Cillys Kampf mit den Sommersprossen stets belustigend fand, sagte jetzt: »Weißt du, wenn du mittags um elf Uhr eine Stunde lang am offenen Fenster liegst, hilft weder Gurkenwasser noch Eiweiß mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zitronensaft noch sonst etwas ... Nach wem hast du denn so verzweifelt ausgeschaut?«

Cilly stand immer noch am Fenster, schob mit der Rechten langsam die beiden Fensterflügel gegeneinander und zupfte mit der Linken etliche Weinsprossen aus ihrem Haar. Sie entgegnete spöttisch: »Nach wem ich ausgeschaut habe? Nach wem man halt bei uns ausschaut. Vermutlich nach dem Herrn, der ‚einheiraten' soll.«

Marie lachte. »Der Herr, der einheiraten soll«, war für die beiden ein beliebtes Thema, das sie bald scherzhaft, bald ärgerlich miteinander besprachen. Nicht als ob solch ein Mann das Ziel ihrer Wünsche gewesen wäre, ganz im Gegenteil! Aber der alte Schegger hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß seine Töchter, wenn's irgend ging, nicht aus dem Hause fortfliegen, sondern ihm in tüchtigen Schwiegersöhnen, die den Betrieb verstanden, neue Arbeitskraft zuführen sollten. Bei der Marie, die schon zweiunddreißig Jahre zählte, gab er freilich langsam die Hoffnung auf, aber die Cilly mit ihren zweiundzwanzig Jahren sollte doch, so meinte er, Vernunft annehmen und einen der Hoteldirektoren oder -söhne wählen, die gern dem schönen Mädchen in das Palasthotel folgen wollten, so daß die Zukunft des Hauses auch über den Tod des Sebastian Schegger hinaus gesichert blieb. Freilich hätte im Notfall einer seiner drei Söhne das Palasthotel übernehmen können, aber jeder von ihnen saß schon auf eignem Grund und Boden, und der Alte hatte testamentarisch festgemacht, daß das Palasthotel samt dem Neubau das Erbe der Töchter sein sollte. Wegen dieser Freier, die niemals Gnade vor den Augen der Töchter fanden, gab es in der Familie immer wieder heftige Auseinandersetzungen, und auch jetzt blickte Cilly die Schwester mißtrauisch an: »Ist vielleicht wieder einer unterwegs oder gar schon angekommen?«

»Aber nein! Was dir nicht einfällt!«

»Es ist mir aber sehr verdächtig, daß du gerade jetzt, wo es auf Mittag geht, hereingeplatzt kommst, um mit mir Konversation zu machen. Um die Zeit hast du doch sonst alle Hände voll zu tun. Es ist mir also schon lieber, du sagst es geradeheraus, wenn wieder irgendein Anschlag geplant ist.«

Marie lachte. »Diesmal bist du auf dem Holzweg. Es handelt sich nicht um einen Bewerber für dich, sondern um ein zartes Abenteuer, bei dem ich endlich einmal unsern hochverehrten Küchenchef überraschen will.«

»Pfui, wie indiskret!«

»Jawohl, ich muß ihn endlich bei der ‚Ente im Hemd' antreffen ...«

»Pfui, wie unanständig!« Cilly begriff übrigens nicht, warum Herr Rondèle aus der Bereitung dieses Gerichts solch ein Geheimnis machte und warum Marie es durchaus erforschen wollte. »Jeder Koch bei uns hat doch ‚Ente im Hemd' gemacht. Sicher steht es auch in jedem großen Kochbuch oder im Küchenlexikon. Ich sehe wirklich nicht ein, warum diese ‚Ente im Hemd' anders sein soll als alle andern ...«

Aber nun wurde Marie sehr überlegen und erklärte, daß die »Ente im Hemd«, die Herr Rondèle herstellte, sich zu allen übrigen behemdeten Enten ungefähr so verhielt wie ein Tizian zu irgendeinem Kitschier. »Er hat irgendeinen Kniff, irgendein kleines Geheimnis, das er durchaus nicht hergeben will und das ich herauskriegen muß, koste es, was es wolle! Ich habe ja schon versucht, ihm Geld für das Rezept anzubieten, aber was glaubst du, was dieser Grandseigneur darauf gesagt hat?«

»Nun?«

»‚O, Mademoiselle, je ne suis pas Italien!' Was tun? Da er leider unbestechlich ist oder wenigstens scheint, muß ich mich auf die List verlegen. Ich muß unvermutet ankommen, wenn er ‚das Hemd' zubereitet; die Ente selbst macht er genau wie alle andern ... Die Finesse fängt erst an, nachdem er die Knochen in der Mühle zermahlen hat ... Wie ich vorhin aus dem Kontor hier herüberkam, bin ich absichtlich an der Küche vorbeigegangen, damit er meint, ich sei weit vom Schuß ...«

»Marie, könntest du nicht Herrn Rondèle heiraten? Da wäre doch dir und dem Vater geholfen, und dein Mann könnte dir alle Tage ‚Ente im Hemd' machen.«

Marie sagte scheinbar tiefernst: »Ich will mir die Sache überlegen. Vorläufig aber muß ich hierbleiben, um Herrn Rondèle ganz sicher zu machen und den Augenblick abzupassen, in dem ich aus der Versenkung auftauche.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie setzte sich behaglich in einen der weißen Korbsessel, die um den Tisch standen, während Cilly die zu Boden gefallene Vase aufhob, sie wieder mit den Blumen füllte und vom Zimmermädchen die kleine Wasserlache auftrocknen ließ, die sich auf dem Parkett gebildet hatte. Sie raffte auch die vom Wind verstreuten Photographien zusammen, die weder Menschen noch Landschaften darstellten, sondern Teller, Platten, Schüsseln, Tafelaufsätze, und den Stempel einer großen österreichischen Porzellanfabrik trugen. Sie wollte sie eben zu einem Stoß geschichtet auf den Tisch legen, als Marie einen Namen nannte, bei dem Cilly aufhorchte und sich wie unversehens etliche Photographien wieder entgleiten ließ, weil sie sich lieber nochmals bücken als jetzt von der Schwester anblicken lassen wollte.

Marie sagte: »Weißt du, das war gerade vorhin sehr komisch. Der Camillo Povinelli ist zum Vater ins Kontor gekommen und hat etwas fragen wollen, wegen Lärchenbretter oder Fichtenprügel. Und kaum hat er den Fuß in den Garten gesetzt, da haben schon die Damen in allen Stockwerken vom Hotel gewispert und sind herumgehuscht und haben versucht, ob sie nicht unter allen möglichen Ausreden ins Kontor kommen oder wenigstens ein bissel hineinspitzen können. Der Povinelli, der Grasaff', der kann's! Nur zu zeigen braucht er sich, und gleich hat er sie alle im Sack. Er ist wahrhaftig der reine Rattenfänger von Hameln.«

Cilly entgegnete kein Wort. Sie lächelte nicht, und sie fragte nicht weiter nach den Damen, die den jungen Povinelli umkreisten. Sie legte die aufgeschichteten Photographien vor sich auf den Tisch, setzte sich Marie gegenüber in einen Korbsessel, und ihre Hände spielten mit den Bändern ihrer grünseidenen Schürze. Sie sagte anscheinend ziemlich unvermittelt: »Ehe ich so heirate, wie der Vater will, hänge ich mich lieber auf.«

Marie hätte sich nun vielleicht über die seltsame Gedankenverbindung der Schwester wundern können, aber sie war an eine gewisse Sprunghaftigkeit Cillys gewöhnt, meinte auch, daß die Schwester wirklich die Ankunft eines neuen Bewerbers fürchtete, und sagte darum noch einmal: »Aber, Cilly, du hast ja doch gehört, daß heute vom Heiraten gar nicht die Rede ist. Aus dem Ärmel schütteln kann sie ja der Vater, Gott sei Dank, nicht, und unser letzter Freier ist erst vor drei Wochen abgereist.«

»Vor vier Wochen. Ich weiß es genau, es war am dritten Juli.«

»Das hast du dir gemerkt?«

»Ach, nicht deshalb ...« Kaum hatte sie's gesagt, da merkte sie, daß sie unvorsichtig gewesen war. Sie errötete ein wenig, sprach schneller als vorhin: »Es ist doch lächerlich, daß man sich einen Mann zuerst daraufhin ansehen soll, ob er ins Geschäft paßt, und erst nachher, ob er einem gefällt. Ich sehe wirklich nicht ein, warum man sich für ein Hotel und einen Betrieb aufopfern soll.«

»Wir tun es ja auch nicht. Aber weißt du, ein bissel mehr als ein Hotel und ein Betrieb ist es doch. Das Haus ist nun seit fünf oder sechs Generationen in der Familie —«

»Deswegen müssen doch nicht weitere fünf oder sechs Generationen mit Kind und Kegel da sitzenbleiben. Ich wenigstens hätte gar nichts dagegen, wenn ich einmal fortkäme, in ganz andre Verhältnisse hinein.«

»Das denk' ich mir auch manchmal, aber ich weiß doch nicht, ob wir es anderswo aushielten. Ob wir uns nicht bloß einbilden, daß wir's anderswo besser oder schöner hätten.«

Cilly blieb dabei, daß sie sich sehr gut anderswo eingewöhnen könnte, und wiederholte, daß es ihr niemals einfiele, sich für das Haus zu »opfern«, wie sie es nannte. »Ist's denn einem von den drei Buben eingefallen, sich zu opfern? Gott bewahre! Da sitzt jeder in seinem eignen Betrieb, obgleich sie doch, scheint mir, die gleichen Verpflichtungen gegen die fünf oder sechs Generationen hätten wie wir. Aber das ist immer so: die Frauen sollen immer mit Hingebung das tun, was die Männer nicht freut. Wenn ich denke, daß ich mein lebelang hier sitzen soll, noch dazu mit einem Herrn, der eingeheiratet hat, könnte ich verrückt werden!«

»Man wird nicht so schnell verrückt.«

»Du nicht, weil du Fischblut in den Adern hast. Aber ich schon.« Ihr Gesicht war heiß und ihre Stimme leidenschaftlich geworden. Sie legte die Hände auf die Arm-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lehnen des Sessels, bog den Kopf zurück und sah verträumt ins Zimmer hinein. »Weißt du, wie ich es später einmal haben möcht'? Ich will ein Haus haben, in dem es nicht zugeht wie in einem Bienenstock, sondern das mir gehört, mir ganz allein. Und mein Mann soll nicht immerfort für fremde Leute sorgen müssen, sondern nur für mich. Ganz still und einsam will ich mit ihm leben und mich jeden Tag freuen, daß ich keine fremden Gesichter mehr zu sehen brauche.«

Marie hörte ihr zu, ohne sie zu unterbrechen, und Cilly fuhr fort, ein idyllisches Bild ihres künftigen Ehelebens zu entwerfen. Ganz anders war es, als das Dasein, das sie jetzt führte: ein wenig kleinbürgerlich, ein wenig sentimental und ein wenig langweilig.

Schließlich mußte Marie lachen: »Aber, Cilly, das bildest du dir alles doch nur ein! Das hieltest du doch keine drei Tage aus. Ich möchte dich sehen, wenn du vier Wochen lang sein solltest, ohne daß dich die jungen Herren im Hotel drüben hofieren, ohne Autopartien und Tanzereien! Das malst du dir alles wunderschön aus, weil es gerade das Gegenteil von dem ist, was du jetzt hast. Und wenn du erst in der kleinen Philisterei drinsäßest, die dir jetzt so gut gefällt, dann hättest du Sehnsucht nach dem großen Betrieb im Hotel.«

»Niemals hätte ich Sehnsucht danach! Wenn du das meinst, verstehst du mich gar nicht. Du verstehst mich ja überhaupt nicht!« Sie war nervös und ungeduldig, daß die Schwester nicht ihren ganzen Gedankengang begriff, was freilich ein wenig schwer gewesen wäre.

Marie aber, die ein großer Schmerz schon frühzeitig reif und gütig gemacht hatte, begriff besser, als Cilly ahnte, die gärende Jugend der Schwester, die ihres Weges noch unkundig war. Weil sie nicht wollte, daß Cilly ihren jäh wechselnden Stimmungen weiter nachgeben sollte, entgegnete sie nur: »Cilly, heute fährt dein Humor wieder einmal sechsspännig zum Schornstein hinaus. Wenn irgend jemand auf der Welt Grund hat, mit seinem Los zufrieden zu sein, dann bist du es. Du hast doch ein Leben wie ein richtiges Prinzessel.«

Cilly zog ein paar Ungeduldsfalten auf der Stirn. »Höre mir doch damit auf! Ist man darum schon eine Prinzeß, wenn man nicht in der Küche steht oder nicht wie eine Trauerweide einherschwankt, wenn von tausend Servietten einmal zwei Stück fehlen!? Aber natürlich, in der ganzen Familie herrscht ja das unumstößliche Vorurteil, daß ich zu nichts tauge, als zum Vergnügen, und daß ich unter Gottes Sonne nichts leiste!«

Marie schlug die Hände zusammen. »Cilly, wo bleibt heute deine Vernunft!? Mir scheint, sie ist in die Sommerferien gegangen. Wer sagt denn, daß du nichts leistest? Du bist doch die einzige in der Familie, die künstlerischen Geschmack hat, und du weißt recht gut, wie uns das bei der Einrichtung der Millionär-Etage zugute gekommen ist. Ich bin sicher, du wirst uns auch den Neubau so schön einrichten, wie es keiner von uns könnte. Es wäre ja auch keiner von uns auf den Gedanken verfallen, den Toni Saiser kommen zu lassen.«

Bei den Lobsprüchen der Schwester war Cilly wieder heiter geworden und schien plötzlich mit ihrem Los wieder zufrieden. Sie lächelte ein ganz besonderes Lächeln, als sie jetzt, scheinbar sachlich, sagte: »Ja, ja, der Saiser, der wird uns wundervolle Bilder für den neuen Speisesaal malen. Der kann wirklich mehr als irgendein andrer — gelt, Mariele?«

Marie stand plötzlich etwas hastig auf: »Nun wird's Zeit, daß ich Mr. Rondèle überrasche.«

»Jawohl, gehe du nur zu deiner ‚Ente im Hemd', oder wie das Teufelszeug heißt. Ich werde indes schauen, ob man von den Porzellanmustern etwas brauchen kann, oder ob man sich nicht lieber einen eignen Zeichner nimmt, der das Speiseservice entwirft.«

»Das kann schon sein. Jedenfalls aber schau' die Muster jetzt durch, denn die Fabrik wird sonst ungeduldig und fordert sie zurück.«

Als Marie schon halb zur Tür draußen war, rief Cilly ihr nach: »Du, ist die Ente am Ende wirklich eine Ente?«

»Ich versteh' dich nicht.«

»Ist sie vielleicht gar —«

Da war Marie schon fort, und das letzte Wort blieb ungesprochen auf Cillys spottendem Munde.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Marie ging durch den Garten, der sich zwischen der Villa und dem Hotel breitete.

Der Bergwind hielt jetzt seinen Mittagsschlummer, und nun war die Hitze so groß, daß selbst im Schatten der breitästigen Bäume die Luft schwelend und unbeweglich stand, gleich Wellen, die in Glut erstarrt sind. Das Licht, das durch die Baumkronen fiel, war schmerzhaft weiß, und wenn man die Augen zum Himmel hob, erschien er so tiefblau, daß die Undurchdringlichkeit seiner Farbe, über die es wie schwärzliche Schleierschatten zitterte, etwas Erschreckendes hatte. Marie, die aus dem dämmerigen Zimmer kam, war ganz benommen von Helle und Hitze und verlangsamte unwillkürlich ihren Schritt. Sie sah in die Unendlichkeit des tropenblauen Himmels hinein, und das Herz wurde ihr schwer. Denn an solch heißem Sommertag springen in der Totenkammer der Erinnerung alle Särge auf, und die Gespenster gestorbener Leiden gehen um. Da mußte Marie des großen Schmerzes gedenken, der über sie schon in ihren Frühlingstagen gekommen war. Deutlich, als hätte er sie erst gestern verlassen, stand das Bild des Mannes vor ihr, dem ihr junges Herz zugeflogen war und der es als köstliches Kleinod fürs Leben hätte bewahren wollen, wenn ihm das Leben vergönnt gewesen wäre. Jung und zukunftsfroh war er gewesen, als er zum erstenmal für ein paar Tage ins Palasthotel kam, und beim Abschied hatte er ihr so selbstverständlich gesagt: »Auf Wiedersehen im nächsten Jahr!«, als wüßte er ganz gewiß, daß das kommende Jahr für ihn nicht anders sein konnte als alle verflossenen. Aber als er dann wiederkam, war sein Aussehen verändert, ein häßlicher Husten quälte ihn, und sein Frohsinn war einer trüben, schmerzvollen Stimmung gewichen, denn er stammte aus einer Schwindsuchtsfamilie und fühlte, daß das alte Erbübel auch in seiner Brust zu hausen begann. Damals, als er so fröhlich gegangen war, stand er vor dem Staatsexamen und wollte, wenn er es bestanden hatte, beim alten Schegger um Marie anhalten. Als er wiederkam, lag das Examen hinter ihm, aber er hatte nicht mehr den Mut, dem Mädchen von Heirat zu sprechen, wenngleich sie wußte, wie lieb er sie hatte. Mit der ekstatischen Hingebung der ersten Jugend wollte Marie zwar dennoch seine Frau werden, um immer bei ihm sein und ihn pflegen zu können, aber er hatte das große unbedachte Opfer, das sie so freudig gebracht hätte, nicht angenommen.

»Später, Marie, wenn ich wieder gesund bin. Im nächsten Winter gehe ich nach Ägypten, liege den ganzen Tag in der Wärme und denke nichts andres, als daß ich gesund werden und zu dir kommen muß. Das hilft sicher.«

Sie hatte ihre Tränen hinuntergeschluckt und mit zuckenden Lippen gefragt: »Aber ich gehöre doch zu dir! Warum willst du mich da fernhalten, wo doch ein Kranker eine Frau viel nötiger hat als ein Gesunder!?«

Er hatte schwermütig lächelnd den Kopf geschüttelt, ihre Hände geküßt und war fest geblieben, so schwer es ihm auch wurde. Dann waren im Laufe des Winters und des ersten Frühjahrs viele Briefe mit der Pyramidenmarke gekommen, die ersten noch erfüllt von Trübsinn und Todesgedanken, die späteren zuversichtlicher, hoffnungsreicher, mit Ausblicken auf eine schöne Zukunft, die nicht mehr unerreichbar schien.

Marie, deren Jugend und Gesundheit nicht wußte, daß die Schwindsüchtigen um so heiterer werden, je weiter die Zerstörung ihres Körpers voranschreitet, war über diese Briefe beglückt und sagte zu ihrer Mutter wieder und immer wieder: »Mutter, wann glaubst du, daß er ganz gesund ist? Glaubst du, daß wir im Sommer heiraten können?«

Frau Schegger, die nicht den Mut fand, das todgeweihte Glück der Tochter schon jetzt zu zerstören, antwortete jedesmal zärtlich und ausweichend, daß man es hoffen müsse, daß man niemals das Vertrauen in Gott verlieren dürfe, und daß Ägyptens Klima ja wirklich schon manches Wunder vollbracht habe.

Als er dann im Sommer kam, erschrak Marie tödlich, denn sein Gesicht war gelb und abgezehrt und seine Schwäche schon so groß, daß er am liebsten halbe Tage lang untätig in der Sonne saß und erschöpft, in Schweiß gebadet zurückkehrte, wenn er eine halbe Stunde lang spazierengegangen war. Aber dieser gebrechliche Leib war jetzt verklärt durch eine rührende, unerschütterliche Hoffnungsfreudigkeit, und halbe Tage lang beschrieb er Marie, wie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie ihr künftiges Leben einrichten und genießen wollten. Während er sprach, zerrissen ihm immer wieder fürchterliche Hustenanfälle Brust und Lunge, und Marie wußte, wenn er es gleich verheimlichte, daß er des Nachts schon ein paarmal Blut erbrochen hatte. Ihn aber hob die gütige Vorsicht der Natur, die ihm die Schrecken der eignen Vernichtung liebevoll verhüllte, über alles empor, und gläubig wiederholte er dem Mädchen immer wieder: »Diesen Winter gehe ich noch mal nach Ägypten, um mich ganz auszukurieren, und nächsten Sommer wird geheiratet.«

In diesen Tagen litt Marie, die nun sah, wie es in Wahrheit um ihn stand, Übermenschliches. Sie wußte, daß er verloren war, und mußte doch Tag für Tag mit ihm Zukunftspläne schmieden, scheinbar an seine Genesung glauben, ihm ermutigend beteuern, daß er von Tag zu Tag wohler aussähe und stärker werde, während er doch immer mehr verfiel, und sie alle möglichen Listen ersann, um ihn von der Wage fernzuhalten, die mit grausamer Deutlichkeit zeigte, wie die Kraft aus diesem zerbrochenen Körper schwand. Als sie zum drittenmal Abschied von ihm nahm, wußte sie beinah sicher, daß sie ihn nicht mehr sehen würde, und doch war es ihr wie eine Erlösung, daß er ging, weil es gar so qualvoll war, immerfort heiter und glücklich scheinen zu müssen, wo sie doch am liebsten laut hinausgeweint und sich den Tod gewünscht hätte. Wieder kamen die Briefe mit der Pyramidenmarke, die von der Süße und den Glücksmöglichkeiten des Lebens sprachen, bis dann eine lange, fürchterliche Pause in ihrer Reihenfolge entstand, eine Pause, die in Mariens Stirn ein paar feine Linien zog und einen kleinen Schmerzenszug um den Mund. Eine gedruckte Anzeige mit breitem Trauerrand teilte ihr dann mit, was sie schon seit Monaten erwartet und gewußt hatte, und was sie jetzt, da es in klaren, kalten Buchstaben vor ihr stand, doch nicht glauben konnte, so daß sie immer wieder meinte, alles sei nur ein schrecklicher Traum, aus dem sie zu einer Wirklichkeit erwachen müßte, in der er, der von ihr gegangen war, noch lebte und an sie dachte ...

Jahre waren darüber hingegangen, und ihre Jugend hatte siegreich überwunden, was zuerst unüberwindlich geschienen hatte. Aber die feinen Linien um Stirn und Mund waren geblieben, und wenn Marie auch wieder lachte und mit hellen Augen ins Leben sah, so kam sie sich doch zuweilen so alt vor, als ob sie nicht die Schwester, sondern die Mutter Cillys wäre. Wie sie jetzt von dem Toten weg zu Cilly hindachte, wurde ihr das Herz nicht leichter. Wohl hatte ihr Mund eben gesprochen, daß Cilly ein Leben wie ein Prinzeßchen führte, aber Marie wußte genau, daß solch ein Prinzessinnenleben durchaus nicht immer das Beste und Erstrebenswerteste für ein junges, ungestümes und phantasievolles Ding darstellt. Ja, wenn es noch ein ganz gleichmäßiges, festumfriedetes Prinzessinnendasein gewesen wäre! Cilly aber stand immerfort zwischen zwei Gegensätzen, wenn nicht gar zwischen zwei Welten. Auf der einen Seite war der Vater mit seinen überkommenen Ansichten von Arbeit und Pflichten und den nüchternen Freiern, von denen wahrlich keiner zu Cilly paßte. Auf der andern Seite war der Gästeschwarm des Palasthotels mit seinem internationalen Wesen, der die hübsche und elegante Haustochter immer wieder in seine Kreise zog und das Leben in bunte Nichtigkeiten auflöste. Wenn Cilly nur wenigstens eine Arbeit gehabt hätte, eine sichtbare Arbeit, so wie Marie, die nach dem Tode der Mutter wie selbstverständlich an deren Stelle getreten war. Aber Cilly, die damals noch ein halbes Kind war, hatte weder Geschick zum Wirtschaftsbetrieb noch Freude an der Kontorarbeit, während ihr künstlerischer Geschmack sich bald offenbarte, so daß der Vater ihr die Einrichtung jedes Saales, jedes Zimmers, die Auswahl jedes erlesenen Gebrauchsgegenstandes überlassen konnte. Cilly war natürlich sehr stolz, daß sie immerfort als Beirat zugezogen wurde, wenn der Vater mit Handwerksleuten verhandelte, oder gar wenn es galt, Künstler und Kunstgewerbler zu beschäftigen; doch dies alles füllte ja nicht einmal den Tag, geschweige denn das Leben aus, und Cillys urwüchsige Jugendkraft lag brach, weil sie kein Ziel fand, an das sie alles hätte setzen können. Marie verstand sehr gut, daß das sprunghafte Wesen Cillys, das bald nach einem Spießbürgeridyll, bald nach dem Wirbel von Vergnügungen im Palasthotel

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verlangte, nichts andres war als gärende Jugend, die, richtig gemeistert und gelenkt, aus dem widerspruchsvollen Mädchen einen starken, harmonischen Menschen machen konnte. Alles kam darauf an, daß in Cillys Leben etwas trat, was sie ganz ausfüllte, gleichviel, ob es ein Mensch, eine Sache oder eine Leidenschaft war, und Marie wünschte in diesem Augenblick sehnlich, daß die Schwester bald einem Manne begegnen möchte, der zu ihr paßte und von dem sie nicht mehr ließ. Wenn er dann auch nicht just ein Hoteldirektor war, würde der Vater schon einwilligen, denn der alte Schegger war zwar eigenwillig, aber nicht tyrannisch und liebte seine jüngste Tochter mehr als seine andern Kinder. Vielleicht hätte er sich schon längst mit dem Gedanken abgefunden, Cilly aus dem Hause fortzugeben, sobald sie erst einen Mann gewählt hatte, an dem er seine Freude haben konnte; Cilly schien aber bis jetzt für niemand eine tiefere Neigung empfunden zu haben. Ein paar Heiratspläne, die sie flüchtig um junge Herren im Palasthotel gesponnen hatte, waren von ihr schnell aufgegeben worden, als der Vater den einen leichtfertig und den andern kränklich schalt. Der Rechte war offenbar noch nicht gekommen, und so verzettelte Cilly den Reichtum ihrer Tage und ihrer Seele in Kleinigkeiten, nur weil ihr das starke Erlebnis versagt blieb, das die leisen Mißtöne in ihrem Wesen lösen und ihrer jugendlichen Kraft den rechten Weg weisen konnte.

Marie blieb einen Augenblick stehen und sah auf einen glänzenden Sonnenfleck, der vor ihren Füßen hin und her huschte. Sah ihn und sah ihn doch wieder nicht, denn nun dachte sie an die Geschichte mit Franz, die seit Monaten hin und her ging, ohne zu einem frohen Abschluß zu kommen. Wahrhaftig, es war gut, daß man wenigstens seine Arbeit hatte, zu der man immer wieder flüchten konnte, um die Mißhelligkeiten, die jeder Tag aufs neue beschied, zu vergessen oder wenigstens nicht über Gebühr einzuschätzen ... Ja, mit einem undurchdringlichen stählernen Maschennetz umspinnt die Arbeit das Leben, daß kein Leid mehr mit raffender Hand durchzudringen vermag, aber auf Mückenflügeln schwirrt die Sehnsucht durch die feinen Ringeln und sucht nach ein paar Tautropfen des Glücks, mit denen sie das metallene Spinnennetz beperlen möchte. Deutlich hörte Marie in dieser heißen Sommersonne den schwirrenden Flügelschlag, und nun riß sie sich jäh zusammen und eilte, um ihm zu entgehen, hinüber ins Palasthotel. Sie sah nach der Uhr, die sie in einem goldenen Armband trug, und erschrak. Wenn die Uhr nicht vorging, kam sie zu spät, um Monsieur Rondèles Geheimnis zu belauschen. Sie beeilte sich, so sehr sie konnte, kam erhitzt und fast im Laufschritt in der Küche an, wo drei Chefs, umgeben von einem Heerbann von Küchenjungen und Spülmädchen, an dem gewaltigen Herd hantierten. Als sie eintrat, stäubte soeben Monsieur Rondèle drei oder vier Atome einer Würze, die Marie nicht mehr zu erkennen vermochte, in das köstlich duftende Entenhemd, das er sorgfältig, mit dem liebenden Blick eines Künstlers, über die sanft hingegossene Ente breitete ...

Cilly hatte unterdessen die Photographien vorgenommen und machte sich daran, ihre Wahl zu treffen. Aufmerksam musterte sie eine nach der andern, aber weder die Blumenstreumuster nach alter Art noch die Arabeskenzeichnung neuen Stils fanden ihren Beifall. Schließlich legte sie alles beiseite und versuchte im Kopf ein Muster auszudenken, das zugleich zweckentsprechend und gefällig aussähe, anders als diese faden Musterbilder, von denen, wie sie fand, zwölf aufs Dutzend gingen. Ihre Gedanken gehorchten aber nur kurze Zeit, dann wandten sie sich, ohne daß Cilly es hindern konnte, von Tellern, Schüsseln und Aufsätzen ab, liefen wieder dahin zurück, wo Marie sie vorhin verscheucht hatte, zogen wieder die weiße Straße entlang, dem lichten Pünktchen nach, das freilich längst jenseit der italienischen Grenze verschwunden sein mußte.

Der alte Schegger saß an dem runden, schwerfälligen Tisch, der in der Mitte seines Zimmers stand, und sprach mit Franz, seinem Jüngsten, dem das Hotel am Wildsee gehörte. Er saß zurückgelehnt in einem niedrigen, tiefen Armsessel, aber dennoch sah man, wie mächtig sich seine Gestalt in die Höhe und Breite recken mußte, wenn er aufstand. Fünfundsechzig zählte er, und sein dichtes Haar war ebenso schlohweiß wie der Franz-Joseph-Bart, den er nach der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Art alter Österreicher trug. Seine dunklen Augen aber waren scharf und feurig wie die eines jungen, und seine Stimme klang noch geradeso fest, wie sie vor zwanzig Jahren geklungen hatte. In seiner Militärzeit hatte er als einer der schönsten und stärksten Burschen der Gegend gegolten, und noch heute sahen ihm seine Gäste bewundernd nach, wenn er hochaufgerichtet, im schwarzen Rock einherging, mit der würdevollen Gelassenheit des Mannes, der alles sich selber zu danken hat und nicht mit Erröten, sondern mit Stolz auf die kleinen Verhältnisse zurückblickt, aus denen er hervorgegangen ist. Auch das Zimmer, in dem er saß, paßte zu ihm, und vergeblich hatte seine Tochter Cilly versucht, es nach der Art eines modernen Herrenzimmers umzugestalten. So gern er sie auch machen ließ, wenn es sich um die Einrichtung des Palasthotels handelte, so hatte er ihr doch hier mit einer energischen Handbewegung Einhalt geboten.

»Nichts da, Mädel! Ich bin kein Herr, und ich kann kein Herrenzimmer brauchen. So was kannst dir ausdenken fürs Hotel, aber ich, ich will meine Bequemlichkeit und sonst nichts. Verstanden?« Wenn er sagte »Verstanden?«, gab es keinen Widerspruch, und so blieb er inmitten einer Zimmereinrichtung, die zwar nicht eben geschmacklos war, aber jedes Stils entbehrte. Da stand noch ein alter, eingelegter Schrank, der sich seit mehr als zweihundert Jahren in der Familie vererbt hatte, neben geradlinigen Möbeln aus hellem Buchsholz, wie man sie früher in Bauernhäusern hielt, und wiederum hatten sich behagliche Ledersessel eingefunden, die aber zu Cillys Leidwesen doch keine richtigen Klubsessel waren. Aber der alte Schegger hatte wiederum erklärt: »Klubsessel sind für Leut', die am hellichten Tag schlafen wollen. Ich schlaf' nur in der Nacht, und da leg' ich mich ins Bett.« An den Wänden hingen neben einem Kruzifix Photographien der Scheggerschen Kinder in allen Lebensaltern und auch ein Ölbild, das die verstorbene Frau zeigte. Eine der Wände aber war fast ganz eingenommen von Geweihen und Krickeln seltener Art; der alte Schegger war zeitlebens ein großer Jäger gewesen und stieg noch heute dem Gemsbock nach. Es roch in diesem Zimmer immerfort nach kaltem Zigarrenrauch, denn der alte Schegger war ein starker Raucher und lachte jeden aus, der ihm die Schädlichkeit des Nikotins klarlegen wollte. Jetzt aber war ihm die Zigarre schon lange ausgegangen, ohne daß er's gemerkt hatte, und als er es gewahr wurde, zündete er sie nicht aufs neue an, sondern warf sie ärgerlich in den Aschenbecher, der neben ihm stand. Wie sollte einem auch die Zigarre schmecken, wenn man mit Franz immer wieder dieselbe Sache besprechen mußte, das Thema, bei dem sie nie zum Ende und zur Einigung kommen konnten, das Thema, das Carla Ferrari hieß!

Franz Schegger sagte: »Vater, schau', gib doch endlich nach. Wenn du gerecht bist, mußt du doch sagen, daß du gegen Carla gar nichts einwenden kannst.« Er sprach in bittendem, fast ehrfurchtsvollem Ton, und das wirkte seltsam und rührend, denn er war kaum weniger groß als sein Vater, und man sah seinem Gesicht, das seiner Schwester Marie auffallend glich, deutlich an, daß er, wenn es darauf ankam, ein eiserner Schädel sein konnte. Er trug sich nach der neuesten Mode glattrasiert, war zwar durchaus nach letztem Schnitt gekleidet, und doch hätte ihn jeder auf den ersten Blick und beim ersten Wort als Tiroler erkannt, so stark waren die Eigentümlichkeiten der Rasse in seiner schweren Erscheinung mit dem kantigen Gesicht ausgedrückt, und so unverfälscht war sein Tonfall geblieben, wenngleich er ebenso sprach wie seine Schwestern, während sein Vater alle Zisch- und Gutturallaute der Kindheit mit ins Alter hinübergenommen hatte. »Sag' doch selbst, kannst du gegen die Carla irgend etwas einwenden?« fragte der Sohn noch einmal in drängendem Ton, da der Vater stumm geblieben war.

»Gegen die Carla wend' ich auch nichts ein, die ist mir recht, wie sie geht und steht. Aber die Schwiegereltern, die hat der Teufel g'sehn!«

»Vater, das ist doch nur ein Vorurteil. Die Frau Ferrari ist eine gute, brave Frau, der niemand etwas nachsagen kann.«

»Ich sag' ihr auch nichts nach. Die Frau geht mich auch weiter nichts an. Aber er, der Ferrari —«

»Vater, das ist doch nur, weil der Mann unglücklicherweise den italienischen Namen hat. Wenn er Kofler heißen täte oder

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Innerlatscher oder Vierheiliger, dann wär' alles recht.«

»So, weißt du das g'wiß?«

»Ich weiß es ungefähr. Der Ferrari ist einer unsrer ersten Rechtsanwälte. Er hat nicht nur die größte Praxis in der Bezirksstadt, sondern vom ganzen Land kommen die Leute zu ihm, weil er einen so großen Ruf als Anwalt hat. Er ist angesehen und wohlhabend, und die Carla könnte jeden Tag ganz andre Männer haben als mich.«

»Dann soll's doch einen von denen nehmen! Nachher wär' endlich Ruh'!«

»Sie nimmt aber keinen andern als mich, und ich nehm' keine andre als sie!«

Jetzt schlug der alte Schegger mit der Faust auf den Tisch. »Und ich mag das welsche Gesindel nicht im Haus haben!«

Trotz der verächtlichen Worte mußte nun der junge Schegger lächeln. »Welsches Gesindel!? Aber Vater, der Doktor Ferrari ist seit Jahren Abgeordneter für seinen Kreis und sitzt bei seinen Wählern bombenfest.«

Der Alte schwieg. Dagegen ließ sich freilich nichts sagen, denn er wußte selbst, daß Doktor Ferrari nicht nur ein Abgeordneter, sondern eine politische Persönlichkeit war und daß er durch seine Rednergabe sowohl bei Gericht wie im Landtag großes Ansehen genoß.

»Du kannst reden, so viel du magst, ich trau' ihm doch nicht. Welscher bleibt Welscher, da kann er sich anstellen, wie er mag.«

Franz hob in komischer Verzweiflung die Hände zum Himmel. »Aber er ist doch kein Welscher. Er ist Tiroler, so gut wie du und ich.«

»Ein richtiger Tiroler heißt nicht Ferrari!«

»Vater, es kann doch nicht jeder Mensch Schegger heißen. Der Ferrari gehört zu uns, so gut wie irgendeiner. Und wenn du weiter nichts gegen ihn einzuwenden hast, als daß er eben Ferrari heißt —«

Der Alte, der sich in die Enge getrieben sah, wurde ungeduldig. »Laß mich in Ruh', die Sach' haben wir jetzt schon fünfzigmal durchg'sprochen, und jeder ist bei seiner Meinung 'blieben. Es wird beim einundfünfzigstenmal nicht anders sein. Aber du brauchst ja meine Einwilligung gar nicht, bist ja mündig und dein eigner Herr und kannst tun, was du willst.«

»Ja, das kann ich.« Es lag aber gar kein Trotz in den Worten, sondern wieder nur eine Bitte um Nachgiebigkeit. Gerade weil Franz Schegger wußte, daß sein Glück nicht vom ja oder nein seines Vaters abhing, wollte er ihn überreden, es ihm freiwillig zu gewähren, denn die Starken pochen nur selten auf ihr Recht.

Der Alte, verdrießlich über diese Nachgiebigkeit, deren Ursprung er wohl begriff, brummte eifernd weiter, ohne neue Gründe für seine Weigerung vorzusuchen, stützte sich nur, wie auf ein altverbriftes Recht, auf die tiefe, mißtrauische Abneigung, die jeder echte Tiroler allem entgegenbringt, was welsch ist oder was er für welsch hält. Immer wieder kam als letzter, unumstößlicher Satz die Abwehr: »Ich mag das welsche Gesindel nicht im Haus haben!«

Das Gesicht des jungen Schegger wurde allmählich blaß und gespannt, und man sah ihm an, daß es ihn jetzt Mühe kostete, sich zu beherrschen. Er wurde müde und nervös von diesen Worten, die ihm der Vater im Lauf der letzten Monate wohl an hundertmal wiederholt hatte. Gewiß, sie alle von der jungen Generation waren so gut deutsch wie nur irgendeiner in der Monarchie, aber deswegen konnten sie sich doch nicht eidlich verpflichten, niemals ein Mädchen zu lieben, das einen fremdklingenden Namen trug, und jedem Manne zu mißtrauen, nur weil er nicht von einer erbgesessenen, sondern von einer eingewanderten Familie herstammte. »Denn was andres kannst du dem Doktor Ferrari nicht vorwerfen. Es kann ihm überhaupt kein Mensch etwas vorwerfen.«

»Man munkelt aber doch da und dort über ihn —«

»Vater, du bist doch sonst der allerletzte, der auf Gemunkel und Gerede hört. Du weißt recht gut, wie sich das Leutegeschwätz an jeden macht, dem's gutgeht und der obendrein im öffentlichen Leben steht. Wenn du einen einzigen von den Schwätzern vor Gericht stellen würdest, könnte keiner einen stichhaltigen Grund für sein Gerede vorbringen.«

Der Alte schwieg. Der Sohn hatte ja recht, und er kam sich jetzt selber klein vor, weil er Gerüchte als Eideshelfer hatte heranziehen wollen. Und weil der Mensch nie unduldsamer ist, als wenn er sich im Unrecht fühlt, sagte er mit einer kurzen, herrischen Handbewegung: »Also ich mag

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht, damit basta! Vielleicht kommst wieder einmal, wenn du dir die dumme Sach' aus dem Kopf g'schlagen hast.«

»Ich nehme es nicht als dein letztes Wort,« sagte der Sohn und ging, wie er schon so oft gegangen war, äußerlich gelassen, ehrerbietig, aber ganz fest entschlossen, seinen Willen durchzusetzen, gleichviel, ob jetzt, in Monaten oder in Jahren.

Als er gegangen war, merkte der Alte, daß seine Zigarre nicht mehr brannte, aber er zündete sie nicht mehr an, sondern schüttelte nur ärgerlich den Kopf. Zum Kuckuck, was war das für eine neue, verdrehte Zeit! Was waren das für verdrehte Geschichten mit seinen Kindern, die sich anstellten, als ob verliebt sein das Wichtigste auf der Welt wäre, und als ob man beim Heiraten nicht noch viel überlegter und vorsichtiger sein mußte als bei irgendeinem andern Geschäft. Nicht nur heute kamen ihm seine Töchter und der Franz absonderlich, wenn nicht gar ein bißchen verrückt vor, nein, schon in seinen jungen Jahren wäre es ihm nie in den Sinn gekommen, daß Liebe und Heirat zueinandergehören. Oh, er war als junger Bursch und als flotter Kaiserjäger sicherlich kein Kopfhänger und kein Leimsieder gewesen. Er hatte den Mädchen tüchtig zu schaffen gemacht und hatte am Sonntag zur Zither nicht nur kecke, sondern auch sentimentale G'stanzln mit Überzeugung gesungen, in denen immer wieder von der »Liab bis zum Tod« und ähnlichen ergreifenden Dingen die Rede war. Aber als er fünfundzwanzig war, suchten ihm seine Eltern die Braut aus, und weil die Brigitte rote Backen und blaue Augen hatte und auch sonst alles stimmte, nahm er sie gern und lebte mit ihr über dreißig Jahre in einer friedsamen Ehe. Fünf Kinder hatte sie ihm geboren, war mit ihm Schritt für Schritt den weiten Weg gegangen, an dessen Beginn ein Bauernbadl und an dessen Ende ein Palasthotel stand. Als sie starb, hatte er sie herzlich betrauert, und immer noch fehlte ihm in der Wirtschaft ihre Tüchtigkeit und ihr klarer Kopf, aber die Erkenntnis von ihrem Wert und von dem, was ihr Besitz für ihn und die Kinder bedeutete, war ihm eben erst allmählich aufgegangen, und darum begriff er heute noch weniger als früher, daß einer Himmel und Hölle in Bewegung setzen will, nur um ein Mädchen zu erringen, von dem er weiter nichts weiß, als daß sie ihm gefällt. Nein, solche Sachen standen wohl in Büchern, für die er keine Zeit und kein Verständnis hatte, aber im Leben, im wirklichen Leben kamen ihm solche Dinge unwahrscheinlich und unpraktisch vor. Wirklich, seine Kinder, seine jüngeren Kinder, waren anders als er gewesen, und die neue Zeit glich nicht mehr den Jahren, in denen der Sebastian Schegger auf Kinderfüßen ins Leben hineingesprungen war.

Von den Tausenden von Gästen, die jahraus, jahrein durch das Palasthotel fluteten, wußte keiner mehr, daß dies Dolomitental, das jetzt in den Reisebüchern als »Perle Südtirols« bezeichnet wird, noch vor einem halben Jahrhundert abseits vom Wege, wie hinter einer Dornröschenhecke der Einsamkeit lag. Kein Schienenstrang verband es mit der Außenwelt, die damals eben langsam in das Zeichen des Verkehrs eintrat, und selten nur verirrte sich hierher ein eigenbrötlerischer Wanderer, dessen Wort aber nicht laut genug schallte, um die Kunde von den Wundern dieses Tales in weite Fernen hinzutragen. Vermutlich hätten ihm die Leute auch nicht geglaubt, denn frühere Generationen waren nur auf die anmutige oder auch die schwungvoll stilisierte Natur gestimmt, begehrten von ihr Lieblichkeit, die sie säuberlich malen und besingen konnten, oder von Zypressen beschattete Feierlichkeit, die sie erhob. Schaudernd aber und verständnislos wandten sie den Blick von den steil und bizarr getürmten Bergriesen ab, deren Flanken unheimlich rot gepardelt sind, und auf denen hinter jeder Felsenscharte der Tod den Kühnen belauert, der diese Wände und Zinnen bezwingen will. Hier erscheint die Natur nicht mehr als die Freundin des Menschen, wie er sie in Selbstverblendung gern zu nennen pflegt, hier offenbart sie sich als die Gewalt der Urzeit, die dem Menschen weder Freund noch Feind ist, sondern sich so gigantisch über ihn erhebt, daß er niedergezwungen, überwältigt vom Gefühl seiner Kleinheit in die Knie sinkt und ihren Anblick nur allmählich zu ertragen lernt. So trafen denn die ersten Wanderer nur auf einsame, stille Dörfer mit einer behäbigen Bevölkerung, nächtigten wohl beim Kuraten und aßen für etliche Kreuzer in unscheinbaren Wirtshäusern er-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

staunlich gute Dinge, die in ungeheuren Quantitäten aufgetragen wurden, denn das ganze Land Tirol hat sich von jeher eines gesegneten Appetits erfreut, und die Wirtinnen hielten es für ein Gotteswerk, die Stadtleute herauszufüttern, die nach ihrer Ansicht allesamt krank und verhungert aussahen. In dem letzten, am weitesten nach Süden vorgeschobenen Dorf stand damals das Badl, in dem die Eltern des alten Schegger hausten und das sich von den Wirtshäusern des übrigen Tales durch eine warme Quelle unterschied, deren Gehalt niemand kannte, auch niemand interessierte, denn für die Bauern rundum genügte es, daß sie warm war und gegen das Reißen und die Gicht half. Wenn die Erntearbeit vorüber war, kamen sie aus dem ganzen Tal und vielleicht auch noch aus Seitentälern im Scheggerschen Badl an, saßen wohl halbe Tage lang in alten, mit heißem Wasser gefüllten und wiederum nachgefüllten Wannen, denn für die zehn Kreuzer, die sie zahlten, wollten sie auch was Rechtes haben und ihr Geld ordentlich ausnützen, damit der Schegger nicht etwa allzu schnell ein reicher Mann wurde. Er handelte ohnehin mit Hölzern nach Italien hinunter, besaß fette Weiden und einen großen Viehstand, und wenn sie auch alle rundum nicht viel hinter ihm zurückstanden, wenn der und jener ihn vielleicht sogar übertraf, so hätten sie sich's doch nicht verziehen, wenn sie ihm etwas geschenkt und ihre Anwesenheit gar zu wünschenswert gemacht hätten.

Lange hatte sich's die Eisenbahn überlegt, ob sie mit diesem Tal in nähere Beziehungen treten oder es dauernd links liegenlassen sollte, aber endlich entschloß sie sich doch, sich mit ihm anzufreunden und an seinen Eingang eine Station zu legen. Da kamen denn zögernd und spärlich die ersten Sommerfrischler: kleine, schönheitshungrige Leute, die nicht viel Geld in der Tasche hatten und froh waren, mit geringen Mitteln ein Stück Neuland entdecken zu können. Im nächsten Jahr kamen sie wieder und brachten andre mit, und als sie sich im dritten und vierten Sommer ständig vermehrten, kam der junge Sebastian Schegger, dem jetzt das Badl gehörte, auf den Gedanken, daß er sich nun auch richtig auf den Fremdenverkehr einrichten müsse. Er baute auf das alte Haus ein Stockwerk auf, in dem auf einmal mindestens dreißig oder vierzig Menschen wohnen konnten, und das Badl ließ er eingehen, was ihm durch das freundliche Entgegenkommen der Quelle sehr erleichtert wurde, denn sie war in den letzten Jahren ohnehin fast völlig ausgeblieben. Mit Staunen sahen sie im Dorf, vernahmen sie im ganzen Tal, wie neuzeitlich der Schegger voranging und wie die Brigitte für Dutzende von Stadtleuten so gut kochte, daß der Ruf ihrer Küche bald über die Grenze des Tals hinausdrang und immer neue Fremde anlockte. Sahen es, schüttelten mißbilligend die Köpfe und prophezeiten ihm, daß er sich schon noch einmal gehörig »vergaloppieren« werde. Er kümmerte sich nicht um ihr Gerede. Er kaufte immer wieder ein paar Ochsen, eine Wiese oder auch ein Weingut drunten, wo die Reben fortkamen, und seine Frau stand am Herd und kochte von früh bis spät, gleichviel, ob sie vor vierzehn Tagen ein Kind geboren hatte oder dicht vor ihrer schweren Stunde war. Damals trug der Schegger seinen Gästen selber das Essen auf, und wenn abgekocht war, kam die Brigitte in der großen weißen Schürze, mit erhitztem Gesicht, faltete die roten Hände über dem Leib und fragte, von Tisch zu Tisch gehend, ob's geschmeckt habe, was dann einen Übergang zu einem tiefsinnigen Gespräch über das Wetter bot.

Von den Fremden, die den holdseligen Küchenerzeugnissen der Frau Brigitte zuliebe kamen, zog natürlich das ganze Dorf Nutzen, aber deswegen wußten sie den Scheggerschen doch keinen großen Dank und bereiteten ihnen mancherlei Schwierigkeiten, denn die lange Abgeschlossenheit hatte ihre von Haus aus schwerfälligen Naturen noch unbildsamer und eigensinniger gemacht, und ein dumpfer Glauben, der viel inniger mit mittelalterlichem Aberglauben denn mit Religion zusammenhing, hielt sie in seinem Bann, daß sie überall, wo Neues sich regen wollte, sträfliche Anmaßung und Sünde sahen. Als die Eisenbahn sich dem Tal nähern wollte, waren sie alle erschrocken zusammengelaufen und hatten unter der Führung des Bürgermeisters eine Eingabe an den Kaiser geplant, weil die Bahn nicht nur dem Postmeister das Geschäft lahmlege, sondern auch der Zuzug vieler fremder Arbeiter der Sittlichkeit der Gegend gefähr-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich werden könne. Als der Schegger in einem späteren Sommer einen abgelegenen Weiher zu einem primitiven Schwimmbad, das seinen Gästen arg mangelte, umgestalten wollte, waren die Bauern rundum über solche Schamlosigkeit entsetzt und bestürmten den Pfarrer, daß er von der Kanzel herab gegen das abscheuliche Treiben der Fremden einschreiten solle. Und wie der Schegger seinen Zweitgeborenen, der merkwürdig lange nicht sprechen konnte, zum Arzt in die Bezirksstadt führte, da bekreuzten sich die Weiber im Dorf entsetzt und meinten, die Scheggers griffen mit solchem Tun der göttlichen Vorsehung vor, denn wenn ein Kind nicht spräche, dann wüßte der Herrgott schon, warum er es so eingerichtet habe, und es sei Christenpflicht, sein Kreuz auf sich zu nehmen, statt zum Doktor in der Stadt zu laufen, von dem man nicht sicher wußte, ob er nicht wirklich ein Heide war ...

Wenn dem Schegger heute oder sonst solche Einzelheiten einfielen, dann lachte er wohl und wußte nicht mehr genau, ob er sie geträumt oder erlebt habe. Damals aber war's für ihn nicht immer leicht gewesen, sich mit der störrischen Rückständigkeit und gewollten Beschränktheit herumzuschlagen, und es dauerte lange, ehe sie im Dorf begriffen, wie er ihnen nützte und wie es für sie nichts Besseres geben konnte, als seinem Beispiel zu folgen, das mittelalterliche Wesen abzustreifen und sich ebenfalls dem immer reger werdenden Fremdenverkehr anzupassen. Wie dann der Schegger resolut das alte Badl einreißen und an seiner Stelle ein einfaches, aber hübsches Hotel aufführen ließ, guckten sie ihm schon aufmerksam zu; und in dem Tal, das bislang nur von dem Reichtum seiner Wälder, seiner Viehherden und kleiner Hausindustrien gezehrt hatte, begann Baulust sich schüchtern zu regen, und im Sommer hing nun an jedem Haus ein Zettel, darauf in großen Buchstaben zu lesen stand: »Schöne Fremdenzimmer zu vermieten«.

So liefen ein paar Jahrzehnte vorbei, ohne daß man es recht merkte. Aber in diesen wenigen Jahren waren in dem Tal mehr Fortschritte gemacht worden als ehedem in Jahrhunderten. Und dann kam der Erwecker Südtirols, der begnadete Mann, der trotz seinem griechischen Namen und seinem griechischen Blut dies Land so inbrünstig liebte, daß er sein ganzes Leben ihm hingab und mit all den reichen Mitteln, die Natur und Geschick ihm verliehen hatten, danach strebte, der Evangelist für die Wunder lang verkannter und vereinsamter Bezirke der Monarchie zu sein. Von allen, die den Doktor Theodor Christomanos kannten, die sein Wirken und seine Erfolge aus der Nähe mit ansehen durften, begriff ihn keiner besser als Sebastian Schegger, und einer Anregung Christomanos' folgend, ließ er nach etwa fünfzehn Jahren auch den sogenannten »neuen Gasthof« niederlegen und dafür das Palasthotel erbauen, das wohl berechtigt war, die Konkurrenz mit Sulden oder dem Karersee-Hotel aufzunehmen.

Mit ihrem Hause waren die Scheggerschen Eheleute gewachsen, hatten sich in die neuen Verhältnisse eingelebt, daß niemand mehr in ihnen die früheren Wirtsleute eines Bauernbadls vermutet hätte. Sebastian Schegger bediente schon lange nicht mehr, stand auch nicht mehr im Flur, um Gäste zu empfangen, sondern saß in tadellosem schwarzem Rock im Kontor, und wer ihn dort aufsuchte, hielt ganz von selbst Distanz zu dem imponierenden alten Mann mit der selbstverständlichen Würde. Frau Brigitte war jetzt nie mehr anders als in schwarzen Seidenkleidern zu sehen, ihre einst verarbeiteten, roten Hände waren gepflegt und blasser geworden, und ihr ganzes Wirken war nach außen hin kaum mehr zu bemerken, wenngleich sie noch immer die Zügel des großen Betriebes so festhielt, daß auch der verwöhnteste Küchenchef nicht aufzumucken wagte, wenn sie befahl. Die Kinder, die allmählich heranwuchsen, kamen nicht, wie es seit alten Zeiten im Tale Sitte war, in Klosterschulen nach Bozen oder nach Innsbruck, denn der Schegger wollte seine Familie so lange wie möglich zusammenhalten.

So kamen Erzieherinnen und Hauslehrer ins Haus, bis dann die drei Buben des Gymnasiums wegen in die weltliche Pension der Bezirksstadt wanderten. Als sie heimkamen, wollte der eine von ihnen studieren und der andre Offizier werden, aber der alte Schegger lehnte diese Zukunftspläne wie Kindereien ab. Er war ein großer Hotelwirt geworden, und seine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Söhne sollten es ihm nachtun, und weil er ihnen sagte, daß er sie zu ihrer Ausbildung sogleich in große Betriebe nach Deutschland, England und Nordamerika schicken wollte, waren sie's zufrieden, denn die Ferne lockte sie, wie sie alle jungen Menschen lockt, und wenn sie's recht bedachten, war's wirklich schöner, bald auf eignem Grund und Boden zu sitzen, als sich von Vorgesetzten rüffeln zu lassen und von abligen jungen Herren über die Achsel angesehen zu werden.

So gingen der Ludwig und der Joseph Schegger ins Ausland und studierten eifrig fremdes Hotelwesen, und später tat es ihnen der Franz nach, der übrigens nie den Wunsch gehabt hatte, etwas andres zu werden, als sein Vater war. In unermüdlichem Vorwärtsdrängen schritten die Täler Südtirols empor, und mit ihnen schritt rastlos der alte Schegger, mehrte sein Haus und seine Habe, baute jedem der Söhne an den schönsten Punkten ihres Heimattals ein mächtiges Hotel und kaufte so unermüdlich Bauernhöfe, Wiesen, Wälder, Äcker und Almen, daß sie von ihm sagten, er könne auf eignem Grund und Boden von den italienischen Grenzpfählen bis zum Fuße des Brenners gehen. Solche Behauptung war gewiß übertrieben, aber sie bewies, wie tüchtig der Mann und wie ertragfähig das Land war, seitdem der neue Geist über ihm aufgegangen war. Es gab nicht mehr Rückständigkeit, Trägheit oder stumpfes Sichbescheiden, sondern ein rastloser Wille zum Fortschritt, zur Ausbeutung aller Möglichkeiten, zur Vervollkommnung aller Einrichtungen, zur Ausnützung aller Kräfte beherrschte jeden Bezirk. Die Fremden aus aller Herren Ländern schütteten über das Tal alljährlich mit ihren Händen einen Goldstrom aus, und eine tadellose staatliche und kommunale Verwaltung regelte ihn, ließ ihn das Gelände immer neu befruchten und das eigne Bett immer tiefer graben, damit er im nächsten Jahre um so mächtiger anschwellen könne. Schon wuchs dem Palasthotel nach dem Willen des alten Schegger ein Tochterbau heran, und so stand es weit vorgeschoben gegen die fremde Grenze, wie eine Hochburg deutschen Unternehmungsgeistes und deutscher Tüchtigkeit. Hinter ihm aber lag ein befestigtes Land, befestigt von deutschem Fleiß, deutscher Wirtschaftsmacht und Kraft.

Der alte Schegger dachte immer noch über die Widerspenstigkeit seiner drei jüngsten Kinder nach. Was war in die drei gefahren, daß sie nicht mehr wollten, wie er wollte, daß sie überhaupt gar nicht zu begreifen schienen, wie er sich durch sie über sein Grab hinaus die Fortsetzung seiner Lebensarbeit gedacht hatte. Zwei tüchtige Schwiegersöhne im Geschäft, die ihm beistehen und ihn allmählich entlasten konnten, wenn das Alter sich deutlicher fühlbar machte, und für den Franz eine wirtschaftliche und wohlhabende Frau, so wie er sie dem Ludwig und dem Joseph zugeführt hatte — dies schien ihm ein so einfaches und selbstverständliches Lebensprogramm, daß ihm seine Kinder mit ihrem Widerstand wie drei Rätsel erschienen, deren Lösung ihm nicht gelang. Wollte ihm da der Franz eine Welsche ins Haus führen, und die Marie schien sich auf eine alte Jungfer einzurichten, und die Cilly wollte alle Tage etwas andres, nur nie das, was dem Vater gefiel! Wenn die drei nicht noch rechtzeitig Vernunft annahmen, war das große Erbe, das er aufgehäuft hatte, schon jetzt, noch ehe es ausgezahlt war, zur Verschleuderung und Zersplitterung bestimmt. Mit der Carla Ferrari würde in die Familie fremdes Blut und fremdes Wesen kommen, und wenn die Töchter eigensinnig die Freier ablehnten, die er vorschlug, dann mußte eben später ein bezahlter Hoteldirektor angestellt werden, und hier wie dort schalteten fremde Hände im eignen Besitz. Je mehr er nachsann, um so mehr grollte er in seinem Inneren, daß sich der Franz nicht eine deutsche Frau ausgesucht hatte und daß seine Mädchen nicht einsehen wollten, daß sie dem Hotel zuliebe heiraten müßten und nicht wegen irgendeiner dummen Liebesgeschichte.

Er dachte: Es ist nichts mehr mit den jungen Leuten von heutzutage! Sie haben keine Anhänglichkeit mehr. Keine Anhänglichkeit ans Haus und an den Boden und überhaupt nicht. Das hat's früher einmal gegeben, aber jetzt ist das alles wie weggeschwemmt! Ob sie hier sitzen oder dort, ob eins welsch plappert oder deutsch, das schert sie nicht! Unser alter Schlag stirbt aus, und die Jungen lassen die Fremden nicht nur durchs Land gehen, sondern schauen ihnen auch alles mögliche ab, schauen ihnen viel zu viel ab ...

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie er das dachte, ärgerte er sich über sich selbst, denn er fand, daß solche Reflexionen kindisch seien und sich wohl für die Leute schickten, die einst die Eisenbahn als Sittenverderberin bejammert hatten, nicht aber für ihn, dessen ganzes Streben dem Fremdenverkehr gegolten hatte und der ihm seinen Reichtum verdankte. Er nannte sich selbst einen alten Esel, der weiß Gott wen dafür verantwortlich machen wollte, daß er seine drei Jüngsten nicht ebenso fest in der Hand hielt, wie er den Ludwig und den Joseph gehalten hatte.

Er wollte jetzt das Nachdenken überhaupt verabschieden und ins Kontor gehen, aber da hörte er draußen rattern, ein Auto nach dem andern vorfahren, hörte vom Garten her Lachen, Schwatzen und das Rauschen von Frauenkleidern und merkte, daß eine kleine Gesellschaft seiner Gäste zu einem Ausflug aufbrechen wollte. Weil er gerade nicht in der Laune war, fremde Gesichter zu sehen und zu begrüßen, gedachte er ihre Abfahrt abzuwarten. Da kam ein lichter Schein ins Zimmer, zwei Mädchenarme umschlangen seinen Hals, und eine weiche Wange legte sich schmeichelnd an die seinige. Es war Cilly, die in einem hellen Sommerkleid und einem großen, mit Rosen überschütteten Hut vor ihm stand und ihn mit ihren dunklen Augen anstrahlte, als wüßte sie nur von Lachen und Freude. Wie er sie so vor sich sah, ging ihm das Herz auf, aber er ließ sich's nicht merken und fragte mit gewollter Barschheit: »Bist wieder einmal ganz verrückt —«

Sie ließ ihn los und entgegnete fröhlich: »Natürlich bin ich ganz verrückt, sonst käm' ich doch nicht, um einem so grantigen Herrn adieu zu sagen.«

»Wo geht's denn hin?«

Sie machte eine weitausholende Bewegung mit dem rechten Arm. »Fort, weit, weit fort! Vor morgen vormittag siehst du mich nicht wieder.«

»Hallo!«

»Jawohl, Hallo und noch mal Hallo! Wir fahren nach Italien, vielleicht bis nach Rom oder nach Neapel.«

»Wär' nicht übel! Aber jetzt sag' einmal ernsthaft, mit wem du fährst und wohin.«

Mit ein paar Worten sagte sie ihm, was er wissen wollte. Aus der großen Schar der Hotelgäste hatte sich ein kleiner Kreis zusammengefunden, der fast alle Ausflüge gemeinschaftlich unternahm und nur selten versäumte, Cilly dazu einzuladen. Heute wollten sie über das italienische Grenzstädtchen hinaus nach einem verlorenen Nest fahren, wo sich irgendein merkwürdiges Altarblatt aus dem Cinquecento befinden sollte.

»Und was sonst noch geschieht, weiß ich nicht, aber jedenfalls wollen wir erst spät heimkommen, und dann liegst du doch schon lange im Bett.«

»Da hast recht. Ist schon lang her, daß ich kein Nachtlichtel mehr bin. Aber früher, da war ich eins, und deine Mutter hat oft genug geraunzt, wenn ich selber erst hinter dem letzten Gast in der Wirtsstub' die Tür zug'schlossen hab'.«

Cillys Augen glänzten. »Gelt, Vater, das weißt du auch: es gibt gar nichts Schöneres, als ein Nachtlichtel zu sein!«

»Mädel, du red'st ja wie ein junger Hallodri!«

Sie gab keine Antwort mehr, winkte ihm nur noch mit der Hand zu und war ebenso unvermutet draußen, wie sie gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Kampf

Seele,
quäle
dich nimmer.
Sieh klar:
über ein Kleines
bist du wie Eines,
das nimmer war.

Spricht die Seele:
das ist es, warum ich mich quäle.

Hermann Claudius

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drei Gedichte von Alfons Petzold

Du, mein Herz

Herz, das trauert oder lacht,
Tanzt durch Tugenden und Sünden,
Über eine kurze Nacht
Wirst du in die Gottheit münden.

Spende dich der Stunde hin,
Sei ganz glühendes Gewähren,
Denn im Nehmen und Gewinn
Liegt das graueste Entbehren.

Sei nur reich, damit du dich
Darfst mit vollster Lust verschwenden,
Gott bist du und Gott bin ich,
Wenn wir in der Liebe enden.

Die Kugel

Eine große Kugel wölbt mich ein,
Ihre runden, kobaltblauen Wände
Schmiegen sich in die gewaltigen Hände
Gottes hinein.

Ich liege, ganz von Stille eingekreist,
Und fühle nur, wie Geist von seinem Geist,
Wie Blut von seinem Blute mich umgibt,
Und jede Faser meines Leibes liebt,
Wie er die Kugel fest und sorgsam hält
Über dem Abgrund Welt.

Und die große Kugel leuchtet blau
Über dem abgründigen Gelände,
Auf einmal sind um sie die süßen Hände
Einer lieben Frau.

An die Seele

Seele, öffne dich weit
Allen Wesen und Dingen,
Laß dich von allem durchdringen,
Sei wie ein Scheunentor fröhlich bereit.

Laß Korn und Heu
In dir verschwinden
Und merke: auch im dürftigsten Spreu
Wirst du noch Gottes Samen finden.

Seele, es gibt ein Haus,
Da schaut ein Zöllner heraus.
Was du mit Liebe in dir hoch aufgeschichtet,
Er zählt es und richtet.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anny Loewenstein: Spaziergang bretonischer Bäuerinnen (Radierung)

Zu dem Aufsatz »Der Deutsche Lyzeumklub und seine bildenden Künstlerinnen« von Jarno Jessen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Das Haus des Deutschen Lyzeumklubs am Lützowplatz in Berlin

Der Deutsche Lyzeumklub und seine bildenden Künstlerinnen

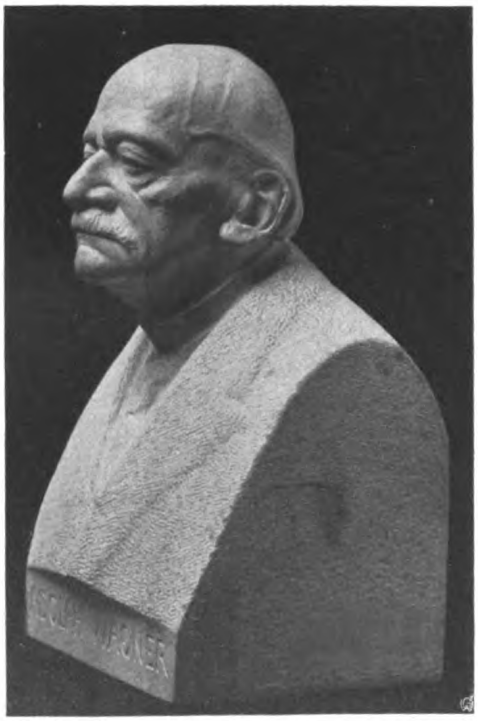
Von Jarno Jessen

Mit der Lebensfähigkeit eines im Kern gesunden Organismus hat sich der Deutsche Lyzeumklub bis zum Besitzer eines stattlichen Eigenhauses entwickelt. Es steht jetzt im Berliner Westen am Lützowplatz errichtet und verwirklicht eine langgehegte Hoffnung der Mitglieder. »Heut abend wieg' ich mich im Grundbesitz«, wird im »Faust« als höchste ökonomische Weisheit ausgesprochen, und das reichliche Tausend deutscher Frauen aus den besten Gesellschaftsklassen, die im Klub zusammenstehen, handelte in diesem Sinne. Man wußte, daß selbsterarbeitetes Kapital nicht günstiger angelegt werden konnte als in einem soliden Grundstück an einer der schönsten Stellen der Reichshauptstadt. Solch ein Mittelpunkt für alle Frauenbestrebungen schien erwünscht, nicht um auf Lorbeeren zu rasten, sondern um mit gesammelter Kraft dem Endziel zuzustreben, das Mark Aurel als höchstes pries: der Wirksamkeit für das Gemeinwohl. Ursprünglich galt neben geselligen Zwecken eine Förderung der Künstlerinnen, Akademikerinnen und sozial arbeitenden Frauen als Aufgabe des Klubs; aber schon die Ausstellung der »Frau in Haus und Beruf« zeigte das Programm auf alle arbeitenden Schwestern ausgedehnt, und der große Krieg hat vaterländische Interessen sofort über alles gestellt.

Mit Bangen sah man das Klubwahrzeichen, den schutzspendenden Laubbaum, über dem Haustor angebracht, während es sich immer gewitterschwerer am politischen Horizont zusammenballte. Kein lächelnder Genius schien über dem Entstehen des Werkes zu wachen. Bei dem Neubau hat die Architektin Emilie Winkelmann eine glückliche Hand bewiesen, verwandelte sie doch ein altes Patrizierhaus, bei voller Wahrung seines vornehm-behaglichen Charakters, in einen modernen Zweckbau. »Übermütig sieht's nicht aus« — die schlichte Außenseite setzt Alt-Berliner würdige Überlieferung fort und bekennt doch frei den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sachlichen Geist der Neuzeit. Auch im Inneren spricht alles als licht und praktisch an und macht das Walten von Frauen deutlich, die sich auf Heimkultur verstehen. Für die Eßräume im Untergeschoß, die Empfangszimmer und den Leseraum des ersten, den Sitzungssaal und die Hotelzimmer des zweiten und dritten Stocks wurde das frühere geschmackvolle Klubmobiliar verwendet. Ein Neugewinn ist ein ansprechender Vortragssaal mit kleiner Bühne und angenehmem Oberlicht. Der Klubsaal wurde sofort im Interesse der Künstlerinnen und Kunstgewerblerinnen sowie einiger wohltätiger Vereine mit einer Weihnachtsausstellung eingeweiht und diente gleich darauf als Sammelstelle für die winterliche Liebesgabensendung an die Tapferen in den Schützengräben draußen. Immer stand Mars über den Musen, denn alle Geselligkeit des Winters wurde für Kriegszwecke nutzbar gemacht. Man vereinigte sich, um Erfahrungen aus der sozialen Praxis auszutauschen, Belehrung und Anregung für weitere Mitarbeit heimzuholen. Die Lebensorgane des Klubs, die verschiedenen Kommissionen, hatten für ein Vorlesungsprogramm von bisher kaum erreichter Gediegenheit gesorgt. Volkswirtschaftliche und politische Themen standen im Vordergrund und wurden durch Fachkenner behandelt. Viele Mitglieder zählten zu den besten Hilfskräften im nationalen Liebesdienst, man hatte auch eine Nähstube und Stricknachmittage eingerichtet. Während des zweiten Kriegswinters wurden alle diese Bestrebungen durch die Übernahme einer Kriegspatenschaft für das ostpreußische Örtchen Wystemg erweitert, was wiederum den Magistrat der Stadt Berlin veranlaßte, den Lyzeumklub mit Hilfsarbeit für den gesamten Kreis Ortelsburg zu betrauen.



Cornelia Paczka-Wagner: Professor Dr. Adolf Wagner

In der Mitgliedschaft spielt das künstlerische Element eine wesentliche Rolle. Kunstbeteiligt sind wohl mehr oder minder alle, und ein beträchtlicher Bruchteil setzt sich aus unsern besten schaffenden Frauen zusammen. Wieviel Begabung aller Art vereinigt ist, hat die vielbewunderte Ausstellung der »Frau in Haus und Beruf« erwiesen. Ist der Klub doch auch ein Sprungbrett in die Öffentlichkeit, denn unter den Klubschwestern selbst gibt es eine ganze Anzahl einflußreicher Führerinnen, und Tausende von Gästen verkehren das Jahr hindurch auf diesem Boden. Die Ausstellungsjury sorgt für Innehaltung eines guten Durchschnitts. Empfänglichkeit für den frischen Geist der Moderne wird hochgeschätzt, aber auch Vorliebe für das Überlieferte findet Würdigung, sobald Gutes geboten wird.

Im Klub ist der Frauenkunstverband auf Anregung Eugenie Kaufmanns ins Leben getreten, um den ernsten Künstlerinnen eine gebührende Stellung unter den Berufskollegen zu sichern. Er will den Ausstellerinnen aktives Wahlrecht in der Jury der führenden Landesausstellungen erwirken und der Studentin Aufnahme in die Klassen der Akademie. Die Wirklichkeitsfreude unsrer Zeit erfüllt die meisten Künstlerinnen. Nur vereinzelt tritt der Hang für Phantasiegebilde auf, doch bleibt das ernste Studium des Realen immer die Voraussetzung. Lehren des Impressionismus wie des Expressionismus sind oft mit leidenschaftlicher Energie verarbeitet worden,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Marie von Eickhof-Reitzenstein: Unterhaltung

und im Vorwärtsschreiten haben manche Persönlichkeiten eine Wandlungsfähigkeit bewiesen, wie sie Nietzsche von seinen Freunden verlangte. Neben den Künstlerinnen mit dem klangvollen Namen steht ein kennenswerter Zuwachs Aufstrebender.

Dora Hitz, die Vielbesprochene, weiß immer wieder durch neue Darstellungsweisen zu fesseln. Ihr ist ein besonderes Feingefühl für Tonstellungen und Lichtreize beschieden, aber nicht nur die Augen, auch die Seelen gilt es ihr zu befriedigen. Für realistische Genreszenen und Bilder hat sie hohe künstlerische Ehren geerntet und schlichte Kinder des Volkes wie Gesellschaftsmenschen gut geschildert. Ihre Kunst ist der Schlüssel zum Herzen Carmen Sylvas geworden, deren Schloßzimmer eine Anzahl ihrer Wandbilder schmückt. Als geistvolle und ästhetisch feinfühlige Künstlerin ist sie am Werk, hat sie die von Paris her wirkenden Neuerungen schaffend und lehrend erprobt.

Cornelia Paczka-Wagner stellt ein so vielseitiges und ernstes Künstlertum dar, daß sie kraft ihres Könnens schon selbst zur Fördrerin werden konnte. Als Vorsitzende der Abteilung für Frauengraphik in der Bugra wußte sie von Kunstfreunden beträchtliche Mittel zum Ankauf tüchtiger Leistungen zu erwirken. Sie ist in gleicher Güte die Malerin, die Graphikerin und die Bildhauerin. Und zwar ist sie von der Graphik ausgegangen, hat dann zum Pinsel und zuletzt erst zum Meißel gegriffen. Mit aller Folgerichtigkeit ist ihre Entwicklung verlaufen, denn alles drängte in ihr von jeher zur plastischen Form. Bewegungsrhythmen einzelner Gestalten und ganzer Gruppen schwebten ihr vor, und »Herr« über die Geister fühlte sie sich erst, sobald der geschlossene Umriß der Einzelgestalt, die Logik des Gesamtaufbaues, dem Werk mitgegeben war. Sie war immer die gleiche, ob sie als junge Anfängerin die Mater Consolatrix radierte oder jetzt den monumentalen Brunnen gestaltet, der in seiner Figurenfülle all ihre Gesichte zusammenfaßt. Ja, mit starker Suggestivkraft zwingt sie zum Mit-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

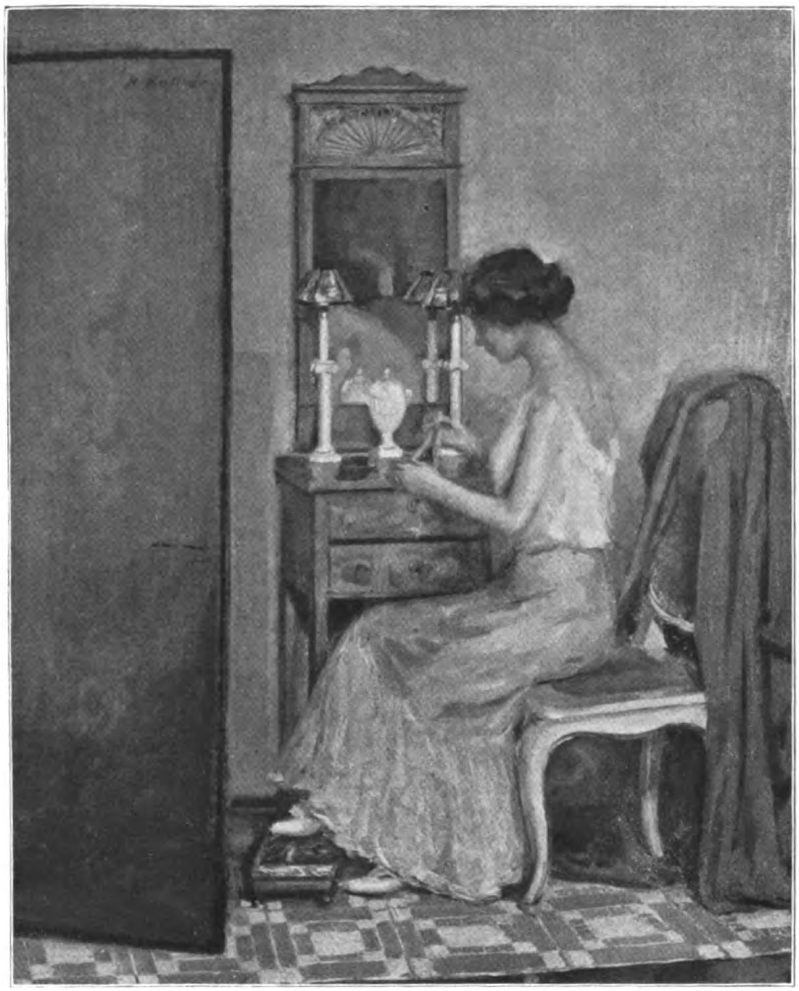
erleben ihrer Schöpfungen, und sie künden alle etwas von dem kurzen Glück und dem langen Leid und Sehnen in der Künstlerin Erdenwallen. Wir finden ein seelisches Element allgegenwärtig in ihrer Kunst, und instinktiv gehorcht sie einem Schönheitsbedürfnis, das ihren vornehmen Stil bestimmt. Sie ist die Veristin mit einem im besten Sinne akademischen Zug. Wie die Barke des Dante ist ihre Seele von schwankenden Gestalten umlagert, doch waltet neben kühner Phantasie ein scharfer Geist. Diese Geistigkeit befähigt sie auch zur Porträtistin, und die Büste ihres Vaters, des großen Volkswirtschaftslehrers, zeigt sie einer der schwierigsten Aufgaben der Charakterwiedergabe gewachsen.

Zwei Künstlerinnen und wahlverwandte Schwesterseelen sind im Lyzeumklub jederzeit selbstlos für das Wohl der Kolleginnen tätig, Marie von Eickhof-Reitzenstein und Hughitt Halliday. Als gleichgestimmte Kameradinnen streben sie seit Jahrzehnten nach der Schöpfung echter Kunstwerke. Sie haben sich im Atelier Whistlers als Studentinnen gefunden, und seitdem ist der Kalifornierin, die auch während der Kriegszeit treu für deutsches Wohl wirkte, unser Vaterland zur zweiten Heimat geworden. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit sind beide von jeher in den Geist der Technik eingedrungen, um auf festgefügter Grundlage vornehme Werke zu schaffen. Beiden ist das seelische Element ein Naturbedürfnis, und während die Arbeiten Marie von Eickhof-Reitzensteins wie von den leisen Hüllen der Schwermut umschattet scheinen, wirken die Hughitt Hallidays lichtfreudig. Seit einer Reihe von Jahren konnte man Bilder dieser Künstlerinnen in den großen Ausstellungen studieren, Figürliches, Bildnisse, Landschaften, Blumen und Stilleben. Sie malen viel Akt, aber nie in der absichtlichen Kraßheit mancher Künstlerinnen, die mit Bohemegebaren prunken. Ihre Nacktheit trägt das Gewand der Keuschheit, denn nie wird wirkliches Taktgefühl ausgeschaltet. Eickhof-Reitzensteins Stilleben scheinen ein Seelengeheimnis zu bergen. Gleichviel, ob sie Cézannes Formenwuchtigkeit annimmt oder wie neuerdings die Farbenwerte aufhellt, ihre weiche, grüblerische Natur trägt wie Rostands Nachtigall »das ewige Lied« in sich. Hughitt Hallidays Stärke liegt in der weiblichen Figur, die unter ihrer Behandlung, gleichviel ob sie sie in Lebensgröße für ihren Musenzyklus oder in reizenden Miniaturstudien verwendet, immer etwas Genrehaftes annimmt. Es ist eine Art, die an Tanagras Liebreiz und den beseelten Akademismus der Präraffaeliten erinnert. Eine Nachprüfung ihrer Palette gewährt zugleich feinschmeckerische Genüsse, da sie der künstlerischen Wissenschaft der Whistler und Manet huldigt.

Fordernd wie alle kraftvolle Begabung ist Ida Stroever mit ihren Monumentalarbeiten für die Ausstellung der »Frau in Haus und Beruf« vor das Publikum getreten und hat ihrem Namen sofort Aufmerksamkeit erzwungen. Sie ist die einzige Künstlerin, die mit männlicher Kraft große Wandflächen meistert. Ihr Kopf ist voll von Ideen, und so kann sie Eignes zeugen und Gegebenem, wie auf unsern Abbildungen, kühne Formen ersinnen. Ihre Schöpfungen sind von geradlinigem Wuchstrieb, und Hand in Hand mit einem gewissen Draufgängertum gehen seelische Zartheiten und ein kindhaft gläubiger Sinn. Im Verkehr mit ihr empfindet man die Tapferkeit und Großmut, die Begeisterungsfähigkeit echt produktiver Naturen. Sie lebt nur ihrer Kunst, und diese ist ihr um so mehr zum Wunderland geworden, als sie allen Künsten feines Verstehen entgegenbringt. Gründlich hat sie sich an Altmeistertechnik belehrt, sie selbst hat aller Art Bilder gemalt, hat als Graphikerin und Buchkünstlerin Erfolge geerntet. Im Bildnis weiß sie Charakterschilderung zu geben, aber im eignen Element findet sie der Auftrag für die große Wandfläche. Dann geht es an ein unermüdliches Aktstudium. Späte Abendstunden gelten der Morgenfrühe gleich, im Sturmschritt auf der Straße wird innegehalten, um irgendeine passende Figur im Skizzenbuch zu bergen. Leidenschaftlich liebt diese echte Künstlernatur die Welt, die ihr ein Füllhorn malenswerter Dinge entgegenhält.

Vor einiger Zeit war ein Bildchen von Sabine Reicke, eine Schusterwerkstatt in Liebermanns Art, ausgestellt, ein ganz echtes Stück Leben. Es war ein Anfangswerk, das doch in seiner lebendigen Lichtführung schon der Malerin große Sehn-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Mary Hughitt Halliday: Am Toilettentisch

sucht nach bewegtem Leben verriet. Sie möchte Gestalten in voller Tätigkeit festhalten. Aus diesem Drang malte sie den jugendlichen Gesellschaftskreis im Tanz, an dem sich ihr hausfrauliches und mütterliches Auge erfreute, und die sportbegeisterte »Rote Fünf«, die bildhübschen, ihrer Freiheit frohen, modernen Mädel. Unser Bild »Sommerlust« ist gleichfalls aus dem frischen Augeneindruck entsprungen. Kindheitzauber und Sonnenlicht regten sie schöpferisch an, und doch hat die Natürlichkeit durch einen wunderlich akademischen Hang Einbuße erlitten. Die Künstlerin sucht den Weg ins Freie, und ihr sprudelndes Temperament hofft ihn durch allerlei besondere Mittel, die Ausnutzung einer temperamentvollen Photographierkunst, des Kinos, des Transparents zu erreichen. Sie hat als Porträtistin die schönsten Modelle ihres Familienkreises gern benutzt, hat manches ansprechende Genrebild geschaffen, auch in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ida Stroever: Aus der Widukindsage
Großes Wandgemälde für den Kreis Herford i. W.

mehrfigurigen, lebensgroßen Bildnissen der Seele moderner Noras nachgespürt. Von ihren Unzulänglichkeiten spricht sie mit erfrischender Offenheit und geht ihnen tapfer zu Leibe.

Genre in der Art der Claus und Bastien, das den modernen Naturalismus und die Freilichtmalerei seine Paten nennt, pflegt Clara Elisabeth Fischer. Sie wählt gern Kinder des Volkes zu Modellen und hat von jeher dem Lichtstudium hingebenden Fleiß gewidmet. Bis aufs äußerste lichtet sie die Lokaltöne, so daß ihre Bilder oft fahl erscheinen, aber immer bleibt ein feinfühliges und sicheres Künstlertum erkenntlich.

Ulli Wolters und Margarete Bernstein-Landsberg treibt es mit dem Skizzenbuch hinaus, wo das Volk sich im Grünen oder auf der Straße tummelt. Ulli Wolters hat die Gabe, weites Terrain und Massen zu erfassen und das Ganze malerisch zusammenzuhalten. Sie sieht den Typ gut und besitzt die Würze der Komik. Margarete Bernstein-Landsberg entwickelt sich zu immer kühneren Bildformaten und weiß Zufälliges aus der Kinderwelt glaubhaft zu spiegeln. Mehr und mehr entwächst sie dabei der bloßen impressionistischen Skizze.

Einige Künstlerinnen des Klubs haben sich als Porträtistinnen Wertschätzung erarbeitet. Julie Wolfthorn stellt ein

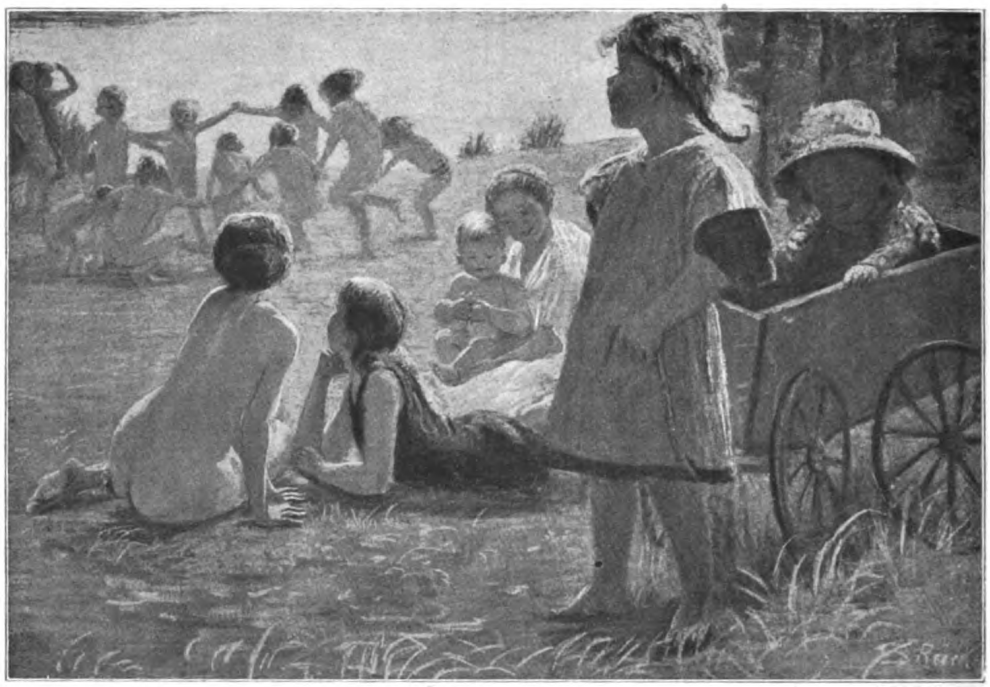
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ida Stroever: Aus der Widukindsage
Großes Wandgemälde für den Kreis Herford i. W.

ernstes Könnertum dar. Sie besitzt das zuverlässig erfassende Auge, das auf feinste Tonharmonien eingestellt ist. Ihre Hand zeichnet besser als die der meisten Kolleginnen. Man prüfe, wie sie jeden Teil eines Kopfes, die Hände ihrer Modelle behandelt, wie sie weichen oder eigenwilligen Umrissen der Gestalt nachgeht. Aparten Frauen, vor allem den künstlerischen, weiß sie gerecht zu werden. Geht sie selbst doch eigne Wege auch in der Kunst, und hat sich so ihre persönliche Technik erprobt. Wenn sie Landschaft oder realistisches Genre malt, schwingt oft ein Mollton mit, der tiefstes Frauenfühlen verrät.

Der Erfahrungssatz »Die Anmut macht unwiderstehlich« bietet den Schlüssel zur Beliebtheit Frieda Menshausens. Sie hat sich als Frauen- und Kinderporträtistin einen Namen ermalt und in besonderem Maße Fleiß und Geschick eingesetzt. Das »Nachlässig-Graziöse« der Madame Vigée-Lebrun versteht sie, weiß Frühlinghaftes in der jungen Dame, das Helläugig-Frohe des Kindes zu geben. Neuerdings hat sie gezeichnete Bildnisse aufgenommen, wie sie Holbein und Lenbach schufen. Sie sucht durch Andeutungen, durch bloße Umrißlinien ein treffendes Menschenbildnis zu erzielen. Auch hat sie ihr Farbenleben zu steigern versucht und glaubhafte Charakteristik selbst im Männerbildnis erzielt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Sabine Reicke: Sommerlust

Wer Gelegenheit hat, Benedicta Cäsar ein wenig näher auf die Finger zu sehen, muß diese unermüdliche Arbeiterin hochschätzen. Sie ist wiederholt in den besten Ausstellungen mit lebensgroßen Werken aufgetreten, hat für ein Damenbildnis einen Ehrenplatz in der Großen Berliner Kunstausstellung erhalten. Ihr Pinsel warb sich manchen Auftraggeber, doch hat sie sich immer wieder zur Schülerin gemacht. Andre hätten es sich genug sein lassen, in der Methode, die Meister Hubert Herkomer sie lehrte, fortzufahren, aber sie will auch Vorzüge neuester Vortragsweisen nützen, vor allem äußerste Feinheit des Tons erreichen. Ihre Gewissenhaftigkeit bindet sie streng an das Modell, doch spüren wir angesichts ihrer Bildnisse immer die Sympathie für den Sitzer. Sie ist die Realistin, die nichts ohne die Kontrolle des weiblichen Taktgefühls ausführt. Unser Bild des bekannten Musikkritikers Professor Taubert zeigt seine Persönlichkeit im Kern ihres Wesens erfaßt.

Julie Wolfthorn: Reiterin

Oft ist die hellaugige Seniorin unsrer Malerinnen, die Landschafterin Marie von Keudell, im Klub zu bemerken. Voll jugendlicher Spannkraft steht diese hohe Siebzigerin allen Forderungen des Tages gegenüber. Ihr gilt der Wahlspruch: »Was noch nicht bezwungen ist, sei noch angestrebt.« Sie hat Motive aus fernen Ländern und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vor allem der märkischen Heimat gemalt: Schneegipfel, Heidestrecken, verträumte Winkel und »den kleinsten, den gemeinsten Weißdorn im Hag«. Die sympathische Art einer vergangenen Periode, in der die Achenbachs und Calame bereits Luft und Sonne gut zu geben wußten, ist ihre Ausdrucksweise, und immer hat die liebende Seele den feinsten Reiz mitgeteilt.

Benedicta Cäsar: Professor Taubert

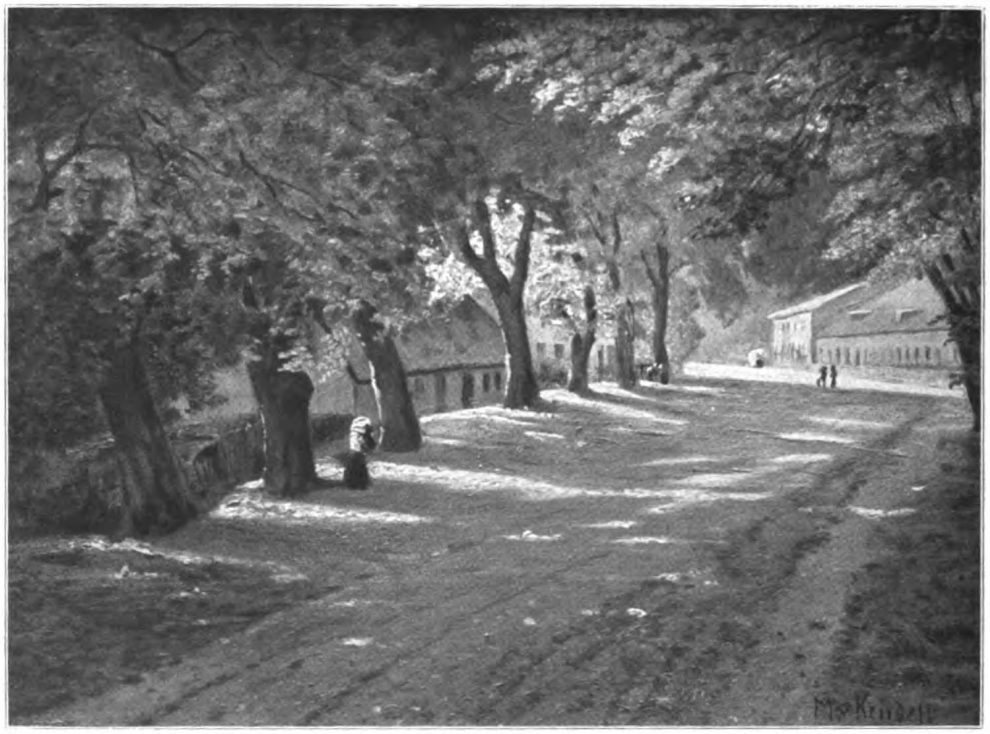
Mit Recht sagte die Landschaftsmalerin Eva Stort vor ihrem Bild »Frühling in der Mark«: »Es steckt ein Stückchen Heroismus darin.« Wer sich die Künstlerin in noch fast winterlicher Luft angesichts dieses sturmdurchwehten Wassergeländes am Werk denkt, wird entbehrte Bequemlichkeiten leicht begreifen. Die Stellung, die sie sich in der Kunstwelt errang, konnte überhaupt nur durch schwere Opfer erkauft werden, da sie als bekannte Zeichenlehrerin nur im Nebenberuf Malerin sein durfte. Sicher ist sie aus diesem Grunde um so solider technisch ausgerüstet und um so eifrigere Arbeiterin. Bei ihr steht die festgefügte Komposition in

Frieda Menshausen: Aus dem Säuglingsheim

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hohem Ansehen. Sie lernt jeden Stoff vor der Ausführung durch ungezählte Skizzen förmlich auswendig, um schließlich die Arbeit oft erst im Berliner Atelier zu leisten. Das Ziel ihrer Sehnsucht war eigentlich immer die Figurenmalerei, aber ihr Lehrberuf ließ keine Zeit für die Zufälligkeiten des Modellwesens. Unter ihren Skizzen und Studien, in ihren graphischen Blättern sehen wir auch ganz ausgezeichnete Akte und Tierbilder. Doch ist sie als Ausstellerin, meist innerhalb der Kreise der Sezession, immer die Landschafterin. Als solche eignet ihr eine gewisse Herbheit und Schlichtheit, und es ist bezeichnend, daß Herkules Seghers, der Meister der grenzenlosen holländischen Ebene, der innerhalb kleiner Rahmen aus reizlosen Strecken wahre Königreiche in der Nußschale schuf, ihr Landschafterideal darstellt.

Hanna Mehls wird nicht nur, wie Eva Stort, gelobt, sondern auch gekauft. Sie ist für Farbenreize empfänglich, und zwar für die volltönenden, die sich innerhalb einer gedämpften Melodik halten. Leis melancholische Stimmungen sprechen zu ihrer Seele, und aus dem Ergriffensein gestaltet sie ihr Bestes, nachdem schnelle Farbenskizzen den ersten Eindruck festhielten. Man sieht ihren Werken nicht an, daß der Meister deutscher Wandmalerei, Flickel, sie unterrichtete, denn die eingeborene Richtung führte sie andre Wege. Viel hat sie von den Holländern und Belgiern gelernt, in deren malerischen Küstennestern sie gern, wie auch in Frankreich, landschafterte. Aber ihr Acker war die Welt, denn Reisen haben sie weit umhergeführt. Mehr und mehr ist verträumtes Wasser mit alten Architekturen, wie Gilsoul und Thaulow es gern malen, ihr Lieblingsvorwurf geworden. Daß ihr auch das Gute naheliegt, zeigt unser »Alt-Berlin im Schnee«, eine Neuerwerbung des Märkischen Museums.

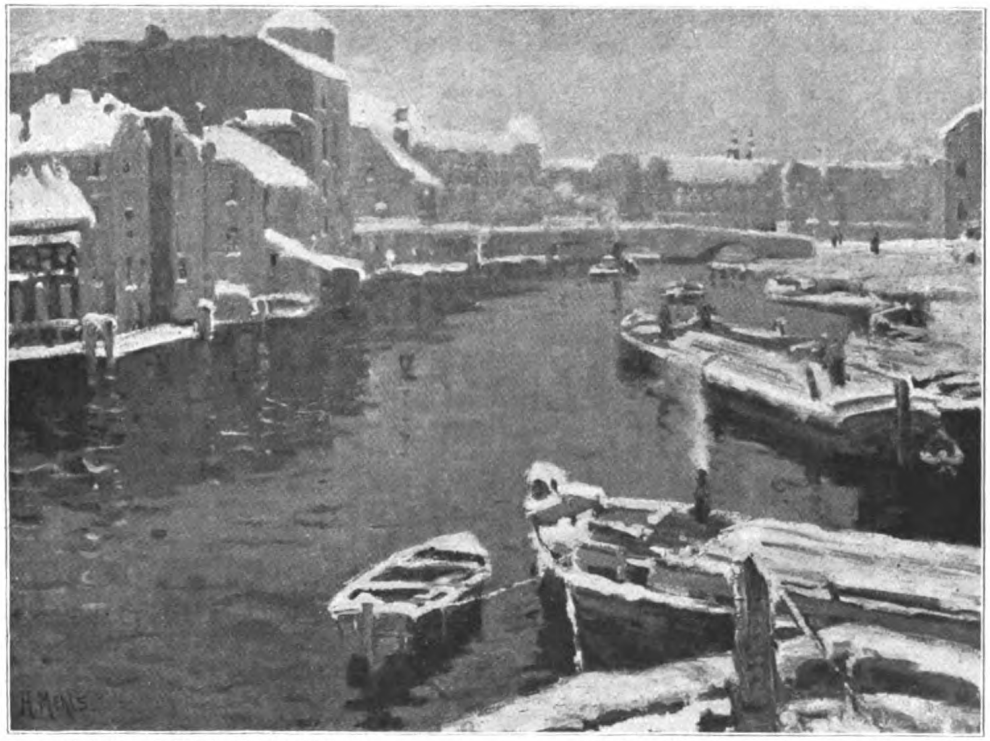


Marie von Keudell: Märkische Buchenallee

Mehr und mehr sind die Reize und Vorteile zeichnerischer Arbeit auch den Frauen aufgegangen. Käthe Kollwitz, die geniale Radiererin, hat dem Klub mehrere Jahre angehört, und ein paar der besten Graphikerinnen zählen heut zu den Mitgliedern. Mit dem Namen Ilse Schütze-Schur verbinden sich Arbeiten kernhaft deutschen Charakters, die etwas von der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eva Stort: Frühling in der Mark



Hanna Mehls: Alt-Berlin im Schnee

Aus dem Besitz des Märkischen Museums in Berlin

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Clara Arnheim: Markt in Jena

Herzenswärme und dem Humor der Richter und Mohn ausstrahlen. Unsre Zeit, die dem Buchschmuck neue Bedeutung beimißt, bedient sich gern ihrer Fähigkeiten als Illustratorin, und ihre kleinen Leute machen den Altersgenossen wie den Erwachsenen Freude. Sie sind bodenwüchsig deutsch, wie die der Käte Greenaway englisch. Sichere Formgebung und kräftige Farben bestätigen bei ihr das Wort Goethes, daß alles, was klar von den Sinnen erfaßt ist, auch rein zum Gemüt spricht. Ihre persönliche Ausdrucksweise überzeugt immer von eingeborenem Stilgefühl. Alles steht rund und übersichtlich im Raum, weckt Wohligkeit durch seine Daseinssicherheit. Als Fachlehrerin in der Berliner Künstlerinnenschule beherrscht sie alle Techniken, pflegt aber mit Vorliebe den Holzschnitt. Aus dieser Erde quellen meist ihre darstellerischen Freuden, obgleich die Göttin Phantasie auch eigne Gesichte vor ihr ausbreiten kann.

Gertrud Spitta: Heidelberg

Aenny Loewenstein, die ebenso als Malerin Bemerkenswertes leistet, hat sich nach und nach einen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Namen als Radiererin erworben. Innerhalb dieses an technischen Möglichkeiten ungemein reichen Gebietes, das sie mit Sicherheit beherrscht, ist ihr bestes Können erwachsen. Sie fußt auf zuverlässiger Zeichenkunst, weiß vielseitige Motive künstlerisch zu gestalten. Auf ihren schwarzweißen und farbigen Blättern sind Augenerlebnisse aus heimischen und ausländischen, vor allem französischen Gegenden mit realistischer Echtheit wiedergegeben. Landschaft und Stadtbilder interessieren sie, aber mehr noch das Volk, Bauern, Schiffer, Landleute. Sie kann vom Gewirr der Masse wie von der Episode Bericht erstatten, und zuweilen fehlt auch der seelische Einschlag nicht.

Ihre Schülerin Gertrud Spitta beginnt durch dekorativ fesselnde Landschaftsausschnitte in Aquatinta Aufmerksamkeit zu erregen. Es liegt Geist in ihrer Stoffwahl, die dem Oftgeschilderten einen Sonderreiz abzugewinnen weiß. In Ausstellungen hat sie auch als Malerin geschmackgehobener Innenräume schon günstige Beurteilung gefunden.

Sehr um das Wohl ihrer Kolleginnen besorgt zeigt sich Clara Arnheim, die als Malerin einen Namen hatte, bevor sie Erfolge mit der Radiernadel erarbeitete. Ihr Herz ist an der Seeküste, beim Fischervolk. Von dort holt sie in Ferienmonaten die Gemälde heim. Alle Betätigungen der schlichten Leute interessieren sie. Sie weiß Bewegungen und Stimmungen zu spiegeln, huldigt wie Gerhart Hauptmann einem Naturalismus, der sich auch mit der Romantik verschwistern kann. In der Radierung verschmäht sie alle Hilfsmittel und spricht sich im klaren Strich der Nadel aus.

Besondere Feuerproben im Kampf mit schwierigem und kostspieligem Material haben die Bildhauerinnen zu bestehen. Ihnen ist es im Klub nicht leicht gemacht, denn sie sind sehr in der Minderzahl und können daher nie recht geschlossen auftreten. Ihre Werke stehen meist als Begleiterscheinungen in den Ausstellungen, und Freunde der Plastik begrüßen sie dann um so dankbarer.

Cornelia Paczka hat hier schon Würdigung gefunden, und neben sie stellt sich als hervorragendes Talent Adele Paasch. Es bedurfte nicht der Sonderausstellung ihrer Werke im Klub, um ihr Können in das rechte Licht zu rücken, denn sie tritt seit einer Reihe von Jahren in großen Aus-

Ilse Schütze-Schur: Leiermann — Aus dem Bilderbuch »Das lustige Jahr«. Stuttgart, Loewes Verlag

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Paula von der Hude: Büste der Geigenkünstlerin Armida Senatra

stellungen vor die Öffentlichkeit. Manche ihrer Werke sind auch in der Übertragung der Kleinplastik gangbare Heimzierden geworden. Gruppen, Einzelfiguren und Büsten zeugen für ihre tiefe Ehrfurcht vor der Natur, die meist der großzügigen Gesamtwirkung keinen Abbruch tut. Hat doch auch Schlüters Großer Kurfürst auf der Berliner Brücke die ersten Schaffensfunken in ihr entzündet. Eine Reihe hervorragender Männer haben sich ihrer Porträtierkunst anvertraut, weil sie die Persönlichkeit auszudeuten und dem Ganzen die architektonisch gesicherte Formel zu finden weiß. Für die mütterlich verstehende Seite ihres Wesens sprechen ihre Kinderdarstellungen, und der Sehnsucht Künder ist manche ihrer Jugendgestalten geworden. Adele Paasch ringt schwer mit ihrem Genius, und dies Ringen sowie ein grüblerischer Hang hat ihr in einer ihrer neuesten Schöpfungen, dem »Ignoramus«, ein packendes Gedankenwerk eingegeben.

Paula von der Hude hat sich schon mehrere Male durch großgewollte Arbeiten bemerklich gemacht. Der Geist der Antike, wie ihn Adolf Hildebrand vertritt, schwebt ihr als Ideal vor. So erstrebt sie Vereinfachung der Naturformen bei voller Wahrung des Persönlichen.

Viel genannt sind auch schon Helene Quitmann, die ehrlich und herb sein kann wie frühe Kunst, Lilli Wislicenus-Finzelberg, deren Erfolge in großer Kunst durch ihre Volkstümlichkeit als Genrebildhauerin Einbuße leiden, und die begabte Bianca Ehrlich, die es zur Auslegung bedeutender Männerköpfe drängt. Marta Bauer verarbeitet mit gutem Gelingen moderne Anregungen, und Marie Lisbet Fränkel weiß feine Regungen des Seelenlebens aufzudecken.

Groß ist die Zahl der Künstlerinnen, die nähere Beleuchtung verdienten, doch gestattet der Raum nicht einmal ihre Erwähnung. So verschiedengeartet auch die Künstlerinnenschar des Deutschen Lyzeumklubs ist, sie vertritt als Feind des Dilettantismus einen gleichgerichteten Willen. Der gemeinsame Boden des Klubs stärkt seine Wurzeln. Er läßt Lebensunfähigkeit um so schneller verdorren und echte Schöpferkraft um so klarer hervorleuchten. Nach allen Mühen in der Stille des Ateliers folgt jedes Mitglied gern des Dichters Rat:

Deines Wirkens zu genießen,
Eile freudig zum Verein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus einem zeitlosen Tagebuch

Von Marie von Ebner-Eschenbach

(Zweiter Teil)

Im Jahre 1841 hat Fanny Elßler ihre letzte Tournee in Amerika unternommen. Es war ein Triumphzug. Das schönste Erlebnis hatte sie aber während einer Ballettvorstellung in Neuyork. Da trug eine Frau ein schönes kleines Kind zu ihr heran und bat sie, es nur einen Augenblick in die Arme zu nehmen. Fanny Elßler erfüllte gern ihren Wunsch, küßte und herzte das holde kleine Geschöpf. Die Frau nahm es wieder an sich, umhüllte es mit ihrem Tuch und sagte: »Niemand soll dich mehr berühren. Weil dieser Engel dich geküßt hat, wirst du glücklich sein.«

Es war einmal eine andre Tanzkunst und ein andres Publikum.

*

Unsrer Zunahme an Verstand und Einsicht ist eine Grenze gesetzt. Im hohen Alter hört auch beim Begabtesten die Fähigkeit auf, sich geistig höher zu entwickeln. Für das Besserwerden gibt es keine Grenzen. Die Fähigkeit, geduldiger, nachsichtsvoller, mitleidiger, liebreicher zu werden, behält der edel angelegte Mensch bis ans Ende. Ebenso verhält es sich mit dem Wissen und mit dem Glauben. Neue Kenntnisse erwerben, in sich aufnehmen, zu einem Teil des eignen Geistes und produktiv zu machen, ist dem Greise versagt. Aber sein Glaube kann immer gleich jung und stark und feurig bleiben, und wohl ihm, wenn es ein Glaube an das Schöne, Erhabene, Heilige ist.

*

Nach einer Aufführung des »Egmont« — Laube war damals Direktor des Burgtheaters — sagte ein hoher Herr zu mir: »Der ‚Egmont' ist doch das schwächste Stück von Laube.«

Natürlich teilte ich diese Äußerung meinem borstigen Freunde mit, und er lachte herzlich darüber. Konnte auch lachen, denn der Tadel war schmeichelhafter als das höchste Lob, das er je als Bühnendichter erfahren hat.

*

Eine wohlgenährt aussehende Frau, eine Beamtenwitwe, kommt in Audienz zu Kaiser Franz und klagt ihm ihre Not. Die Pension, die sie genießt, ist gar gering und schützt sie nicht vor Hunger.

»Aber, mei liebe Frau,« sagt der Kaiser, »Sie schaun nit danach aus, als ob Sie hungern täten, Sie sein ja ganz rosenfarb und potlett.«

»Ach, Majestät,« erwidert die Frau, »aufs Aussehen kommt's gar nicht an. Majestät haben gewiß alles, was sich nur wünschen können zum Essen, die allerbesten Sachen, und sind doch krachendürr.«

*

Die Kinder gingen durch den Wald und sangen:

Zirlipinzigen,
Die kleinwinzigen,
Zitteraalig netten,
Wenn wir sie nur hätten!
Mit den Vögeln fliegen sie,
Auf den Wolken liegen sie,
Schwimmen mit den Fischen,
Wer wird sie erwischen?

Sie sangen ihr Lied unverdrossen, fingen immer wieder vom Anfang an, sobald sie damit fertig geworden waren.

»Was singt ihr da?« fragte ich. »Was soll denn das heißen?«

Sie sahen mich an und lachten mich offenbar — aus. Ein Knabe sprach mit überlegenheit: »Was braucht es denn zu heißen?«

*

Ich wär' verschlossen, an Vertrauen arm? —
Dann bin ich's unbewußt, daß Gott erbarm.
Nicht kluge Vorsicht ist mir angeboren,
Im Glauben nehm' ich's auf mit jedem Toren,
Zur Lüge fehlt mir Feigheit und Geduld.
Mein Denken all, mein Hassen und mein Lieben,
Es steht so klar auf meiner Stirn geschrieben —
Daß ihr nicht lesen lernt, ist eure Schuld.

*

Ein nackter Affe hat mir noch nie so viel Mitleid eingeflößt wie ein Affe in seidenem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jäckchen, mit einem Barett auf dem Kopfe und einem kleinen Gewehr auf der Schulter.

*

Prinzessin von Banalien.

Ich fühlt' mich jung, als ich es schrieb,
Das Märchen von der blinden Lieb';
Nun beugt mich tief des Alters Joch —
Und an mein Märchen glaub' ich noch.

*

Theaterdirektor und Dichter.

— »Zu geistvoll ist Ihr Stück,
Ich sag' es uns zur Schande:
So feinen Dialog
Schätzt niemand hierzulande.« —
»O Bitternis, im schlechten Trostgewande!
Ich wollt', ich wär' ein Schaf
Und brächte was zustande.«

*

Wachsen sollst du, immer wachsen, du sollst die Schultern deines Vorgängers zum Schemel deiner Füße machen.

Schon gut. Wie soll ich aber dem auf die Schulter treten, der sich auf den Kopf gestellt hat?

*

Unser Harzer.

Die Kanarischen Inseln hießen bei den Alten »Insulae fortunatae«.

Ich möchte deinen Gesang beschreiben können, kleiner Vogel; ich möchte Worte wissen, die Töne zu malen verstehen.

In deinem Gesang ist Jubel und Rührung, Sehnen und holder Übermut. Er wird angekündigt durch einen pfeilgeraden Pfiff. Ach, ein Pfiff! Das ist, als ob man sagen würde — ein runder Würfel. Ein Pfiff im Flötenton, der ankündigt: Jetzt kommt es mich an, hat mich, jetzt wird gesungen!

Das rosige Schnäblein bewegt, öffnet sich, die Kehle schwillt, und nun ist es, als ob der kleine Vogel Tausende von winzigen Federn hätte, die er schüttelt, und als ob jede einzelne der Federn ein süßes Stimmchen hätte, und als ob alle diese Stimmchen sich vereinigten zu einem lieblich und leise rauschenden Chor. Das war die Einleitung; nun aber kommen die Soli, sind mit weichen Trillern geziert, folgen einander rasch und stürmisch und dann wieder sanft getragen nach Einkehr und Besinnen. Jedes bringt kühn oder zage, gluckend wie verborgene Quellen, zärtlich wie das Geschluchze der Nachtigall eine neue Weise, spinnt unser Herz in das goldene Gewebe ihrer Schmeichellaute ein, umkost die Phantasie. Und diese immer flugbereite nimmt die Töne auf, macht ihr Schwingen zum Schweben, zum Fliegen im blauen Äther, im funkelnden Sonnenschein, im silberflutenden Mondenlicht. Zeit- und Raumüberwinder, tragen sie uns in die Heimat der Ururahnen des kleinen Sängers. Verlorene Klänge längstverstummter Lieder, und noch in ihnen ein gehauchter Widerhall farbenprächtiger Melodien aus dem Fabelland, in das ein Schönheit anbetendes Volk dereinst seine himmlischen Gefilde hingeträumt.

Der kleine Vogel schweigt, und alles ist fort, die ganze gefühlte, geschaute Welt. Und wenn es auch nur eine Welt in einem Tautropfen war, und wenn ihr auch nur einige Augenblicke Dauer gegönnt war, wir haben in ihr durch Augenblicke ein höheres Leben gelebt.

Ihr Schöpfer, der dumme kleine Gefangene, hüpft behende von einer Sprosse seines Käfigs zur andern, pickt Hanfkörnlein vom Boden auf, dreht und wendet sein Köpfchen. Mit seinen wie aus einem schwarzen Brillanten herausgeschliffenen Äuglein guckt er den Fremden an, der ihm eine überflüssige Aufmerksamkeit widmet, und denkt, scheint mir: Wie froh bin ich, daß mein Haus gute, feste Stäbe hat, sonst könntest du mich am Ende fangen wollen, du böses, großes Tier!

*

Mein Neffe, sechs Jahre alt, und mein Großneffe, vier Jahre alt, prügeln einander, und der Kleine ruft dem Großen zu: »Du bist ein Schweinehund!«

Der Große stutzt, hält mit Tätlichkeiten inne und fragt: »Was ist ein Schweinehund?«

Der Kleine muß gestehen: er weiß es nicht.

Sie beschließen, die Tante zu fragen. Diese ist über die Sache auch nicht im klaren, sie muß erst im Brehm nachsehen, geht zum Bücherschrank, holt den Brehm und schlägt nach.

Die Büblein stürzen hinzu: »Such' nur, schau' nur! Was ist er? Weißt du's schon?«

»Ich hab' ihn,« sagt die Tante.

»Also! Also!«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Gummidruck von George Westermann

Ilse Schütze-Schur: Dampfersteg (Holzschnitt)

Zu dem Aufsatz »Der Deutsche Lyzeumklub und seine bildenden Künstlerinnen« von Jarno Jessen

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

»Der Schweinehund kommt im Inneren von Afrika vor und ist ein hübsches, gescheites, gutes Tier.«

Der Kleine zum Großen, feuerrot und knirschend: »Du bist kein Schweinehund!«

*

Es hat einer eine Dummheit gemacht.
Nun ja, er ist noch so jung!
— Welch eine liebenswürdige Entschuldigung! —
Es hat einer eine Dummheit gemacht.
Nun ja, er ist schon alt!
— Welch eine beschämende Entschuldigung!

*

Ein feiner, wohlerzogener junger Mann, Sohn eines deutschen Gelehrten, war einem Rufe als Erzieher in ein österreichisches Fürstenhaus gefolgt, und ihm wurde etwas unheimlich zumute, als er an seinem Bestimmungsort eintraf. Das historische Palais, die breite Treppe, die prachtvollen Räume, die feierliche Dienerschaft, all das wirkte sehr imponierend auf ihn. Sein Herz klopfte heftig, und sein Atem war beklommen, als ein Kammerdiener, der aussah, wie er sich einen Minister vorstellte, ihn in einen Salon führte und ersuchte, ein wenig zu warten. Einige Minuten später öffnete sich die Tür, und die Fürstin trat ein. Eine schöne, ernste, königliche Erscheinung. Sie begrüßte ihn mit einigen wohlwollenden Worten, setzte sich und wies ihm ihr gegenüber einen Platz an. Dann sprach sie mit Hochachtung von seinen Eltern, die persönlich zu kennen der Fürst das Vergnügen hatte, teilte dem neuen Hausgenossen die Tageseinteilung mit und den Stundenplan, gab eine bündige Charakterisierung seiner zukünftigen Zöglinge. Jedes Wort, das sie sagte, war außerordentlich gescheit. Der bescheidene Jüngling fühlte sich ganz klein neben so viel Größe.

Nun stand sie auf, er schnellte empor, und die hohe Frau sagte freundlich: »So. Jetzt kommen Sie, gehen wir zu die Buben.«

— Zu die Buben. Ein dankbares, befreites Lächeln flog über sein Gesicht, die Last einer bedrückenden Überlegenheit war an ihm herabgeglitten, etwas nicht durch und durch Erhabenes, ja sogar Hilfsbedürftiges blickte ihn mitten aus ihr mit lieben, hellen Kinderaugen an. Und er, der bis jetzt nur einige unsichere »O gewiß! Ohne Zweifel!« hervorgebracht hatte, sprach fest und warm: »Ja, Durchlaucht, ja, gern.«

Er war im Hause zu Hause, das ihm später ein zweites Vaterhaus geworden ist.

*

Das Wort »unbeschreiblich« sollte der Schriftsteller nie gebrauchen. Freilich kann er nicht alles beschreiben, aber in seinem Leser muß er ein Bild, ein Gefühl, eine Ahnung dessen erwecken können, was sich nicht beschreiben läßt.

*

Je älter wir werden, um so strenger mit uns selbst müssen wir sein. Unsre Schwächen, unsre Fehler, alle unsre schlechten Eigenschaften leben in uns fort, die Kraft, sie zu beherrschen, nimmt ab. Nur die unnachsichtigste Strenge, die stete Beobachtung der Motive unsers Tuns und Lassens, unsrer Urteile, unsrer Zu- und Abneigungen kann uns vor dem Herabsinken in senile Unerträglichkeit retten.

*

»Von den Engländern kann man nichts Gutes sagen, ohne zu sündigen«, behauptete ein Burgunder im fünfzehnten Jahrhundert.

Was damals einer ausgesprochen hat, wird heute von Tausenden und aber Tausenden wiederholt.

*

Beethoven ging in Baden auf einem schmalen Fußsteig, der durch eine feuchte Wiese führte, spazieren. Da kamen ihm in einiger Entfernung, von einer Hofdame und einem Kammerherrn begleitet, Kaiser Franz und Kaiserin Carolina-Augusta entgegen. Beethoven nahm sofort eine herausfordernde Miene an und schritt, die Nase in der Höhe, den Hut im Genick, die mit einem Stock bewehrten Hände auf dem Rücken, auf die beiden zu und bald auch stolz an ihnen vorüber. Den Majestäten war nichts übriggeblieben als, um ihm auszuweichen, ins nasse Gras zu treten. Dort blieben sie stehen, blickten ihm nach, und der Kaiser sagte: »An so Leut muß man sich erst g'wöhnen.«

*

Eine junge Literatur ist feurig und keusch. Unsre senile hat sich von der Leidenschaft zum Gelüst gewendet, vom Rührenden, Ergreifenden zum derb Packenden, vom Harmonischen zum Lärmenden und Mißtönigen, vom Schönen zum Fratzenhaften. Sie sucht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach neuen Kunstformen und findet neue Moden, und grauenhaft ist die Wechselwirkung zwischen den Büchern und den Lesern.

*

»Ich bin die Mächtigste,« sprach die Natur, und — die Mode lachte: »Komm' du nur in meine Hände, und wir wollen sehen, wie ich dich zurichte!«

*

Ein vortreffliches Buch: erstens verschlingt man's, zweitens liest man's, drittens schafft man sich's an.

*

Im hohen Alter, in dem man wirklich das Recht hätte, zu sagen: »Ich kann nicht mehr warten«, wie geduldig wird man da!

*

Verwöhnender als der verwöhnendste Umgang ist die Einsamkeit.

*

Napoleon war ein großer Erzieher. Aus einem Kellner, einem Fechtmeister, einem Schleichhändler, einem Faßbinder hat er die Marschälle Murat, Augereau, Masséna und Ney gemacht.

*

Mein Freund Albrecht Wickenburg erzählte mir, daß seine Großmutter eine ausgezeichnete und unermüdliche Leserin gewesen sei. Unter den vielen Büchern, die sie liebte, blieb ihr aber doch »Don Quichotte« das allerliebste. Die Taten und Worte des ingeniosen Hidalgo waren für sie eine unerschöpfliche Quelle ihr besonders sympathischer wehmütiger Lächerlichkeit und heiterer Rührung.

In ihrer letzten Krankheit, als sie nicht mehr selbst lesen konnte, mußten ihr täglich wenigstens ein paar Seiten aus der Geschichte ihres alten Freundes vorgelesen werden. Der Tod nahte heran. Sie sah ihm unendlich ergeben entgegen, empfing mit tiefer Andacht und Frömmigkeit die Tröstungen der Kirche, nahm zärtlichen Abschied von ihren guten, treuen Kindern und sagte dann: »Jetzt aber lest mir noch etwas vor aus meinem Don Quichotte!«

Ihr Wunsch wurde erfüllt, und sie starb lächelnd.

*

Alles Egoismus. Unsre Trauer um einen geliebten Menschen — Egoismus. Was er uns war, was er uns geleistet hat, wie er sein Leben an das unsre verschwendet hat, unser Vermissen dieser helfenden, wachenden, schützenden Liebe — Egoismus. Man bewundre doch nicht die Treue in der Trauer um einen Toten! Wenn sie echt ist — echter Egoismus —, kann sie sich immer nur steigern.

*

Briefe von geliebten Menschen verbrennt man gleich oder nie.

*

Wir Alten sind die Milden und Gelinden,
Weil wir im Abschiednehmen uns befinden;
Wie könnten wir noch denen grollen,
Die wir so bald verlassen sollen!

*

Ich bin im Leben wohl auch manchem gemeinen Menschen begegnet, aber spazieren sind wir miteinander nicht gegangen.

*

Ohne Talent zur Liebenswürdigkeit kein Talent zum Glücklichsein.

*

Daß sie nicht zu besitzen brauchen, was in erster Reihe den Menschen stark, tüchtig und widerstandsfähig macht: den heiligen Eigensinn des Fleißes, eiserne Ausdauer, die stolze Kraft des Verzichtenkönnens, das ist die Armut der Reichen.

*

Glückliche Frauen, die ein schweres Leben haben, gibt es viele.

*

Wir suchen gern unsre Abneigung gegen einen Menschen aus seinen Fehlern zu erklären. Dies ist häufig Selbsttäuschung; auch unsre eignen Fehler können dieser Abneigung zugrunde liegen.

*

Wenn Scarron sich in Geldnot befand, widmete er sein neuestes Werk irgendeiner hohen Persönlichkeit; wenn er bei Kasse war — dem Hündchen seiner Schwester.

*

Schillertag.

Dem Tage Heil, an dem in allen Weisen
Wir unsern Schiller jubelvoll lobpreisen!
Noch gestern hätte keiner ihm gehuldigt,
Der sich vorher bei Goethe nicht entschuldigt.

*

Ein guter Mensch zertrat zufällig einen Wurm. Das tat ihm sehr leid, und er drückte dem Sterbenden sein inniges Bedauern aus. »Wie kann ich mein Unrecht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sühnen?« fragte er, und der Wurm versetzte: »Dafür ist gesorgt; meine Nachkommen werden dich fressen.«

*

Als der kleine Herzog Ruprecht sein Röckchen einem armen Jungen geschenkt hat, kommt das Christkind, mit diesem Röckchen bekleidet, sich zu bedanken.

(Karl von Hase, »Heiligenbilder«.)

*

»Ich, mein lieber Meister,« sagte ein junger Mann zu Ernest Renan, »habe in meinen Überzeugungen nie gewankt.«

Worauf ihm der Verfasser der »Origines du Christianisme« erwiderte: »Wie ich Sie beneide! ... Da haben Sie also nie nachgedacht.«

*

Gesegnet mein Wille zum Leiden! Ich verdanke ihm meinen inneren Frieden, meinen Mut im Lebenskampfe, meine Kraft und Stärke. Traurig lächeln muß ich, wenn ich allenthalben verkünden höre, das heranwachsende Geschlecht solle eine Erziehung zur Lebensfreude erfahren. Was für eine Gattung Freude mag das sein, von der diese Erzieher träumen? Zur gemeinen Lebensfreude braucht man nicht erst erzogen zu werden, den Weg zu ihr finden Menschen und Tiere von selbst, es kann also doch nur von einer schönen und erhabenen Daseinsfreude die Rede sein, und den Weg, der zu ihr führt, haben wir gekannt, ehe einer der Lebensfreudeverbreiter, die jetzt so laut werden, geboren war. Wir wußten, daß dieser Weg das Streben nach Selbstvervollkommnung ist, daß in ihr das einzig reine Glück der Erde besteht, und daß es nur durch den Willen zum Kämpfen und zum Leiden errungen werden kann.

*

Mit der Sehnsucht nach dem Dauernden sind wir Vergänglichen geboren. Nach Dauer geht unser Hoffen und Streben. Der Ehrgeizige will sie einem Schall — seinem Namen — erringen, der Fromme für ewig seinem zur Seligkeit gesteigerten Glück, der Künstler in heißem Bemühen seinem Werke. Bleiben will der arme Waller; fortdauern in den Herzen Dauerloser, wie er; fortdauern, wenn auch nur in dem Baum, den er gepflanzt, in dem Stückchen Boden, den er urbar gemacht hat. Nach Dauer in jeder Art und Gestalt strebt das milliardenfach widergespiegelte Bild der Vergänglichkeit — der Mensch.

*

Mit Dornen ist zum Quell der Gnadengaben
Der dunkle Weg bestreut:
Gerungen mußt, du mußt gelitten haben,
Gesündigt und bereut.

*

Heilige, stille Einsamkeit, Mutter aller Gnaden!

*

Der Kunst tät not: weniger Schulen und mehr Schule.

*

Gewissensfreiheit, ja, ja. Er meint, die Freiheit, kein Gewissen zu haben.

*

Mit einem Buche:

Mit schlimmsten Namen darfst mich nennen,
Darfst mit mir gehn ins strengste Gericht,
Darfst mich zerreißen, verlieren, verbrennen,
Nur mich verleihen, das darfst du nicht.

*

Die Entfernungen der Sterne bemessen, genau bekannt sein mit ihrem Lauf, die Farbe ihres Lichtscheins unterscheiden können, ist nicht genug — man muß sie auch singen hören.

*

Gedanken.

Einst kamt ihr im Sturm, ihr kamt wie die brausende Flut, wie Blitze aus dunklem Gewölk, wie Morgenlicht, wie dräuender Zorn, ihr kamt wie funkelnder Haß, wie allbezwingende Liebe, in jagender Flucht, in lastender Schwere, ihr kamt quälend, friedenmordend zu rütteln an den ehernen Pforten des Glaubens, wie scharfes Gift zu nagen an jeder Wurzel schöner Pietät und innigen Vertrauens. Ihr kamt wie Engelsscharen auf regenbogenfarbigen Flügeln und verklärtet mir die Welt; ihr brachtet Wärme, Kampf, Stärke, Begeisterung; ihr brachtet Leben und verlangtet Leben und Gestalt, und bekamt Leben und Gestalt.

Und jetzt — was seid ihr jetzt? Bleiche Schatten, die ziellos gleiten, hin und her und auf und ab, formlos ineinander-, auseinanderschweben, nicht zu fassen, nicht zu ballen — arme, wallende Nebel, graue Träume, die entgleiten, zerfließen, bevor sie noch ausgeträumt sind.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutsche Zukunftsgedanken

Von Prof. Dr. Philipp Zorn

Seit neunzehn Monaten steht das deutsche Volk unter Führung seines Kaisers im Kampf um sein Dasein. Die Geschichte wird einst die Vorgänge, die zum Ausbruch des Weltkrieges führten, genau zu prüfen und darüber ihr Urteil zu fällen haben. Heute aber schon steht für uns Deutsche, mit nur wenigen ganz vereinzelten Ausnahmen, unbedingt fest ein Doppeltes: erstlich, daß weder Volk noch Regierung in Deutschland den Krieg wollten, daß er uns vielmehr von unsern Gegnern aufgezwungen wurde, und zweitens, daß der Krieg durch die raffiniert deutschfeindliche Politik König Eduards VII. von England zur welthistorischen Notwendigkeit geworden war. In Delcassé, Poincaré, Iswolski-Sassonow, Grey-Asquith-Lloyd-George, denen sich weiterhin noch Salandra und Sonnino gesellten, hatte Eduard VII. die gefügigen Werkzeuge gefunden, die seit 1905 die drei großen Völker der Franzosen, Russen und Engländer systematisch zum Kriege gegen Deutschland vorbereiteten und mit Hilfe einer ausgezeichnet organisierten Presse, deren Mittelpunkt die Weltblätter »Times«, »Temps« und »Nowoje Wremja« waren und sind, Haß, Feindschaft und Verachtung gegen Deutschland in der ganzen Welt diesseit und jenseit der Meere predigten und verbreiteten, so daß bei Ausbruch des Krieges Deutschland nicht allein einer Welt in Waffen, sondern auch einer Welt von Lüge, Verleumdung und Gemeinheit bis an die äußersten Enden der Erde gegenüberstand, wie solches in der Geschichte der Menschheit noch nie vorgekommen war.

Gegen diesen mit einer Raffiniertheit ohnegleichen vorbereiteten Überfall auf den deutschen Staat, das deutsche Volk, das ganze deutsche Leben flammte in jenen wunderbaren Augusttagen des welthistorischen Jahres 1914 das ganze deutsche Volk wie ein Mann in unvergleichlich herrlicher Hoheit von Vaterlandsliebe und Opfermut auf — ein einziges großes, herrliches deutsches Volk in heiliger Begeisterung und todesmutiger Entschlossenheit.

Jahr und Tag sind seit jenen Stunden vergangen. Taten von unerhörter Größe haben unsre Heere seitdem getan. Ein Gebiet, umfangreicher als das Deutsche Reich selbst, ist in dieser Zeit in Belgien, Frankreich, Rußland und im Orient von den deutschen und verbündeten Heeren erobert worden; nur unser armes geliebtes schönes Ostpreußenland war für kurze Zeit das Schlachtopfer wilder Barbarenhorden. Taten von unerhörter Größe fordern Opfer von unerhörter Größe. Tausende und aber Tausende unsrer besten Männer und Jünglinge sind den Heldentod gestorben, und unser ganzes Leben ist anders geworden; ein tiefer Ernst beherrscht heute unser Volksleben. Und wenn es auch einem wunderbaren und nie hoch genug zu rühmenden Organisationsgeist der Regierung und ganz besonders unsrer Gemeindeverwaltungen gelungen ist, jede wirkliche Not unserm Volke fernzuhalten und uns das tägliche Brot und den Gang des täglichen Lebens in Haus und Feld, in Schule und Geschäft, in Handel und Verkehr, in Arbeit und Erholung im wesentlichen unverändert wie im Frieden zu erhalten, so liegt doch über jeder Stunde des Tages und über jedem Schritt, den wir tun, der Ernst der schweren Opfer einer unvergleichlich großen Zeit. Aber die heilige Flamme, die in jenen Augusttagen aus unserm Volk in Vaterlandsliebe, Opfermut und Gottvertrauen zum Himmel emporflammte, ist heute noch unverändert die gleiche, nur noch mächtiger geschürt durch die Eindrücke der großen Zeit und unverlöschlicher geworden durch die Opfer, die dem Vaterlande haben dargebracht werden müssen. Mit Heiterkeit würden wir, wäre die Zeit nicht zu ernst dafür, die Schilderungen der feindlichen Lügenblätter lesen über deutsche Hungersnot, über Hungeraufstände in unsern Städten und Industriebezirken, über Todesnot in der ärmeren Bevölkerung, über Verzweiflungsausbrüche unter brotlosen Arbeitern und was dieser Lächerlichkeiten mehr.

Die eiserne Fessel, mit der unsre Heere seit mehr als einem Jahre Frankreich gefesselt halten, hat das französische Heer trotz allem Heldenmut und trotz den unerhörtesten Menschenopfern nicht zu brechen vermocht; Belgien ist in fester deutscher Hand ohne Aussicht auf Befreiung; Italien ist in dem halben Jahre, seitdem es die österreichischen Stellungen am Isonzo und in Südtirol anrennt, kaum ein paar Schritt vorwärtsgekommen; der ganze Westen Rußlands mit seinen gewaltigen Befestigungen wird von der eisernen Faust der Zentralmächte beherrscht; das Dardanellen-Abenteuer ist schmählich zusammengebrochen; Serbien, Montenegro, halb Albanien und Mazedonien sind besetzt von den siegreichen Heeren der Mittelmächte und der Bulgaren; in Mesopotamien wehren tapfere türkische Truppen siegreich das Vordringen der Engländer und Russen ab. In der ganzen Welt werden die militärischen Lügenberichte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unsrer Gegner mehr und mehr zum allgemeinen Spott. Statt der in prahlerischen Worten als unmittelbar bevorstehend verkündeten Eroberung von Konstantinopel haben unsre Feinde es geschehen lassen müssen, daß der Donauweg für unsern Handel freigemacht und die sichere Verbindung zwischen Berlin und Konstantinopel hergestellt wurde, und daß die Wege von Hamburg bis Bagdad uns offenstehen.

Trotzdem hören wir von den Staatsmännern und der Presse an der Themse, der Newa, der Seine und am Tiber immer noch und immer wieder die großen prahlerischen Worte, denen keine Taten entsprechen, und fühlen uns oft geradezu wie in ein Irrenhaus versetzt, wenn wir die hohlen Phrasen unerhörten Größenwahns lesen, mit denen ein Minister oder ein »miles gloriosus« aus den Reihen unsrer Gegner die Gegenwart schildert oder die Zukunft ausmalt. In späterer Zeit wird es eine der merkwürdigsten Arbeiten sein müssen, diese Aussprüche in einem besonderen historischen Werk zusammenzustellen; für die Psychologie der Völker und Staaten in der Zeit des großen Weltkrieges wird kein Werk so lehrreich sein wie dieses. Aussprüche wie der des Lords Curzon von den braunen Ghurkas, die im Park von Sanssouci ihre Rößlein tummeln werden, des Lords Churchill von dem demnächstigen Trafalgar der deutschen Flotte oder der in wenigen Wochen gewiß bevorstehenden Eroberung von Konstantinopel und hundert andre mehr müssen zu ewiger Erinnerung aufbewahrt bleiben. Der groteske Blödsinn dieser Art aus den Anfängen des Krieges wird zwar heute kaum mehr gehört; nur italienische Staatsmänner haben, erfüllt von dem Bewußtsein, daß die Kultur in den Abruzzen zweitausend Jahre älter ist als die deutsche, in dieser Beziehung noch nachgeholt, was sie bei Beginn des großen Ringens versäumt hatten. Aber die Siegesgewißheit der Staatsmänner des Vierverbandes ist trotz der traurigen militärischen Lage auf allen europäischen Kriegsschauplätzen noch heute ungeschwächt; was man im ehrlichen Waffenkampf nicht erreichen kann, erhofft man von Aushungerung und Abnutzung und schwindelt der Welt das Trugbild vor, daß die Mittelmächte ermatten, während die Gegner von Tag zu Tag stärker würden. Wir wissen es wohl, daß unsre Feinde gewaltige Anstrengungen machen, um in neuen Waffengängen das Kriegsglück zu ihren Gunsten zu wenden; mit dem Geräusch dieser Rüstungen erfüllen sie die ganze Welt, und an Siegen mit großen Worten ist kein Mangel. Wir schweigen und handeln.

Indes unsre Helden draußen vor dem Feinde siegreich in Kämpfen stehen oder die Wacht halten: in Flandern und der Champagne und den Vogesen; in Kurland, Polen und Wolhynien; am Isonzo und an den Dolomiten; an den Dardanellen, in den albanischen Bergen, in Mazedonien und Mesopotamien — beschäftigen ernste Gedanken in der Heimat sich mit der deutschen Zukunft, und mancherlei bedeutsame Worte und Bestrebungen treten hervor, den ungeheuren Reichtum an hohen Gedanken und Empfindungen, dessen wir uns in dieser großen Zeit haben bewußt werden dürfen, für die Zukunft des deutschen Volkes zu sichern und zu bewahren. Nicht der herrliche Heldenmut unsrer Heere allein, sondern auch der Heldensinn und die Opferfreudigkeit unsers ganzen Volkes haben unsre Herzen mit freudigem Stolz erfüllt, und unsre Seelen waren und sind hocherhoben von der wunderbaren Größe des Empfindens, die unser Volk verklärt hat vom ersten Tage des Krieges bis heute und — des sind wir gewiß — bis zu dem Tage, da wir mit Ehren die siegreichen Waffen werden niederlegen können. Das »Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt« und das »Deutsches Volk, du herrlichstes von allen«, was fremder Unverstand so oft und so bitter als die Anmaßung einer Vorherrschaft über alle andern Völker und Staaten ausgelegt und zur heftigen Anklage gegen uns gemacht hat, ist für unser vaterländisches Denken unser Recht und unsre Pflicht; wir verstehen es nicht nur, sondern wir finden es selbstverständlich, wenn jeder Fremde von seinem Vaterland ebenso denkt und in den gleichen Worten spricht. Und es ist eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen wert, in ernstem Denken und ernster Gewissensprüfung zu erwägen: Wie können wir die Schätze der Erhebung unsers Volkes in dem größten Jahre seiner Geschichte uns dauernd bewahren? Darum freuen wir uns der Gründung der Vaterländischen Vereinigung, die vor kurzem in diesem Sinne erfolgte, und freuen uns der Worte, die Naumann vor kurzem in diesem Sinne an das deutsche Volk gerichtet hat. Auch die nachfolgenden Betrachtungen möchten einen Baustein für das deutsche Haus der Zukunft bieten.

Daß der Weltkampf, in dem wir heute stehen, in erster Linie der Kampf um unsern deutschen nationalen Staat ist, war jedem Geschichtskundigen von Anbeginn des Kampfes an klar. Was die Franzosen bereits seit Ludwig XI., die Engländer gleichfalls bereits seit Jahrhunderten besitzen: den nationalen Staat des geeinten Volkes, diese gottgeordnete Bestimmung der Völker, wollen sie für uns nicht anerkennen. Es war ja einer der schlimmsten und schmerzlichsten Rechenfehler in der Kriegspolitik unsrer Feinde, daß von dem mit größter Bestimmtheit erwarteten Gegensatz von Nord und Süd, von Ost und West, der so lange das deutsche Leben gelähmt, ja oft geradezu ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

giftet hatte, auch nicht die geringste Spur mehr übriggeblieben war: in großartiger lückenloser Einheit erhob sich das ganze deutsche Volk aller Stämme und Gaue zum Heldenkampf in dem Kriege, der durch diplomatische Hinterlist und frivole Künste uns aufgezwungen war. Ob sich der einzelne darüber Rechenschaft gab oder nicht: jeder Deutsche war und ist durchdrungen von dem Gedanken, es gilt das Dasein des deutschen Volkes und seines Staates, und kein Opfer an Gut und Blut, an Hab' und Leben kann in diesem Kampfe zu schwer sein. So haben wir am ersten Tage des Krieges gedacht, und so denken wir heute, und so werden wir denken bis zu dem Tage, da wir die Waffen nach Erringung eines ehrenvollen Friedens werden senken können.

Der Kampf um den deutschen Staat, um unser Reich, ist der Haupt- und Kernpunkt des großen Völkerringens, in dem heute die europäische Staatenwelt steht. Und die schwerste Sorge, die einen Augenblick lang unsre Herzen in qualvoller Bitternis bewegte, war der Gedanke, daß es der ungeheuren Übermacht, die uns zu Lande und zu Wasser, im Osten und im Westen, überfiel, gelingen könnte, uns das höchste Gut unsers Volkes, das die Väter uns 1866 und 1870 in Strömen Blutes erkämpft haben: den deutschen Staat, unser Reich, wieder zu entreißen und zu vernichten.

Heute fühlen wir uns in stolzer Freude frei von dieser Sorge. Dank den Heldentaten der Söhne, die der Väter wert waren, dürfen wir heute, auch wenn das große Ringen noch nicht zu Ende ist und die wilde Schlacht noch tobt, der festen Zuversicht leben: Unser deutscher Staat, das Reich, wird nicht zertrümmert werden, sondern wird neugefestigt und stärker als zuvor, sowohl an innerer Kraft wie durch festgesicherte Grenzen im Osten und Westen, aus dem großen Völkerringen hervorgehen.

Der deutsche Staat, das Reich, ist wie das höchste Gut, so das Werk des ganzen deutschen Volkes unter Führung des edlen Hauses der Hohenzollern. Das darf kein Deutscher, welchen Stammes und welcher politischen Partei er sei, je vergessen. Die Hohenzollern sind, nur rein äußerlich historisch betrachtet und von andern Gesichtspunkten, die auch heute noch eine ungeheure sittliche Macht im deutschen Volksbewußtsein haben, abgesehen, das höchste welthistorische Kapital, das das deutsche Land und Volk besitzt. Es kann natürlich nach dem Zweck dieser Arbeit nicht davon die Rede sein, dies im einzelnen durch Würdigung der historischen Vorgänge des Werdeprozesses unsrer heutigen bundesstaatlichen Einheit zu begründen. Aber dessen bedarf es auch nicht. Es genügt, festzustellen, daß von der Staatsarbeit des Großen Kurfürsten, der Herstellung des heutigen Staates Preußen, bis zur Staatsarbeit des Großen Kaisers, der Aufrichtung des Deutschen Reiches, eine gerade Linie führt und daß, wie Kaiser Wilhelm I. dies in feierlicher Stunde aussprach, alle Früchte der preußischen Staatsarbeit zu Errungenschaften des ganzen deutschen Volkes geworden sind. Die Hohenzollern haben erst ihr ostelbisches Volk, dann weiterhin stufenweise alle deutschen Stämme, die heute im Reiche vereinigt sind, zu der harten, schweren, opfervollen Staatsarbeit politischer, militärischer, wirtschaftlicher Art erzogen, die schließlich zur Erfüllung der tausendjährigen Sehnsucht des deutschen Volkes im heutigen Deutschen Reiche und zu den Ruhmes- und Heldentaten wunderbarer Größe in dem heutigen Weltkampfe führte.

Und in diesem Weltkampfe, den unser Volk heute um sein Dasein kämpfen muß, steht der Hohenzollern-Kaiser und sein Haus an der Spitze des deutschen Volkes: nicht als erster durch Geburt und monarchische Staatsordnung nur, sondern in höchster und schwerster Wahrheit und Wirklichkeit als erster in unablässiger, täglich sich erneuernder harter Arbeit. Darüber kann und darf man nicht viele Worte machen; man hat die Empfindung: Zeuch' deine Schuhe aus, der Boden, da du stehest, ist heiliges Land. Nicht nur dann und wann, um eine prunkvolle Heerschau zu halten, kommt der Kaiser einmal an die Front, sondern vom ersten Tage des Kampfes war der Kaiser als Feldsoldat bei seinen Heeren und teilte mit ihnen die Sorgen und Gefahren, die Opfer und Schrecknisse des Krieges. Und wie die Söhne aller deutschen Häuser, so zogen die sechs Söhne des Kaiserhauses mit hinaus ins Feld, Gleiche mit Gleichen, den Mühen und Anstrengungen, den Gefahren und Verwundungen ausgesetzt, wie die andern Söhne unsers Volkes. Die Kaiserin aber ermüdete nicht in angestrengtester, Tag und Nacht nur durch das Notwendigste unterbrochener Liebesarbeit für die Verwundeten und Kranken, ein Vorbild edelster, opfervollster Fürsorge für unsre kämpfenden Helden, in Wahrheit die erste Frau des deutschen Volkes, das Vorbild des stillen großen Heldentums unsrer deutschen Frauen. Das weiß und fühlt jeder im Volke, und diese Helden- und Liebesarbeit unsers Kaiserhauses ist und bleibt für alle Zeiten ein Heiligtum des deutschen Volkes.

Als Träger der großen geschichtlichen Arbeit der Hohenzollern für Deutschland, verklärt von der geheiligten Erinnerung an die Helden- und Liebesarbeit des großen Weltkampfes, steht das Hohenzollernhaus in der neuen Zeit, die nun kommen wird, an der Spitze des deutschen Volkes. Da dürfen wir in der Zukunft **eins** fordern und erwarten; und diese Forderung und Erwartung muß ausgesprochen werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die innere deutsche Politik wird in der kommenden neuen Zeit in manchen Punkten neue Wege gehen müssen; davon soll weiterhin in dieser Arbeit noch gesprochen werden. Der weitaus größte Teil des deutschen Volkes steht fest auf monarchischer Grundlage; die große Partei der Sozialdemokraten bekennt sich programmgemäß zur Republik. Was der einzelne über die beste Staatsform denkt, ist seine Sache; und auch die Vereinigung der einzelnen zu einer politischen Partei kann unter der Herrschaft der heutigen freiheitlichen Staatsprinzipien ihr Bekenntnis zur Republik in Sätze fassen und in offenem Geisteskampf vertreten. Dabei soll es bleiben. Diese Gewissens- und Bekenntnisfreiheit hat in der Vergangenheit zu manch bitteren, ja geradezu vergifteten politischen und parlamentarischen Erörterungen geführt. Auch der Zukunft werden diese Geistes- und Redekämpfe nicht erspart sein.

Aber wir dürfen hoffen, erwarten, fordern, daß diese Kämpfe künftig in einem andern Ton geführt werden als in der Vergangenheit. Niemals werden wir der herrlichen Einheit vergessen dürfen, die unser Volk in und seit den Augusttagen des Jahres 1914 erfüllte und die es zu den höchsten Ruhmes- und Heldentaten, die die Geschichte kennt, befähigte; und niemals werden wir vergessen dürfen, daß die Sozialdemokraten an dieser herrlichen Einheit und an den großen Ruhmes- und Heldentaten den gleichen Anteil hatten wie die übrigen Teile und Parteien des Volkes. Aber auch die Sozialdemokraten dürfen nicht vergessen, was das Hohenzollernhaus für Preußen und Deutschland und damit auch für die Sozialdemokraten in der Geschichte und in dem großen Weltkampfe der Gegenwart geleistet hat. Das ist heilige Pflicht ehrlicher Männer. Und aus dieser heiligen Pflicht wird sich, unbeschadet aller inneren Überzeugung, ein äußeres Verhalten der Sozialdemokraten zu unsern monarchischen Staatseinrichtungen und deren Trägern ergeben müssen, das nicht einen fortwährenden heißen, gereizten, giftigen Kampf zur zwingenden Folge hat, ein Zusammenleben im Frieden, das seine Grundlage und seine dauernde innere sittliche Wahrheit, ich möchte sagen: sein ewiges Gesetz aus der jetzigen großen und herrlichen Gemeinschaft im Kriege, in dem großen Daseinskampfe unsers Volkes für alle Zukunft, soweit sie der Menschengeist berechnen kann, entnimmt.

Dann wird unser politisches Leben gesunden; dann erst wird die Sozialdemokratie im Staat und besonders in der Selbstverwaltung die richtige Stellung einnehmen, und man wird sie ihr gern und ohne Vorbehalt einräumen. Und um so mehr wird die Sozialdemokratie die Pflicht zu dem hier geforderten Verhalten fühlen und anerkennen müssen, als sie gerechterweise zugestehen muß, daß der soziale Teil ihres Programms, der doch unendlich viel wichtiger ist als der demokratische — denn das Demokratische ist Form, das Soziale ist Inhalt —, in keinem Staate der Welt in so hohem Umfange verwirklicht ist wie im Deutschen Reiche, und zwar, im Verfolg der Traditionen des preußischen Königtums, dem Frankreichs Hohn einst den Ehrennamen »Könige der Bettler« schuf, unter der unmittelbaren und starken Anregung und Einwirkung der deutschen Kaiser.

Kein Deutscher kann ja einen sehnlicheren Wunsch haben als den, daß die heutige herrliche Volkseinheit, wenigstens in der Hauptsache, uns erhalten bleibe. Und die Erfüllung dieses Wunsches wird möglich sein, wenn kein Deutscher vergißt, daß die Sozialdemokraten ihr volles, ganzes Teil an dem heutigen Heldenkampfe haben, und wenn kein Sozialdemokrat anderseits vergißt, daß dieser Daseinskampf unsers Volkes gestritten wird um das Erbe, das wir alle in erster Linie der Arbeit und nimmermüden Sorge des Hohenzollernhauses für das deutsche Volk — in der Geschichte und in der Gegenwart — verdanken.

Das Kaisertum der Hohenzollern ist keine Monarchie über Deutschland. In wohlerwogener weiser Absicht haben die Gründer des Deutschen Reiches unsrer nationalen Einheit die Form des Bundesstaates gegeben, in dem die Einheit der verbündeten Regierungen Träger der Souveränität ist, in dem aber die äußere Führung, insbesondere der Oberbefehl über das Heer in Krieg und Frieden — mit dem bekannten Vorbehalt des königlichen Oberbefehls über das bayrische Heer im Frieden —, das Recht über Krieg und Frieden sowie die völkerrechtliche Vertretung des geinigten Deutschlands dem preußisch-deutschen Kaisertum der Hohenzollern verfassungsmäßig übertragen ist. Kein Zweifel: diese staatsrechtliche Gestaltung der deutschen Staatseinheit war künstlich und schwierig; von vielen guten Deutschen wurde das Maß dieser deutschen Einheit zu gering gefunden, und man fürchtete in weiten Kreisen eine schwere Gefährdung von Bismarcks großem Einheitswerk durch den alteingewurzelten, im deutschen Wesen tiefbegründeten Partikularismus der Dynastien und Stämme.

Diese Sorgen und Gefahren aus den Anfängen unsrer bundesstaatlichen Einheit sind heute längst vergangen und vergessen. Sie waren es schon vor dem Ausbruch des Weltkrieges, und auch das war einer der großen welthistorischen Rechenfehler in der Vernichtungspolitik unsrer Feinde gegen Deutschland, daß sie mit sicherer Bestimmtheit erwarteten, das künstliche Werk der von Bismarck geschaffenen Einheit werde dem Sturm eines Weltkrieges nicht standhalten können, es würden vielmehr

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alsbald die inneren deutschen Gegensätze, insbesondere der von Nord und Süd, bei uns wieder hervortreten und der beste Bundesgenosse unsrer Feinde im Kampfe gegen den preußischen Militarismus und Kaiserismus sein. Wie ganz anders aber lagen die Dinge in Wirklichkeit! Aufs herrlichste und glänzendste hat das Einheitswerk Bismarcks sich bewährt; wie ein Mann scharten im Moment der welthistorischen Gefahr sich alle deutschen Fürsten und Stämme um den Kaiser als den Führer des ganzen deutschen Volkes, wie ein Mann standen und kämpften und starben alle deutschen Stämme in tausend Schlachten für Kaiser und Reich, arbeiteten und sorgten und pflegten die deutschen Frauen die deutschen Helden im Süden wie im Norden, im Osten wie im Westen, trugen alle deutschen Stämme ohne Zögern und Klagen und Murren die schweren Lasten und Opfer des ungeheuren Krieges — nicht mehr Sachsen und Bayern und Preußen, nur mehr Deutsche im Kampfe gegen die Übermacht einer Welt von wilden Feinden.

Aufs herrlichste — nochmals sei es in stolzer Freude wiederholt — hat das bundesstaatliche Werk Bismarcks sich in den Stürmen der Weltgeschichte bewährt; wie klein erscheinen uns heute im Lichte der großen Zeit die einst so heftig erörterten Streitfragen über Souveränität von Reich oder Einzelstaaten! So weit Menschengedanken heute reichen, wird an der bundesstaatlichen Gestaltung der deutschen Einheit, so künstlich man sie auch finden mag, keine Änderung eintreten; es besteht für solche Änderung keinerlei Bedürfnis, denn unendlich viel fester als in Rechtssätzen und Verfassungsvorschriften ist heute die Einheit des deutschen Volkes und Staates verankert in der Seele des deutschen Volkes und festgeschmiedet in den Gluten der Weltgeschichte. Und das herrliche Kapitel in Bismarcks Gedanken und Erinnerungen: Dynastien und Stämme, wird uns auch für die Zukunft der sichere Wegweiser und Lehrmeister sein.

Eins aber darf und muß an dieser Stelle ausgesprochen werden. Das Werk der deutschen Einheit, um das wir Deutschen aller Stämme heute den großen Weltkampf bis zum letzten Blutstropfen und zum letzten Groschen kämpfen, hatte und hat zur Voraussetzung den Staat Preußen, es ist staatsrechtlich und welthistorisch die deutsche Entwicklung und Vollendung auf preußischer Grundlage. Diese Entwicklung war nur möglich, indem in den staatlichen Neubau des ostelbischen brandenburgisch-preußischen Staates durch die deutsche Kolonisation, deren Werkzeuge das Schwert der Ritter, das Kreuz der Priester und der Pflug der Bauern waren, die ganze tausendjährige deutsche Kulturarbeit des Südens, des Westens und der Mitte Deutschlands einströmten: das darf auch der Preuße von heute nicht vergessen. Der Staatsbau selbst aber, der die Grundlage unsers heutigen deutschen Staates ist, ist das Werk des ostelbischen Preußens, der Fürsten und des Volkes: das darf der Süd-, der West- und der Mitteldeutsche von heute nicht vergessen. Und in dem Geschichtsunterricht aller deutschen Schulen müßte für die künftigen Geschlechter diesen Gesichtspunkten ein sehr viel größeres und ganz entscheidendes Gewicht für die Erziehung des deutschen Volkes der Zukunft beigelegt werden: in der Verbindung der bis in die Anfänge unsrer Geschichte zurückreichenden Kulturarbeit des deutschen Südens, Westens und der Mitte mit der ostelbischen Staatsarbeit, die mit der brandenburgischen (Askanier, Hohenzollern) und der (ost)preußischen (Deutscher Orden, Hohenzollern) Kolonisation begann und die sich weiterhin zum Staate des Großen Kurfürsten, des großen Organisators Friedrich Wilhelm I. und des Großen Königs erhob, liegt für alle Zeiten der höhere Gedanke der heutigen deutschen Einheit. Wenn wir uns ganz mit diesen großen Ideen der deutschen Entwicklung durchdringen, wird kein neidischer Partikularismus uns mehr schädigen und wird auch der Süddeutsche, der Mitteldeutsche, der Westdeutsche neidlos die Segensfolgen der brandenburgisch-preußischen Staatsarbeit und die fortwirkende Segenskraft des preußischen Staatsgedankens anerkennen können und müssen. Staaten werden erhalten durch die Gedanken, aus denen sie geboren wurden; das Deutsche Reich ist geboren aus dem Gedanken des Staates Preußen; daraus ergibt sich die felsenfeste Gewißheit, daß nur in diesem Gedanken das Deutsche Reich die Bürgschaft und Sicherheit seiner starken Zukunft trägt.

Wende ich mich nach diesen allgemeinen Betrachtungen zu einzelnen Zweigen unsers Staatslebens, so stehen billig Heer und Flotte an erster Stelle. Das deutsche Heer ist das größte Erbteil, das das Deutsche Reich vom Staate Preußen übernommen hat. Seine Helden- und Ruhmestaten im gegenwärtigen Weltkriege sind so groß und seine Erfolge so gewaltig, daß das schwache Wort nicht zureicht, um ihnen gerecht zu werden. Das Volksheer ist die Grundlage des deutschen Staates und die Bürgschaft seiner Zukunft. Von »Abrüstung« kann in absehbarer Zukunft keine Rede sein. Unsre Heereseinrichtungen werden im einzelnen weitergebildet, in ihren großen Grundlagen unverändert erhalten werden. In der Ausgestaltung unsrer jungen ruhmbedeckten Flotte werden wir in Zukunft durch keinerlei Rücksicht auf englische Eifersucht uns irgendwie gebunden fühlen und werden die Flotte bauen, die wir haben müssen, um unsre Küsten, unsre überseeischen Besitzungen gegen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jeden Feind und die Freiheit der Meere für die ganze Welt gegen englische Seetyrannei zu sichern.

Justiz und Verwaltung stehen in Deutschland auf einer Höhe, die von keinem Staat der Welt übertroffen, ja auch nur erreicht wird. Reformen im großen sind auf diesen Gebieten nicht erforderlich; die Neigung, fremde Vorbilder als deutsche Ideale zu fälschen und deren Nachahmung zu fordern, war schon vor Ausbruch des Weltkrieges stark im Abnehmen und wird jetzt hoffentlich ganz verschwinden. Wie zu allen Zeiten werden wir auch in Zukunft gern von andern Staaten lernen; aber die Fortentwicklung unsrer Einrichtungen darf nur von deutschen Gedanken beherrscht sein; die, ganz besonders in Preußen, hochentwickelte Selbstverwaltung der Gemeinden und Gemeindeverbände muß immer stärker gefestigt und kraftvoller ausgebaut werden; das moderne Freiheitsprinzip findet nach meiner Überzeugung in den Einrichtungen der Selbstverwaltung einen viel höheren und fruchtbareren Ausdruck als in den Parlamenten, in denen demagogisches Phrasentum allzuleicht und allzuoft die Kraft der wirklichen Arbeit lähmt und verzehrt. Die Einrichtungen der Selbstverwaltung, obwohl für die höheren Verbände noch jung, haben sich ausgezeichnet bewährt; die preußischen Provinziallandtage und die ähnlichen Einrichtungen andrer deutscher Staaten, wie die bayrischen Landräte, sind machtvolle Organe des Staatslebens geworden, und die durch sie geleitete Provinzialselbstverwaltung hat in einigen Teilen des Staates Preußen eine geradezu großartige Entwicklung genommen. Diese Gedanken der Selbstverwaltung werden für die deutsche Zukunft eine ungeheure Bedeutung gewinnen, vielleicht eine beträchtlich größere als die Parlamente. Und der Organisationsgeist, dessen größter Lehrmeister der harte König Friedrich Wilhelm I. war, hat unsrer Verwaltung, wie die Erfahrungen des Weltkrieges dies so glänzend bewiesen haben, eine geradezu wunderbare Kraft, Ausdauer und Anpassungsfähigkeit auch für die allerschwierigsten Aufgaben eingehämmert. —

Die Bedeutung der deutschen Landwirtschaft im gegenwärtigen Kampf um Sein oder Nichtsein unsers Volkes und Staates ist erfreulicherweise jedermann klargeworden. Das öde und blöde Geschimpfe über die »Agrarier« ist verstummt, und der »Kartoffelbrotgeist«, um den uns die Engländer beneiden, mit der Brotkarte hat er jedem Deutschen, dem höchsten wie dem einfachsten, dem reichsten wie dem ärmsten, die allesamt ihre gleiche tägliche Brotration erhalten, klar vor Augen geführt: daß auch heute noch wie zu allen Zeiten die Landwirtschaft, die uns unser täglich Brot beschafft, die feste Grundlage des deutschen Lebens ist. Wir gedenken der schweren Krisis, die vor einem Jahrzehnt in der traurigen Caprivi-Zeit unsre Landwirtschaft in ihrer Existenz bedrohte, und unzähligemal in dieser schweren und doch so großen Zeit habe ich mit einem Gefühl, das ich geradezu als Andacht bezeichnen muß, der Männer denken müssen, die damals den schweren parlamentarischen Geisteskampf um die Daseinsbedingungen unsrer deutschen Landwirtschaft haben führen müssen, vor allem des edlen Grafen Kanitz, dem das deutsche Volk nach den Erfahrungen des Weltkrieges ein Denkmal tiefer Dankbarkeit setzen sollte. Und auch des Fürsten Bülow in Dankbarkeit zu gedenken, gerade in diesem Zusammenhange, ist ernste Gewissenspflicht. Diesen Männern haben wir es zu danken, daß unser Siebzig-Millionen-Volk und dazu noch die Millionen kriegsgefangener Feinde heute ihr täglich Brot haben, daß wir in dem größten Völkerringen der Welt bis heute haben durchhalten und mit Gottes Hilfe bis ans Ende des großen Kampfes, einem siegreichen und ehrenvollen Frieden, werden durchhalten können. Der in der neueren Zeit oft so geringgeachtete deutsche Bauer hat wieder seine hohe geschichtliche Ehrenstellung im deutschen Leben eingenommen, und der für die hohe technische Entwicklung unsrer Landwirtschaft unentbehrliche, in letzter Zeit so vielfach mit der Mißgunst der Unwissenheit verfolgte und geschmähte Großgrundbesitzer hat wieder die Anerkennung seiner ernsten und angestrengten Arbeit gefunden. Durch den wilden und brutalen Haß Englands, der vor keiner Völkerrechtswidrigkeit zurückschrickt, von jeder überseeischen Zufuhr abgeschnitten, haben wir dank der treuen Arbeit unsrer Landwirtschaft, der die geradezu wunderbare Organisationskraft unsrer Regierung — das herrliche Erbteil Friedrich Wilhelms I. — und die nicht hoch genug zu rühmende Arbeit unsrer trefflichen Gemeindeverwaltungen zur Seite trat, keinen Augenblick wirklichen Mangel und schwere Not gelitten; vorübergehende Störungen fanden ihren baldigen Ausgleich, und dauernde Einschränkungen, die notwendig wurden, hat der hohe Opfersinn unsers Volkes ohne Zagen und Murren auf sich genommen.

Und dies Bild wäre noch großartiger, wenn es nicht — mit tiefem Schmerz muß es bekannt werden — in letzter Zeit durch häßliche Flecken entstellt worden wäre; menschliche Habgier und traurige Gewinnsucht, auch in Zeiten höchster sittlicher Erhebung und größter Kraftanspannung eines Volkes eine unvertilgbare Erbsünde der Menschen, haben auch die heilige Pflicht der schweren Zeit zum Verbrechen wucherischer Ausbeutung erniedrigt, dem mit den schärfsten Mitteln entgegengetreten werden mußte.

Dennoch aber bleibt das Bild, trotz großen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und kleinen Gebrechen, großartig. Die Wissenschaft wird in der kommenden Friedenszeit eine Fülle interessanter und schwerer Probleme daraus in ernste Arbeit zu nehmen haben; die sozialen Maßregeln, die zur Durchführung der Volksernährung in schwerster Zeit haben getroffen werden müssen, meist in der schnellen Rechtsform der Militärdiktatur oder der Verordnung von Bundesrat und Gemeindebehörden, werden vielfach zu dauernden Einrichtungen sozialer Fürsorge im Sinne des sozialistischen Staatsgedankens werden — das können wir heute schon mit Sicherheit voraussagen; und der deutsche Bauer wie die gesamte deutsche Landwirtschaft werden stärkere und schwerer wiegende Kräfte unsers Staatslebens werden, als sie es bis heute waren. Darin aber liegen große politische Aufgaben der deutschen Zukunft.

Die deutsche Industrie war vor Ausbruch des Krieges zu großartigster Entfaltung gelangt. Kein Mensch hat bei uns den geringsten Zweifel, daß sie sehr bald nach Wiederherstellung des Friedens aufs neue die gleiche Höhe wieder einnehmen wird. Durch den Krieg ist ein erheblicher Teil der deutschen Industrie außer Arbeit gesetzt worden; dagegen ist ein andrer Teil durch den Krieg in um so größere Tätigkeit versetzt worden. Auch solche Zweige der Industrie, die an sich mit den Aufgaben des Krieges nichts zu tun hatten, haben sich mit wunderbarer Schnelligkeit in geradezu genialer Anpassung in den Dienst des Krieges gestellt, so daß in unsern großen Industriebezirken heute eine fast noch gewaltigere Arbeitstätigkeit herrscht als in Friedenszeiten. Wir haben dazu nicht erst eines »Geschoßministers« und parlamentarischer Verhandlungen bedurft; ohne viele Worte wurde gehandelt und alsbald der größte Teil unsrer hochentwickelten Industrie in den Dienst des Krieges gestellt, um unsern Heeren und den Heeren der Verbündeten zu liefern, was sie zur Erringung des Sieges bedürfen. Auch die Siege an den Dardanellen und in Mazedonien und in Mesopotamien wurden mit deutschen Waffen gewonnen, und der Pfeil, der bei Ktesiphon die Engländer traf, ist »Tells (Krupps) Geschoß«. Die deutsche Industrie verdient nach dem Zeugnis dessen, der es am besten wissen muß, einen »besonderen Lorbeerkranz«. Die Zukunftsaufgaben und Zukunftsprobleme der deutschen Industrie werden sich für zukünftige Zeiten von selbst ergeben und werden mit derselben gewaltigen Geistes- und Arbeitskraft angegriffen und gelöst werden wie vor dem Kriege. Daß einige unsrer industriellen Arbeitszweige, so besonders der chemischen Industrie, vor allem in Herstellung von Arzneimitteln und Farben, für die Welt ganz unentbehrlich sind, muß selbst England, das durch ihr Fehlen bittere Not empfindet, zugestehen. Die neue Zeit wird lediglich in den großen und erfolgreichen Bahnen der alten Zeit weiterzuschreiten haben. Daß bei den Friedensverhandlungen die bessere Versorgung unsrer Industrie mit gewissen unentbehrlichen Rohstoffen, so vor allem mit Erzen, auch mit Baumwolle und Kautschuk, eine wichtige Rolle zu spielen haben wird, soll hier nur angedeutet werden.

Im wesentlichen das gleiche wie von der Industrie gilt auch von unserm Handel, insonderheit von unserm durch den Krieg völlig lahmgelegten großen Seehandel. Die gewaltige technische und Geistesarbeit, die in unserm Handel, vor allem im Seehandel, zusammengefaßt war und ist, wird auch den schweren Aufgaben, die die neue Zeit sowohl für Wiederherstellung der alten Beziehungen als für Eröffnung neuer Handelswege, insbesondere im Orient, der künftig unser Handelsgebiet ist, stellen wird, gerecht werden; darauf dürfen wir mit voller Zuversicht vertrauen. Ganz besonders werden sich nach dieser Richtung Aufgaben des internationalen Rechts für die Welt der Zukunft ergeben, die von höchster Wichtigkeit sind. Und wie Deutschland bei den großen internationalen Werken der jüngsten Vergangenheit (Weltpostverein, Eisenbahnfrachtverkehr, Privatrechtskonferenzen, Arbeiterschutz u. a. m.) stets in vorderster Linie stand, so werden wir es, so schwer es auch sein wird, nach dem grausen Völkermorden des Weltkrieges und seinen gräßlichen Nebenerscheinungen von Lüge und Gemeinheit die internationalen Beziehungen wieder in geregelten Gang und Fortgang zu bringen, dennoch als Ehrenpflicht betrachten, in der vordersten Linie der Arbeit und des Kampfes für die gemeinsamen großen Wohlfahrtsinteressen der Menschheit zu stehen.

Eine besonders große und schwierige Aufgabe, die die nächste Zukunft den großen Kultur- und Handelsmächten der Welt stellen wird, wird, wenn ich recht sehe, eine neue, den sozialen Erfordernissen entsprechende Regelung des Geldhandels bilden. Internationale Abmachungen werden hierfür unentbehrlich sein. In den Einrichtungen und den Rechtsvorschriften für die deutsche Reichsbank, die im gegenwärtigen Weltkriege die schwerste Belastungsprobe glänzend bestanden hat, dürften die Grundlinien für die zukünftige staatliche Neuordnung des Geldhandels bereits fest und richtig gezogen sein. Das Problem ist aber zu groß und zu schwierig, als daß es hier eingehender behandelt werden könnte.

Daß bei den Friedensverhandlungen auch die deutschen Handelsinteressen stark in die Wagschale fallen werden, kann keinem Zweifel unterliegen. Die engere Handelsverbindung unsers Reiches mit Österreich-Ungarn und dem Orient wird eins der größten Geisteswerke der nächsten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zukunft zu bilden haben; dankbar begrüßen wir die starke und ausgezeichnete Arbeit, die nach dieser Richtung, insbesondere durch den Mitteleuropäischen Wirtschaftsverband, bereits eingeleitet ist.

Das deutsche Unterrichtswesen ist, das dürfen wir mit berechtigtem Stolz aussprechen, das höchstentwickelte der Welt. Das ist deutsche Tradition seit dem Mittelalter und besonders seit der Reformation, und dabei wird es bleiben. Die neue Zeit wird auch im Unterrichtswesen neue Forderungen stellen, besonders für Ausgestaltung des Realschulwesens; es wird sich hierbei aber wohl durchweg um Neubauten auf den historisch bewährten Grundlagen des deutschen Schulwesens handeln.

Daß der von gewissen Seiten so heftig geführte Kampf gegen das humanistische Gymnasium nach dem Kriege wieder neu aufflammen wird, ist ziemlich sicher. Ich fürchte nicht, daß dieser Kampf zu einer Vernichtung der Grundlagen unsers alten Gymnasiums führen wird: das ganze deutsche Geistesleben, ja unsre ganze Kultur, ist viel zu fest auf diesen Grundlagen verankert, als daß sie aufgegeben werden könnten, und dem Vorwurf: das alte Gymnasium habe nur klassische Träumer, nicht tatkräftige deutsche Männer erzogen, braucht man nur zu entgegnen — wie dies einst Graf Wilhelm Bismarck als Universitätskurator in Königsberg bei festlichem Anlasse tat —: daß die Führer des Geschlechts, das die Großtaten von 1870 getan hat, so gut wie ausschließlich aus der Erziehung des humanistischen Gymnasiums hervorgegangen waren.

Aber im einzelnen wird doch auch jetzt, nach vielem, was darin schon geschehen ist, noch weiter zu verbessern sein. Ich möchte nur eins stark betonen: die Einzelheiten der griechischen und römischen Geschichte des Altertums sind für unsre deutsche Jugend ganz überflüssig; es ist unnütze Zeit- und Kraftvergeudung, sie in der Ausführlichkeit zu behandeln, wie dies früher geschah und auch heute noch geschieht. Dafür muß die deutsche Geschichte viel kräftiger behandelt und insbesondere den Schülern aller Stände und Klassen zum starken Bewußtsein in allen deutschen Schulen gebracht werden, daß die preußische Geschichte seit der Zeit des Großen Kurfürsten deutsche Geschichte, die unmittelbare Vorläuferin und Voraussetzung unsrer heutigen großen deutschen Weltgeschichte ist. Der Geschichtsunterricht, der sich eingehend und liebevoll in diese historisch unanfechtbaren Wahrheiten vertieft, wird zugleich die segensreichste politische Erziehung unsrer Jugend, der männlichen wie der weiblichen, bilden.

Der Unterricht in den modernen Sprachen wird, aus praktischen Gründen und unter praktischen Gesichtspunkten erteilt, unbedingt beizubehalten sein. Wir halten es auch für töricht und unsrer unwürdig, den Haß, mit dem unsre Feinde in so roher Weise uns überschütten, und den dadurch erzeugten Gegenhaß in irgendwelcher Weise auf unsre große deutsche Geistesarbeit an der Erforschung fremder Geisteswerke, der englischen, französischen, italienischen Literatur, übertragen zu wollen.

Eine nach meiner Überzeugung ganz besonders wichtige Frage des Unterrichtswesens muß hier noch angesichts der verwirrten Entwicklung, die sie genommen hat, eingehender erörtert werden.

Vor einigen Jahren hat im preußischen Herrenhause der ehrwürdige greise Held und Feldmarschall Graf Häseler seiner vaterländischen Sorge über den Zustand der deutschen Jugend in den Jahren nach erfüllter Schulpflicht und vor Beginn der Wehrpflicht ernsten und beredten Ausdruck gegeben. Graf Häseler führte aus, daß gerade in diesen Jahren, in denen recht eigentlich die Grundlage der späteren Lebensanschauung des Menschen gelegt werde, unsre Jugend, des Schulzwangs ledig und ohne fest und stark geordnete Einwirkung wirklich erzieherischer Kräfte, der Verwahrlosung anheimfalle und zur leichten Beute der sittlichen und politischen Verführung werde. Graf Häseler wandte sich mit seinen aus der Erfahrung seines Landlebens geschöpften, aber für die Grundlagen unsrer ganzen Volksgesundheit unmittelbar bedeutsamen Ausführungen an den Unterrichtsminister. Dieser erwiderte: mit dem Ende der Volksschulpflicht sei sein Arbeitsgebiet zu Ende; die »Fortbildungsschule« unterstehe andern Ministern, insbesondere dem Handelsminister. Für die tiefbegründete Klage des Grafen Häseler fand sich kein zuständiger Minister, und die von ernster vaterländischer Sorge erfüllten mahnenden Worte des greisen Heerführers verhallten im Winde. Wiederholte Verhandlungen im preußischen Abgeordnetenhause, die sich auf die Frage bezogen, standen — ich kann nicht anders urteilen — im Zeichen hochgradiger Verwirrung.

Diese Verwirrung hat ihren Grund in der Vermengung und Verwechslung von Fachschule und Fortbildungsschule. Wir haben, besonders in vielen Städten, für die schulentlassene Jugend hochentwickelte Fachschulen, die vielfach von den Gemeindeverwaltungen besonders gepflegt und, soweit es sich um gewerbliche Fachschulen handelt, ein mit Eifersucht gehütetes Arbeitsgebiet des preußischen Handelsministeriums bilden. Ähnliche Einrichtungen finden sich wohl in allen deutschen Einzelstaaten. Und ähnliche Einrichtungen sind vielfach auch für die landwirtschaftliche Bevölkerung geschaffen worden.

Niemand wird die Bedeutung und den Segen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser Fachschulen verkennen und verkümmern wollen. Aber es sind Fachschulen, nicht Fortbildungsschulen, und durch die Verwechslung und Vermengung der beiden Begriffe ist die gegenwärtige Verwirrung entstanden, die geradezu eine Gefahr für unsre sittliche und vaterländische Volksgesundheit bildet. Was Graf Häseler wollte, war aber nicht Fachschule, sondern Fortbildungsschule im Anschluß an die Volksschule und als notwendiges Bindeglied zwischen dieser und der großen Hochschule unsers Volkes, der Heerschule. Diese Fortbildungsschule aber ist eine unbedingte Notwendigkeit für unser Volk und muß durch Reichsgesetz für ganz Deutschland als Zwangspflicht vorgeschrieben werden. Sie darf mit der Fachschule keinen Zusammenhang haben und muß zum Arbeitsgebiet des Unterrichtsministers gehören. Sie umfaßt die Zeit von der (Volks-) Schulentlassung bis zum Eintritt ins Heer, bis zum zwanzigsten Lebensjahre. Ihre Unterrichtsgegenstände sind: deutsche Geschichte, deutsche Sprache und Literatur, in den ersten drei Jahren auch Religion, wesentlich vom historischen Standpunkt aus. Für ganz Deutschland muß diese Fortbildungsschule einheitlich und gleichheitlich eingerichtet und der Aufsicht des Reichskanzlers, auszuüben durch die Reichsschulkommission, die dann erst ihres hohen Namens wert sein wird, unterstellt werden. Von den Fachschulen muß diese deutsche Fortbildungsschule vollständig getrennt gehalten werden, und beide dürfen in Unterrichtsstoff und Lehrbetrieb nicht ineinander übergreifen.

Die Einrichtung dieser deutschen Fortbildungsschule ist eine hohe und unbedingt zu erfüllende Aufgabe der nächsten deutschen Zukunft, von der die dauernde sittliche und vaterländische Gesundheit des deutschen Volkes den wohltätigsten Einfluß erfahren, ja geradezu abhängen wird. —

Die herrliche Erhebung unsers Volkes im August 1914 und die gewaltigen Großtaten des furchtbaren Weltkrieges sind welthistorische Ruhmesblätter des ganzen deutschen Volkes ohne Unterschied der Stände, der Stämme, der Bekenntnisse, der Geschlechter. Die Größe dieser weltgeschichtlichen Zeit muß jedem Deutschen tief eingeprägt bleiben, und in erster Linie werden die Millionen der Helden, die vom Schlachtfeld und aus den Schützengräben ins bürgerliche Leben zurücktreten, die dauernden Träger dieser weltgeschichtlichen Größe sein und mit Recht beanspruchen, daß sie als solche anerkannt werden auch in der zukünftigen Friedenszeit. Welche Einwirkungen dies auf die Volksseele haben und wie sich diese Einwirkungen im täglichen Leben, insbesondere aber in der Politik, äußern werden, läßt sich heute noch in keiner Weise absehen. Wir hoffen und wünschen, daß diese Einwirkungen mächtig und dauernd sein werden, daß der Schlachtfeld- und Schützengrabengeist unser Volk auch in der Friedenszeit kraftvoll und dauernd durchdringen werde. Wir geben uns keinen Illusionen hin, Menschen bleiben Menschen, und an Stelle des Großen aus der Zeit des großen Kampfes wird wieder vielfach das Kleine der kleinen alltäglichen Friedenszeit treten. Auf den großen Sonntag unsers Volkes werden wieder die kleinen Werktage folgen — das ist im Stückwerk des Erdenlebens nicht zu ändern. Aber eins dürfen wir doch zuversichtlich erhoffen: daß der Geist treuer Kameradschaft auf Leben und Tod, den der große Kampf notwendig schaffen mußte, nicht wieder verlorengehen wird. Erfüllt schon uns, die wir zu Hause dahintenbleiben mußten, das Bewußtsein, daß wir heute jedem andern Gliede unsers Volkes, wenn wir den trauten süddeutschen Gruß »Grüß' Gott!« tauschen, ganz anders nahestehen, als dies früher der Fall war, um wieviel mehr muß dies der Fall sein bei denen, die in einer Reihe für das Vaterland gekämpft und geblutet haben, verwundet und gefallen sind! Der große Gedanke des Christentums hat in dem Weltkriege, den unsre Feinde uns aufgezwungen haben, eine ganz besondere Bekräftigung und neue Gestaltung gefunden: ob Prinz und Fürst oder Bauer und Arbeiter, ob Künstler und Gelehrter oder Handarbeiter und Pferdewärter — sie waren alle treue und eng verbundene Kameraden in den heiligen Stunden des Kampfes fürs Vaterland. Und das werden und müssen sie bleiben!

Dann wird der Ton unsrer politischen Kämpfe in Parlament und Presse, in öffentlicher Versammlung und im privaten Gespräch ein andrer werden als bisher, und das öde kleinliche Parteigezänk, das manchen fast zur Verzweiflung an seinem Volke getrieben hat, wird aufhören. Darin erblicke ich eine der größten sittlichen Pflichten, die zur Herrschaft kommen muß in unserm deutschen Volke, nachdem es durch die große weltgeschichtliche Prüfung dieses furchtbaren Weltkrieges gegangen ist. Diesem elenden kleinlichen Parteigezänk mit aller Kraft ein Ende zu machen im Sinne des herrlichen Kaiserwortes: »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche«, ist die höchste Pflicht gegen unsre Helden, die jahrelang in Sturm und Wetter, in Kampf und Tod den heiligen Boden des Vaterlandes beschützt haben, gegen unsers Volkes große Toten, die die ferne fremde Erde deckt.

Politische Parteien werden auch in Zukunft sein, auch das liegt in den Notwendigkeiten der menschlichen Natur. Aber unser ganzes Parteiwesen muß einen andern Charakter bekommen. Und ein schlechter Kerl soll künftig der sein, der den andern für einen schlechten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kerl hält oder gar erklärt, weil er einer andern politischen Partei angehört. Mit Ekel müssen wir solche Gesinnung von uns weisen.

Daß auch unsre inneren Staatseinrichtungen nach diesen großen Grundsätzen ausgebaut werden müssen, darf keinem Zweifel unterliegen. Die wichtigsten Zweige unsers Staatslebens sind schon seit langer Zeit auf den Grundsatz der staatsbürgerlichen Gleichheit eingerichtet: ich erinnere nur an unsre ganze Justiz und Verwaltung, an die allgemeine Schul- und die allgemeine Wehrpflicht; das gewaltige Kulturwerk unsrer neuen Sozialgesetzgebung seit 1881 beruht auf und dient dem gleichen großen Gedanken.

Ein Hauptstreitpunkt der letzten Jahre, der diesem Gedankenkreis angehört, war das Wahlrecht zum preußischen Abgeordnetenhause, das bekanntlich auf dem rein nach steuerlichen Gesichtspunkten abgestuften Dreiklassensystem der Wähler beruht. Ein unreifes Reformgesetz kam im Herrenhause zu Fall; daß der heftige Streit wieder beginnen wird, steht außer jedem Zweifel. Der einzig wirklich gerechte Urteilsmaßstab für ein Parlament sind seine Leistungen. Beurteilt man das preußische Abgeordnetenhaus nach diesem Maßstab, so muß ehrlicherweise zugegeben werden, daß nicht das allermindeste Bedürfnis für eine Änderung besteht; das preußische Abgeordnetenhaus steht ebenbürtig neben allen Parlamenten der Welt und hat besonders in den letzten Jahrzehnten gewaltige Aufgaben in ausgezeichneter Weise gelöst: ich erinnere nur an die preußische Eisenbahngesetzgebung, an die großartige Steuerreform, an die in ihren Grundgedanken, wenn auch nicht in allen Einzelheiten hervorragende Selbstverwaltungsgesetzgebung, an die großzügige Kanalgesetzgebung. Die Behauptung, daß das preußische Abgeordnetenhaus keine Leistungen aufzuweisen habe, versagt somit.

Aber den mehrfach entwickelten Grundsätzen rechtlicher und insbesondere ethischer Gleichheit entspricht das Wahlsystem für das preußische Abgeordnetenhaus allerdings nicht, das muß zugegeben werden, und insbesondere eine auf reinen Geldgesichtspunkten beruhende Ungleichheit widerstreitet den heutigen Anschauungen. Das haben auch Politiker anerkannt, die himmelweit entfernt waren von sozialdemokratischen Grundsätzen. Fordert man somit eine Reform aus grundsätzlichen, wenn auch immerhin doktrinären Gesichtspunkten, so kann dem kaum widersprochen werden.

Die Meinung aber, daß die hier entwickelten Gedanken mit Notwendigkeit zum allgemeinen gleichen, zum Reichstagswahlrecht führen müßten, ist nach meiner gewissenhaften Überzeugung abzulehnen. Vor dem Richter, vor dem Verwaltungsbeamten sind alle Staatsangehörigen gleichberechtigte Staatsbürger; in ihren Leistungen an den Staat und für den Staat sind sie ungleich, nicht nur in steuerlicher Hinsicht, sondern auch in vielen andern Beziehungen, die auf Fähigkeiten, Tatkraft, Ausbildung, Fleiß und andern Gründen beruhen. Diese Ungleichheiten liegen einfach in der menschlichen Natur, und keiner Gesetzgebung der Welt wird es je gelingen, sie zu beseitigen; die Versuche, die nach dieser Richtung gemacht wurden, haben nur zu Katastrophen des Staatslebens, in der Regel unter Strömen Blutes, geführt. Daß dieser durch die unabänderliche Tatsache der Verschiedenheit der Menschen gegebenen Ungleichheit bei Lösung des Wahlrechtsproblems Rechnung getragen werden muß, ergibt sich aus der Natur des Wahlrechts als eines Rechts der Teilnahme an der Regierung des Staates; zu dieser Teilnahme ist nicht jeder in gleicher Weise berechtigt, sondern jeder nach seinen Fähigkeiten und Leistungen. Darum ist das allgemeine gleiche Wahlrecht ein Denkfehler, der der menschlichen Natur widerspricht; aber an der positiven Lösung des Wahlrechtsproblems werden die Völker noch lange zu arbeiten haben. Ob dem preußischen Staate die Übergangsperiode eines Experiments mit dem allgemeinen gleichen Wahlrecht erspart bleiben kann, muß die Zukunft lehren.

Der Ausbruch des großen Völkerringens und der Todesernst des schweren Kampfes für die Einzelnen wie für das ganze Volk haben zweifellos und natürlicherweise zu einer starken Erhebung des religiösen Volksbewußtseins geführt. Ganz anders steht der Einzelne, umgeben von tausendfacher Todesgefahr, seinem Gott gegenüber als in der gefahrlosen Friedenszeit, und an Tausenden von unbekannten Gräbern in fernen Landen beten täglich in Gedanken Frauen, Mütter, Bräute, Väter, Brüder für unsre gefallenen Helden. Auch diese tiefe religiöse Erregung und Erhebung wird nicht in gleicher Stärke dauern; aber sie wird noch lange, lange nachwirken, denn im Andenken an die Opfer des großen Krieges wird man noch lange weinen und beten. Sie nach Möglichkeit zu erhalten und zu vertiefen, auch durch äußere Mittel, wie Gedächtniskirchen, Kriegerfriedhöfe, kirchliche Erinnerungsfeiern, wird eine große und schöne Aufgabe der kommenden Friedenszeit sein und viel zur Verbesserung und Veredlung unsers Volkstums beitragen können.

Eine der höchsten und wohltuendsten Erfahrungen der großen, schweren Zeit war es und wird es, so Gott will, bleiben, daß der Gegensatz der Bekenntnisse in der großen deutschen Volkserhebung so gut wie ganz verschwunden ist. Auch dies wird nicht so bleiben; aber ein großer Segen kann und wird daraus doch hoffentlich für unser Volk erwachsen. Schon

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vor Ausbruch des Krieges waren wir in dieser großen Frage unsers Volkslebens auf gutem Wege; das ungeheuer Große, das wir im Kampf gegen die halbe Welt gemeinsam erfahren, erlebt und erstritten haben, wird uns die Empfindung zu heiliger Stärke gestalten, daß wir auf dem gemeinsamen Boden des apostolischen Glaubensbekenntnisses stehen und an einen Gott glauben.

Das internationale freimaurerische Judentum war, besonders in Frankreich und Italien, eine Haupttriebkraft zum Weltkriege; die Geschichte wird dies einst im einzelnen enthüllen, in der Hauptsache aber wissen wir es heute schon. Auch in den amerikanischen Waffenlieferungen, die allein die Schuld an der langen Fortdauer des großen Völkermordens tragen, spielt — neben der persönlichen Feindschaft des Herrn Wilson gegen Deutschland — das internationale Judentum eine Hauptrolle. Dessen werden wir eingedenk bleiben. Das deutsche Judentum hat sich streng von jenem internationalen Judentum ferngehalten und seine vaterländische Pflicht voll erfüllt. Die Heldengräber jüdischer Soldaten und die Eisernen Kreuze, die die Brust von solchen schmücken, sind dessen ehrendes Zeugnis. Diese Pflichterfüllung ist selbstverständlich und auch von den deutschen Juden als selbstverständlich betrachtet worden. Auch dies dürfen wir nicht vergessen und müssen daraus die Folgerungen der Gerechtigkeit ziehen. Es gibt schlechte Juden; es gibt auch schlechte Christen. Jede Schlechtigkeit in Handel und Wandel muß aufs schärfste bekämpft werden; aber eine Verallgemeinerung lediglich aus Gründen eines religiösen oder Rassengegensatzes muß abgelehnt werden. —

Die schwere Kriegszeit hat in unser tägliches Leben ein Maß von Sozialismus gebracht, wie es in Friedenszeiten undenkbar und unerhört gewesen wäre. In den Nöten des Weltkrieges sind sozialistische Experimente gemacht worden, zu denen man sich in ruhiger Friedenszeit nie entschlossen hätte. Und, irre ich mich nicht, so haben diese sozialistischen Maßregeln in weitem Umfang großen und guten Erfolg gehabt, und vieles davon wird voraussichtlich in unsrer Gesetzgebung und Verwaltung dauernd bleiben. Wissenschaft und Gesetzgebung werden nach dem Kriege auf Grund der gemachten Erfahrungen aufs neue in vertiefter Weise sich mit diesen Problemen befassen, und das Ergebnis wird, wie ich annehme, eine erhebliche Erweiterung des sozialen Inhalts unsers Staatslebens sein.

Aber auch der Individualismus des Verstandes, der Tüchtigkeit, des Fleißes, der Tatkraft wird bleiben, weil er ein unveränderliches und unveräußerliches Stück der menschlichen Natur ist. Und dieser Individualismus wird nach wie vor unsre Gesetzgebung und unser Staatsleben beherrschen, weil dies die notwendige Folgeerscheinung aus den Gesetzen der menschlichen Natur ist.

Aufgaben von ungeheurer Größe wird die nächste Zukunft unserm Volke in nationaler und internationaler Hinsicht stellen. Das Volk, das die gewaltigen Aufgaben des größten aller Weltkriege gelöst hat, wird mit Gottes Hilfe auch die großen Aufgaben der Zukunft lösen und das Werk von 1870 vollenden. Nicht schöner wüßte ich diese Betrachtungen zu schließen, als mit den folgenden Versen, die vor kurzem, leider ohne Angabe des Verfassers, in den »Fliegenden Blättern« (Nr. 3663) standen als Mahnung »an die Zeitgenossen«:

Unter welchem Stern seid ihr geboren,
Daß gerade euch das Schicksal auserkoren,
Dieses ungeheure Weltgeschehen
Zu erleben, zu erfassen und zu sehen?
Darum klagt nicht! Wappnet eure Herzen
Und seid stolz, seid mannhaft und gerecht!
Denn ihr bleibt, trotz allen bittern Schmerzen,
Doch ein auserlesenes Geschlecht.

Zur Konfirmation

Nun wirst du ein Mann, mein Jung, mein Jung,
Sollst zeigen, was du vermagst!
Ins Leben hinein mit Sprung und Schwung!
Glück zu zu dem, was du wagst!

Es splittert dein Holz von meinem Stamm
Und wird ein eigener Baum.
Miß Erde ihm zu, nicht Sumpf und Schlamm,
Und weit' den Wurzeln den Raum.

Gib Ästen und Blättern frischen Wind,
Zu wiegen sich und zu wehn,
Und lehre das grüne Laubgebind'
Empor zur Sonne zu stehn.

Laß singen die Vögel im Gezweig,
Wie schön und lenzlich die Welt!
Und rauschen die Wetter, steh und zeig',
Wie Trotz dem Sturme man hält.

Nun wirst du ein Mann, mein Jung, mein Jung,
Im Menschheitswalde ein Holz,
So rage ob Stein und Niederung
Gesund und heiter und stolz.

Ernst Zahn

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Dichter-Soldat von 1914

Walther Heymanns Gedichte und Feldpostbriefe

In den Schilderungen aus dem kurischen Ostpreußen, die hier vor kurzem (Septemberheft 1915) nach Gemälden und Zeichnungen des Malers Bischoff-Culm erschienen, stand mitten zwischen den Landschaften und Volkstypen das Bildnis eines Dichters — nicht nur Kopf-, Brust- oder Kniestück, nein, in voller Figur und inmitten weiter, lichter Landschaft: wie er hemdärmelig, den Rock überm Arm, den Hut in der Hand, mit Stock und Blumenstrauß ausgerüstet, unter blauem Himmel über die gelbroten Dünen seiner Heimat dahinwandert, ein Stück der Natur selber und doch ihr wacher Beobachter und ihr bewußter Nachgestalter. Das war das Bildnis Walther Heymanns, des jungen Königsberger Dichters, der vor sechs Jahren in der Gedichtsammlung »Nehrungsbilder«, seiner einzigen, die Schönheit seiner preußischen Heimat besungen hatte, die erhabene Wüstenwelt der Hochdünen, die karge Lieblichkeit der Dorfoasen am Haff, das Sandgebirge, den Fichtenwald zwischen Himmel und See. Er hat sich viele Freunde erworben mit diesen Gedichten, denn nichts weckt so die Liebe und Dankbarkeit Gleichfühlender, als wenn nach langem Schweigen ein Dichter kommt, der den stummen Schönheiten einer verkannten Landschaft die Zunge löst.

Dies Versbuch nebst einigen verstreut erschienenen Veröffentlichungen machte Heymann zum ostpreußischen Heimatspoeten, zum Liebling seiner Landsleute, zu einer Hoffnung unsrer Lyrik — zum künstlerischen Zeugen und Ausdruck seiner Zeit, seines Geschlechts, dieses gegenwärtigen Krieges, zu einem Dichter-Soldaten von 1914 machte ihn erst das aus seinem Nachlaß erschienene Buch »Kriegsgedichte und Feldpostbriefe« (München, Georg Müller). Ein Bruchstück nur, aber eins der beredtesten Zeitdenkmäler, die wir für das Heraufwachsen eines neuen vaterländisch-kriegerischen Empfindens besitzen. Mit diesem Buche, so weit es auch von einem reifen Kunstwerk entfernt sein mag, ist Heymann, der Sproß einer guten, geistesgepflegten jüdischen Familie, zu einem Zeiten- und Generationentypus geworden; diese Sammlung wird, weit über ihren persönlichen und künstlerischen Wert hinaus, als ein Kulturzeugnis in unsern Geschichtswerken fortleben. Denn hier haben wir den klarsten und redlichsten Spiegel dessen, was das Neue und Eigenartige dieses Kriegserlebnisses im Herzen der neuen Generation ausmacht, und zugleich ein Lichtspiel des mühsamen, vielfach gehemmten Wachstums, das das Soldatische, das Kriegerische, das Heldenhafte im modernen Geistesmenschen durchzumachen hat. Aber noch mehr lernen und erleben wir in diesem Buche: wie der dem Menschen und besonders dem Dichter eingeborene Trieb zum Greifbaren, Wirklichen, Lebendigen, Tätigen den Hang zur ichsüchtigen Einsamkeit besiegt und ihn, den abseitsstehenden geistigen Aristokraten, mit dem einfachen Volke, mit dem Gedanken des Vaterlandes verknüpft; wie in dem zweiunddreißigjährigen Kriegsfreiwilligen das Gemeinschaftsgefühl, der »neue Begriff Wir« entsteht; wie der Wille des Dienens, des Nützens und Helfens im Bunde mit dem Bewußtsein der Notwendigkeit alle Widerwärtigkeiten des Drills, alle Mühen des Wachens und Wartens besiegt; wie die Wonne des Daseins und Handelns über alle Schauer des Todes triumphiert (»Leben, auch im Leid, ist ein unerhörtes Glück!«); wie die Dichtung mit staunender Freude an sich selber das derbe Leben umfängt und neuen, frischen Atem aus der Luft des Krieges, dem Beifall schlichter Kameraden schöpft (»So etwas mußte mal sein, in dieser Zeit steht der Dichter endlich wieder im Volk«). Und aus dem allen formt sich eine neue Sittlichkeit, ein Verantwortungsgefühl, eine Opferfreudigkeit der Bruderschaft, die nicht leiden will, daß andre statt ihrer bluten, ein neues ethisches Pflichtbewußtsein auch des Dichters vor der Zukunft seines Volkes: »Als Dichter hat man ja auch nach dem Feldzug wohl größere, höchst lockende Aufgaben: ein reifes Volk zu fördern. Es beschwingt, ganz gleich, ob man durchdringt« ...

Der dies erhoffte und in dem letzten Brief an seine Frau das Bekenntnis ablegte: »Mein Leben wäre ganz Anfang, wenn's bald enden sollte ... Sterben — schad' um zehn ungeschriebene Bücher!« — er fiel drei Tage später, in der Nacht vom 8. zum 9. Januar 1915, bei einem Sturmangriff vor Soissons. Aber er hat etwas vorausgefühlt von der Schönheit, von der heiligen Entzückung solches Todes: in seinen letzten Briefen klingt und singt es wie von Harfen- und Beckenmusik aus dem Diesseits und Jenseits, ein bacchantisches Lebensgefühl vermählt sich mit dem Friedenshauch der Ewigkeit ...

Walther Heymann verdient wohl einmal einen eignen Aufsatz, sobald die Zeit sein geistiges und dichterisches Bild noch reiner herausgearbeitet hat. Hier möchten wir uns, mit freundlicher Erlaubnis seines Bruders und seines Verlegers, mit der Wiedergabe einiger Gedichte und einer Briefstelle begnügen. F. D.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Den Ausziehenden

Kennt keiner das Buch, in dem geschrieben steht,
Daß dieser falle und jener heil heimwärts geht.
Doch später ist in Stein und Lied zu lesen,
Die im Kampfe fielen, sind unsre Besten gewesen.

Viele aber glauben, es sei vorbestimmt,
Ob einen die Kugel ausläßt oder berübernimmt —
Und bliebest du zu Hause und wärest nicht dabei,
In Kriegszeiten irren viele Kugeln frei.

Wo aber steht es geschrieben, frag' ich, daß von allen
Ich übrigbleiben soll, ein andrer für mich fallen?
Wer immer von euch fällt, der stirbt gewiß für mich.
Und ich soll übrigbleiben? Warum denn ich?

Choral vom 5. August (Kriegsbettag)

Steht auf nun vom Beten,
Das Feld ist zertreten,
Es fließt deutsches Blut.
Gierig umspäht der Feind deutsches Gut.
Dem Herrn der Heere darf keine fehlen
Von unseren Seelen.

Erst wieder am Ende,
Wenn unsere Hände
Vom Blute gereinigt
Die Kirche der Heimat wieder vereinigt,
Soll unsern lieben ferne Verstreuten
Die Glocke läuten.

So mag unsre Stimme
Nun rauher vom Grimme
Im Feld zu ihm schallen.
Gott gibt uns den Odem von denen, die fallen,
Einst vor ihn zu treten,
Im Dank zu beten.

Den Hinterbliebenen

Mutter, es kommt nicht nach Haus,
Den du geboren —
Frau, von allen
Männern ist deiner gefallen —
Kinder — ihr habt euren Vater verloren! —

Eine große Mutter
Ist unser Land.
Heldentod
Hat eine sanfte Hand.
Kinder —
Werdet wie er,
Macht ihm nicht Schand'!

Heimrast

So feierlich ist's hier zu wohnen,
Wo Buchen sind und starker Eichen Kronen,
Wo aus den Wäldern deutsche Straßen ziehn
Zur Vaterstadt, zur Welthauptstadt Berlin.
Und alle Straßen führen nun nach Haus,
Wo aus der alten Kirche offnen Hallen
Das Lied entspringt und strömt ins Feld hinaus.
Wie herrlich ist's, fürs Vaterland zu fallen!

Vom Wege

Es mögen zwei, die sich verstehn,
Ein Stücklein Wegs mitsammen gehn.
Im Wandern lernt eines das andere kennen.
Am Kreuzweg müssen die beiden sich trennen.
Sie werden die Trennung bald verwinden
Und, wenn sie sich einmal wiederfinden,
Sich heiteren Sinns, mit der Freundschaft Zeichen,
Herzlich grüßend die Hände reichen.
Eins wird in des andern Augen lesen,
Wie schön doch der Weg von damals gewesen,
Da sie so fröhlich gewandert zu zweit
Und den Kreuzweg fanden zur rechten Zeit.

Aus einem Feldpostbrief an seine Frau,

10. Dezember 1914

Man darf in dieser Zeit nicht gefühlvoll sein unterm Weihnachtsbaum. Ich werde erhobenen Hauptes und Sinnes sein, mich schlimmstenfalls einiger Tränen nicht schämen, und nur eins will ich nicht: mit allem, womit man sich das Herz schwer machen kann, soll man sich in diesen Tagen verschonen. Es gilt jetzt: stolz, kühl, ruhig, in sich geadelt und geduldig zu werden; so nur kann man die neuen Zeiten würdig erwarten. Man muß jetzt wissen, daß man alles verlieren, aber eben auch alles hingeben kann — Frau und Kind. Du, das Kind und ich, wir sind immerhin drei Seelen einer Art. Wie viele sind ärmer und gehen mit weniger Aussicht, daß etwas von ihnen übrigbleibt, in die Zukunft!

Ich kann Dir nur die Hand geben und Dich bitten, ruhig weiter jedes zu tun, was Dir Pflicht ist oder Dich hebt, Dir Freude macht. Noch habe ich nach meinem Gefühl genug zu leisten und zu sagen, mein Lebenswille steht unbeugsam an Deiner Seite und fördert Deinen Weg.

Nun noch was Hübsches. Heute kam von S. K. das erste Weihnachtsbaumzweiglein, mit leckeren Sachen behängt. Wir hingen's an einen Leuchtkessel, oben vom Querbalken baumelt's herab. Es wird mitgenommen. Kein Mensch reißt die Bonbons usw. los. Wir müssen doch wirklich eine sentimentale Krankheit haben, wir Deutschen. — Manche liegen umher, man merkt, daß sie heimdenken. Aufmuntern heißt es, denn wir haben an einen größeren Baum zu denken als unsern kleinen, den wir lieben. Lichter brauchen wir zum Leuchten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heimkehrende Schnuckenherde

Nach einer Originalaufnahme von Erika Tornow in Braunschweig

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Bad Wildungen mit Schloß Friedrichstein

Europas größte Talsperre

Von Hermann Müller-Bohn

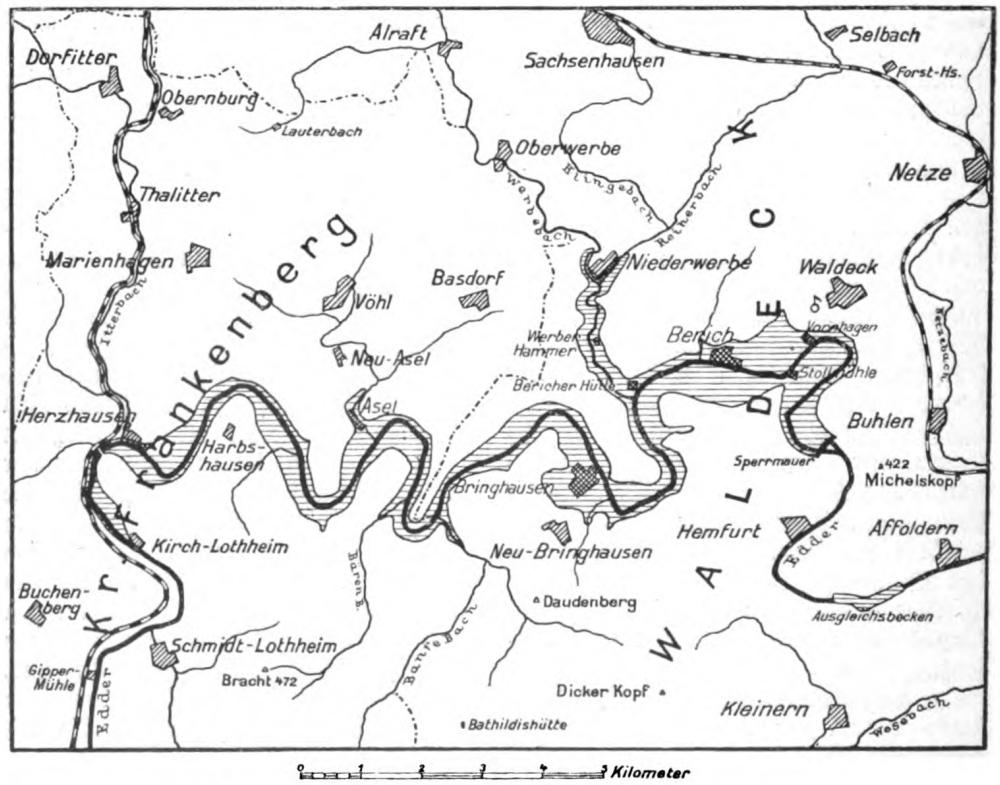
Eins hat dem Menschen bei der Nutzbarmachung des Wassers stets die größten Schwierigkeiten bereitet: die Tatsache nämlich, daß der natürliche Abfluß des Wassers selten so über die Jahreszeiten verteilt ist, daß es dem Wohl und Bedürfnis der Menschen entspricht. Auf Zeiten des Überflusses folgen oft lange Zeitabschnitte der Trockenheit. Unter diesen Schwierigkeiten hat der Mensch vor allem in den tropischen Gegenden zu leiden. Wir wissen alle noch von der Schulbank her von den riesigen Überschwemmungen des Nils, dessen Flutmassen, sich zuzeiten sieben bis acht Meter über den niedrigsten Wasserstand erhebend, Verderben und Zerstörung verbreiten, dann aber nach dem Abebben jenen fruchtbaren Nilschlamm zurücklassen, der immer wieder von neuem das Land in ein üppiges Paradies verwandelt. Das Bestreben, hier einen Ausgleich zwischen zerstörender und wohltätiger Wirkung, zwischen Regenzeit und langer Dürre herbeizuführen, hat schon die alten Ägypter auf den Gedanken gebracht, in der Zeit der Hochflut des Nils den Wasserüberfluß in künstlich angelegten Sammelbecken aufzufangen und in den folgenden Monaten der Dürre nach Bedarf abzulassen. Noch heute stehen wir in der ägyptischen Landschaft Fajum mit ehrfürchtigem Staunen vor den Überresten jener ältesten Wasserbauwerke am Mörissee, mit deren Hilfe die Ägypter in der regenarmen Zeit die Ländereien des Niedertals bewässerten und so dem Schrecken der Hungersnot entgegenwirkten.

So sehen wir, daß der Ursprung des Sammelbeckens bis in das graue Altertum zurückreicht. Aber die Aufgabe des Sammelbeckens — im Lichte der heutigen Wasserwirtschaft betrachtet — ist doch bis vor wenigen Jahrzehnten immer nur einseitig gewesen. Das aufgespeicherte Wasser diente vorwiegend nur dem Zwecke der Bewässerung von Ländereien in trockenen Jahreszeiten. Es konnte nicht ausbleiben, daß mit der zunehmenden Kultur, der ungeahnten Entwicklung der Technik, ganz besonders aber der stetig wachsenden Bevölkerungsdichte der modernen Industriestaaten, die wirtschaftlichen Kräfte des Volkes nach zahlreichen andern Seiten sich anspannten, und daß auch die Wasserwirtschaft davon nicht unberührt blieb. Für die Landwirtschaft mochte das Sammelbecken, insoweit es nur der Bewässerung galt, genügen; aber die Aufgaben, die das Wasser im modernen Haushalt der Nation zu leisten hat, sind ungleich umfassender geworden. Der riesenhaft entwickelte Verkehr verlangt neben den teuren Schienenwegen die Erweiterung des weit billigeren Schiffahrtsverkehrs und, damit zusammenhängend, den Bau von neuen künstlichen Wasserstraßen, die mit möglichst sich gleichbleibenden Wassermengen versorgt werden müssen. Dann erscheint auch die Industrie auf dem Plan mit ihren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

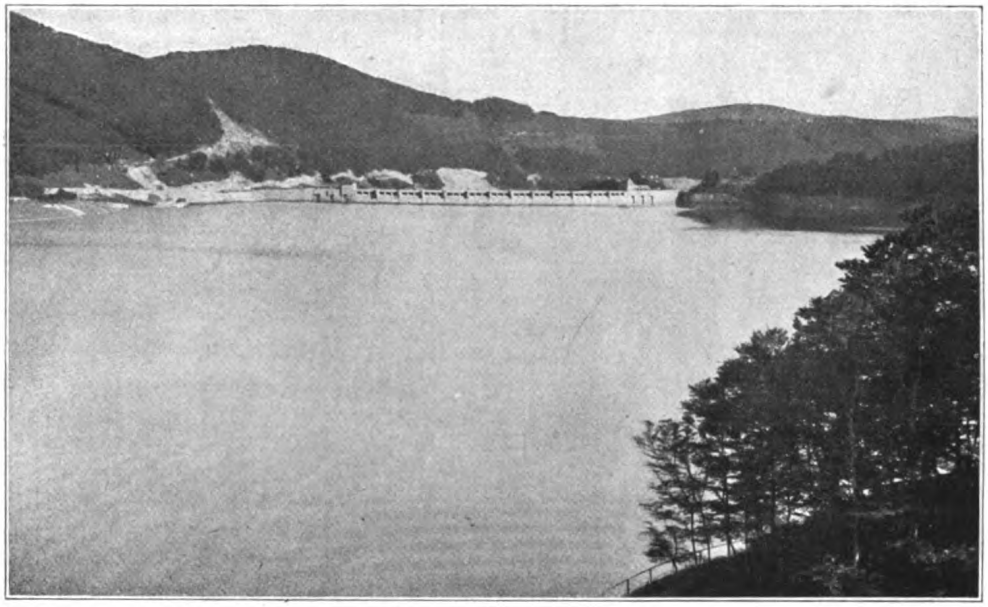
Forderungen nach neuen Kraftquellen, die ihre elektrischen Werke treiben müssen; und endlich — in einem Zeitalter, wo für das hochentwickelte Staatswesen die Förderung und der Schutz aller seiner Angehörigen die Hauptaufgabe der sozialen Tätigkeit bilden — mußte die Staatsleitung ihr Augenmerk auch auf den weitesten Schutz der in den Flußtälern liegenden gewerblichen Anlagen vor Hochwassergefahren richten.

Damit sind die Aufgaben, die in einem modernen Staat an eine weise Wasserwirtschaft gestellt werden müssen, zu einem Umfange gewachsen, dem das einfache Sammelbecken in seiner ursprünglichen Gestalt nicht mehr gerecht werden konnte, und so wurde im Laufe der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts die Wasserbautechnik auf eine andre, ungleich großzügigere Regulierung des Wasserverbrauchs eingestellt: auf die Anlegung von Talsperren. Noch nicht ganz ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seitdem in Deutschland und Österreich der moderne Talsperrenbau, der die Aufführung von Erddämmen möglichst vermeidet und an ihre Stelle gewaltige Mauern setzt, Freunde und Anhänger gewonnen hat. Unter den Männern, die auf diesem Gebiete der Wasserbautechnik bahnbrechend wirkten, ist in erster Linie der Ingenieur Geheimer Regierungsrat Professor Otto Intze zu nennen. Seine Schriften »Die bessere Ausnutzung des Wassers und der Wasserkraft«, »Über Kaimauern, Stützmauern und Talsperren«, ganz besonders aber seine Abhandlung »Über Talsperrenausführung« sind bahnbrechend für die Entwicklung dieser modernen Wunderwerke der Wasserbautechnik geworden. Unter seiner Leitung entstanden denn auch zu Ende des vorigen Jahrhunderts zahlreiche Talsperren in Westfalen und im Rheinland, und auch den Plan der Eddertalsperre hat dieser schöpferische Geist noch stark beeinflußt. Wohl nicht ohne Einwirkung Intzes geschah es, daß um jene Zeit auch die staatliche Gesetzgebung anfing, sich eingehend mit einer sachgemäßen Wasserwirtschaft zu beschäftigen. Das Gesetz über die Bildung von Wassergenossenschaften im Wuppergebiet machte 1891 den Anfang;



Das Gebiet der Eddertalsperre von Buhlen bis Herzhausen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der Eddersee mit der Sperrmauer
Eigenaufnahme von J. Schubert, Hofphotographen in Bad Wildungen

im Juli 1900 folgte das Hochwasserschutzgesetz für die Talsperrenbauten in Schlesien. Wie stark solche großzügigen Wasserbauunternehmungen wie die Eddertalsperre in die Verhältnisse der politischen Gemeinden einschneiden, beweist die Tatsache, daß in Waldeck ein besonderes Enteignungsgesetz für Talsperrenbauten geschaffen werden mußte.

Und nun zur Eddertalsperre selbst. Die zwingendste Ursache zur Anlage dieses großartigen Unternehmens war zunächst die Hochwassergefahr. Die Edder hat in den Wintermonaten und im Vorfrühling die Natur eines reißenden Gebirgsflusses; sie führt dann fast viermal soviel Wasser als im Sommer. Zahlreiche Überschwemmungen, die große Wasserschäden, ja oft Todesfälle im Gefolge hatten, erforderten dringend Abhilfe. Bei dem Hochwasser im Januar 1841, dem größten bisher dort bekannten, hatte die Edder 900 Kubikmeter Wasser in der Sekunde geführt. Die furchtbaren Verheerungen und Überschwemmungsschäden des Jahres 1890 lenkten endlich die Aufmerksamkeit der Regierung auf die große Gefahr. Es wurde schon damals ernstlich der Plan einer Eddertalsperre, die eine künftige Hochflut auch der Weser unmöglich machen sollte, erwogen. Der hohen Kosten wegen wurde der Plan damals aber noch zurückgestellt; erst als er einige Jahre später — diesmal im Verein mit zwei andern großen Aufgaben der Wasserwirtschaft — wieder auftauchte: der Bekämpfung des Niedrigwasserstandes des Wesergebietes und der Ausgestaltung des schiffbaren Wasserstraßennetzes zwischen Rhein und Weser, war seine Annahme gesichert.

Großzügig war die Hilfe des preußischen Staates, großzügig aber auch der zu unterstützende Plan. Mit Hilfe der Talsperre sollte das ganze große noch weiter auszugestaltende Wasserbaunetz zwischen Rhein und Weser geregelt werden. Ein Hauptglied dieses großen Fluß- und Kanalnetzes bildet der geplante Kanal, der den Rhein unmittelbar mit Hannover verbinden soll. Er verläßt den Rhein eine Strecke oberhalb Wesels, benutzt dann den Dortmund-Ems-Kanal, trennt sich wieder von diesem, geht nördlich von Osnabrück über Bramsche nach der Weser, schneidet diese bei Minden und läuft dann östlich, um bei Hannover in die Leine zu gehen.

Es war klar, daß dieser Kanal beträchtliche Wassermengen verbrauchen würde. Bei Minden allein mußten 7,5 Kubikmeter in der Sekunde in den Kanal gepumpt werden. Da die Weser so große Wasserverluste, besonders zu Zeiten des Niedrigwasserstandes,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Eddertalsperre im Bau. I. Drahtseilbahn mit Blick auf die erstehende Sperrmauer
Ei enaufnahme und Verlag von Conrad Hundt in Bad Wildungen

nicht tragen konnte, hatte man zuerst beabsichtigt, die Hebung des Wasserstandes durch eine Kanalisierung mit Schleusenanlagen auf der Strecke von Hameln bis Bremen zu bewirken. Aber die unerwünschten Nebenerscheinungen solcher Flußkanalisierungen: Verzögerung der Fahrzeit durch das unvermeidliche Durchschleusen, die Entwertung großer Landflächen durch übermäßiges Anheben des Grundwasserstandes, führten endlich zu dem einzigen Mittel, das frei von diesem Übelstande ist: der Anlage großer Staubecken, in denen der zeitweilige Wasserüberfluß aufgestaut wird, um dann bei eintretendem Wassermangel in der trockenen Jahreszeit beliebig für die Auffüllung und Bewässerung der angeschlossenen Flüsse und Kanäle verwendet zu werden.

Zur Anlage eines solchen riesigen Sammelbeckens war das Stromgebiet der Edder zwischen Herzhausen und Hemfurt ein geradezu ideales Gelände. Der durch Ausbuchtung und Verbreiterung noch bedeutend erweiterte Eddersee faßt auf der genannten Strecke bei einer Länge von 27 Kilometer, einer Oberfläche von 1200 Hektar und bei einer größten Wassertiefe von 40 Meter die ungeheure Wassermasse von 202,4 Millionen Kubikmeter. Er stellt sich somit als der größte Stausee Europas dar und läßt mit dem Inhalt dieses Riesenbeckens die bekanntesten Sperren Deutschlands (die Möhnetalsperre bei Gumme mit 130 Millionen, die berühmte Queistalsperre bei Marklissa in Schlesien mit 15 Millionen) weit hinter sich zurück; ja, er beträgt noch 16 Millionen Kubikmeter mehr als der gesamte Stauinhalt der Talsperren im Ruhrgebiet zusammen.

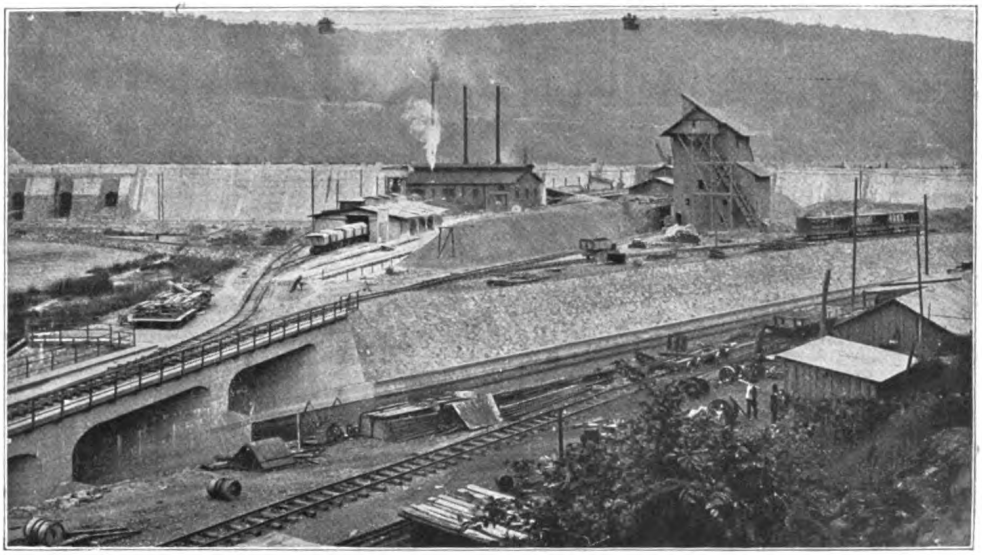
Dem gleichen Zweck wie die Eddertalsperre dient ein zweites zu demselben Flußgebiet gehöriges Sammelbecken von 20 Millionen Kubikmeter Inhalt, das die preußische Regierung bei Helminghausen an der Diemel, einem linken Zufluß der Weser, errichten ließ. Durch beide Staubecken zusammen stehen nunmehr 222 Millionen Kubikmeter Wasser zur Verfügung. Diese Wassermengen sind so bedeutend, daß nicht nur der durch den großen Mittellandkanal zwischen Rhein und Hannover bei Minden gefürchtete große Wasserverlust der Weser gedeckt ist, sondern auch beim Niedrigwasserstande durch Ablassung des Stauwassers die Speisung aller mit dem Stausee in Verbindung stehenden Flüsse und Kanäle bis weit die Weser hinunter in ausreichender Weise erfolgen kann. Die Kanalisierung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Weser hat sich also dadurch als unnötig erwiesen.

Damit ist aber die segensreiche Wirkung der Eddertalsperre keineswegs erschöpft. Das Riesenstaubecken des Eddersees ist vor allem zum Hochwasserschutz herangezogen, was ja den Anstoß zum Bau der Sperre gegeben hat. Durch Zurückhalten der großen Hochfluten wird die Hochwassergefahr bis nach Bremen hinunter vermindert, wodurch große Flächen der landwirtschaftlichen Bebauung gewonnen werden konnten. Da große Hochwassergefahren zumeist nur im Winter auftreten, hat man nur nötig, bis Ende Januar einen bestimmten Teil des Beckens, den sogenannten »Hochwasserschutzraum«, freizuhalten, indem man das Becken nicht ganz vollaufen läßt. Sind dann im Frühling keine Hochwassergefahren mehr zu befürchten, so füllt man das Becken wieder ganz an, so daß mit dem Beginn des Sommers, wenn der Wasserstand naturgemäß abnimmt, der volle Inhalt des Staubeckens für die Speisung des Wassers und des angrenzenden Flußgebietes zur Verfügung steht. Aber die Wirksamkeit der modernen Talsperre ist noch viel weiter gezogen. So bedeutende Wasserkräfte werden zu einer ungewöhnlich starken elektrischen Kraftquelle, mit deren Hilfe man das Fürstentum Waldeck, mehrere hannoversche und westfälische Kreise sowie große Teile der Provinz Hessen-Nassau mit elektrischem Strom versorgt. Rechnet man hierzu noch den großen Nutzen, der der Landwirtschaft durch die Erhöhung des Grundwasserstandes und durch die Belebung der Fischzucht in den neu erstandenen Seen erwächst, so wird man sagen müssen, daß die Talsperre der ihr gestellten Aufgabe, einer weisen Ausnutzung der Wasserwirtschaft, in vollendeter Weise gerecht wird.

Soviel über den Zweck der Talsperre. Und nun zu dem wichtigsten Stück der großen Sammelanlage, der Sperrmauer selbst. Die geologischen wie auch die Geländeverhältnisse des Eddergebietes versprachen schon von vornherein einen günstigen Erfolg für den Bau einer Talsperre. Die oft sich verengende Talstrecke zwischen Hemmfurt und Herzhausen gab die Möglichkeit, das Tal durch eine verhältnismäßig kurze Mauer abzuschließen. Dennoch gehen die Zahlen und Abmessungen, die Massen des verwendeten Materials ins Riesenhafte. Mußte doch eine Mauer geschaffen werden, die dem stärksten Druck Widerstand zu leisten imstande war; mußte doch, damit diese Mauer standsicher war, das dazu verwendete Gestein wie das der Fundamente so beschaffen sein, daß kein Wasser durch Versickerung im Staubecken verlorengehen konnte. Bei der Wiedergabe dieser Zahlen



Die Eddertalsperre im Bau. II. Baugrube mit Feldbahnanlagen
Eigenaufnahme und Verlag von Conrad Hundt in Bad Wildungen

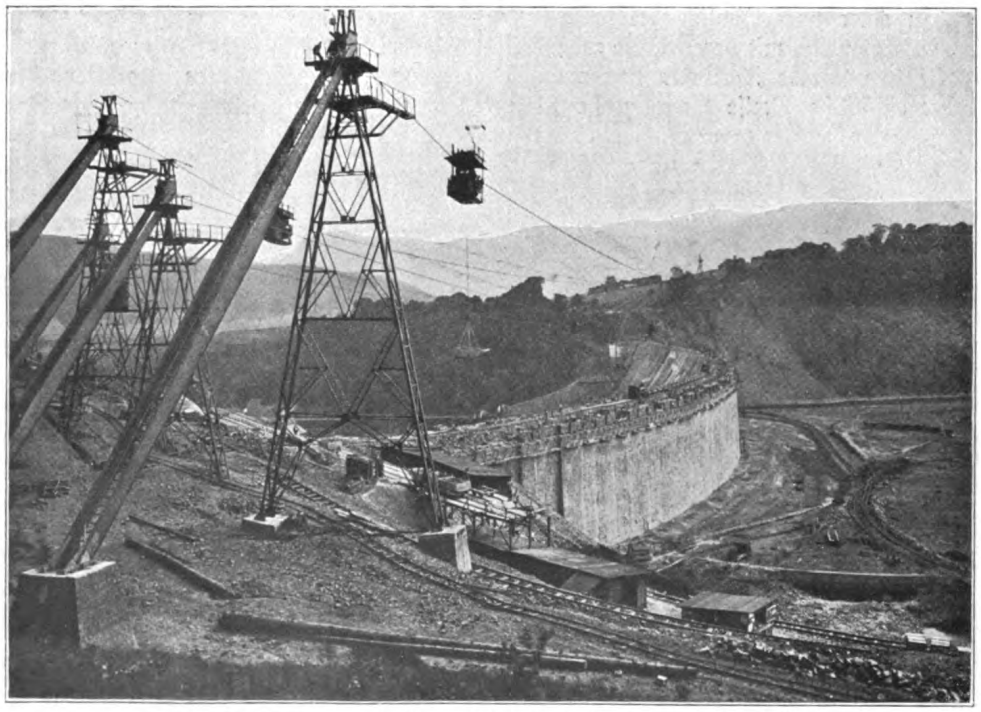
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Abmessungen folgen wir den Angaben des eigentlichen Bauleiters und Vorstehers des Bauamts der Talsperre, des Regierungs- und Baurats W. Soldan, dessen Name auch auf der über die Sperrmauer führenden Brücke nebst den der übrigen an der Bauleitung beteiligten Fachmänner für alle Zeiten in Stein eingemeißelt ist. Nach den Ausführungen Soldans* hat die Sperrmauer eine Höhe von 48 Meter über den tiefsten Stellen der Fundamentsohle, eine Länge von rund 400 Meter in der Krone, rund 270 Meter in der Talsohle. Bei dem ungeheuren Druck, dem standzuhalten war, kam nur eine massive Mauer in Frage. Das vorzügliche Felsgestein des Eddertals gibt dem Mauerwerk den durchaus notwendigen Untergrund. Entsprechend der Zunahme des Wasserdrucks wächst die Stärke der Mauer nach unten zu. Die erforderlichen Bausteine sind den Grauwackebänken des Eddertals entnommen. Die Druckfestigkeit der Grauwacke beträgt rund 1500 Kilogramm auf das Quadratzentimeter. Von der Größe der Mauer erhält man einen Begriff, wenn man in Erwägung zieht, daß rund 300 000 Kubikmeter Mauerwerk herzustellen waren. Hiervon kommen auf das eigentliche Gestein zwei Drittel, das übrige Drittel ist Mörtel.

Das Wichtigste bei der Talsperre ist die Abführung des Wassers. Hierzu sind dreierlei verschiedene Einrichtungen vorgesehen. Etwa sechs Meter über der Sohle der Mauer sind zwölf eiserne Rohre eingemauert worden, sechs am linken, sechs am rechten Talhang. Je zwei Rohre liegen in einem Kanal von 4 Meter Breite und 3,75 Meter Höhe. Diese Rohre, die Grundabläße, dienen zur Speisung der Turbinen und zur Abführung des Hochwassers. Die Turbinenrohre, die sich am linken Talhang befinden, haben einen lichten Durchmesser von 1,50 Meter, während die Rohre am rechten Talhang, die nur der Hochwasserabführung dienen, nur eine lichte Weite von 1,35 Meter haben.

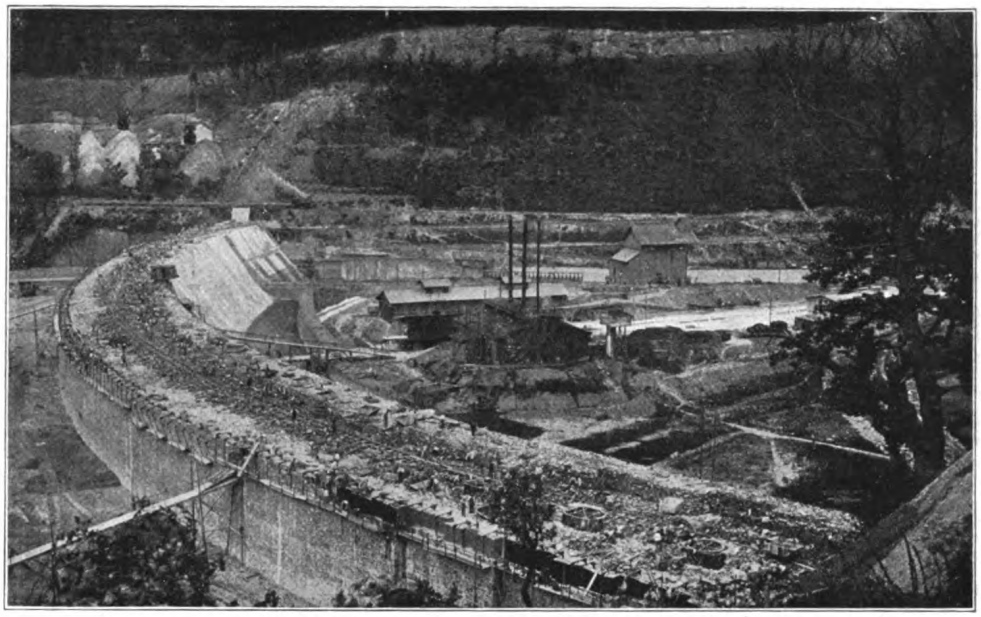
Die Rohre können je nach Bedarf geschlossen werden, so daß man es vollständig

* »Die Waldecker Talsperre«, auf Grund amtlichen Materials dargestellt von W. Soldan, Regierungs- und Baurat, und C. Heßler, Rektor in Kassel. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung G. Braun.



Die Eddertalsperre im Bau. III. Kabelluftbahnen in Tätigkeit
Eigenaufnahme von J. Schubert, Hofphotographen in Bad Wildungen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die Edderstalsperre im Bau. IV. Blick auf die Baustelle vom rechten Talhang aus
Eigenaufnahme und Verlag von Conrad Hundt in Bad Wildungen

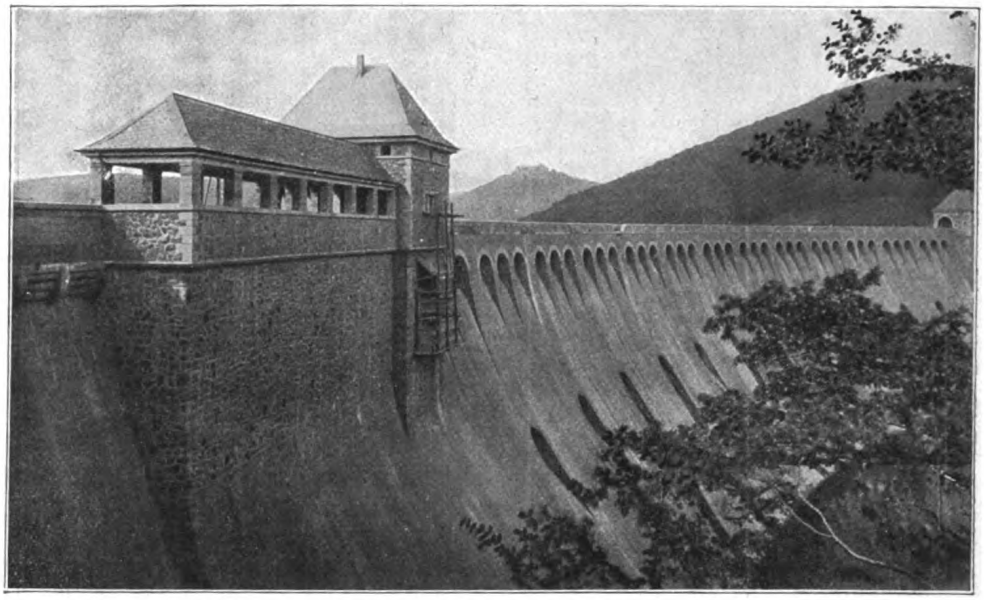
in der Hand hat, die nötige Wassermasse abfließen zu lassen. Der Sicherheit wegen hat man in jedem Rohr zwei Verschlüsse hintereinander vorgesehen. Im Notfall kann man auch noch eine Verschlußklappe vorn im Wasser herunterlassen, die durch den Wasserdruck vor die Einlaufsöffnung des Rohres gepreßt wird.

Bei einem Wasserwerk von der Bedeutung der Waldecker Talsperre durfte man sich aber selbst auf diese mit so großen Sicherheitsanlagen versehenen Grundablässe nicht allein verlassen. Das mittlere Stück der Mauer ist deshalb mit einem sogenannten Hochwasserüberfall versehen, der nach Soldans Angaben eine lichte Länge von 152,5 Meter und eine Überfallhöhe von 1,45 Meter hat. Das Wasser, das über den Überfall strömt, muß an der Luftseite der Mauer heruntergleiten und fällt unten in ein Absturzbett, das 6 Meter hoch mit Wasser gefüllt ist. Von hier fließt das Wasser nach dem Edderbett ab.

Aber obwohl auch dieser Hochwasserüberfall nur für ganz seltene Ausnahmefälle, gleichsam als Sicherheitsventil, geschaffen wurde, ist damit die Gewährleistung einer Sicherheit für das monumentale Bauwerk noch nicht erschöpft. Für ungewöhnlich große Hochwassergefahr hat man als dritte Abflußvorrichtung noch zwölf Notauslässe vorgesehen. Sie sollen nur geöffnet werden, wenn der allergrößte Wasserdruck dies erheischt. Diese Notauslässe liegen 14,2 Meter unter der Mauerkrone und haben kreisförmige Einlauföffnungen von 2,55 Meter lichter Weite. Die Notauslässe werden nur dann in Tätigkeit treten, wenn man aus irgendwelchen Gründen der Mauer nicht den vollen Wasserdruck zumuten will. Der Querschnitt der Notauslässe ist so bemessen, daß das denkbar größte Hochwasser ohne jede Gefahr mit Leichtigkeit abfließen kann.

Um sich einen Begriff von der Schwierigkeit dieses größten europäischen Tiefbauunternehmens zu machen, muß darauf hingewiesen werden, daß die erwähnten Grundablaßrohre, die wichtigsten und, wie wir gesehen, zuerst in Betracht kommenden Ablaßvorrichtungen, erst eingebaut werden konnten, als die Mauer nahezu fertig war. So lange mußten die Kanäle offen bleiben, um das zufließende Edderwasser abzuführen. Von welcher Wichtigkeit dabei diese Grundablässe waren, können wir nur ermessen, wenn wir uns in die erste Bauzeit zurückversetzen. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß zur Erreichung eines für alle Fälle sicheren Fundaments der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die vollendete Sperrmauer mit den flankierenden Turmbauten und den Notausläſſen
Im Hintergrunde Schloß Waldeck
Eigenaufnahme und Verlag von Rothauge in Bad Wildungen

Untergrund bis auf die völlig geſunden, unverwitterten Schichten ausgeſprengt werden mußte. Dies konnte erſt geſchehen in einer Tiefe, die drei bis vier Meter unter dem Waſſerſpiegel der Edder lag. Soviel unter dem Waſſerſpiegel mußte alſo auch die 1¼ Hektar große Baugrube angelegt werden. Dies war — wir folgen hier wieder den Angaben Soldans — nur möglich, wenn man dafür ſorgte, daß das Edderwaſſer unſchädlich um die Baugrube herumfließen konnte. Man hat zunächſt am linken Talhang, d. h. möglichſt weit von der am rechten Talhang fließenden Edder, den Teil der Mauer hergeſtellt, in dem die drei Kanäle für die Grundabläſſe liegen. Nachdem dieſe Arbeiten im Herbſt 1910 fertiggeſtellt waren, hat man die Edder verlegt und durch die Grundablaßkanäle geleitet, endlich das alte Edderbett abgedämmt. Nun konnte die große Baugrube in einem Stück freigelegt werden. Hierbei war ein großer Dampfbagger tätig. Der Felſen wurde ſo tief ausgeſprengt, bis vollſtändig geſunde, unverwitterte Schichten erreicht waren. 200 000 Kubikmeter loſer Boden und Felſen wurden aus der Baugrube geſchafft und etwa 10 000 Sprenglöcher mit Druckluftbohrern gebohrt. Zu den Sprengungen wurden 24 000 Kilogramm Aſtralit verbraucht.

Es war vorauszuſehen, daß zur Errichtung ſo rieſiger Bauwerke bedeutende Vorbereitungen notwendig waren. Die Schwierigkeiten der Bauvorgänge treten erſt in das rechte Licht, wenn man in Betracht zieht, daß die Bauſtelle in einer äußerſt einſamen, von jedem Bahnverkehr weit entfernten Stelle liegt. Zur Heranſchaffung der Baumaterialien und Maſchinen war die Errichtung einer 8 Kilometer langen Arbeitsbahn notwendig, die von der nächſten Bahnſtation Bergheim-Giflitz bis zu der Stelle der Baugrube führte, wo die Sperrmauer angelegt werden ſollte. Eine andre Arbeitsbahn führte in einer Länge von 7 Kilometer nach den großen Steingruben, die im Sammelbecken bei Bringhauſen liegen.

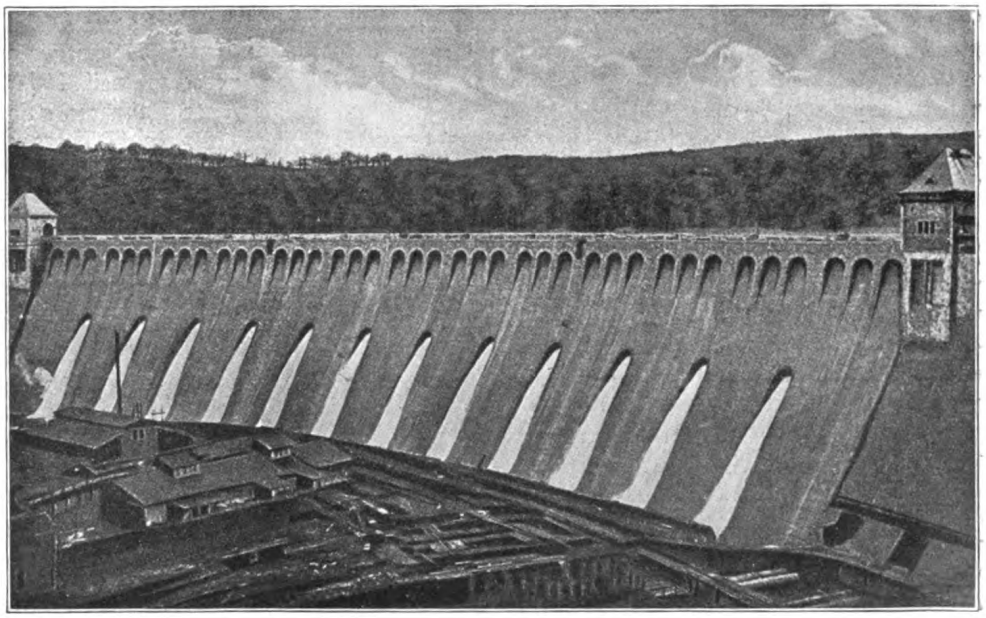
Die eigentlichen Betriebseinrichtungen waren auf der dreieckigen Inſel vor der Obermauer untergebracht. In drei Rührwerken wurde der Kalk gelöſcht und ſodann in dreizehn Gruben von je 90 Kubikmeter Inhalt bis zur Verwendung gelagert. Der Sand wurde in einem großen Brechwerk aus Edderkies gebrochen. In fünf Miſchtrommeln wurde der Mörtel hergeſtellt. Zum Betrieb aller dieſer Anlagen diente eine Maſchinenzentrale, in der drei Lokomobilen von zuſammen 500 Pferdeſtärken

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Dynamomaschinen zur Erzeugung des erforderlichen elektrischen Stroms aufgestellt waren. Der Mörtel wurde durch vier Kabelbahnen auf der Mauer verteilt. Die Steine wurden von schweren Lokomotiven in langen Zügen auf die Mauer gefahren. Auf der Baustelle der Sperrmauer und in den Steinbrüchen waren nahezu tausend Arbeiter beschäftigt. Es wurden in einem Tage bis tausend Kubikmeter Mauerwerk hergestellt. Die Arbeiter waren etwa zu einem Drittel Deutsche, zu zwei Dritteln Italiener, Tschechen und Bosnier.

Die Kosten für das Gesamtunternehmen betragen in runder Summe 20 Millionen Mark. Davon kommen auf den Grunderwerb 9 Millionen, auf die Sperrmauer allein 7 900 000 Mark. Der Rest verteilt sich auf die Nebenanlagen, wobei aber das Kraftwerk nicht inbegriffen ist.

Es hat etwas Tragisches, daß ein Kulturwerk von so wohltätigen Folgen nicht zustande kommen konnte, ohne ein fruchtbares Bergtal fast völlig dem Untergang zu weihen und alte blühende Kulturstätten mitleidlos zu vernichten. Mehrere uralte Dörfer und Gemeinden mußten völlig oder teilweise vom Erdboden verschwinden. Wo Väter und Großväter und Urgroßväter schafften und nun sanft im Schoße der Muttererde ruhen, die sie mit fleißiger Hand gepflügt und mit saurem Schweiß gedüngt hatten, wo nach schwerer Tage Arbeit die Abendglocken klangen, ganze Geschlechter schlafen gingen und wieder geboren wurden, da ist keine Stätte mehr für den Sohn und Enkel. Ein Gebot der Obrigkeit — und ihre Stätten müssen verschwinden. Die Wogen des Stausees gehen über sie hin. In den Fluten des großen Sammelbeckens verschwanden die Waldeckschen Dörfer Berich und Bringhausen sowie das preußische Dorf Asel vollständig. Mit diesen Dörfern zugleich sind auch die abseitsliegenden malerischen Gehöfte der Bericher Hütte und Bericher Mühle, die Molkerei bei der Bericher Hütte, der Bericher Hammer, das Vorwerk Vornhagen und die Stollmühle vom Erdboden verschwunden. Außerdem wurden auch Teile des preußischen Dorfes Herzhausen wie das Waldeckische Dorf Nieder-Werbe überstaut und mußten dadurch einen Teil ihrer Gehöfte verlieren. In Bringhausen mußten nicht weniger als 71 Familien ihrem Heimatdorfe Lebewohl sagen. Am 10. Juli 1910 waren die Bewohner des Ortes noch einmal zu freudig-ernster Abschiedsfeier vereinigt. Mit tiefer Wehmut gedachten na-



Die Sperrmauer vom linken Talhang aus. Erste Öffnung der Notausläße am 16. März 1914
Eigenaufnahme und Verlag von Ernst Funk in Bad Wildungen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mentlich die Alten der immer näher rückenden Trennungsstunde von Haus und Hof, von Heim und Herd. Schon im Frühjahr darauf bot der einst so blühende, idyllisch zwischen Bergen und Wasser gelegene Ort das Bild völliger Verwüstung.

Die Bewohner der verschwundenen Dörfer sind hinausgezogen in die Nähe und in die Ferne. Die ihnen vom Staat gezahlten Entschädigungen waren so reichlich bemessen, daß sie, ohne sich Entbehrungen auferlegen zu müssen, sich eine neue Heimat gründen konnten. Ein Teil von ihnen hat die Waldeckische Domäne Büllinghausen bei Arolsen angekauft und dort mit Unterstützung des preußischen Staates das schmucke Dörfchen Neu-Berich gegründet. Eine zweite Neusiedlung, namentlich von ehemaligen Bringhausenern bewohnt, ist unter dem Namen Neu-Bringhausen südlich von der im See verschwundenen Gemarkung Alt-Bringhausen auf dem Daudenberg entstanden. 200 Hektar der Restfläche der alten Gemarkung konnten noch dazu benutzt werden. Eine dritte Neusiedlung, Neu-Asel, erbaut nach den Plänen des Regierungsbaumeisters Dr.-Ing. Meyer (Kassel), ist, in engster Anlehnung an die alte Bauweise, auf der Restfläche der Gemarkung Asel südlich des hessischen Marktfleckens Böhl entstanden und diesem Ort eingemeindet worden. Der Staat hat, abgesehen von der Geldentschädigung, die Neuansiedlung der enteigneten Bewohner auch in jeder andern Weise unterstützt. So hat er die Kosten für die Wasserleitung und die Wege von Asel und Neu-Bringhausen übernommen und bei der Aufteilung der Ländereien und dem Aufbau der Dörfer seine Beamten zu Rat und Tat zur Verfügung gestellt; wahrlich keine leichte Aufgabe, wenn man bedenkt, daß diese Fürsorge sich auf 150 Familien erstreckte, die ihrer alten Heimat für immer den Rücken kehren und ein neues Heim gründen mußten.

Landschaftlich betrachtet, gehört das Gebiet der Eddertalsperre zu den malerischsten Gegenden Deutschlands, und nur der Abgelegenheit von den großen Verkehrsstraßen Deutschlands ist es zuzuschreiben, daß es bisher verhältnismäßig nur wenig bekannt geworden ist. Durch die Anlegung der Talsperre ist seine Schönheit gleichsam neu entdeckt worden. Das Bodenrelief gerade des Gebiets zwischen Hemfurth und Herzhausen bietet ein Bild von großer Schönheit und Mannigfaltigkeit. In fünf mächtigen Schleifen durcheilt die flinke Edder zwischen hohen bewaldeten Bergen, freundlichen Dörfern und blumigen Wiesentälern das Gelände, das mit seinen verträumten Seen, seinen malerischen Buchten, seinen steil emporsteigenden Bergwänden lebhaft an die bayrischen Gebirgsseen erinnert. Die fortwährend wechselnde Richtung des Flusses erschließt immer wieder neue, fesselnde Bilder. Die der Edder von Norden und Süden zufließenden munteren Bäche (im Norden Itter, Asel, Werbe, Reiherbach und Netze, im Süden Bärenbach und Banfe) öffnen immer wieder neue reizvolle Seitentäler, idyllisch an die Berge gelehnt, mit malerischen Dorfkirchen und freundlichen Häusern im Fachwerkstil der hessischen Bauart.

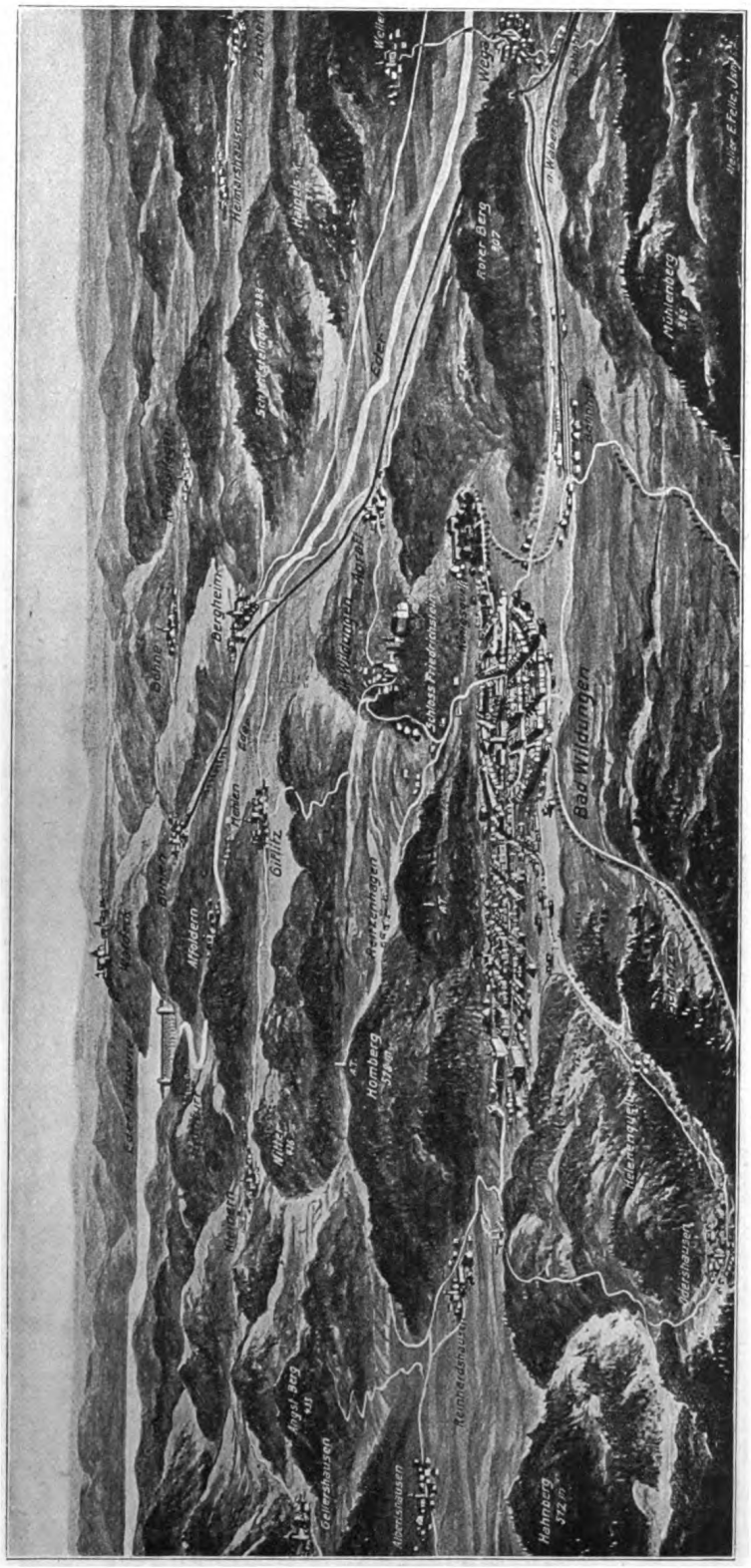
Der Besuch der Eddertalsperre geschieht am besten von Bad Wildungen aus. Je nachdem der Reisende von Süden oder von Norden kommt, wird er Wildungen entweder zum Ausgangs- oder zum Endpunkt eines Ausflugs nach der Talsperre machen. Da Wildungen mit seinem Nachbardörfchen Wega unmittelbar an die Edder grenzt, gehört es recht eigentlich zum Eddergebiet. Zu einer Schilderung der Eddertalsperre gehört deswegen auch eine kurze Beschreibung Wildungens, schon deswegen, weil dieser Ort mit der Geschichte der Talsperre aufs engste verknüpft ist. Hier in Wildungen fanden die ersten grundlegenden Zusammenkünfte und Beschlüsse der Wasserbautechniker, der Vorstände der Handelskammern, der Kommissare des Ministers für öffentliche Arbeiten statt; von hier aus erfolgten die meisten Sachverständigen-Besichtigungen und all die gemeinschaftlichen Besuche der in Betracht kommenden Stellen des Eddertals.

Preis und Dank dem Allmächtigen,
Der uns das herrliche Geschenk,
Den Heilquell von Wildungen, gab.

Kein Geringerer als der Altmeister der ärztlichen Kunst, der berühmte Dr. Hufeland, war es, der im Jahre 1832, nach Heilung von einem langjährigen Blasenleiden, durch diese Worte weitere ärztliche

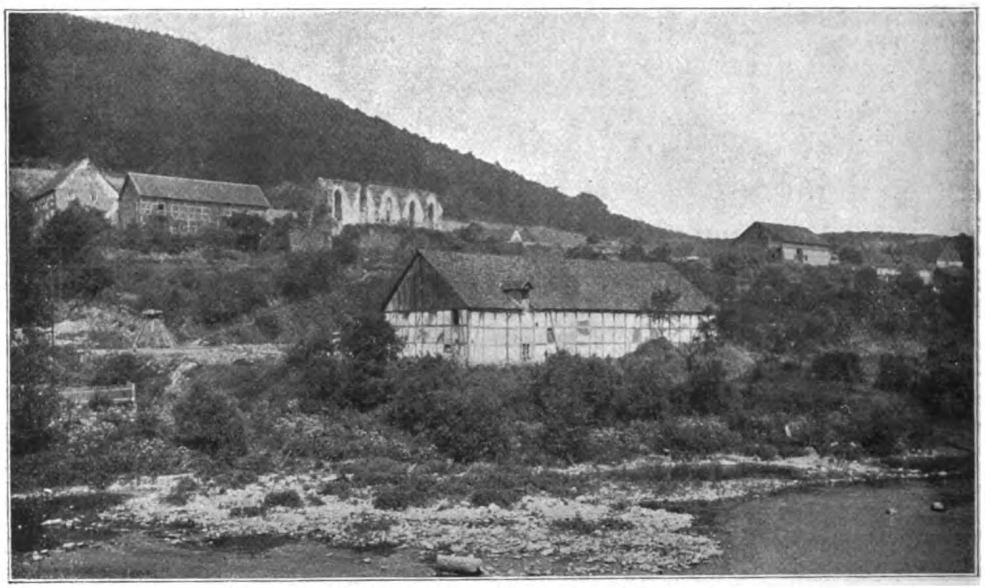
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kreise auf die Heilkraft der Wildunger Mineralquellen aufmerksam machte. Von zahlreichen in den umliegenden Bergen entspringenden Heilquellen kommen als Heilfaktoren in erster Linie die Georg-Viktor-Quelle und die Helenenquelle in Betracht, jene bei chronischen Blasenleiden, diese bei Erkrankungen der Niere, insbesondere bei Nieren- und Blasensteinen sowie Nierenbeckenkatarrhen. Rings von einem Kranze schön bewaldeter Berge und Höhenzüge umgeben, die die östlichen Ausläufer des Rheinisch-Westfälischen Schiefergebirges bilden, liegt Wildungen höchst malerisch. Mit Naturschönheiten in reichstem Maße beglückt ist die Umgebung der Helenenquelle. Sie liegt in dem romantischen engen, scharf eingeschnittenen Helenental, das der Sonderbach plätschernd und schäumend in zahlreichen Windungen durchfließt. Auf versteckten Pfaden von entzückender Waldeinsamkeit gelangt man hier zur Stahl- und Tal-



Übersichtskarte von Bad Wildungen und Umgebung mit dem Gebiet der Eddertalsperre
Verlag der Buchhandlung von Max Lorentz in Bad Wildungen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das im Edderstaubecken verschwundene Dorf Berich
Eigenaufnahme von F. Schubert, Hofphotographen in Bad Wildungen

quelle. Den schönsten Blick auf Wildungen und seine Umgebung aber genießt man von Schloß Friedrichstein, das hoch oben auf der Südseite der Stadt auf einem Felsen thront und dem Fürsten von Waldeck gehört, der hier ab und zu seine Sommerresidenz aufschlägt. Der Blick, den man von der Altane des Schlosses nach der Südseite zu genießt, ist unvergleichlich schön. Aus den roten Ziegeldächern der Stadt Nieder-Wildungen steigt malerisch der Turm der alten Kirche empor, die in ihrem Inneren ein kunstgeschichtlich wertvolles Grabdenkmal birgt. Auch auf das stattliche breite Brunnental, das sich nach Westen bis zu dem schön bewaldeten Homberg hinzieht, genießt man von hier oben einen prächtigen Blick. Am Fuße des genannten Berges erblicken wir mit seinen zwei gewaltigen Flügeln das neue, erst vor wenigen Jahren

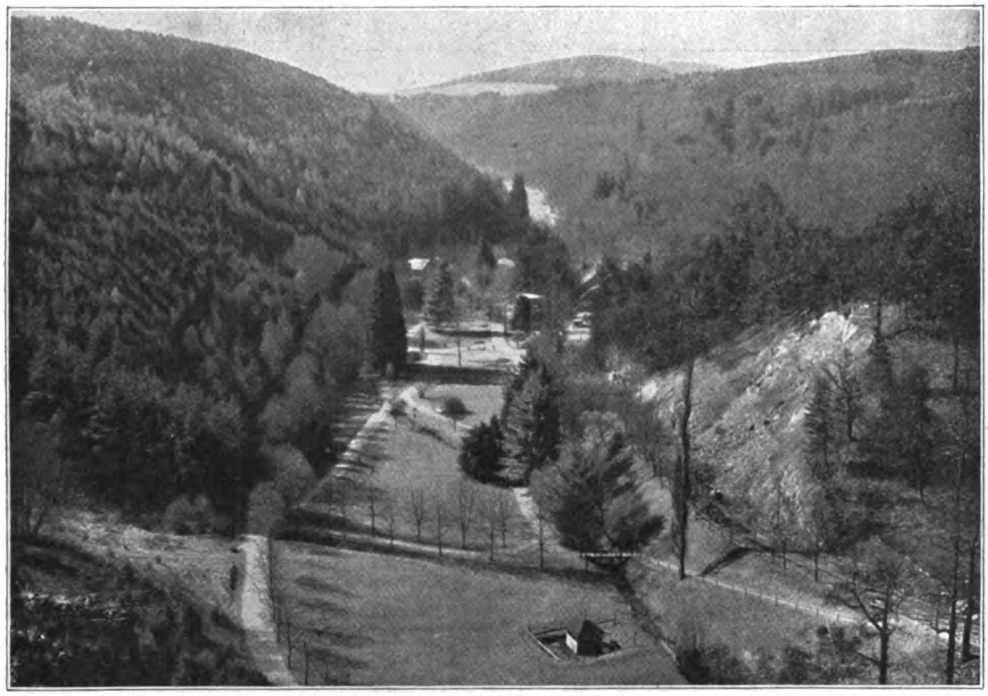
Das im Edderstaubecken verschwundene Dorf Bringhausen
Eigenaufnahme von F. Schubert, Hofphotographen in Bad Wildungen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vollendete fürstliche Badelogierhaus, das in architektonischer Schönheit und monumentaler Wirkung mit den Kurhäusern der glanzvollsten Bäder Europas in die Schranken treten kann.

Von Bad Wildungen aus kann man in einem Nachmittagsspaziergang über malerische Berge und durch anmutige Täler bequem zu Fuß nach der Sperrmauer wandern. Benutzt man die Bahn, so erreicht man in einer knappen halben Stunde die der Sperrmauer am nächsten gelegene Station Buhlen. Von hier aus wandert man zumeist nicht geradeswegs nach der Sperre, sondern zunächst nach dem etwa eine halbe Stunde entfernten Schloß Waldeck, von dessen Höhe aus man den einzigartigen Anblick über das gesamte Sperrgebiet genießt, ehe man zur Sperrmauer selbst hinabgeht. Schloß Waldeck, am Nordostende der östlichsten Edderschleife gelegen, gehört mit seinem altersgrauen runden Bergfried, in dem bis zum Siebenjährigen Kriege das Waldeckſche Landesarchiv aufbewahrt wurde, zu den ältesten und merkwürdigsten Burgen Deutschlands. Auf einem steil ansteigenden Hohlufer am Rande einer Hochfläche, deren Abhang zu beiden Seiten der Burg tief eingeschnitten ist, steigt es auf einem Dolomitfelsen, aus dem es herauszuwachsen scheint, trotzig empor. Wo man sich auch im Sperrgebiet befinden mag, überall grüßt mit erhabener Schönheit und feierlichem Ernst die alte Burg hernieder. Man kann sagen, daß sie das Wahrzeichen des neu erschlossenen Eddertalgebiets geworden ist.

Die Aussicht, die man von hier oben hat, gehört zu den schönsten in ganz Deutschland. Unser erster Blick sucht das helle Gestein der Sperrmauer, das wie ein mächtiges Wehr die weit voneinander entfernten Ufer des Stausees verbindet. Dann ruht unser Auge wie trunken auf dem herrlichen landschaftlichen Bilde zu unsern Füßen, auf der schönen Flußschleife der Edder, über der sich eine Reihe wundervoll bewaldeter, kulissenartig ineinandergeschobener Bergzüge erheben. Nach Nordwesten blickt man bis auf die westfälischen Berge, nach Nordosten bis zum Habichtswald bei Kassel. Das schönste Landschaftsbild bietet der Süden und Südosten. Hier erblickt man den ehrwürdigen Dom der althessischen Stadt Fritzlar, hoch über der Edder, von mittelalterlichen Warten umgeben. Weiter nach Süden steigt malerisch Schloß Friedrichstein empor.



Blick in das Helenental bei Bad Wildungen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schloß Friedrichstein bei Wildungen
Eigenaufnahme von F. Schubert, Hofphotographen in Bad Wildungen

Aber der Wandersmann wird auch, sinnend und früherer Zeiten gedenkend, seinen Blick auf den Stätten ruhen lassen, die wie ein Vineta für immer in den Fluten versunken sind. Da ragt noch an dem rechten Ufer des Eddersees malerisch eine Ruine aus den Fluten empor. Es sind die Mauern der Kirche von Berich, die so hoch stand, daß die Stauwasser sie nicht erreichten. Und wenn man sie anschaut, gedenkt man mit Wehmut der Bewohner, die dem todgeweihten Tal den Rücken kehren mußten. Ihnen mußte ums Herz sein wie den Salzburgern, als sie ihres Glaubens wegen ihre Heimat verlassen mußten. Freilich, hier war es nicht der Glaube, der die Bewohner der lieblichen Gegend von Haus und Hof trieb: es war ein hoher staatlicher Gedanke, eine soziale Idee. Aber dennoch, wenn unser Blick über die Stätten schweift, da einst Menschenfreud' und -leid ihr ewiges Lied sangen, so beschleicht uns wohl die Stimmung des Dichters, der von Schloß Waldeck ins Eddertal hinabsang:

Aber wenn die Abendlüfte
Einst bewegen Schilf und Ried,
Wird noch durch die Wellen zittern
Leis ein ewiges Heimatlied.

Schloß Waldeck am Nordufer des Eddersees
Eigenaufnahme von F. Schubert, Hofphotographen in Bad Wildungen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lore Donowsky

Roman von Gotthard Kurland

II

Wieder war das Haus verwandelt. Von Grund aus. Oder ist es keine Verwandlung, wenn durch die Räume, in denen bisher nur die Erwachsenen gingen, Kinderfüße laufen, wenn die leichten Schrittchen, taumelnd zuerst und überstürzt, dann sicherer und sicherer, aller Ecken und Enden zu hören sind? Oh, über das lustige Leben, das unter solchen Kinderschritten erblüht!

»Komm, Trude!« ruft die Mutter. Sie kniet nieder und breitet dem Kinde beide Arme entgegen. In der rechten Hand hält sie ein Stückchen Biskuit. Wie die Lockspeise für einen kleinen Fisch, der anbeißen soll. »Komm, Trude, hol'!« ruft sie. Und die Kleine kommt getorkelt, gelaufen, gerannt. Dicht vor dem lockenden Ziel gleitet sie aus und fällt zur Erde. Aber sie kümmert sich nicht ums Wiederaufstehen: auf allen vieren kriecht sie der mütterlichen Umarmung entgegen. Um dieser Umarmung willen? Behüte! Einfach, um dies Stückchen Biskuit zu ergattern. Mit hellem Triumphgeschrei.

Aber auch eine Mutter ist nicht ohne Falschheit. Selbst gegenüber ihrem Kinde nicht. Wie die Kleine vertrauensvoll nach dem Biskuit greift, schließen sich die mütterlichen Arme um sie und machen sie listig zu einer Gefangenen. »Erst einen Kuß!« Das mit Biskuit vollgestopfte Mäulchen gewährt ihn, halb widerwillig, halb gnädig. »Noch einen!« verlangt die Mutter. Man kann nicht leugnen, daß dies Verlangen etwas stark ist: schlucken und küssen zu gleicher Zeit — das geht nicht. Fräulein Trude ist aber ein Kind ihrer Zeit und weiß sich zu helfen: sie beendet ihr Biskuit zuerst, gründlich und gewissenhaft, und erledigt dann — en passant — die mütterliche Liebkosung. Und dann ist sie frei. Sie taumelt, gaukelt davon. Wie ein leichter, heller Schmetterling! denkt die Mutter entzückt.

Draußen regnet es, daß die Dachrinnen gurgeln, aber für sie sind alle Zimmer voll schimmernder Helle.

Und in dieser Helle ihres Glücks möchte sie die Arme dehnen und jauchzen vor Freude.

Wer mit einem Kummer, einem Gram, einer Last von Mißmut dies Haus betritt, hat einen stillen, frohen Glanz in den Augen, wenn er es wieder verläßt. Wirklich einmal ein volles, echtes Glück, denkt er, dies Glück der Donowskys. Wie das wohltut, das zu sehen, wo man so viel Talmiglück sieht! Rund umher!

»Man soll doch wahrhaftig niemals prophezeien,« sagte eine von Frau Lores Freundinnen zur andern. »Wer hätte gedacht, daß das eine so glückliche Ehe würde, diese Ehe der Donowskys! Sie erinnern sich doch noch an damals? An den Tag ihrer Hochzeit?«

Jawohl, man erinnerte sich ganz deutlich. So, als wäre diese Hochzeit vor acht Tagen gewesen. Diese reizende Lore, wie die mit diesem Donowsky am Altar stand! So ein Gegensatz! Sie strahlend in Jugend und Schönheit. Er dagegen — großer Gott! Man hätte ja nicht sagen können, daß er so besonders häßlich wäre. Nein, durchaus nicht. Oder gar widerwärtig, abstoßend geradezu. Keine Rede von alledem. Nein, er war nur so völlig alltäglich, prosaisch; er hatte nichts, absolut gar nichts, was Interesse erwecken konnte. Nun gar das Interesse dieses jungen knospenhaften Dinges, das Lore Donowsky damals war!

Ach, die Sache war einfach so, wie sie so häufig ist: das Töchterchen tritt in die Welt. So jung, so frisch. Man meint, sie muß glitzern vor Morgentau. Alle sind entzückt. Oh, dies süße junge Geschöpf! Diese Frühlingsblume! Wenn die mein sein könnte! geht es durch die Seelen.

Aber die Seelen von heute sind dazu erzogen, auf die Stimme der Vernunft zu hören. Und diese Stimme der Vernunft spricht sehr illusionslos, sehr unromantisch. Die Vernunft von heute ist hervorragend befähigt im Rechnen. Frühlingsblume, sagt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie sehr nüchtern, recht gut und schön! Aber lebt sie von der Luft? Oder kleidet sie sich wie die Lilie auf dem Felde? Nein, nicht wahr? Nun also! Dann wäre demnach entweder von ihrer Seite ein disponibles Barvermögen erforderlich oder von meiner. Da aber weder das eine vorhanden ist noch das andre, sondern nichts als mein sehr bescheidenes Gehalt — auf Jahre hinaus noch sehr bescheiden — so ... Schade, es wär' so schön gewesen!

Dann war Donowsky gekommen, der nicht zu rechnen brauchte, der so viel Barvermögen hatte, daß er sich damit das Glück kaufen konnte, das den andern zu teuer war. Und der in jeder Beziehung ein Freier war, wie Eltern ihn sich für ihre Tochter nur wünschen können. Der ein Ehrenmann war, ein »gefesteter Charakter«, dem man daher mit Ruhe sein Kind anvertrauen konnte. Das ist ja doch eigentlich das Wichtigste: zu wissen, daß dieses Kind in sicherem, gutem Schutze sein wird. Lebenslang.

Aber Liebe — wie war's mit der Liebe?

Liebe? Aber natürlich, Donowsky liebte seine schöne junge Braut. Er strahlte vor Verliebtheit. Solche Liebe, solche Verliebtheit vergeht natürlich im Laufe der Zeit. Aber dann ist die Gewohnheit da, die Gewohnheit, sich allzeit das anmutige junge Geschöpf zur Seite zu wissen. Mit der Zeit gewinnt ja diese Gewohnheit so viel Macht, daß sie die Liebe fast ersetzen kann. Nein, darüber, daß Donowsky von dieser Ehe einmal enttäuscht sein könnte, darüber braucht man sich nicht zu beunruhigen. Nicht im geringsten.

Aber die Frau in dieser Ehe? Meint man, sie hat kein Herz, daß man gar nicht nach ihrer Liebe fragt? Glaubt man, sie besteht einzig und allein aus Demut, aus kindlichem Gehorsam? Hier ist der Mann, der dich erwählt hat; du wirst gewiß sehr glücklich mit ihm werden.

Warum sollte sie denn nicht glücklich werden? denken die Eltern seelenruhig.

Sie wird auch glücklich, so glücklich, wie sie glaubt, daß man werden kann. Als Tochter war sie glücklich, sie ist auch glücklich als Frau. Warum auch nicht? Sie wird als Herrin dieses schönen, reichen Hauses von dem Gemahl auf Händen getragen. Sie braucht nur einen Wunsch zu äußern, und in kürzester Frist ist er erfüllt. Was könnte sie denn noch wollen? In den ersten Jahren allerdings fehlte etwas in diesem luxuriösen, komfortablen Hause, eine Kleinigkeit: Kinderlachen, Kinderjauchzen, Kinderübermut. Nun ist auch das gekommen. »Ich bin die glücklichste Frau von der Welt!« sagt die schöne junge Mutter mit jeder Fiber ihres Wesens.

Frau Donowsky machte im stillen ihre Studien. Da waren mehrere ihrer Freundinnen, die seit einiger Zeit sehr gewissenhaft waren in der Abstattung von Besuchen bei ihr.

»Sie trinken keine Tasse Kaffee bei mir, keine Tasse Tee,« erzählte sie lachend ihrem Manne, »ohne über sie durch einen Besuch zu quittieren. Als wenn man hier in Posemuckel oder Krähwinkel wohnte.«

Donowsky lachte ebenfalls. »Sie werden ihre guten Gründe haben,« sagte er.

»Oh, sicherlich! Ich glaube, ich bin auf einmal sehr interessant für sie geworden: bei mir kann man über Rauth sprechen, irgend etwas über ihn hören. Du müßtest nur mal sehen,« fuhr sie fort, »wie amüsant es ist, wenn sie mich über ihn aushorchen wollen. Zuerst sind sie wie die Katzen, die um den heißen Brei herumgehen. Dann fassen sie sich ein Herz. Sie legen mir's so nahe, Rauths Namen zu erwähnen; geradezu auf die Zunge legen sie ihn mir. Ein Gaudium für mich, das alles zu bemerken. ‚Kinder, verstellt euch nicht!' möcht' ich ihnen sagen. ‚Ich merke ja schon, was ihr wollt!' Wenn ich dann so unglaublich dumm bin, daß ich sie absolut nicht verstehe, dann nehmen sie die Sache energischer in die Hand. Sie gehen direkt auf ihr Ziel los. ‚Apropos,' sagen sie, ‚hast du vor kurzem Herrn von Rauth gesehen?' So, als ob er ihnen erst zur Minute einfiele. ‚Ja,' antworte ich dann phlegmatisch, ‚o ja, das habe ich. Vor etwa acht Tagen. Oder 's mögen auch schon vierzehn Tage sein. Nein, wart' mal, das sind erst ...' Diese Ungeduld, wenn ich gar nicht fertig werde mit meiner Antwort — die ist Gold wert, kann ich dir sagen. Dann, ganz unvermeidlich, kommt dann bei allen der gleiche Schluß: Nun, man selber ist ja nicht so leicht in Feuer zu bringen, aber die andern — da ist manche, die auf dem besten Wege ist,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bäume am Wasser

Nach einer Originalaufnahme von Erika Tornow in Braunschweig

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

sich sterblich in ihn zu verlieben. Ich tue ganz überrascht. ‚Nein, wirklich?' frage ich wie aus den Wolken gefallen. ‚Gott, aber natürlich! Das ist doch mit Händen zu greifen!' klingt es aus all ihren Worten heraus. Ich glaube, sie halten mich für blind. Sonst müßt' ich doch sehen, was für ein ungewöhnlich schöner Mann er ist. ‚Seine Figur,' sagen sie, ‚die Eleganz selber! Und dabei so männlich! Sein Gesicht — wundervoll!' Sie zerlegen ihn in seine Bestandteile, sag' ich dir!« lachte sie. »Man hat ordentlich Mühe, ihn sich in der Phantasie wieder zusammenzusetzen. Dabei hat mir noch keine von seinen geistigen Eigenschaften vorgeschwärmt,« fuhr sie fort. »Keine hat gesagt: Er hat eine scharfe, schnelle Intelligenz. Er ist offenbar ein höchst achtbarer Charakter. Er hat eine feine, noble Seele. Nichts! Doch, wart' mal,« erinnerte sie sich, »Otti Weylen hat neulich gesagt: ‚Weißt du, eins hat er in hohem Maße: eine edle, reine Gesinnung. Man kann ihn sich gar nicht vorstellen als krassen Egoisten.' Nun, man muß zugeben, sie hat ihn öfter gesehen als die andern. Und sie ist ja auch von anderm Stoff als sie. Weißt du,« schien ihr plötzlich ein Gedanke zu kommen, »die würden eigentlich ausgezeichnet zusammen passen, die beiden.«

»Gewiß,« gab Donowsky ihr recht. »Das ist gar kein übler Gedanke. Frau Gemahlin als Ehestifterin!« lachte er. »Nun sieh mal einer an!«

»Nein, nein, in allem Ernst,« sagte sie. »Das sind zwei ausgezeichnete Menschen. Man muß doch mal sehen, was sich da machen läßt,« setzte sie humorvoll hinzu.

Nein, diese Pracht! Du Beneidenswerte!« Frau Donowsky griff mit beiden Händen der Freundin um die Schläfen, daß ihre Finger in den Wellen des schwarzen Haares fast verschwanden.

»Wollen wir tauschen?« fragte Fräulein von Weylen.

»Gern!« war die Antwort. »Jede Minute.«

»Ich möchte nicht sehen, was du im Ernst sagen würdest.«

»‚Nimm!' würde ich sagen. ‚Bediene dich nach Belieben. Nur gib mir statt dessen deine nachtschwarzen Flechten, die eigensinnigen Ringel auf deiner Stirn.'«

»Daß wir doch niemals zufrieden sind mit dem, was wir haben!« lachte die andre.

»Niemals!« sagte Frau Donowsky. »Aber weißt du, du begehst einen Fehler: du machst zu wenig aus dieser Gottesgabe. Wenn ich diese Haare und diesen Teint hätte — ich kann dir sagen, ihr solltet erleben, daß ich mich damit zu einer Schönheit machte.«

»Das glaub' ich dir,« erwiderte die Freundin. »Das wäre noch gar nicht einmal eine besondere Leistung von dir.«

»Ach was!« sagte Frau Donowsky. »Komplimente! Na ja, ich weiß, daß ich keine Vogelscheuche bin. Aber zu der Schönheit, die ich köstlich finde, faszinierend geradezu — dazu fehlt mir so gut wie alles.«

»So!?« lachte Fräulein von Weylen. »Mußt du eigentümliche Begriffe von Schönheit haben!«

»Aus Blondheit mach' ich mir wenig,« erklärte Frau Donowsky. »Helles Haar, rosiger Teint — ganz gut! Aber bezaubern tut mich nur ein brünettes Gesicht. Haare, wie du sie hast, Teint, wie du ihn hast!«

»Aber was mir fehlt, wolltest du sagen.«

»Ja, richtig! Also irgendein feiner warmgoldiger Effekt fehlt mir bei dir.«

»Münzen auf der Stirn zum Beispiel, wie die Haremsschönheiten sie tragen,« warf Fräulein von Weylen ein.

»Um des Himmels willen!« entsetzte sich Frau Donowsky. »Nein, keine Romantik irgendwelcher Art! Unser ganzes modernes Leben ist nüchtern, unromantisch im höchsten Grade — unsre Kleidung muß es auch sein. Nein,« fuhr sie fort, »wenn ich dich sehe, denk' ich immer: So ein schmales, feines Oval ... eine Haut, als schiene von innen die Sonne hindurch — mattgoldene Ohrringe sollte sie tragen. Schmale, lange, die bei jeder leisesten Bewegung des Kopfes schaukeln. Von wundervoller Arbeit müßten sie sein, fein ziseliert. Eine große echte Perle mit ihrem weichen Glanz dürfte es meinetwegen auch sein,« setzte sie hinzu.

»Ich glaube, du hast recht,« sagte Otti von Weylen. »Also streben wir erst mal nach den mattgoldenen. Die großen echten Perlen überlassen wir dir.«

»Ich Perlen — ich Blondine? O Liebste, nein, wo denkst du hin!« entsetzte sich die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schöne Frau. »Ich habe viel zu viel Farbe dazu. Gehörte ich zu den blassen Blondinen — ja, dann! Ach, wo hab' ich doch vor kurzem eine Perle gesehen,« fuhr sie fort, »die so wundervoll zu einem brünetten Gesicht stand?« Sie überlegte. »Wo war das doch?« Und sie hielt nachdenkend die Hand über die Augen. »Richtig!« hatte sie in der nächsten Minute gefunden. »Bei Rauth hab' ich sie gesehen. Neulich abend, als er bei uns zu Besuch war. Rauth hatte den einen Arm auf das Rauchtischchen gestützt, das neben ihm stand, und die Stirn im Nachdenken auf die Hand gelegt. Und an dieser Hand hatte er einen Ring mit einer großen Perle. Wie die aussah, die Perle, neben der Stirn, die wie lichte Bronze war — kostbar, sag' ich dir! Und Rauths Teint ist deinem sehr ähnlich,« setzte sie hinzu, »also müßte dir solche Perle ebenfalls ...« Sie blickte von ihrer Stickerei auf. Mitten im Satz brach sie ab: das Gesicht der Freundin war wie von Glut überflogen. Im ersten Augenblick erschrak sie. Hatte sie etwas gesagt, was jener peinlich sein konnte? Aber dann, gleich hinterher, kam ihr ein blitzschnelles Begreifen. Ah, dachte sie, ich verstehe! Und sie sagte neckend, sich vorbeugend: »Das heißt, ich meine, dein Teint ist seinem sehr ähnlich, wenn dir nicht so warm ist wie jetzt.«

»Ja, du hast recht, mir ist warm,« entgegnete Fräulein von Weylen. »Das ist der Sommer,« erklärte sie, die Augen senkend.

»Ja,« wiederholte Lore Donowsky lächelnd, »das ist der Sommer. Natürlich. Der treibt einem das Blut in die Wangen, daß sie glühen.« — —

So, meine liebe Otti, dachte sie eine Viertelstunde später, als das junge Mädchen gegangen war, über dich wär' ich nun genügend unterrichtet.

»Heute bin ich einen ordentlichen Schritt vorwärtsgekommen,« berichtete sie abends ihrem Manne.

»Worin vorwärtsgekommen?« fragte der.

»In der Angelegenheit Otti von Weylen — Herr von Rauth.«

»Ach so!« machte Donowsky. »Richtig, du glaubst ja, daß sich da allerlei arrangieren ließe.«

»Das glaub' ich nicht, das weiß ich,« sagte sie mit Überzeugung.

Es war ein regnerischer Tag gewesen, aber einer jener Sommertage, an denen einem der Regen nicht die Laune verdirbt.

Frau Donowsky klingelte der Bonne. »Die Kleine soll noch hinaus,« sagte sie. »Es ist herrliche frische Luft.« Eine Stunde sollten sie draußen bleiben. Vielleicht würde sie selber auch noch kommen, sie treffen und mit ihnen zurückgehen.

Die Bonne war mit dem Kinde fort, eine Weile schon. Wenn ich sie noch treffen will, wird es Zeit für mich, dachte Frau Donowsky. Sechs Uhr schon. Und sie faltete ihre Arbeit zusammen. Wie sie aus der Korridortür trat, kam ihr Mann die Treppenstufen im Hausgang herauf. »Du kommst schon?« fragte sie.

»Ja,« erwiderte er, »auf heute abend ist vor einer Stunde eine Konferenz angesetzt. Da kann es spät werden. So bin ich jetzt früher gekommen, als ich erst wollte.«

Sie lud ihn ein, sie zu begleiten. Nein, er konnte leider nicht, er hatte für die Konferenz noch einiges vorzubereiten. »Aber sieh, da kommt eine Begleitung für dich,« sagte er erfreut. Sie folgte seinen Blicken, da sah sie Rauth durch den Vorgarten kommen. Nun war er an der Haustür, im nächsten Augenblick war er eingetreten. Die Donowskys gingen ihm entgegen die Treppenstufen hinunter und begrüßten ihn.

»Aber die Herrschaften sind im Begriff, wie ich sehe ...« sagte er. »Da geh' ich sofort wieder.«

Nein, nein, davon wollten die Donowskys nichts wissen.

Auf keinen Fall wolle er stören, erklärte Rauth. »Aber vielleicht dürft' ich die Herrschaften begleiten?«

»Das würde meine Frau allerdings mit Dank annehmen,« sagte Donowsky.

»Gut, gut! Also wenn Gnädigste gestatten ...«

Und Frau Donowsky sagte: »Ja, wenn Sie absolut nicht dafür zu haben sind, mir hier Gesellschaft zu leisten, dann lassen Sie uns gehen.« Sie verabschiedeten sich von Donowsky und verließen das Haus.

»Welchen Weg befehlen Sie?« fragte Rauth draußen.

»Diesen drüben,« bat Frau Donowsky. Von da würde man, erklärte sie, zu den schmalen grünen Wegen kommen, auf denen man wie in einer langen, langen Laube

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geht. Vielleicht traf man dort das Kind, mit dem Fräulein seit fast einer Stunde fort war.

»Das hier ist, als wär's unser Privatpark,« sagte die schöne Frau, »so allein ist man hier oft.«

»Ja,« sagte Rauth, »dies wäre ein famoser Weg für Verschwörer. Wir könnten reden, was wir wollten, keine Menschenseele erführe es.«

Ah, wart' mal, dachte Frau Donowsky listig, diese Gelegenheit wollen wir mal benutzen. Sie sprachen von den verschiedensten Dingen und Personen. So, dachte sie, nun kommen wir auf die richtige Fährte. Wie war das doch gleich? Herr von Rauth kannte doch Frau von Wiebenow, nicht wahr? Die junge Frau des neuen Kollegen ihres Mannes.

Rauth verneinte. Nein, er hatte noch nicht das Vergnügen gehabt.

Wirklich nicht? Ja, hatte er sie denn nicht vor kurzem gesehen? Neulich abend bei den Kellens? Ach nein, richtig, er war ja nicht dort gewesen. Er hatte abgesagt gehabt. Ja, richtig!

»Und was war mit dieser Frau von Wiebenow?« erkundigte sich Rauth.

»Oh, nichts weiter, als daß sie die Welt in zwei Teile teilt.«

»Die ganze Welt?« lachte Rauth.

»Nun, die Welt ihrer Bekannten, besser gesagt.«

»Und wieso in zwei Teile?«

»In zwei Teile, die ganz verschiedener Ansicht sind. Ganz verschiedener Ansicht über Frau von Wiebenow.«

»Natürlich über die weltbewegende Frage,« sagte Rauth: »Ist Frau von Wiebenow schön, oder ist sie es nicht?«

»Natürlich,« antwortete Frau Donowsky. »Was scheint denn der Welt wichtig bei einer jungen Frau, außer ihrer Schönheit?« setzte sie spottend hinzu.

»Das ist richtig. Diese Eigentümlichkeit hat die Welt nun mal.«

»Und nun sollten Sie mir sagen,« fuhr Frau Donowsky fort, »zu welchem Teile dieser Welt Sie gehören: ob Sie Frau von Wiebenow für eine Schönheit erklären oder nicht. Aber da Sie sie nicht kennen ... Aber wissen Sie,« schien es ihr auf einmal einzufallen, »en bloc läßt sich diese wichtige Frage hier doch vielleicht beantworten. Auch ohne daß Sie die Dame kennen. Sie ist erstens brünett, ausgesprochen brünett ...«

»O weh!« warf Rauth ein.

Frau Donowsky horchte auf. »Nicht, was man häufig unter ‚brünett' versteht,« setzte sie eifrig hinzu. »Sie hat nicht diesen groben, gewöhnlichen Typus, den man so oft sieht. Sie ist mehr das Genre von Fräulein von Weylen.« Sie sah Rauth verstohlen von der Seite an. »Fein und schlank ist sie. Wenn auch nicht ausgesprochen elegant, wie Fräulein von Weylen.«

»Ja, ja, ich weiß,« erwiderte Rauth, »viele finden Fräulein von Weylen schön.«

»Sie nicht?« fragte Frau Donowsky erstaunt.

»Nein,« antwortete Rauth. »Wenn ich offen sein darf — nein.«

»Aber wie ist das möglich?« Frau Donowsky fragte es ganz verwundert. »Für mich ist sie eins der schönsten Mädchen, die ich kenne. Oft frage ich mich: Sind die Farben in ihrem Gesicht schöner oder die Formen?«

»Ich will nicht bestreiten, daß sie schön ist,« erklärte jetzt Rauth. »Mißverstehen Sie mich nicht. Aber sie ist — wie soll ich mich gleich ausdrücken? — am einfachsten sage ich wohl: Für mich ist sie nicht schön. Ich empfinde sie nicht als schön, könnte ich auch sagen.«

»Aber können Sie sich das erklären?« fragte Frau Donowsky, noch immer ganz verblüfft.

»Oh, gewiß! Nichts leichter als das! Ich bin selber so ein schwarzer Teufel ...« Rauth schlug sich auf den Mund. »Pardon! Das wollt' ich nicht sagen,« unterbrach er sich lachend. »Aber faktisch — Sie werden fast immer finden, daß die Brünetten die Brünetten nicht zu schätzen wissen, die Blonden nicht die Blonden. Von Ausnahmen selbstverständlich abgesehen.«

»Ja, natürlich, von Ausnahmen abgesehen,« nickte Frau Donowsky.

»Vermutlich wird es mit Fräulein von Weylen dasselbe sein,« fuhr Rauth fort. »Wenn Sie die fragten, würde sie Ihnen wahrscheinlich geradeso sagen wie ich: Brünette Menschen lassen mich kühl, blonde dagegen ...« Er brach ab, wie plötzlich erschrocken.

Frau Donowsky schien das indes gar nicht zu bemerken. »Ja, wahrscheinlich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würde sie das,« sagte sie wie mechanisch, wie versunken in ihre Gedanken. Oh, meine arme Otti! war es ihr gekommen. Da ist gar keine Hoffnung für dich, nicht die mindeste ... Ihr Blick streifte Rauth.

Der hatte sich jetzt wieder fest im Zügel. »Das hat mit rein menschlicher Sympathie natürlich nichts zu tun,« sagte er. »Fräulein von Weylen wird sowohl bei Mitmenschen ihres eignen Inkarnats«, setzte er launig hinzu, »wie bei andern für eine sehr liebenswürdige junge Dame gelten.«

»Nur werden sich von diesen Mitmenschen die brünetten nie in sie verlieben, meinen Sie, wenn ich Sie recht verstehe,« sagte Frau Donowsky, jetzt wieder Herrin ihrer Gedanken.

»Mein' ich, jawohl. Sowenig wie sie ihrerseits sich in brünette verlieben wird.«

Ach, wie schlau Sie sind! dachte die schöne Frau in lustigem Spott. »Vorausgesetzt,« gab sie zu erwägen, »daß sie nicht zu den Ausnahmen gehört, von denen wir soeben sprachen.«

»Ja,« nickte er, »natürlich, das vorausgesetzt.»

»Eigentlich ist das ein interessantes Kapitel,« bemerkte Frau Donowsky nachdenklich.

»Interessant? Ohne Zweifel!« stimmte Rauth bei.

»Aber anderseits nicht absolut erfreulich,« fuhr Frau Donowsky fort, deren Sinnen nicht loskam von Otti von Weylen. »Es kann doch kommen, nehmen wir einmal an, da sind zwei derartig gleiche Menschen — Mann und Frau —, einer von ihnen ist eine Ausnahme von der Regel, der andre nicht. Nun also, wenn einer dieser beiden sich in den andern verliebt, ist das Trauerspiel fertig.«

»Sicherlich,« gab Rauth ihr recht. »Aber bedenken Sie ...« Auf einmal hielt er inne.

»Was soll ich bedenken?« fragte sie erstaunt lächelnd, als er nicht weitersprach.

Rauth antwortete nicht sogleich. Er war gerade bemüht gewesen, sich eine Ausrede zu ersinnen, als Frau Donowskys Lächeln ihn traf. Wie in einem Wirrsal befangen fühlte er sich. Aber im nächsten Augenblick hatte er seine Selbstbeherrschung wiedergefunden. Geraden Weg gehen! ermahnte er sich. Nicht schauspielern, nicht heucheln! Und er sagte: »Aber bedenken Sie, wollte ich gehorsamst zu erwägen geben, was hat dies seltene Trauerspiel zu bedeuten, verglichen mit dem andern, das wir alle Tage erleben! Unerwiderte Liebe — schlimm für den Betroffenen, aber sie wird erlöschen, eben daran, daß sie nicht erwidert wurde. Aber die Liebe, die zwei Menschen faßt wie ein Orkan — wenn die sterben muß, weil sie nicht leben darf ...« Er brach jäh ab.

»Ja,« sagte Frau Donowsky, »das sind diese Schauergeschichten, von denen man hört, von denen man in den Zeitungen liest. Mit Betrug fangen sie an, mit niederträchtigem Verrat. Und mit Selbstmord endigen sie, mit Gift oder Dolch oder Pistole.« Es war ein verächtlicher Ton in den Worten.

»Gewiß,« stimmte Rauth bei. »Schauerromantik gibt's überall. Besonders wo erste Jugend in Frage kommt. Trotzdem ist das eine sehr ernste Angelegenheit — diese Leidenschaft.«

»Ohne Zweifel,« gab Frau Donowsky zu. »Schon allein, wenn man bedenkt, was sie alles zerstört. Sie sagten ‚Orkan'. Das ist die beste Bezeichnung dafür. Wenn man bedenkt, was dieser Besessenheit der Menschen alles zum Opfer fällt! Vor nichts macht sie halt, vor Ehrenhaftigkeit nicht, vor Treue und Gewissenhaftigkeit nicht!«

»Sachte, sachte!« Rauth lächelte. »Sie hat auch ihre Meriten, diese Leidenschaft. Ihre ganz entschiedenen Meriten. Manches Menschenleben wäre eine trübselige Gefangenschaft ohne sie, ein Hindämmern in trostlosestem Dunkel.«

»Manches Menschenleben ist das gerade durch sie,« entgegnete Frau Donowsky eifrig. »Wenn sie auch nur ein einziges Familienglück zerstörte, dies Beste, was wir auf Erden haben, dies reinste, köstlichste Glück von der Welt — so täte sie Schlimmes genug.«

Rauth zuckte die Achseln. »Und wenn sie aufräumt mit dem, was morsch und brüchig ist an diesem oft nur scheinbar Besten, was wir haben?« fragte er.

»Ach, wissen Sie, Herr von Rauth,« sagte Frau Donowsky, humorvoll ausweichend, »wir wollen froh sein, daß wir die Welt nicht zu regieren haben. Und all diese schwierigen Angelegenheiten nicht. Und nichts zu verantworten haben. Wir wollen froh sein, daß wir zu den glücklichsten Menschen der Welt gehören.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Wir?« fragte Herr von Rauth. »Ich glaube, gnädige Frau drücken sich da wieder einmal ein wenig summarisch aus.«

»Oh!« sagte die schöne Frau fast erschrocken. »Rechnen Sie sich denn tatsächlich nicht ebenfalls ...?« fragte sie ganz verwundert.

»Zu diesen glücklichsten Menschen der Welt, meinen Sie? In diesem Augenblick tu' ich das selbstverständlich,« antwortete Rauth galant.

»Ja,« lachte sie, »wenn unser Leben aus Spazierengehen bestände — das glaub' ich, daß einem das gefallen würde. Aber was wollen Sie nur?« fuhr sie neckend fort. »Die ganze Welt liegt Ihnen offen ... mit all ihren Glücksmöglichkeiten. Wer da Pessimist sein will ...« Sie sprach nicht weiter.

»Ist undankbar,« beendete er den Satz.

»Oder wenigstens unpraktisch, wenn Sie gestatten,« sagte sie. »Wo ja doch für jeden Geschmack gesorgt ist ... ausgiebig gesorgt ... Wo man nur zu wählen braucht ...« Mein Gott, sieh dich doch um! dachte sie. Die Welt wimmelt ja von schönen, reizenden Mädchen. Wenn ich nur reden dürfte, nur erzählen ...

»Glücksmöglichkeiten?« hörte sie ihn da sagen. »O ja, die Welt ist voll davon. Sicherlich. Aber es kommen doch nur die für jeden von uns Menschen in Betracht ...« Er schien nach den richtigen Worten zu suchen.

»Die extra für uns geschaffen sind,« warf Frau Donowsky ein.

»Oder für die wir geschaffen sind, wollen wir lieber sagen.«

»Nun, das werden noch unzählige sein.«

»Verzeihung!« entgegnete Rauth. »Das kann eine einzige sein.«

»Wenn wir immense Ansprüche machen,« sagte Frau Donowsky. »Dann gewiß.«

»Machen wir sie, so machen wir sie nicht freiwillig. In diesem Fall bin ich absoluter Fatalist. Ich bin durchdrungen davon, daß wir nicht über uns verfügen, sondern daß über uns verfügt wird. Die große Tyrannin Natur lenkt uns, wie sie will. Wenn wir uns ihr widersetzen, sind wir wie ungehorsame Kinder.«

»Nun, dann seien wir doch nicht ungehorsam!« lachte Frau Donowsky unbekümmert. »Leisten wir doch unsrer tyrannischen Mutter Natur Gehorsam und ‚wählen' wir uns brav und tugendhaft, wen sie für uns bestimmt hat.«

»Sehr schön!« entgegnete Rauth, ebenfalls lachend. »Wenn wir nur nicht durch diese Bravheit und Tugend, durch diesen Gehorsam gegen Mutter Natur gerade mit andern Machthabern in Konflikt kommen könnten! Mit der landläufigen Moral zum Beispiel. Denn es wäre doch denkbar ...«

»Was wäre denkbar?«

»Daß gerade die Glücksmöglichkeit, für die die Natur uns veranlagt hat, bereits nicht mehr zu haben wäre, bereits von andrer Seite in Anspruch genommen wäre. Daß wir also nur als Räuber an fremdem Besitz uns verschaffen könnten, was die Natur uns bestimmt hat.«

»Das wäre allerdings ein fatales Dilemma,« sagte Frau Donowsky leichthin, wie jemand, der über eine Sache spricht, die für ihn persönlich ohne jede Bedeutung ist. »Ja, da wird nichts weiter übrigbleiben ...« Sie stockte und sah plötzlich angespannt in die Ferne. »Oh, da drüben sind sie, Fräulein und das Kind. Lassen Sie uns ein wenig schneller gehen,« bat sie.

Sie gingen schneller und waren jetzt nur noch eine kurze Strecke von den beiden entfernt. »Trude!« rief Frau Donowsky. Das Kind, das zurückgelehnt gesessen und in die Baumwipfel geschaut hatte, stutzte, richtete sich nach vorn und erblickte die Mutter. »Mama!« rief es begeistert. Und der ganze kleine Körper kam in Bewegung. Das Kind angelte mit Armen und Beinen, um sich aus seinem Käfig zu befreien, zerrte ärgerlich an dem Schutzriemen, der es im Wagen festhielt, und schob ungnädig Fräuleins Hand beiseite, die es beruhigen wollte.

Jetzt waren Frau Donowsky und Rauth bei den beiden angekommen. »Oh, ruhig, ruhig, Trude!« sagte die Mutter. »Du brauchst nicht zu Mama zu kommen, Mama ist schon bei dir.« Und sie legte ihre Hand auf die Fingerchen der Kleinen, die jetzt auf der Seitenlehne des Wagens ruhten. Herr von Rauth sah, daß sie leise, wie unmerklich diese kleinen Finger streichelte, daß das Kind unter dieser Liebkosung dann ruhiger und ruhiger wurde, zuletzt den Kopf wieder an die Rückenlehne stützte und wie selig befriedigt in das Gesicht der Mutter blickte. »So, nun scheint alles wieder in Ordnung zu sein,« lächelte sie und blickte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Seite auf Rauth. Aber im nächsten Augenblick sah sie wieder auf das Kind. Mit einer seltsamen Starrheit. »Es ist Zeit, Fräulein,« befahl sie etwas unvermittelt, »fahren Sie das Kind nach Hause.«

»Nun ein gutes Kind sein, Trude!« Sie beugte sich nieder zu der Kleinen. »Nun brav nach Hause fahren! Mama kommt auch!«

»Wenn es Ihnen recht ist,« sagte sie zu Rauth, ohne ihn anzublicken, »so kehren wir gleichfalls um.«

»Aber selbstverständlich!« erklärte Rauth.

»Ich muß nämlich ihre Abendsuppe kontrollieren,« sagte sie wie sich entschuldigend. »Daß sie nicht zu warm und nicht zu kalt ist. Sie begreifen — Mutterpflichten ...«

»Gehen allem andern vor,« nickte Rauth. Und sie machten sich auf den Rückweg.

Die Bonne mit dem Kinde fuhr davon. Es wandte von Zeit zu Zeit das Köpfchen. Dann nickte die Mutter hinüber, und es wandte sich wieder ab. Einmal rief es, sich von neuem umwendend, »Mama!«, etwas heischend, als ob es sich vergewissern wolle, daß die Mutter in seiner Nähe bleibe. Bald darauf wurden Frau Donowsky und Rauth von einer alten Dame überholt, die von einem jener kleinen weißen Hündchen begleitet war, die wie lebendiggewordene Nippessachen durch die Welt laufen. Als das Hündchen, das seiner Besitzerin vorauflief, an der Seite des Wagens angekommen war, sprang es spielend um das Rad herum; die Kleine streckte ihm mit einem Jubelruf das Händchen entgegen. Den ganzen Weg hinunter währte dies muntere Spiel, dies Entzücken des Kindes. Nicht ein einziges Mal mehr sah es sich nach der Mutter um.

»Es scheint, gnädige Frau sind jetzt entbehrlich geworden,« lächelte Rauth.

»Gewiß,« antwortete Frau Donowsky, »mit einem lebenden kleinen Hunde kann ich nicht konkurrieren.« Ein munterer Ton war in den Worten, aber Rauth merkte, wie sie sich bemühen mußte, bei der Sache zu sein.

Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, bis sie an Donowskys Hause angekommen waren, wo Rauth sich empfahl.

Frau Donowsky war in das Zimmer ihres Mannes getreten, er saß noch an seinem Schreibtisch. Als er sie hörte, legte er die Feder aus der Hand, wandte sich in seinem Stuhl zu ihr herum und fragte: »Schon zurück?«

»Schon?« sagte sie. »Abendbrotzeit für Trude. Sie ißt bereits ihre Suppe. Übrigens — Rauth läßt sich dir empfehlen natürlich,« fügte sie hinzu.

»Danke schön!« erwiderte er, eine Seite umschlagend.

Sie setzte sich in ihren Stuhl neben dem Schreibtisch, wo sie zu lesen pflegte, und griff zur Zeitung. »Neues?« fragte sie obenhin.

»Wenig Neues,« antwortete ihr Mann. »Und wenig von Bedeutung.«

Frau Donowsky durchflog die Zeitung. »Laß dich nicht stören,« warf sie hin.

»In fünf Minuten bin ich fertig.« Und er schrieb weiter.

Bald darauf war er gegangen. Er würde zum Tee nicht zurück sein können, hatte er bedauert, sie möge entschuldigen, wenn er sie allein essen lasse.

»Dienst geht vor,« hatte sie erwidert. Dann war sie allein geblieben.

Was war das nur heute? Eine drückende, lastende Schwüle lag auf ihr. Sie öffnete ein Fenster und lehnte sich hinaus. Keine Spur von Schwüle; kostbar frisch und rein war die Luft, und das Laub duftete, daß man diesen Duft in tiefem Atmen genoß. Hier und da leuchtete eine Laterne durch das beginnende Dunkel, ab und an klang, fast zu einem Murmeln gedämpft, das Geräusch des brausenden Lebens aus der Ferne. Friede überall. Wo war denn diese Unruhe, die sie empfand?

Sie schloß das Fenster und zog die Vorhänge zu. Dann klingelte sie, daß man die Lampe bringe. Einen Augenblick empfand sie das weichverhängte Licht wie eine wohlige Ruhe. Aber die Unruhe war sofort wieder da. Da erschrak sie. Sie war ja nicht um sie her, diese Unrast, irgendwo, nah oder fern; sie war in ihr, klopfte ihr in den Pulsen, brannte ihr in den Adern. Da war doch nichts als dieser Spaziergang vorhin! Und der war die alltäglichste Sache von der Welt gewesen. Mit dem Plaudern, wie es zwischen guten Bekannten Brauch ist, mit dieser Debatte über ... ja, über was doch gleich? Sie sann nach. Ach, richtig, über das, was von Natur unser Recht ist, was aber andre uns schon vorweggenommen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben. Es war eigentlich eine ganz interessante Unterhaltung gewesen — aber wenn man nur so halb hinhört, weil man immer mit den Augen auf der Suche ist nach Fräulein und dem Kinde, dann ist diese interessante Unterhaltung eigentlich verschwendet. Ob Rauth gemerkt haben mochte, daß sie zerstreut gewesen vorhin? Das wäre beschämend für sie, denn es gibt nichts Unhöflicheres, als zerstreut zuzuhören.

Wie hatte diese Debatte geendet? Sie mußte doch irgendeinen Abschluß gehabt haben. Wie war es doch gewesen? Richtig, sie hatte sie beendet: sie hatte plötzlich, weit hinten auf dem Wege, Fräulein und das Kind entdeckt. Sie hatte es Rauth gesagt und gebeten, daß sie etwas schneller gehen möchten, um die beiden zu treffen. Ach, wie das nett gewesen war, wie die Kleine sie gesehen hatte! Wie sie mit ihren kleinen Gliedern gearbeitet hatte, um zur Mutter zu kommen! Und die reizende bitterböse Miene, als sie aus ihrem kleinen Käfig nicht herausgekonnt!

Wie es dann geglückt war, das Kind zu beruhigen ... wie das Kind sie angelächelt: So, nun ist alles gut! Dann hatte sie Rauth angesehen, triumphierend, als wolle sie sagen: Oh, wir verstehen uns auf unsre Mutterpflichten! Wir sind unsern Aufgaben gewachsen! Aber dann ... wie ein Schwindel war es über sie gekommen. Rauth hatte auf sie geblickt ... mit einem Ausdruck ... so versunken, so selbstvergessen ... und so sterbenstraurig. Frau Donowsky blieb stehen. Sie lehnte am Kamin, beide Hände hielt sie auf ihre Augen gepreßt. Dann sank sie in den Sessel, der neben ihr stand. Was war das gewesen?

Sie suchte sich zur Ruhe zu zwingen. Ah, nun, das war nichts, suchte sie sich zu überreden. Was ging sie der Ausdruck seiner Augen an? Wer sagte ihr, daß dieser Ausdruck ihr gegolten? Vielleicht hatte Rauth seine Gedanken ganz woanders gehabt als bei ihr. Man denkt an eine Person, an eine Sache — und die Gedanken spiegeln sich auf dem Antlitz. Wenn man in diesem Augenblick diesen Ausdruck gewahrt, nun, so stutzt man, weil man nicht bedenkt, daß er nichts mit dem zu tun hat, was der Betreffende gerade spricht oder womit er beschäftigt ist. Ja, so war es gewesen.

Aber seltsam: wie eine Lähmung hatte es auf ihr gelegen, die ganze Zeit über, während sie an seiner Seite den Weg zurückgegangen war. Und dann, als Rauth sich verabschiedet hatte — er hatte sie nicht voll angesehen dabei —, da war es über sie gekommen, daß sie hätte bitten mögen: Sagen Sie mir, was Sie quält! Wenn ich Ihnen helfen kann ... wie eine gute Schwester dem Bruder ... Aber dann war diese weiche Stimmung plötzlich verflogen: Rauth hatte wieder seine gewohnte Miene gehabt, in gewohnter Weise hatten sie sich getrennt. »Ihr ergebenster Diener, meine gnädige Frau! Bitte um angelegentliche Empfehlung an Herrn Gemahl!« Und sie hatte ebenso konventionell gesagt: »Danke schön, Herr von Rauth! Auf Wiedersehen!« Redensarten, auf beiden Seiten. Formen, die unantastbaren Formen der guten Gesellschaft.

Ach, sie sind gut, diese Formen! dachte sie. Fest und sicher. So fest und sicher, daß man sich an ihnen halten kann, wenn man einen Halt braucht. Sie mußte lächeln. Halt? Brauchte sie einen Halt? Wer umgeben ist von allem Glück des Lebens, der ist geborgen für alle Zeit. Der hat so viel Halt und Ruhe in diesem Glück, in sich selbst ...! Sie stand wieder auf. Ruhe? dachte sie spöttisch. Ja, sie hatte so viel Ruhe, daß es sie nicht fünf Minuten auf ihrem Platze litt, daß sie in ihrem Zimmer auf und ab gehen mußte wie eine Gefangene in ihrer Zelle.

Sie nahm eine Arbeit zur Hand, diese Stickerei für das Kleid der Kleinen. Licht war sie, gedämpft und weich in der Farbe; dem blonden Geschöpfchen würde sie gut zu Gesicht stehen. Sie sah das kleine Antlitz, hell und klar wie eine zarte, frische Blüte; sie sah die strahlenden Augen, die lachenden Lippen, zwischen denen die Zähnchen schimmerten, schmal und weiß wie Reiskörner. Mein eigen! dachte sie. Ganz mein eigen! Daß ich es in meine Arme schließen kann, sein Köpfchen an meine Wange lehnen, mit Küssen bedecken, mit Streicheln und Liebkosen.

Was auch sein mochte ... was auch kommen mochte ... den Glücklichsten kann doch ein Unglück treffen, natürlich — dies Kind würde immer ein Glück für sie sein, reich und unermeßlich. Sie versenkte sich in dieses Glück, in all die Herrlichkeiten, die kom-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

men würden. Heranwachsen würde das Kind, kluge, verstehende Augen haben, einen sinnenden Ausdruck um den feingeschnittenen Mund. Und fest an ihr Herz wachsen würde es: Meine liebe, geliebte Mutter! Eins würden sie sein, untrennbar.

Sie mußte lächeln. Untrennbar? Einmal wohl würden sie sich trennen. Mit Tränen in den Augen, aber mit Tränen des Glücks. Das würde sein, wenn diese kleine Trude, schön und reizend in blühender Jugend, sich verheiraten würde, Abschied nehmen von Vater und Mutter, hinausziehen, vielleicht in weite Ferne. Nach Hause zurückkehren würde sie dann nur noch als Gast, auf kurze Wochen nur vielleicht. So wie sie selber gelegentlich nach Hause zurückkehrt ... mit offenen Armen empfangen — aber als Gast. Fest eingewurzelt ist man dann nur noch im eignen Heim, an der Seite des Gatten.

Seltsam, dies Verwachsensein mit einem andern Menschen, einem zweiten Ich! Und seltsam die Unentrinnbarkeit aus diesem neuen Leben! Alles vergeht, alles wandelt sich; nur die Ehe zwischen zwei Menschen soll sich nicht wandeln. Fest soll sie stehen, fest und starr wie ein Fels. Sie hatte einmal mit einer Freundin hierüber gesprochen. »Selbstverständlich!« hatte die gesagt. »Wenn wir uns trennen sollten, mein Mann und ich — wir würden verbluten. Wir könnten nicht mehr leben einer ohne den andern.« Sie fand sie ein wenig überspannt, diese gute Franziska. Natürlich, die hatte keine Kinder, da tastet die Seele nach einem Halt. Nach einem Trost. »Ich hätte gar keine Kinder brauchen können,« hatte die ihr ein andermal gesagt, »ich hätte keinen Funken Liebe für sie übriggehabt; jede Faser meines Herzens gehört meinem Mann.« Schrecklich! hatte es Frau Donowsky durchzuckt, doch sie hatte kein Wort gesagt, aus Furcht, der andern wehzutun. Aber wenn sie sich vorstellte, daß alles, was sie an Glück hätte ... Ah, man konnte sich eben nicht vorstellen, wie es sein würde, wenn man dies Kind nicht hätte, dachte sie. Sie sah ihren Mann, wie sie ihn vorhin gesehen. Er saß da, das Gesicht über seine Akten geneigt. Er arbeitete. Ruhig, stetig, unangestrengt. Er sprach kaum je über sein Tagewerk; das war wie alles, was sein muß, was sich nicht umgehen läßt. Höchstens daß er ihr über einen Ärger berichtete, den der Dienst mit sich gebracht, über eine Verfügung des Vorgesetzten, die ihm nicht eingeleuchtet hatte.

Und sich vorzustellen: Das geht nun so weiter im gewohnten Gleis. Unablässig bis zum Ende! Die Jahre kommen, verweilen, vergehen. Eins nach dem andern. Und jedes dieser Jahre läßt seine Spur zurück: eine neue Runzel um die Augen, eine weitere Falte auf der Stirn, eine Überstäubung von Haar und Bart wie mit Asche. Jedes dieser Jahre bringt seinen Jahresring, wie bei einem Baum.

Aber auch noch andres bringen die Jahre, gewiß: Titel, Orden, noch höhere Stellung, noch höhere Ehren. Und sonst nichts? Da ist kein Ausblick auf Neues, noch Unbekanntes? Nein, man weiß alles voraus, man kann alles, was in der Laufbahn des Mannes geschehen wird, abzählen wie die Sprossen einer Leiter. Steigen, steigen, unablässig, bis zur höchsten erreichbaren Spitze. Dann ein Ende, ein Ausruhen von den Lasten und Mühen, ein Abgetansein.

Und nirgend eine Erneuerung, nirgend eine Auffrischung — keine Zukunft!

Wenn sie keine Zukunft hätte, wenn nicht die lachenden Augen ihres Kindes mit ihrem Glänzen alles erhellten — zum Sterben traurig wäre das. Und da gibt es Frauen, denen ist dies höchste Glück der Welt, als wäre es ein Nichts. Es gibt Herzen, die sind, als wären sie tot, dachte Frau Donowsky.

Die Uhr auf dem Kamin schlug elf: Schlafenszeit. Nur noch ein Blick auf das schlummernde Kind — dann schlafen. Bis zum frühen Morgen, wo das helle Stimmchen sie zu einem neuen glücklichen Tage weckt.

Als Frau Donowsky am andern Morgen erwachte, war sie nicht frisch wie sonst, nicht so köstlich ausgeruht.

Sie konnte sich diese Müdigkeit, diese Unfrische nicht erklären. Sie hatte doch fest geschlafen, hatte nicht zwischendurch gewacht. Und keine schweren Träume hatten sie gequält. Hatte sie denn überhaupt geträumt? Sie sann und sann.

Ja, wart' mal, wie war das doch gleich? Natürlich hatte sie geträumt. Dieser Traum war gewesen, war gegangen, aber einen Hauch von Erinnerung hatte er in dem er-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wachenden Bewußtsein zurückgelassen. Da ... da wußte sie, wie es gewesen. Von Rauth hatte sie geträumt, von ihrem gemeinsamen Wandern gestern über den einsamen Weg. Eng war dieser Weg, grün verwachsen, eine Wildnis fast. Die Äste der Bäume waren so tief heruntergeneigt, das Unterholz war wie ein Dickicht gewesen. Nur für sie beide war Platz, hindurchzugehen. Und Rauth hatte gesprochen. Und sie hatte ihm zugehört. Er hatte gesprochen von dem, was von Natur unser Recht ist, was sie uns, ihren Kindern, schenkt an Glück. Mit freigebiger, gütiger Hand. Sie will, daß wir ihren Willen tun, daß wir glücklich sind. Unermeßlich glücklich. Aber die Menschen wollen es nicht. Sie werfen Hindernisse auf unsern Weg, auf denselben Weg, den die Natur uns zu gehen befiehlt.

»Ach, wir Ärmsten!« hatte sie spottend erwidert. »Wie wir uns mühen müssen um unser bißchen Glück!« Und dabei hatte sie gedacht: Wir brauchen ja nur die Hände offenzuhalten, ganz voll werden sie von Glück. So viel Glück können wir gar nicht in beiden Händen halten, es läuft uns über diese Hände hinunter wie eine Flut von Gold. In breiten Strömen. Sehen Sie nur! Jubilierend hatte sie es gesagt, triumphierend, und zu ihm aufgeblickt. Da war sie jäh erschrocken, denn er hatte sie angesehen mit einer so tiefen Traurigkeit. »Ja, Sie sind glücklich,« hatte er leise gesagt. »Aber wir andern ... wir andern ...!«

Mehr wußte sie nicht von diesem Traum, so viel sie sich auch mühte, sich zu erinnern.

Dann kamen die Stunden des Tages, eine nach der andern. Strahlend kamen sie, die ersten noch mit einer leichten Frische von der Kühle der Nacht. Dann, wie es später wurde und die Sonne höherstieg, verschwand diese Frische, und die Ahnung eines heißen Tages lag in der Luft.

»Heut wird eine tolle Hitze werden,« sagte Donowsky, als er zum Frühstück kam. »Schade, gestern war ein so schöner Tag gewesen durch den Regen am Morgen.«

»Ein herrlicher Tag!« antwortete seine Frau. Und ihr war, als spüre sie noch diese kostbare Kühle, die gestern auf dem schmalen grünen Wege ihr auf den Wangen gelegen hatte.

Übrigens — man hatte von Rauth gesprochen gestern abend, erzählte Donowsky ihr beim Mittagessen.

»Was denn?« fragte sie, während sie weiteraß.

»Man glaubt, daß er eine famose Karriere machen wird. Er soll außerordentlich begabt sein.«

Frau Donowsky nickte. »Er ist sehr intelligent,« sagte sie. »Von schneller Auffassung.«

»Man meinte, er würde wohl demnächst auswärts Verwendung finden,« fuhr Donowsky fort.

Seine Frau sah überrascht auf, wie erschreckt. »Auswärts?« fragte sie ganz erstaunt, so als glaube sie, nicht richtig verstanden zu haben.

»Ja,« antwortete er, »auswärts. Er soll gerade schwierigen Aufgaben gewachsen sein. Durch die besondere Art seiner Veranlagung. In erster Linie durch eine ausgesprochene Diskretion, ein ausgesprochenes Taktgefühl.«

»Zweifellos würde er jeder Anforderung in dieser Beziehung gewachsen sein,« fiel es ihr von den Lippen. Wie eine Redensart klang es, bei der man kaum mit seinen Gedanken ist.

»Hast du ihn schon so genau studiert?« lächelte Donowsky.

»Genau studiert? Nein, das nicht gerade. Aber das ist ja auch nicht nötig. Ohne jedes Studium weiß man ja doch, ob jemand Taktgefühl und Diskretion besitzt.«

»Gewiß!« gab ihr Mann ihr recht.

»Das dringt gewissermaßen aus allen Poren,« setzte sie hinzu.

»So wie mir heute die Hitze,« lachte Donowsky. »Sapperment ja,« fuhr er fort, »ist das draußen eine Glut geworden! Hier drinnen spürt man nichts davon.«

Spürt man nichts davon? hätte sie fast gefragt. Mir ist heut zum Ersticken! dachte sie.

Als sie beim Nachtisch angelangt waren, griff Donowsky geheimnisvoll lächelnd in seine Brusttasche. »So,« sagte er, indem er einen Brief hervorzog und vor seiner Frau niederlegte, »hier ist noch ein Extradessert für dich.«

»Oh, von Mama!« freute sie sich. Sie öffnete eilig den Brief und überflog ihn. »Sie kommen!« jubelte sie. »In einer Woche sind sie hier!« Wie befreit fühlte sie sich, befreit von einem Gefühl hilfloser Angst.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ja, Oberst Thomssen und seine Frau kamen. Sie wollten nur kurze Station bei den Donowskys machen, sie mußten eilen, zu ihrer Kur nach Wildbad zu kommen. Aber acht oder zehn Tage konnten sie schon erübrigen. Nein, so einfach durchreisen durch Berlin — sie dachten nicht daran. Womöglich Tochter und Schwiegersohn zum Bahnhof bestellen, damit man sich eine halbe Stunde in Eile und Ungemütlichkeit sehen könnte, nicht wahr? Man hätte knapp das Wichtigste miteinander sprechen können. Und das Kind — von dem würde man dann überhaupt nichts haben. Die Bonne würde es auf dem Arm halten, es würde Großmama und Großpapa Händchen geben, Kußhand machen und all die andern kleinen Scherze vorführen, zu denen die Kleinen abgerichtet werden wie junge Pudel zum »Schönmachen«. Und auf einmal: Einsteigen!

Behüte, das wäre ja nicht der Rede wert gewesen! Nein, Großmama mußte ihr abends ihre Suppe geben dürfen, sie zu Bett bringen können, ihr ein Gutenachtlied summen, bis die blauen Augen müde werden, kleiner und kleiner, endlich sich schließen.

Und Großpapa? Er würde sie auf seine Knie setzen, sie reiten lassen, lustig, wild, wie ein Reiter zu Pferde reitet. Hurra!

Ach so, nein, kam es dann dem alten Herrn fast demütigend zum Bewußtsein, sie ist ja kein Junge! Na, da mußte man mal sehen — vielleicht ... hoffentlich ... es gibt ja welche unter dem Kleinkindervolk, einerlei, ob Mädchen oder Knaben — die sind wie die tolle Jagd. Oberst Thomssen rieb sich vor Vergnügen die Hände. »Das wird ein Spaß werden!« sagte er aus seinen frohen Gedanken heraus.

»Wieso Spaß?« fragte seine Frau. »Meinst du, Spaß mit Lore und Kurt?«

»Das auch,« antwortete der Oberst ein wenig verlegen, »o gewiß, das auch. Aber eben dachte ich gerade zufällig an dies kleine Teufelsfrauenzimmer.«

»Ich dachte auch gerade daran,« sagte die alte Dame mit verweisendem Blick, »an dies kleine Engelsfrauenzimmer.«

Nun waren sie da, die alten Herrschaften. Sie waren feierlich vom Bahnhof eingeholt. Fast wie Fürsten. Nur nicht gerade mit vier Pferden.

Als bei der Einfahrt des Zuges die alte Dame aus dem Fenster geblickt, hatte sie Donowsky und seine Frau gleich gesehen. »Da sind sie!« hatte sie ins Abteil zurückgemeldet. »Wer sie?« hatte der Oberst gefragt. »Lore und Kurt,« war die Antwort gewesen. »Ach so!« hatte der Oberst erwidert. Darauf hatte er sich zum Aussteigen Zeit gelassen. Sacht, sacht! Daß er sich nicht die eine schmerzhafte Podagrazehe stieß!

Dann war die erste Begrüßung vonstatten gegangen, genau so, wie diese ersten Begrüßungen vonstatten zu gehen pflegen.

»Und die Kleine?« fragte Oberst Thomssen, kaum daß diese Begrüßung vorüber war.

»Die schläft,« antwortete seine Tochter. »Damit sie sich nachher in rosigster Laune vorstellen kann.«

»Aha!« machte der alte Herr gutlaunig. »Sie geruht, zu ruhen. Na, wenn's nicht zu lange dauert ...«

Oh, behüte! Wenn man fertig sein würde mit dem Mittagessen, könnte sie zum Dessert herumgereicht werden.

»Statt der süßen Speise?« warf der Oberst ein.

»Nein, außerdem noch,« lachte Frau Donowsky.

»Na, unser gutes Berlin scheint ja noch immer auf demselben Fleck zu stehen,« sagte der alte Herr, als sie durch die Straßen fuhren.

»Ich bin neugierig auf eure neue Wohnung,« setzte seine Frau hinzu.

Nun hielt die Droschke. Diener und Hausmädchen kamen, um das Gepäck hereinzuholen; die Angekommenen stiegen aus. Der Oberst blickte die Reihe der Parterrefenster entlang. »Nein, nichts zu sehen,« erklärte er. »Sie scheint noch immer zu schlafen.«

Drinnen auf dem Korridor wollte er auf den Fußspitzen gehen; aber dann fühlte er unter seinen Tritten den weichen Läufer, der jeden Schritt unhörbar machte, und dachte: Ach nee; sie kann uns nicht hören, sie schläft ruhig weiter.

Die Eltern wurden dann von der Hausfrau in die Gastzimmer geführt. Wenn sie sich erfrischt haben würden, wollte man gleich zu Tisch gehen.

»Ihr werdet hungrig sein nach der langen Fahrt,« sagte Donowsky.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Wie die Wölfe!« erklärte sein Schwiegervater.

Dann, einige Minuten später, betraten die Thomssens erfrischt, ein wenig nach Kölnischem Wasser duftend, das große, luftige, halbdämmerige Eßzimmer. »Alle Wetter,« rief der Oberst, »soll hier 'n Regiment verfuttert werden?«

»Nicht wahr, wir haben Platz hier?« lachte der Schwiegersohn, indem man sich zu Tisch setzte.

»Du, Alte,« sagte der Oberst, »wie das der Lore jetzt bei uns vorkommen muß, was meinste?«

»Wie zu Hause,« erklärte Lore, die Suppe aufschöpfend.

»Das sollt' ich auch meinen,« sagte Frau Thomssen überzeugt. »Das Elternhaus mag noch so bescheiden sein — es bleibt doch immer das Elternhaus.«

»Nu ja. Aber wenn sie's doch so gewöhnt ist, so opulent ...« Der alte Herr beschrieb mit dem rechten Arm einen großen Bogen, der das ganze Zimmer gleichsam zusammenfaßte.

»Sag' mal, Kurt,« fragte er dann, »wenn ihr Gesellschaften gebt, dann braucht ihr wohl nicht mal auszuräumen?«

»Nicht die Spur,« antwortete Donowsky. »Übrigens,« setzte er hinzu, »große Gesellschaften geben wir ja auch nicht. Unsre paar guten Freunde haben hier Platz.«

»Na, nu sieh mal,« sagte der Oberst gutlaunig, »wie die Welt doch verdreht ist! Weiß Gott! Wenn ich dran denke, wie das früher bei uns war, wenn wir unsre Regimentsabfütterungen hatten — das ganze Haus stand auf'm Kopf.«

»Ach, wißt ihr, das war gar nicht so übel, das war ganz amüsant,« sagte Frau Donowsky. »Es war immer so ein kleiner Umzug.«

»Schlimmer!« behauptete der Oberst. »Viel schlimmer!«

Man lachte.

»Nee, nee, wirklich,« sagte er, »'n Umzug — das 's 'ne feste, bestimmte Sache. Einladen den ganzen Kram, Wiederausladen — fertig! Aber wenn man so'n Umzug in der Wohnung hat — das soll der Deubel holen! Kein Zimmer kennt man wieder, alles durcheinander! 's is 'n helles Wunder, wenn man abends sein Bett findet. Und wenn man's glücklich gefunden hat, dann ist man noch gar nicht mal sicher, daß man auch 'reinkann, daß es nicht ganz zugebaut ist. Von Stühlen und Tischplatten und sonst so'n Kram.«

»O gewiß, ihr habt's gut,« nickte seine Frau. »Ihr seid zu beneiden. So viel Platz haben, ist bequem. Und Bequemlichkeit ist doch schließlich im Hause die Hauptsache.«

»Nee, die Hauptsache im Hause ist das, was da kommt!« rief strahlend der alte Herr. Die Tür vom Korridor her war aufgegangen, und etwas Weißes, Blondes, Lichtes kam hereingetaumelt. Aber dicht an der Tür blieb die Kleine verschüchtert stehen, wandte sich nach der Bonne um und versteckte sich hinter deren Schürze. »Ganzes Regiment, marsch!« rief der Oberst hinüber. Aber ohne den geringsten Erfolg.

»Siehst du,« sagte etwas spöttisch seine Frau, »mit dem Kommando allein ist's nicht immer getan.« Und sie nahm eine Süßigkeit von der Schale und hielt sie dem Kinde entgegen.

Das wirkte zauberhaft. Das Kind ließ die Bonne stehen und kam gelaufen. Und es pickte das Bonbon, wie ein Hühnchen ein Korn pickt. Dann besah es sich das Gelände, in das es sich begeben hatte, in der Nähe. Es blickte vom einen zum andern, mit dem forschenden Kinderblick, der unbestechlich ist. Aber Großmutter und Großvater gingen ganz ehrenvoll aus diesem Examen hervor: man würde sich mit ihnen schon gut vertragen.

Großmama nimmt Trude auf den Schoß und gibt ihr mit dem Löffelchen Weingelee. Die Kleine streicht gnädig den Tribut ein. Aber Großpapa wird neidisch. Wart, das woll'n wir schon machen! denkt er triumphierend. Talente haben, ist nicht genug, man muß sich ihrer auch gerade zur rechten Zeit erinnern. Und er nimmt ein Stückchen Brot und knetet ein Vögelchen daraus. »Sieh mal, Trude, was ist das?« — »Piep!« sagt das Kind ohne Besinnen. — »Richtig!« freut sich Großpapa. »Aber nun paß auf, Trude!« Großpapa knetet weiter, und Trude schaut zu. Höchst interessiert, andachtsvoll. »Wauwau!« ruft sie nach einer Weile beseligt und streckt die Hand aus. »Nein, noch nicht!« sagt der Oberst, »Wauwau hat erst drei Beine.« Die Kleine fingert ungeduldig nach dem Hündchen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Ach, gib's ihr doch!« bittet seine Frau. »Erst muß Wauwau fertig sein,« sagt Großpapa.

Da fällt Großmama zum Glück ihre Uhrkette ein. »Was ist denn das, Trude?« fragt sie. »Sieh mal, Trude, was Großmama hat!« Und sie läßt die lange goldene Uhrkette verlockend vor den Augen der Kleinen schaukeln. Das Kind greift mit beiden Händen nach dem Spielzeug, um es zu fangen. Aber die Kette schaukelt und schaukelt und läßt sich nicht fangen. Das Kind greift wieder und wieder — nichts! Wie ein Katze-und-Maus-Spiel ist's. Das Kind wird eifrig und eifriger, die Augen glänzen. Jetzt — patsch! Beide Fäustchen schließen sich fest um die Kette, und das Kind lacht in Siegesübermut. »Nun hat Trude Großmama die Kette gestohlen! Nun hat die arme Großmama keine Kette mehr!« Und Großmama schluchzt hinter den vorgehaltenen Händen. Das Kind lacht und lacht und hält seine Beute fest.

»So, nun ist Wauwau fertig!« sagt da Großpapa. »Nun sieh mal, Trude!« Und Trude läßt Großmamas Uhrkette fahren mit einem Ruck und klettert zu Großpapa hinüber. »Wauwau!« ruft sie zärtlich und entzückt. »Na, wer ist jetzt Nummer eins!« fragt der stolze Blick des Obersten. Und Trude streckt die Händchen aus, um Wauwau ans Herz zu drücken.

Sachte, sachte! wollte Großpapa gerade rufen, da war das Unglück schon geschehen. Die kleine Faust öffnet sich wieder — lauter Krümel! »Oh!« sagt traurig verwundert der kleine Mund. Alle müssen Trudes Hand sehen und den gemordeten Wauwau und »Oh!« sagen. Da wird sie wieder vergnügt und lacht.

»So, das war die Antrittsvorstellung, nun wollen wir uns den Herrschaften empfehlen.« Und ehe das Kind sich's versieht, sitzt es hoch auf Mamas Arm, die mit ihm zur Tür geht, um es der Bonne zu übergeben. »Nun ade sagen!« befiehlt Mama und bleibt mit ihm in der offenen Tür stehen. Und die Kleine schickt von ihrem erhöhten Platz ihre Kußhändchen hinüber wie eine Primadonna ins Parkett.

»So, nun sind wir den Störenfried los!« Frau Lore kommt zurück und setzt sich wieder.

»Ach was — Störenfried!« sagt Oberst Thomssen. »Das 's doch 'n Pläsier, so 'ne kleine Krabbe!«

»Und zu denken, daß wir das nun alle Tage haben werden!« lächelt seine Frau.

»Alle Tage, gewiß!« erwidert die Tochter. »Aber jetzt habt ihr nun erst mal euer Nachmittagsschläfchen.«

Nach dem Nachmittagsschlaf traf man sich zum Tee auf der Veranda. Ob man gut geschlafen hatte? Prächtig. Ob man ganz ausgeruht war von der Reise? Aber versteht sich, man war munter wie 'n Fisch im Wasser.

»Nun eine Tasse Tee, Lore — das 'n Labsal!« sagte der Oberst.

Seine Tochter wußte noch von Hause her, wie er den Tee liebte. »Versuch' mal, ob er dir so recht ist,« sagte sie und reichte ihm die Tasse.

»Brillant!« erklärte der Vater. »Ihr scheint mir auch zu den Häusern zu gehören, wo man Tee von heißem Wasser unterscheiden kann. In den meisten Häusern können sie das nämlich nicht,« setzte er ingrimmig hinzu.

»Aber in den meisten Häusern können sie darum auch besser schlafen als in unserm,« wandte Frau Thomssen ein.

»Ach, besser schlafen oder besser wach sein — das kommt in der Annehmlichkeit auf eins hinaus. Ich bin ganz zufrieden, wenn ich 'n guten Tag habe. 'ne gute Nacht — wenn's nich is, dann is es nich. Dafür hat man seine einige siebzig auf'm Rücken. Andre haben noch ganz andre Molesten in meinem Alter. Bedenkt mal, wie famos ich noch hören kann! Und dann sehen — durch die Wand durch sozusagen! Und außerdem — wenn ich nicht dies bißchen Podagra hätte — dann könnt' ich noch springen wie der jüngste Fähnrich. Was will man mehr!«

»Nun gewiß,« mußten sie ihm alle recht geben, »was will man mehr!«

Dies war ja ein molliger Winkel, diese Veranda, fand Frau Thomssen. Man saß sehr ungeniert für sich, fast versteckt, und konnte alle Welt vorbeikommen sehen.

»Und da drüben ist unser Park,« sagte Frau Lore.

»Euer Park? Wieso?«

»Ein ganzes großes Stück vom Tiergarten gehört uns. Wahr und wahrhaftig!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In manchen Stunden ist man da wie zu Hause. Mutterseelenallein.«

»Na — mutterseelenallein?« warf der Oberst ein. »Das 's doch aber 'ne riskante Sache.«

»Nein, nur sozusagen mutterseelenallein,« erklärte Donowsky. »Niemand außer uns kommt zuweilen hin, heißt das.«

»Ich lasse das Kind da spazierenfahren,« fuhr Frau Lore fort, »und wir gehen hinterher. Wenn Kurt Zeit hat. Und wenn er keine hat, geh' ich allein mit. So sind wir doch immerhin zwei erwachsene Personen, ich und das Mädchen. Wenn man uns da Uhr und Portemonnaie räubern wollte, würden wir schon unsern Mann stehen.«

»Ja, feige sein, is nich,« sagte der Oberst anerkennend.

»'ne Soldatentochter — und feige: das fehlte noch!« spottete Frau Lore.

»Manchmal hat Gnädigste auch andre Begleitung zur Verfügung als meine,« berichtete Donowsky. »Andre und schönere,« fügte er neckend hinzu. »Gestern zum Beispiel ...«

»Gestern zum Beispiel war Herr von Rauth, ein guter Bekannter, so liebenswürdig, mein Beschützer zu sein,« beendete Frau Donowsky die Bemerkung ihres Mannes.

»Das war allerdings eine enorme Liebenswürdigkeit von diesem Herrn!« lachte der Oberst.

»Eine riesige Opferbereitschaft!« stimmte Donowsky, gleichfalls lachend, bei.

»Oh, Lore revanchiert sich aber auch für diese Dienste,« sprach Donowsky weiter. Seine Frau sah überrascht auf. »Sie bemüht sich um sein Lebensglück. Sie ist auf der Suche nach einer Braut für ihn.«

»Na, da brauchst du wohl nicht lange zu suchen,« sagte Oberst Thomssen. »Wo ja die Heiratskandidaten so sparsam gesät sind.«

»Ich glaubte sogar schon gefunden zu haben. Aber 's war ein Irrtum. Als ich ein wenig sondierte ...«

»Das kann sie nämlich ausgezeichnet,« lachte Donowsky, »sondieren. Wie 'n Detektiv.«

»Das kann jede von uns, wenn sie keine Gans ist,« erwiderte seine Frau.

»Und wenn es sich ums Ehestiften handelt, nota bene!« bemerkte Donowsky. »Was sagst du, Papa?«

»Gott, mein Junge,« machte der Oberst resigniert. »Was können sie nicht, unsre Frauen! Das 'n Kapitel, weißt du,« setzte er hinzu, »von dem 'n alter Kommandeur am besten schweigt. Denn mit 'm Kommandieren den Frauen gegenüber — ach du liebe Zeit!« Er sank humorvoll ganz in sich zusammen.

»Ja, ihr Herren der Welt habt 'n mühseliges Leben!« spottete Frau Donowsky. »Was, Mama?«

»Ja, sie können einem leid tun,« stimmte Frau Thomssen ein. »Übrigens,« fuhr sie fort, »wie war denn das mit der Braut für diesen Herrn von Rauth, die du nicht finden konntest, die ein Irrtum war?«

»Na also!« lachte der Oberst. »Sind w'r doch richtig wieder beim Ehestiften!«

»Nur vorübergehend, bitte,« widersprach seine Frau. »Was Lore tut, womit Lore sich bemüht, das interessiert mich doch natürlich. Wenn ich diesen Herrn von Rauth auch gar nicht kenne. Und die Braut, die ihn nicht will, auch nicht.«

»Oh, sie würde ihn schon wollen! Die Schwierigkeit in diesem Fall ...« Frau Donowsky schwieg plötzlich und sah geradeaus auf die Gittertür des Vorgartens. »Da kommt Herr von Rauth!« sagte sie leise, wie erschreckt.

Ihr Mann beugte sich vor. »Stimmt! Na ja, wenn man den Wolf nennt, kommt'r gerennt! Nun könnt ihr ihn ja selber kennenlernen.«

»Das 's ausgezeichnet!« fand der Oberst.

»Die Töchter des Landes,« sagte Donowsky lustig verschmitzt und leise hinter der vorgehaltenen Hand, »so viele ich kenne, alle der Reihe nach — hoffnungslos in ihn verliebt!«

»Beneidenswerter Mann!« sagte Frau Thomssen.

»Ich will mal sehen, daß wir noch eine Tasse bekommen.« Frau Donowsky war aufgestanden, etwas hastig, ging ins Zimmer hinein und schloß eine Tür des Büfetts auf.

Nun würde sie Rauth in der nächsten Minute eintreten sehen. Wenn doch noch eine halbe Stunde Zeit wäre bis dahin! dachte sie — da hörte sie schon ihren Mann vom Balkon aus mit ihm sprechen. »Schön-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stens willkommen!« rief er ihm zu. Und nun kam er von der Veranda ins Zimmer herein, um ihn an der Korridortür zu empfangen. »Nett, daß der kommt!« sagte er erfreut, als er an ihr vorbeikam.

»Sehr nett!« antwortete sie. Aber ein Gefühl von Angst flatterte in ihrem Herzen. Sie trat wieder zu den Eltern hinaus, die Tasse fest zwischen den Händen haltend, als ob sie ihr entgleiten müsse. »Hoffentlich ist's euch nicht unangenehm!« sagte sie.

»Aber ganz im Gegenteil!« versicherte Frau Thomssen.

»I bewahre!« erwiderte der Oberst.

»Er ist tatsächlich ein guter Gesellschafter,« erklärte Frau Donowsky, da hörten sie die Herren schon kommen. »Also wenn ich bitten darf, gleich auf die Veranda hinaus!« klang Donowskys Stimme.

Nach der Begrüßung hatte man Platz genommen; auf den kleinen strohgeflochtenen Tischen dampfte der Tee.

Frau Donowsky reichte Rauth die Tasse. Sie sah ihn nicht an dabei, sie dachte: Daß mir nur nicht die Hand zittert! Und daß sie nur nichts merken, die andern! Sie nahm dann ihren Platz wieder und blickte zu Rauth hinüber, wie man auf den Neuangekommenen blickt.

Man kam schnell in ein politisches Gespräch. Die jüngsten Anfeindungen Bismarcks im Reichstage wurden erörtert, sein Kampf mit seinen Gegnern, seine schließlichen Triumphe. »Er ist wie ein Fels im Meer,« sagte der Oberst, »das spült um ihn her wie Wellen.« Eine Weile noch sprach man über dies Thema, dann glitt die Unterhaltung auf allgemeines hinüber.

»Die Herrschaften sind auf der Durchreise hier?« erkundigte sich Rauth.

Ja, man ging zur Kur nach Wildbad. »Da will ich mir mein Podagra kurieren,« sagte Oberst Thomssen. »Einigermaßen wenigstens. Da will ich eine Verjüngungskur durchmachen. Mein Arzt garantiert mir, daß ich da mindestens zehn Jahre verliere.«

»Mit solchem Verlust sind wir immer einverstanden,« meinte Rauth.

»Das heißt, gestatten Sie, Herr Legationsrat, wir sind das, wir Siebzigjährigen,« erwiderte der Oberst. »In Ihren glücklichen Jahren dagegen ...«

»Nun, ich weiß nicht,« sagte Rauth, »meine allerjüngsten Jahre — ich hätte nichts dagegen, sie noch einmal zu durchleben.«

»Auch wenn Sie darüber die Gegenwart verlieren würden?« fragte Donowsky.

»Verlieren? O nein, das nicht. Im Gegenteil, ich müßte die absolute Garantie haben, daß sie mir sichergestellt würde. Genau so, wie sie ist. Unter dieser Bedingung aber ...«

»Wären Sie zu jedem Verzicht bereit, das glaub' ich!« sagte belustigt Oberst Thomssen.

»Ich wäre da sogar noch im Vorteil gegen jetzt. Da ich wissen würde, wie mein heutiges Leben sein wird — das setze ich natürlich voraus, daß ich das wissen würde ...«

»Oh, Sie machen sich die Sache leicht und angenehm, Herr von Rauth!« warf Frau Donowsky lachend ein. »Aber Verzeihung! Sie wollten sagen ...«

»Sie wollten sagen,« bemerkte der Oberst, »wodurch Sie gegen jetzt im Vorteil sein würden.«

»Durch die Vorfreude,« antwortete Rauth, »durch die Aussicht, die sichere Aussicht auf mein Leben, wie es heute ist.«

»Ja, das 's richtig, diese Vorfreude würden Sie plus machen,« lachte der Oberst.

»Nun, wenn wir auch keine eigentliche Vorfreude haben können,« sagte Donowsky, »weil wir nicht wissen, ob wir Freude oder Schmerz entgegengehen — eine Art Neugier können wir doch haben auf das, was kommen wird. Eine Spannung: was wird morgen sein, was übermorgen? Und ist das nicht fast dasselbe wie Vorfreude?«

»Gewiß, gewiß!« gab man ihm recht.

»Jedenfalls bietet diese Neugier noch mehr Sensation als die Vorfreude,« fand Frau Thomssen. »Wenn ich weiß: morgen ist ein schöner, sonniger Tag, so ist mir das sehr erfreulich. Aber wenn ich mich fragen muß: Wird morgen ein schöner Tag sein oder Regenwetter?, ah, das kann mich in Atem halten! Je nachdem, was ich mir vorgenommen habe für den Fall von schönem Wetter.«

»Das kann nun, meinst du, eine Badereise sein oder eine Bergpartie in den Alpen,« warf der Oberst ein.

»Oder einfach ein Spaziergang,« erwiderte seine Frau. »Ein Spaziergang zum Beispiel dort drüben im Tiergarten, wie der, von dem Lore vorhin sprach.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frau Donowsky wurde von den Worten erschreckt, als fielen sie über sie her.

»Du erinnerst dich,« wandte Frau Thomssen sich an die Tochter. »Du sprachst vorhin von diesen einsamen Wegen, auf denen man fast allein ist.«

»Ja, ich sprach davon,» nickte Frau Donowsky. »Sie sind sehr hübsch, diese Wege.« Sie sagte es, wie man das sagt, was sich nicht umgehen läßt. Aber sie dachte: Nicht um die Welt könnt' ich Rauth jetzt ansehen!

Da hörte sie ihren Mann sagen: »Übrigens — ich muß Ihnen noch danken, Herr von Rauth, daß Sie die Liebenswürdigkeit hatten, meine Frau zu begleiten.«

»Oh, bitte sehr,« entgegnete Rauth, »der Dank in diesem Falle kann nur auf meiner Seite sein.«

»Denn man darf nicht vergessen,« spottete Frau Donowsky liebenswürdig, »es war eine so besonders reizvolle Gesellschaft, die Herr von Rauth durch diese Begleitung genoß. Außer mir noch Trude und die Bonne und ein kleiner weißer Pudel.«

»Sehr gemischte Gesellschaft!« warf der Oberst ein.

»Wenn das nicht ein Vergnügen war ...!« Sie sah zu Rauth hinüber.

Der lächelte humorvoll. »Für jemand, der Familienglück nur vom Hörensagen kennt, ist solcher Blick in diese Glückseligkeit hinein jedenfalls nicht ohne Reiz.«

»Bravo!« rief Frau Donowsky munter hinüber. »Aber es ist eigentümlich,« fuhr sie, zu ihrer Mutter gewandt, neckend fort, »Herr von Rauth hebt mit Worten das Familienglück in den Himmel, und in Wirklichkeit ...« Sie hielt lächelnd inne.

»In Wirklichkeit scheint er sich nichts daraus zu machen, wollten gnädige Frau sagen.«

»Ja, so ähnlich wollte ich sagen.«

»Oh!« machte Frau Thomssen bedauernd.

»Gnädige Frau verleumdet mich,« verteidigte sich Rauth. »Wenn man sich dadurch das Glück erwerben könnte, daß man es erstrebt ...« Er zuckte die Achseln.

»So gehörten Sie zu den glücklichsten der Sterblichen, wollen Sie sagen,« warf Donowsky ein.

»Ungefähr das wollt' ich sagen, ja. Und ich wollte hinzusetzen, während ich im Gegenteil ... sagen wir, zu den Zaungästen gehöre. Zu den Outsiders, wie wir im Dienst sagen.«

»Also an Streben nach Familienglück haben Sie's nicht fehlen lassen, wenn ich Sie recht verstanden habe,« nickte Oberst Thomssen gutlaunig.

»Nein,« antwortete Rauth, »das ließ nichts zu wünschen übrig.«

»Muß da also irgendein andrer Rechenfehler in dem Exempel sein.«

»Ich weiß, wo der Fehler steckt,« sagte Frau Donowsky. »Wir haben einen so großen Mangel an jungen Damen. An hübschen jungen Damen, heißt das. Andre kommen bekanntlich nicht in Betracht.«

»Wenigstens nicht in erster Linie,« warf ihr Mann ein.

»Ja gewiß,« erwiderte sie. »Also wir haben so großen Mangel an hübschen jungen Damen. Man kann sie suchen wie Stecknadeln. Und findet sie trotzdem nicht. Es ist wirklich eine Kalamität!«

Alle lachten.

»Und nun fällt für Herrn von Rauth noch erschwerend ins Gewicht,« fuhr sie fort, »daß er nach einer bestimmten Richtung hin ganz bestimmte Ansprüche macht, von denen er durchaus nicht abgehen will.«

»Nicht abgehen kann, Pardon, meine gnädigste Frau! Nicht kann, weil es gegen das Naturgesetz wäre.«

»Ja, ja, gewiß,« sagte sie. »Sie können nicht anders. Auch wenn Sie wollten. Sie können einfach nicht!« wiederholte sie lachend.

»Das muß ja ein ganz gewichtiger Anspruch sein,« sagte Oberst Thomssen. »Tausendnochmal!«

»Ja, denkt euch, da könnte ein Engel vom Himmel kommen, aber vor Herrn von Rauths Augen fände er keine Gnade — wenn er nicht blond wäre! Aschblond. Oder goldblond. Oder vielleicht auch rotblond. Jedenfalls hellblond müßte er sein.« Fast übermütig sprach Frau Donowsky.

»Nun, das ist gar kein schlechter Geschmack,« fand der Oberst.

»Nicht wahr, Herr Oberst?« fragte Rauth. »Geben Sie mir da nicht recht? Schwarz bin ich selber genug. Ich sehne mich darum nicht nach mehr.«

Der Oberst nickte. »Vollkommen recht geb' ich Ihnen.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Blond dagegen ...« fuhr Rauth fort, doch mitten im Satz hielt er inne.

»Aber Blond ist doch die landesübliche Farbe hier im deutschen Vaterlande,« warf Donowsky ein. »Blonde Schönheiten wachsen bei uns wie Unkraut.«

»Nun, es ist nicht die Farbe ganz ausschließlich, die in meinem Herzen den Ausschlag gibt,« antwortete Rauth aufgeräumt. »Ich möchte nicht verbürgen, daß ich mich in jede Blondine unrettbar verlieben würde.«

»Immerhin kann Brünettheit ein Hinderungsgrund sein,« sagte Frau Donowsky. »Stell' dir vor, Kurt,« wandte sie sich zu ihrem Manne, »nicht mal Otti von Weylen läßt Herr von Rauth unbedingt als Schönheit gelten.«

»Oh, die schöne Weylen nicht?« machte Donowsky erstaunt.

»Bitte nicht zu vergessen, meine gnädige Frau,« wandte Rauth ein, »als Schönheit lass' ich sie schon gelten, nur nicht als Schönheit für mich.«

»Mich bezaubert sie,« sagte Frau Donowsky.

»Selbstverständlich,« erwiderte Rauth. »Da gnädige Frau blond sind.«

»Wir sprachen auch davon,« erklärte Frau Donowsky ihren Eltern, »daß es Ausnahmen von der Regel gibt, Personen, die auf das gegensätzliche Inkarnat andrer überhaupt nicht reagieren. Und ebenso Ausnahmen, die auf das gleiche Inkarnat sehr stark reagieren. Ich wüßte Beispiele gerade für diesen letzteren Fall.«

»Ich höre andachtsvoll,« erwiderte Rauth.

»Oh, ich habe sie nicht gerade bei der Hand,« wich sie aus. »Ich müßte mich eine Weile besinnen können.« Ich werde doch meine Freundin Otti nicht verraten! dachte sie. Nicht um die Welt!

»Aber wir haben hier ein Beispiel unmittelbar bei der Hand, sollt' ich meinen,« fiel der Oberst ein. »Wo kein Besinnen nötig ist. Du selber, Lore, bist ein Teil davon. Und dein Mann ist der andre Teil. Beide blond! Bequemer kann man's nicht haben, wenn man nach Beispielen sucht.«

»Ja natürlich,« stimmte Frau Donowsky zu. »Aber wir haben uns so sehr gewöhnt, die Anwesenden nicht mit in Rechnung zu ziehen, daß wir an sie gar nicht denken.«

»Oh, Schwiegermama und Schwiegerpapa, was sagt ihr zu eurer Tochter?« machte Donowsky lustig gekränkt. »Sie denkt gar nicht an mich. Muß ich mir das gefallen lassen?«

»Du kannst dich ja revanchieren,« riet ihm seine Frau lachend.

»Ich werde mich hüten!«

»Das möcht' ich dir auch geraten haben, mein Junge!« sagte der Oberst, dem Schwiegersohn auf die Schulter klopfend. »Mit unsrer Revanche gegen unsre Frauen ist das eine bedenkliche Sache. Die ist ein Geschoß, das fast immer auf uns selber zurückfällt.«

»Ja,« sagte Donowsky ergeben, »lieber Unrecht leiden als Unrecht tun.«

»Ach so,« lachte seine Frau, »deshalb ist die Ehe so friedlich, weil die Männer so friedfertig sind und zu allem, was wir tun und wollen, ja sagen.«

»Versteht sich, nur deshalb,« nickte Donowsky.

»Wir Frauen unserseits haben also kein Verdienst an einer guten Ehe,« setzte seine Frau hinzu. »Aber für eine schlechte werden wir verantwortlich gemacht. Was, Mama?«

»Mitunter, ja,« erwiderte die.

»Das ist vollkommen gerecht,« sagte Rauth.

Frau Donowsky blickte ihn überrascht an. »Wieso?« fragte sie.

»Die Frau in einer rechten Ehe ist wie eine Priesterin,« antwortete er. »Was es Gutes und Heiliges gibt, legen wir ihr zu Füßen.«

»Uns selber eingeschlossen,« warf Donowsky ein.

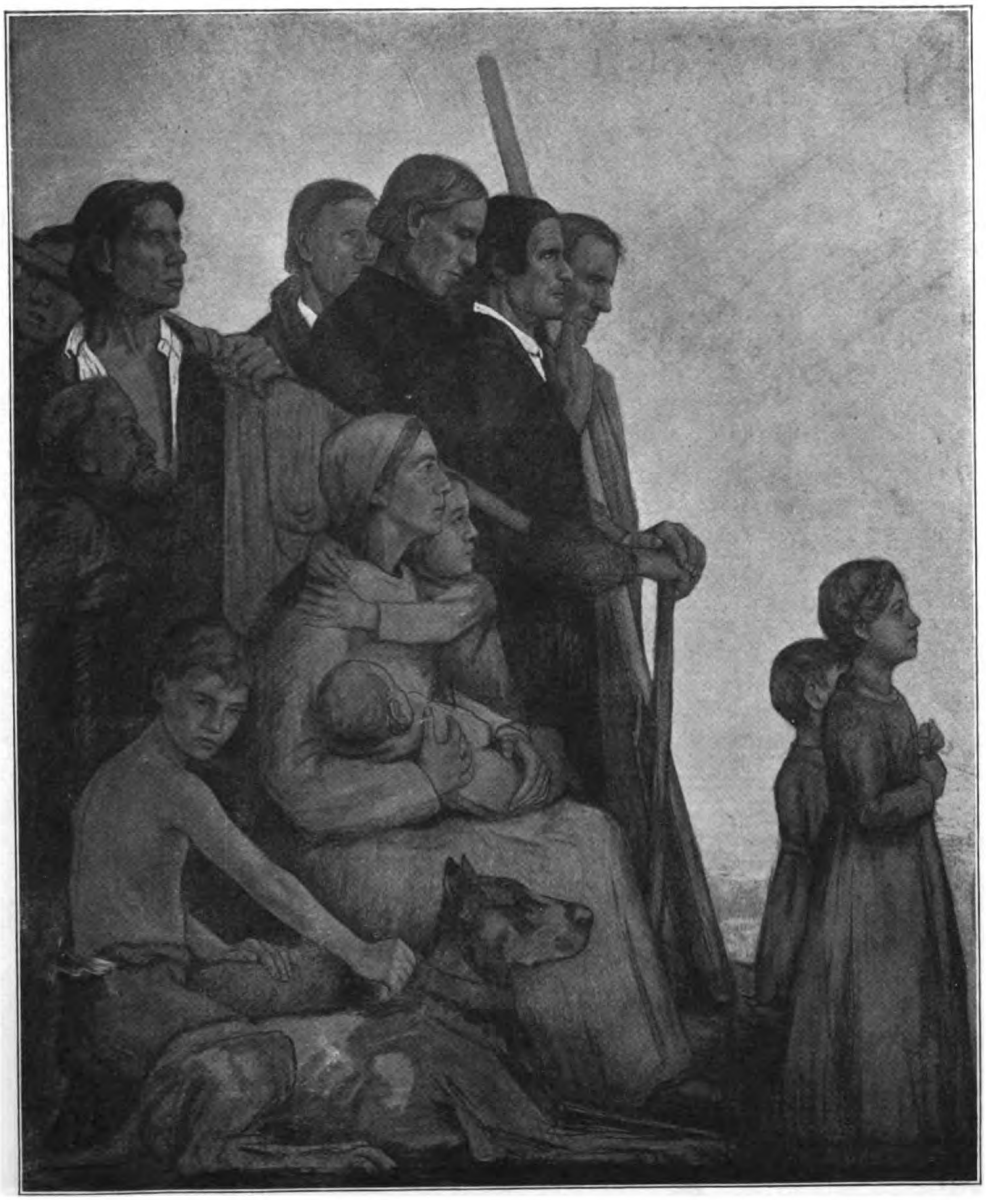
»Jawohl, uns Heilige mit eingeschlossen,« spottete Rauth. »Und die Macht, die wir der Frau hierdurch einräumen,« fuhr er fort, »ist eine derartig große, eine derartig gewaltige geradezu ...«

»Daß sie diese Macht unmöglich umsonst bekommen kann,« entgegnete Frau Donowsky. »Daß sie im Gegenteil gehörig dafür bezahlen muß. Daß sie sich dafür die ganze Verantwortung für die ganze Ehe aufladen lassen muß.«

»Gewiß!« nickte Rauth beistimmend.

»Manchmal sind sie unglaublich, die Herren der Welt!« sagte sie. »Ihrer Meinung nach sind wir das ‚schwache' Geschlecht, und dabei legen sie auf unsre ‚schwachen'

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Walther Hoeck: Predigt am See

Linker Flügel eines Altarbildes

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Schultern so viel schwere Verantwortung, wie sie sich bedanken würden, zu tragen.«

»Das nennt man eben das Recht des Stärkeren,« erwiderte Thomssen launig.

»Und die Logik des Stärkeren,« fügte Frau Donowsky munter hinzu.

»Bravo!« freute sich der Oberst. »Für 'ne Soldatentochter die richtige Schlagfertigkeit!«

»Übrigens — Logik!« bemerkte Donowsky. »Da fällt mir die Dauerrede aus der letzten Reichstagssitzung ein. Was meinen die Herrschaften dazu? War die nicht eine Leistung?«

»Glanzleistung!« sagte Rauth. Und nun kam man wieder in die Politik.

Nach einer Weile stand Herr von Rauth auf und verabschiedete sich. »Oh, schon?« fragte die Hausfrau liebenswürdig.

»Höchste Zeit!« erwiderte der Gast. »Ich fürchte, die Herrschaften schon zu lange beansprucht zu haben.«

»Nicht im geringsten,« sagte Frau Donowsky freundlich konventionell. »Im Gegenteil, wir sind noch gar nicht fertig mit unserm Thema von vorhin. Sie müssen uns bald wieder das Vergnügen machen.«

Nichts würde ihm angenehmer sein, versicherte Rauth unter seiner Abschiedsverbeugung.

Eine halbe Stunde nachdem er gegangen, brachen auch Donowsky und der Oberst auf, um vor dem Abendessen noch einen Spaziergang durch die Straßen zu machen und in irgendeinem Bräu ein Glas Bier zu trinken. Die Damen zogen es vor, zu Hause zu bleiben.

»Der hat mir ausgezeichnet gefallen, dieser Herr von Rauth,« sagte Frau Thomssen.

»Freut mich,« entgegnete die Tochter. »Uns ist er auch immer ein sehr angenehmer Besuch.« Wie auswendig gelernt klangen die Worte.

»Eins ist seltsam an ihm,« setzte Frau Thomssen nach einer Weile hinzu. »Sein Blick. Als er mit dir sprach, sah er dich nicht voll dabei an. Nur gerade so viel, wie durchaus nötig war. Schüchternheit kann es nicht sein,« sagte sie nach einer Weile. »Denn Herren seiner Art pflegen über die Schüchternheit hinaus zu sein.«

»Sicherlich!« gab ihr die Tochter recht.

»Allerdings — es gibt Fälle, wo Schüchternheit ein Leben lang nicht abgelegt wird. Von diesen Fällen scheint mir aber bei Herrn von Rauth nicht gerade die Rede zu sein. Außerdem, Herr von Rauth war nicht schüchtern, wenn er zu einem von uns andern sprach ... oder wenn er im allgemeinen sprach.«

»Da müßte also nur ich ihn so besonders einschüchtern,« lachte Frau Donowsky.

»Sehr wahrscheinlich.«

»Oh!« machte Frau Donowsky bedauernd.

Die Bonne kam und meldete vorschriftsgemäß, daß die Kleine zu Bett gebracht sei.

»Ach, die hätten wir ja fast vergessen über diesem Herrn von Rauth!« sagte Frau Thomssen vorwurfsvoll.

»Vergessen? Trude vergessen?« wiederholte die Tochter. Ein seltsamer Ausdruck war in den Worten.

Die Bonne war hinausgegangen, die Damen folgten ihr in der nächsten Minute.

Wie merkwürdig versonnen sie heute abend ist! dachte Frau Thomssen, als beide über den Korridor gingen. So zerstreut! So seltsam zerstreut!

(Schluß folgt.)

Der alte Baum

Es steht ein alter, dürrer Baum
Vor meinem Fenster im Garten;
Er steht und harrt in süßem Traum:
Er will den Frühling erwarten.

Der Flieder blüht, die Linde blüht,
Lenz ist auf allen Wegen;
Das Leben, das einst ihn durchglüht,
Will sich nicht wieder regen. —

Der Herbststurm durch die Lande geht;
Verweht sind Blüte und Schimmer:
Der alte Baum reckt sich und steht
Und hofft und harrt noch immer.

Eugen Roth

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus den Weltkriegen vor hundert Jahren

Von Prof. Dr. Paul Holzhausen (Bonn)

Ein seltsames, gar seltsames Buch,* das mitten im Waffengetöse des europäischen Krieges seine Auferstehung von einem langjährigen, je nachdem man die Sache ansieht, verdienten oder unverdienten Schlafe feiert. Verdient, wenn man die Zügellosigkeit im Leben seines Verfassers betrachtet, aber unverdient, wenn die glänzenden Seiten seiner Form, ein sehr bedeutendes Erzählertalent, vor allem der kulturgeschichtliche Wert der Vorführung einer Unsumme unbekannter Einzelereignisse vergangener Personen und Zustände berücksichtigt werden, in deren Geheimnisse wirklich niemand so eingedrungen ist wie dieser simple Kapitän deutschen Ursprungs, der in dem berüchtigten Regiment des Fürsten von Isenburg-Birstein sich auf den entlegeneren Schauplätzen des napoleonischen Kriegstheaters herumschlägt, um dann in Murats Heer zu treten und schließlich als preußischer Oberleutnant in Kolberg seine militärische Laufbahn zu beendigen. Seine militärische — denn an diese schließt sich noch eine andre an: eine Tätigkeit als Schriftsteller, Kritiker und Verlagsbuchhändler, die sich in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts vornehmlich in Frankfurt, in Stuttgart, später in der Residenzstadt Ludwig Philipps abspielt und den weiland kaiserlichen Kapitän und Offizier der Muratschen Garde mit Pfeilschifter, Hauff, Börne, in Paris auch mit Heine, Béranger, Thiers und andern Berühmtheiten der politischen und vor allem der literarischen Welt zusammenführt. Indessen schieben sich die Kulissen dieses zweiten Teils in den ersten nur eben hinein. Der Verfasser hat jenem einen besonderen Nachtrag gewidmet, den wir hier nicht zu besprechen haben, da er bisher einen Neudruck nicht erfahren hat, ihn auch weniger zu verdienen scheint.

Dagegen ist die erstgenannte, unter dem Titel »Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten« im Revolutionsjahre 1848 in Tübingen (Osiander) veröffentlichte Selbstbiographie nunmehr in geschmackvoller Ausstattung in einem Berliner Neudruck erschienen, mit dem allein wir uns hier beschäftigen werden. Der Herausgeber Ulrich Rauscher hat das Buch ganz in der alten Gestalt wiederaufleben lassen; er hat leider die Pietät so weit getrieben, auch die Schreib- und Satzfehler des Originaldrucks in die neue Auflage gewissenhaft zu übernehmen! Lobenswerter erscheint das Vorwort des Herausgebers, besonders der nicht ungeschickte Versuch, das Werk und seinen Inhalt mit den großen Tagen der Gegenwart in ideelle Verbindung zu bringen. Denn zu leicht nur ist der Leser von heute geneigt, alles, was vor hundert Jahren geschehen, unbeachtet in die historische Rumpelkammer zu werfen. An sich unter den Aufregungen der Gegenwart wohl begreiflich; doch kann man auch umgekehrt denken: Nihil humani a me alienum puto, nichts Menschliches ist mir fremd, am allerwenigsten, was von Krieg und Kriegerleben so viel zu sagen weiß wie die vierzig Jahre aus dem Leben dieses Toten.

Mit wenigen Strichen, nach meinem Geschmack etwas zu flüchtigen, hat Ulrich Rauscher in seiner Einleitung auch die Psyche des Frankfurter Patriziersohns zu zeichnen versucht, der erst ein Schauspieler hatte werden wollen, bevor ihn des Schicksals waltende Hand in den Waffenrock steckte. Rauscher vergleicht ihn mit Casanova, ein Vergleich, der schon von vornherein Buch und Verfasser einen Platz anweist. Aber das Omne simile claudicat wird man doch nicht vergessen. Denn wenn der abenteuernde Venezianer seine Pilgerfahrten durch die Boudoirs der Schönen des achtzehnten Jahrhunderts ausführt, vornehmlich in dessen erster Hälfte, in deren politischer Windstille das Leben der Gesamtheit — abgesehen von einigen bevorrechtigten Ständen — in reizloser Einförmigkeit dahinzuschleichen pflegte, so erlebt umgekehrt der Held der »Vierzig Jahre« seine Abenteuer »zwischen den Schlachten«, von Kampf und Tod, Sieg und Tod umgeben. Gar oft ist es das Alarmsignal, das ihn aus den Armen der Liebe ruft, wie des Wächters Horn den irrenden Ritter. So gewinnt das Idyll, gewinnen vielmehr die zahllosen Idyllen dieses seltsamen Lebens einen heroischen Charakter; der Schreiber des Buches erscheint als Vertreter einer besonderen Kaste: er ist der napoleonische

* »Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten.« Herausgegeben und bearbeitet von Ulrich Rauscher. 3 Bände. Berlin 1915, Fleischel & Ko. Die 1853 erschienene Fortsetzung führt den Titel: »Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Toten«. Die Kenntnis des seltenen Buches verdanke ich der Verwaltung der Frankfurter Stadtbibliothek. Diese besitzt noch verschiedene andre Werke des gleichen Schriftstellers, u. a. ein dickleibiges »Welttheater« und eine vielbändige Geschichtserzählung »Unsre Zeit«, auch einen mancherlei Autobiographisches enthaltenden Roman »Dämonische Reisen in alle Welt«, lauter heute vergessene Schriften.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krieger, mit einem starken Stich ins Landsknechthafte. Gehörte er doch zu jenen Soldaten, deren es noch vor hundert Jahren nicht wenige gab, die, eigentlich politisch gesinnungslos, ihren Degen einem Fürsten oder großen Kondottiere anboten und oft ohne Scheu die gesunkene Fahne des einen mit dem Banner eines andern vertauschten. So wird denn, wie gesagt, unser Held zunächst Leutnant in dem aus Deserteuren aller Länder zusammengeworbenen Régiment étranger des kleinsten der Rheinbundmonarchen, des Fürsten Isenburg; dann tritt er in französische und hierauf in neapolitanische Dienste. 1815 verhindert ihn ein Zufall, nochmals dem von Elba zurückgekehrten Kaiser zu dienen, und die Fürsprache der Prinzessin Wilhelm von Preußen versetzt ihn ins preußische Heer, aus dessen Reihen ihn sein zügelloses Temperament nach zweimaliger Festungshaft für immer ausschließt.

Unser »Held« — man wird ihm trotz seinem in unzähligen Gefechten, Scharmützeln, Brigantenkämpfen, Duellen und Renkontres aller Art bewiesenen Mute die Anführungsstriche wohl kaum ersparen können —, er ist nun doch aber wieder weit davon entfernt, ein in jeder Hinsicht typischer Vertreter des napoleonischen Kriegertums zu sein. Was den Troupier des großen Heeres auszeichnete, mochte er sonst sein, wie er wollte, das war jener fanatische Glaube an seinen Feldherrn und Kaiser, jene unbedingte Hingabe in den Tagen des Glücks und des Unglücks, wie sie uns am rührendsten in den Heften des Kapitäns Coignet, aber auch bei Tausenden von andern begegnet, ein heroischer Personenkult, der auch unter den deutschen Hilfstruppen des Empire ziemlich allgemein verbreitet war.* Aber die ethische Berechtigung dieses Ideals kann man ja verschieden denken; jedenfalls war es ein Ideal.

Aber unser Verfasser hat eigentlich gar kein Ideal: sein Leben ist Genießen, freilich ein Genießen nicht im ordinären Sinne, sondern nach der Auffassung Epikurs. Der Venus Vulgivaga hat er nie gehuldigt, und sie konnte einem Manne kaum gefährlich werden, dem die vornehmsten Frauen aller Länder, meist ohne sich lange umwerben zu lassen, in die Arme flogen, die Töchter der italienischen Nobili und die Griechinnen Korsus, die blonden Landsmänninnen Nettelbecks wie die glutäugige Spanierin. Nicht wenige dieser Liebesgeschichten sind von einem poetischen Zauber übersponnen, wie z. B. das Verhältnis zu der entzückenden Römerin Marchesa Cesarini; andre sind derberen Schlages. In manches Mädchen- und Frauenherz hat sich der leichtlebige Leutnant buchstäblich hineingesungen, er, der ein vorzüglicher Kenner der Musik gewesen sein muß und Mozarts »Don Juan« — sein Vorbild Don Juan — in Italien einführte. Man wird vielleicht hinter die eine und die andre seiner Historien ein kleines Fragezeichen setzen dürfen: denn Friederich — so hieß der Besitzer aller dieser Frauenherzen — scheint auch von einer schwachen Seite aller Don Juans, der Aufschneiderei, nicht frei gewesen zu sein. Immerhin ist seine Aufschneiderei von der liebenswürdigen Art: und dieser Tote weiß mit einer bestrickenden Erzählerkunst den Leser fast ebenso zu verführen wie der Lebende aller Länder Frauen durch Gesang, Tanz und mimisches Spiel. Nicht gleiches Glück hatte er am Pharotische; oft ließ ihn sein »göttlicher« Leichtsinn im Vingt et un recht große Summen verlieren. In Pommern verspielt er einmal eine ihm anvertraute Kasse mit dem Solde seiner Leute. Schon liegt als Retter vor der Schande die Pistole bereit. Da kommt ihm ein glücklicher Einfall: er zieht Zivil an und reist in die nächste Stadt, deren Bürgerschaft er als fahrender Künstler zu einem Konzert zusammentrommelt. Ein reicher Kassenerfolg, und der tollkühne Spieler hat mit dieser, seiner allerletzten Karte das Leben wiedergewonnen. Natürlich hindert ihn das nicht, auch in die alte Sünde zurückzufallen — später und von neuem schweren Schaden zu leiden.

Welche Nerven muß dieser Mensch besessen haben! Er macht in Italien die schauerlichen Feldzüge gegen die kalabresischen Banditen mit. Mehr als einmal ist er in Gefahr, in die Hände dieser Unholde zu fallen, die mit glühendem Stahl den Gefangenen die Augen ausbohren und sie auf hundert andre Arten zu Tode martern. Er erlebt den furchtbaren Aufstand der Spanier in Madrid gegen Murat, wohnt den wilden Straßenkämpfen in Saragossa bei, entgeht, wer weiß wie oft, mit knapper Not den Stiletten gedungener Meuchelmörder, macht eine verwegene Entdeckungsreise nach dem von den Engländern besetzten Theaki, das ihn, das alte Ithaka, als Heimat des Odysseus ebenso anzieht, wie ihn die palastartigen Kirchen Italiens locken, in denen er, der Protestant und Rationalist, für den Zauber tiefdunkler Ölgemälde und prächtiger Glasmalereien ein gutes, auch ein tieferes künstlerisches Verständnis beweist.

Diese Kriege in den Randbezirken des gewaltigen Weltreichs mögen sein Auge für die Schwächen des napoleonischen Riesenbaues ge-

* Wer nach Beispielen sucht, würde solche in meinem Werke »Die Deutschen in Rußland 1812« (1.—4. Aufl.; Berlin, Morawe & Scheffelt, 1912) und in meiner Einleitung zu der deutschen Coignet-Ausgabe (»Von Marengo bis Waterloo«; 1.—2. Aufl.; Stuttgart 1911, Lutz' Memoirenbibliothek III, 12) in Hülle und Fülle vorfinden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schärft haben, gegen dessen Begründer er eine bei einem langjährigen Offizier der Kaiserarmee doch schwerverständliche Verachtung empfindet. Weder eine persönliche Begegnung, die er mit dem Kaiser in Paris hatte und bei der er ihn um Aufnahme in seine Garde bat, noch das Kreuz der Ehrenlegion, das er für tapfere Taten einheimste, vermochten ihn Napoleon gegenüber günstiger zu stimmen. Es darf daher wohl lediglich auf Rechnung seiner leicht bestimmbaren Natur und eines unbezwinglichen Dranges nach Abenteuern geschrieben werden, wenn ein Mann, der den regierenden Kaiser als einen »Spitzbuben« zu bezeichnen wagte, sich dennoch an einer Unternehmung beteiligen wollte, um von Amerika aus den Gefangenen von St. Helena aus den Griffen der Engländer zu befreien.

Sind aber auch manche seiner Geschichten gewißlich nicht ohne die Zutaten einer vergrößernden und verschönernden Phantasie vorgebracht, so tragen umgekehrt die Schilderungen der Zustände, namentlich der gesellschaftlichen Zustände Spaniens und noch mehr Italiens, soweit nachgeprüft werden konnte, durchweg den Stempel der Wahrheit. In diesen Schilderungen eines Zeugen, der alles mit eignen Augen sah, in die finstersten Räuberhöhlen Apuliens selbst hineingekrochen ist, Schmutz, Elend und Verworfenheit jener Gegenden und ihrer Bewohner am eignen Leibe verspürte, wie er auch das fabelhaft genügsame Leben der zwiebelnessenden Korsioten aus mehrjähriger Erfahrung kennenlernte — in ihnen liegt, wie schon angedeutet, ein wesentlicher Wert des merkwürdigen Buches, dessen Ausgrabung schon aus diesem Grunde als eine glückliche Tat bezeichnet werden muß.

Freilich, das muß gesagt werden: der Jugend, der männlichen und der weiblichen, kann es nicht fern genug gehalten werden, wie manches etwas schlüpfrige Bild des Altertums, das für den gereiften Betrachter, den ernsten Kenner gleichwohl hohen Wert besitzt.

Und solchen hohen kulturgeschichtlichen Wert hat auch dieses Satirstück aus der napoleonischen Epoche, dessen Held, weil er dem Helden Murat einmal ins Gehege geraten, lange Jahre auf einer Verbannungsinsel zubringen mußte, auf der er sich freilich nicht zu Tode geseufzt hat wie der von ähnlichem Unstern an die Gestade des Schwarzen Meeres verschlagene Römer Ovidius. Vielmehr hat Friederich noch lange gelebt. Erst in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre soll der vom Schicksal so viel Umhergeschlagene, an dessen Taufbecken einst als freundliche Erscheinung Frau Rat Goethe gestanden hat oder — gestanden haben soll, fern von der Heimat in Le Havre zur letzten Ruhe gekommen sein.

Grillparzer

Nur manchmal mittags lag ein Sonnenstreifen
Staubwebend im Gemach, am Rand war Nacht,
War immer da, hat nie sich fortgemacht:
Man konnte sie fast mit den Händen greifen.

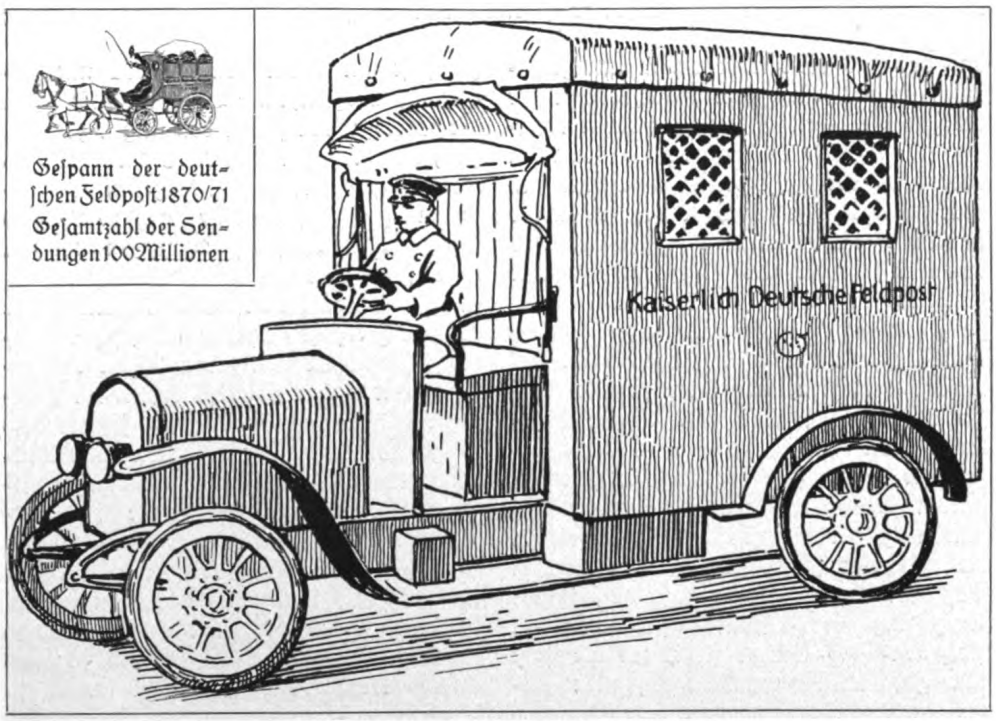
Durchs Fenster, veilchenduftend, zu den steifen
Schränken vom Wiener Wald herauf kam sacht
Der Frühling und hat Sehnen angefacht,
Das bis zu blauen Meeren mochte schweifen.

Wahnsinn barg sich im weißen Vorhang. Leben
War Traum, und Traum gebar Gestalten, die
Schwankende Schatten warfen an die Wände.

Rief mich Melitta? Weile! Wartet sie?
Kathi? Zu spät! Verwelkt schon. Wenn mich eben
Fülle noch schwindeln machte, war's zu Ende — —

Richard Schaukal

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Kraftwagen der deutschen Feldpost 1914/15
Gesamtzahl der Briefsendungen im ersten Kriegsjahr 4000 Millionen

Die deutsche Feldpost im Weltkriege

Von Oskar Grosse, Geheimem Postrat

Bei keiner andern Armee — so schrieb Stephan vor jetzt sechsundvierzig Jahren — waltet im gleichen Grade wie bei unserm Heere, dem Volk in Waffen, das berechtigte Bedürfnis ob, in engem geistigem Zusammenhange mit der Heimat zu bleiben, vollends wenn der Siegesflug die Banner weit über die vaterländischen Grenzen in der Feinde Land führt. Der ungehemmte Fluß der Nachrichten von der Armee zur Heimat und umgekehrt verstärkt die Lebensströmung, die beide verbindet; er verschafft den Zurückgebliebenen Trost und Beruhigung, in jedem Falle Befreiung von quälender Ungewißheit; er gewährt unsern in furchtbaren Schlachten vorschreitenden Brüdern die Erquickung des geistigen und Herzensverkehrs mit den Lieben am heimischen Herd, und er stählt ihnen die aus dem Zusammenhange mit dem Vaterlande hervorgehende sittliche Kraft, die einen so wesentlichen Teil der Stärke und Überlegenheit deutscher Heere ausmacht. Es ist daher von der allergrößten Wichtigkeit, daß der briefliche Verkehr zwischen Feld und Heimat so vollkommen wie nur eben möglich geregelt sei.

Um dieses Ziel zu erreichen, darf die Postverwaltung auch vor den äußersten Anstrengungen innerhalb ihres Machtbereichs nicht zurückschrecken. Wir alle erinnern uns, sei es, weil wir es miterlebten, sei es aus der Überlieferung, der Leistungen unsrer Feldpost von 1870/71. Sie haben ihr die Anerkennung des gesamten Vaterlandes eingetragen; wenn auch nicht von Anfang an. Denn auch die damalige Feldpost hat zunächst schlechte Tage durchmachen und sich vom Publikum manches, oft recht deutlich, sagen lassen müssen.

Die Ursache dieser Zwistigkeiten zwischen zwei so guten alten Freunden, wie es Post und Publikum doch nun einmal sind, ist im Bereich der Post nur zum geringen Teile zu suchen. Selbstverständlich braucht auch der umfangreiche Feldpostapparat, wenn er nach Jahrzehnten der Ruhe plötzlich in Tätigkeit gesetzt wird, eine gewisse Zeit, bis sich alle seine großen und kleinen Räder,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und das sind viele tausende, in den gleichmäßigen Lauf eingespielt haben, der in der Neuzeit die Voraussetzung für einen regelmäßigen Postbeförderungsdienst bildet. Nun aber wird der Post dieses Einarbeiten in neue Verhältnisse noch durch besondere Umstände außerordentlich erschwert, und dies um so mehr, als sie ihnen gegenüber machtlos ist. Das Publikum hält es für ganz selbstverständlich, daß nach Ausbruch des Krieges auf Wochen hinaus nur Militärzüge verkehren, wobei die private Personenbeförderung eine sehr nebensächliche Rolle spielt und sich nach dem Militärfahrplan zu richten hat, der dabei nach einem starren System und mit nur langsam fahrenden Zügen von 18 bis 25 Kilometer Reisegeschwindigkeit in der Stunde arbeitet. Daß aber dieser Vorgang, d. h. die plötzliche Aufhebung des Friedensfahrplans für den Personen- und Güterverkehr, für die Post den Zusammenbruch ihres gesamten bisherigen Posteisenbahnnetzes bedeutete, das in Deutschland bei Beginn des Weltkrieges 21 000 Postzüge täglich umfaßte, die noch durch mehr als 17 000 tägliche Posten auf Landwegen ergänzt wurden, haben sich damals wohl die allerwenigsten klargemacht. Und so hat man auch 1870 das aus einer derartigen elementaren Umwälzung sich ergebende vorläufige »Versagen der Post« erfahren müssen.

Damals setzten freilich dann nun auch für die Feldpost, von gelegentlichen Zwischenfällen abgesehen, die besseren Tage ein, die es ihr ermöglichten, den gesamten besetzten Teil Frankreichs mit einem allen damaligen Anforderungen entsprechenden Netz von Feldpostverbindungen zu überziehen. In dem jetzigen Weltkriege hat sich ein solcher andauernd regelmäßiger Postengang, der es der Feldpost gestattet, zu zeigen, was sie kann, infolge der gegen 1870/71 völlig veränderten allgemeinen Kriegsverhältnisse bisher nur zeitweilig, wie beispielsweise im Bereiche des Stellungskrieges, erreichen lassen, wenn eben ein glatter Postenlauf auf den militärischen Etappenstraßen nach der Kriegslage möglich war. Ebensowenig wie an den gegenwärtigen Weltkrieg, wo Deutschland auf mehreren Fronten kämpft, der Maßstab des Krieges von 1870/71 gelegt werden kann, lassen sich deshalb die Leistungen der jetzigen deutschen Feldpost mit denen von 1870/71 nur annähernd vergleichen. Dazu ist auch schon der Verkehr, den sie zu bewältigen hat, ein ganz andrer gegen früher. Verarbeitet doch die deutsche Feldpost jetzt täglich 16 Millionen Feldpostsendungen gegen 400 000 täglich im Deutsch-Französischen Kriege. Dies stellt eine um das Vierzigfache gesteigerte Leistung dar. Indem hiernach die deutsche Feldpost während des ganzen Krieges 1870/71 im Verkehr mit dem Reichs-Postgebiet insgesamt 89½ Millionen Feldpostsendungen beförderte, ist ihr jetziger bisheriger Gesamtverkehr auf etwa 5500 Millionen oder 5½ Milliarden Sendungen angewachsen. Dabei haben die Feldpostbeamten von 1870/71 auch von früh bis spät geschafft. 2300 waren es. Jetzt sind es 5400, also knapp zweieinhalbmal mehr. Wenn diese dabei in einer einzigen Woche das leisten, was jene von 1870/71 in achteinhalb Monaten bewerkstelligt haben, so hat man wohl auch im jetzigen Kriege Anlaß, mit der deutschen Feldpost zufrieden zu sein.

Voll lassen sich diese ungeheuren Arbeitsleistungen aber nur würdigen, wenn man die mannigfachen und nicht selten über alle Maßen großen Betriebsschwierigkeiten noch mit in Betracht zieht, die der Feldpost im Weltkriege sich entgegenstellen und die in diesem Umfang noch 1870/71 unbekannt gewesen sind. Sie beginnen bereits, bevor die Sendungen ihren Weg ins Feld angetreten haben. Denn die Vorbedingungen für eine postordnungsmäßige Absendung sind richtige Adressierung und sachgemäße Verpackung. Die Postverwaltung könnte täglich Bände schreiben, wenn sie alle die Sendungen auch nur ganz kurz notieren wollte, die in dieser Hinsicht Mängel aufweisen, ohne deren Beseitigung an eine Beförderung nicht zu denken ist. Sind es doch jetzt, wo wir bereits im zwanzigsten Kriegsmonat stehen, noch immer Tag für Tag über 140 000 Feldpostbriefe und Päckchen, die der Absender unzulänglich adressiert oder verpackt. Ihre Zahl wäre noch sehr viel größer, wenn sich die deutsche Post nicht von Kriegsbeginn an und unter Benutzung aller ihr zugänglichen Mittel bemüht hätte, in der Bevölkerung, namentlich aber in den mindergebildeten Kreisen, aufklärend zu wirken. Denn man darf, was

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegsschreibstube und Verpackungsstelle beim Postamt in Solingen

schon die Verpackung betrifft, nicht vergessen, daß die Feldpostsendungen nicht nur einen weiten, sondern vor allem auch oft sehr beschwerlichen Weg durchlaufen müssen, wo sie nicht, wie in der Heimat, immer sorgfältig vor Regen, Schnee und Kälte oder auch wieder großer Hitze behütet werden können, und wo auch die Handhabung der gefüllten Postsäcke, die vielfach stämmigen Feldgrauen obliegt, nicht mit Samthandschuhen geschehen kann.

Naturgemäß stellte sich in den ersten Monaten des Krieges die Zahl der mangelhaft verpackten Feldpostsendungen verhältnismäßig besonders hoch. Waren doch auch vor allem die Pappkästchen-Fabrikate der heimischen Papierindustrie den Anforderungen zunächst nicht hinreichend gewachsen, denen die Feldpostpäckchen in bezug auf Dauerhaftigkeit genügen müssen. So kam es, daß ungezählte Mengen in den schweren Feldpostsäcken unterwegs entzweigingen und einfach zu Abfällen wurden, weil sich Umschlag und Inhalt überhaupt nicht mehr zusammenbringen ließen. Alle diese Feldpostbriefe waren nach der felsenfesten Überzeugung der Absender lediglich durch Bummelei der Feldpost verlorengegangen.

Und wie war es nun erst mit den Briefaufschriften bestellt! Rund 26 000 Feldpostbriefsendungen kommen noch gegenwärtig im Deutschen Reiche täglich auf, deren Feldadressen nicht nur fehlerhaft, sondern ganz unverständlich sind, so daß sie an den Absender, vorausgesetzt, daß er auf der Sendung angegeben war, zurückgehen müssen. Immerhin hat im Vergleich mit den ersten Monaten des Krieges die Zahl der Feldpostsendungen, die bereits bei den heimischen Postanstalten angehalten und zurückgesandt werden mußten, verhältnismäßig abgenommen. Dies ist nicht zuletzt auf die erfolgreiche Tätigkeit der Kriegsschreibstuben und Verpackungsstellen erreicht worden, deren Zahl ständig zu mehren sich die Postverwaltung ununterbrochen weiter bemüht hat. Der Zweck der Kriegsschreibstuben, den mit den Feldpostversendungsvorschriften wenig vertrauten Kreisen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, fand noch dadurch recht wirksame Unterstützung, daß auf Ersuchen der Postbehörde seit Monaten in zahlreichen oberen Volksschulklassen sowie in den meisten Fortbildungsschulen die Schüler über die wichtigsten Feldpostbestimmungen unterrichtet werden. Dies erfolgt an der Hand

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feldpostsammelstelle Hannover

des von der Postverwaltung im Oktober 1914 herausgegebenen »Merkblatts für Feldpostsendungen«, das bei allen deutschen Postanstalten im Schalterraum aushängt und dort auf Wunsch an jedermann, natürlich auch an die Tausende von Kriegsschreibstuben, kostenfrei abgegeben wird.

Die vielen Mängel in der Adressierung erklären sich nur zum Teil als die Folge von Lässigkeiten. Bei ungezählten Absendern in der Heimat ist der dringende Wunsch vorhanden, alles ihrerseits zu tun, damit die Sendungen im Felde ankommen. Aber die Truppenbezeichnungen unsers Feldheeres sind überaus mannigfaltig. Viele von ihnen wurden erst nach Kriegsausbruch der Allgemeinheit bekannt und blieben ihr auch vorläufig noch so fremd, daß selbst Heeresangehörigen, und nicht nur den naturgemäß minder schreibgewandten einfachen Soldaten, bei Mitteilung ihrer Adresse nach der Heimat oftmals ganz unabsichtlich Fehler unterliefen. Man denke dabei nur an die zahllosen kleineren Formationen (Kolonnen), die erst bei der Mobilmachung gebildet worden sind, die die allerverschiedensten und doch wieder manchmal einander sehr nahekommenden Bezeichnungen führen und bei denen deshalb ihre völlig wortgetreue Wiedergabe in der Feldadresse die Voraussetzung für die richtige Ankunft des Briefes bildet.

Um nur ein kleines Schulbeispiel anzuführen: wer ist im allgemeinen selbst in Deutschland militärisch so gebildet, daß er aus sich heraus mit Bestimmtheit erklären könnte, die »Sanitäts-Kompagnie Nr. 2 des Garde-Reserve-Korps« und die »Garde-Reserve-Sanitäts-Kompagnie Nr. 2« seien zwei ganz verschiedene Formationen? In Wirklichkeit sind sie nicht nur das, sondern sie standen noch dazu zeitweilig auf verschiedenen Kriegsschauplätzen. Nun stelle man sich vor, jemand in der Heimat verwechselt ohne seine Schuld diese Adressen und wendet, vielleicht fortgesetzt, die unrichtige an. Dann ist der Empfänger bei der Kompagnie natürlich nicht zu finden, und die Sendung geht in die Heimat zurück. Hatte sich der Absender auf den Briefen nicht angegeben, so bleibt er über ihr Schicksal ununterrichtet. Er erhält nur aus dem Felde immer wieder den Mahnruf: Weshalb schreibst du nicht? Kommen aber seine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Briefe an ihn zurück, so gerät er, je länger je mehr, nicht minder außer Rand und Band, da der zugedachte Empfänger ihm die Feldadresse wörtlich so mitgeteilt hatte und dieser sie doch wirklich besser wissen muß als — so folgert der Absender — die dumme Feldpost.

Eine Quelle für Verwechslungen in den Feldadressen bietet auch die aus militärischen Gründen unvermeidliche Anwendung derselben Nummern für Formationen des aktiven Heeres, der Reserve, der Landwehr, des Landsturms und des Ersatzes und innerhalb dieser Hauptgruppen wieder für die verschiedenen Waffengattungen, wobei als erschwerend hinzutritt, daß noch bei preußischen und bei bayrischen Regimentern dieselben Nummern bestehen.

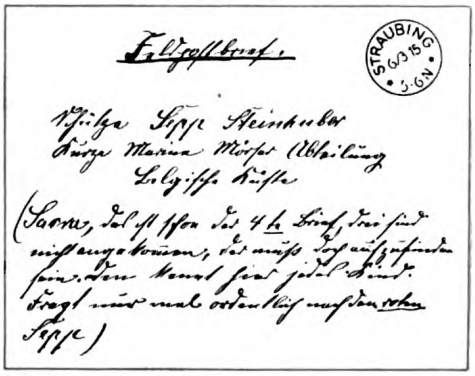
Eine andre, nie versiegende Quelle für irrige Briefaufschriften bilden die vielfach längeren Benennungen der Truppenteile. Indem ihre Bestandteile bunt durcheinandergeworfen, auch einzelne — und dann gerade die, worauf es am meisten ankommt — weggelassen werden, stellt die Feldadresse schließlich ein ganz wunderliches Gebilde dar, das dem Postbeamten, der sie enträtseln und den Brief sortieren soll, die Schweißtropfen auf die Stirn treibt. Nicht besser geht es ihm, wenn Personen, die alles andre, nur nicht die Feder oft in die Hand nehmen, sich bemüht haben, lediglich auf Grund mündlicher Angaben die Namen von Formationen nachzuschreiben, die keine gerade alltäglichen Bezeichnungen tragen, wie »überplanmäßige leichte Etappen-Proviantkolonne« oder »Fahrbare Blutuntersuchungsstelle«. Wie solche Benennungen verunstaltet werden, mögen einige Beispiele zeigen:

Alles in allem bilden die Mängel der Adressierung in ihren ganz verschiedenen Formen, von denen hier nur die eine oder andre kurz angedeutet worden ist, für die Feldpost nicht nur dauernd eine große Last, sondern vor allem die Hauptursache der gegen sie vom Publikum, namentlich im Anfang des Krieges, erhobenen Beschwerden. Durch eine in einem verkehrsreichen deutschen Postbezirk in den ersten Kriegsmonaten geführte Statistik über die dort behandelten Feldpostklagen ist ziffernmäßig festgestellt worden, daß nur sieben Prozent die Postbehörden und ihre Organe in irgendeiner Form belasteten, daß also die übrigen 93 Prozent solche Fälle betrafen, wo entweder der Post kein Versehen nachzuweisen war, oder wo die Sendungen deren Bereich überhaupt nicht berührt hatten, oder wo die Beschwerden — und das bildete allerdings den Löwenanteil — durch Versehen der Absender oder Empfänger selbst hervorgerufen worden waren.

Bevor im Postbetrieb der Massenbriefverkehr in die Erscheinung trat, also etwa bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, hatten die heimischen Postämter die bei ihnen nach dem Felde aufgelieferten Briefschaften den einzelnen Feldpostanstalten unmittelbar übersandt, so daß jedes heimische Postamt mit jeder Feldpostanstalt verkehrte. Im Kriege 1864 wurden zum erstenmal auf heimischem Boden ergänzende Einrichtungen zum Feldpostbetrieb in Gestalt einiger »Feldpostsammelstellen« geschaffen, auf die die heimischen Postanstalten die aufgelieferte Feldpost leiteten, und von wo aus sie nunmehr bearbeitet den Feldpostanstalten zuging.

Die Vorteile dieses Verfahrens liegen auf

Komponiertes Landwehr-Regiment	(statt kombiniertes)
Schwere 3te Provisionskolonne	(statt Proviant-)
Flunker-Abteilung	
Balkon-Abwehrkanonenabteilung	
Tieffuß-Genesungsheim	
Ortsnamen:	
Feldpoststation Cholera	(statt Charleroi)
Komm Franz	(statt Conflans)
Schäng stech auch	(statt Czenstochau)
Briefadresse:	
An die Marie in Fournes	(statt Mairie)



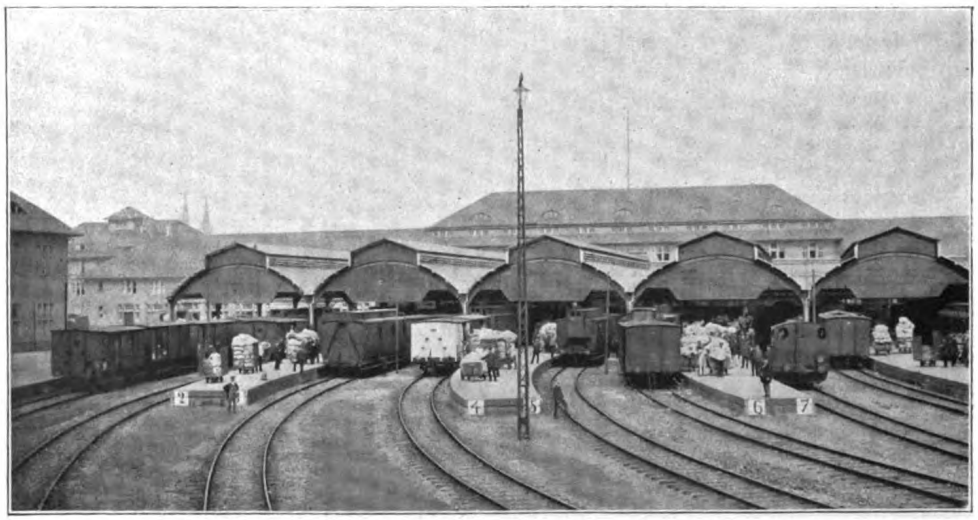
Feldpost-Aufschriften

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Hand. Die Eigenart der Feldpostanstalten, die zumeist auf sehr beschränkte und primitive Räume angewiesen, gleichwohl Unmengen von Sendungen täglich an die Truppen ausgeben und oft auch von ihnen empfangen, und die dabei jederzeit auf ein plötzliches Verlassen des Marschquartiers eingerichtet sein müssen, macht es zur Bedingung, daß sie mit ihren Arbeiten immer möglichst rasch glatt sind. Dies ist nur durchführbar, wenn sich daheim das Sortiergeschäft der Feldpost nicht zersplittert, also nicht auf eine große Zahl voneinander getrennter Postanstalten verteilt. Auch ist es für die möglichst unverzögerte Ankunft der Feldpostsendungen von Wert, daß das heimische Feldpostsortiergeschäft in den Händen von Personen liegt, die Tag für Tag ausschließlich auf einem ganz beschränkten Gebiet dieselbe Arbeit verrichten und dadurch allmählich zu Spezialisten werden. Das aber läßt sich nur im Großbetrieb erreichen, wo nicht der Einzelne fast an allen in Betracht kommenden Arbeiten mit teilnimmt, sondern wo eine systematisch durchgeführte weitgehende Arbeitsteilung besteht.

Sehen wir uns einmal den Dienst in einer Postsammelstelle, deren im Deutschen Reiche gegenwärtig dreiundzwanzig vorhanden sind, etwas näher an.

Die von ihr zu bearbeitende Post bringen die Züge ununterbrochen aus den Oberpostdirektionsbezirken heran, die der Postsammelstelle in dieser Hinsicht als Arbeitsgebiet zugewiesen sind. So erhält beispielsweise die Berliner Postsammelstelle alle Feldpostsendungen zur Bearbeitung, die bei den mehr als sechshundert Postanstalten der Oberpostdirektionsbezirke Berlin und Potsdam aufgeliefert werden. Von den Bahnhöfen am Orte der Postsammelstelle gehen die Beutel ohne Verzug in große Lagerräume der Sammelstelle über, um von hier aus mit Hilfe elektrischer Aufzüge in die eigentlichen Arbeitssäle zu gelangen. Dort werden nun die zahlreichen Säcke — bei der Berliner Postsammelstelle sind das täglich viertausend — geöffnet und der Inhalt ausgeschüttet. Die Päckchen sind schon bei den Auflieferungs-Postanstalten nach Möglichkeit von den eigentlichen Briefen, der sogenannten Nachrichtenpost, getrennt worden, um diesen Ausscheidungsprozeß bei der Postsammelstelle zu vereinfachen. Von der Aussackstelle gehen die Briefsendungen — um zunächst bei diesen zu bleiben — zu den Grobsortierstellen. Hier werden sie nach Hauptgruppen getrennt, also nach Sendungen an die Garde, an Jäger- und Schützenbataillone, an Linien-Infanterie-Regimenter, an Linien-Feld- und Fußartillerie, Linien-Kavallerie, Ersatzformationen usw. Manche dieser Hauptgruppen gliedern sich dabei wieder in Unterabteilungen, so die Linien-Kavallerie in Dragoner, Ulanen, Husaren, Jäger zu Pferde, schwere Reiter- und Karabinier-Regimenter. Ganz



Postbahnhof in Köln-Deutz

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feldpostanstalt in einem vom feindlichen Feuer bestrichenen Ort

besonders zahlreich sind die Unterabteilungen der Gruppe »Etappenformationen«. Sind die Briefsendungen nach diesen Hauptgruppen auseinandergeworfen, so gelangen sie in die Feinsortierstellen. Hier werden sie nach Regimentern getrennt. Jedes Regiment wird weiter nach Stamm-Regiment, Reserve-Regiment, Landwehr-Regiment und seinen Ersatzformationen geschieden. Innerhalb jeder dieser Gruppen folgt dann eine Trennung der Sendungen nach Dienst- oder Offiziers- und Mannschaftsbriefen, und schließlich die Verteilung aller Mannschaftsbriefe eines Regiments nach Bataillonen, Batterien, Eskadronen und bei den Pionieren sogar nach Kompagnien. Insgesamt sind das 17 000 bis 18 000 Einheiten, nach denen sich das Sortiergeschäft bei der Postsammelstelle abwickelt. Jede der zahllosen Einzel-Briefmengen, in die die ursprüngliche, beim Eingang bunt durcheinandergewürfelte Masse durch fortgesetztes Sieben aufgeteilt worden ist, wird nun für sich abgebunden und genau bezeichnet, wie z. B.: »Mannschaftsbriefe 2. Bataillon Infanterie-Regiment Nr. k, xte Infanterie-Division«. Diese versandfertigen Bunde, die bei der Hamburger Postsammelstelle allein täglich 50 000 ausmachen, gelangen jetzt zu der sogenannten Versackstelle, wo sie in die für jede Feldpostanstalt bestimmten Beutel einsortiert werden. Bei dieser Betriebsstelle strömen ferner alle losen Feldpostpäckchen zusammen. Soweit sie für die vielen Etappenformationen, für Fußartillerie und die Pioniere bestimmt sind, die erfahrungsgemäß ihren Divisionsverband oft ändern, muß Stück für Stück auch noch auf die Richtigkeit der Feldadresse geprüft werden. Außerdem wird jeder Sack, bevor man ihn schließt — das sind bei der Berliner Sammelstelle auch täglich gegen viertausend —, noch genau daraufhin durchgesehen, daß sein Inhalt nur für dieselbe Feldpostanstalt bestimmt ist. Diese umfangreichen Kontrollen sind nicht zuletzt deshalb notwendig, um die vielen Fehler noch rechtzeitig auszumerzen, die dem Publikum bei der Niederschrift der für die Leitung der Sendungen maßgebenden höheren Truppeneinheit (Division usw.) in der Feldadresse Tag für Tag unterlaufen. Die geschlossenen Beutel kommen dann in die Beutelabfertigungsstelle, um von hier aus durch die Postwagen den Bahnhöfen und den Bahnposten zugeführt zu werden. Jede Postsammelstelle hat noch einen Raum oder deren mehrere, die Krankenstube genannt, wohin alle die Briefe und Päckchen gelangen, die infolge ihrer Verpackung schon auf dem kurzen Wege von der Aufgabe-Postanstalt bis zur Postsammelstelle Schiffbruch erlitten haben. Diese Sendungen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden hier so weit äußerlich wieder verkleistert und verschnürt, daß sie, ohne weiter auseinanderzufallen, die Rückreise an den Absender durchhalten können. Denn um sie für den Feldversand geeignet zu machen, müßten sie nach den gesammelten Erfahrungen vollständig neu verpackt und adressiert werden. Das aber ist bei aller Teilnahme nicht Sache der Postsammelstelle, sondern des Absenders, der aus dem Zwischenfall zugleich für die Folge seine Lehre ziehen kann.

Ebenso mühevolle wie erfolgreiche Arbeit wird in diesen großen heimischen Feldpostzentralen Tag für Tag geleistet. Welcher Anteil der Organisation dabei zukommt, erhellt wohl am schlagendsten daraus, daß von dem gesamten Personal der Postsammelstellen, das seit Mitte August 1914 von 3000 Köpfen auf 13 000 bis 14 000 angewachsen ist, 83 Prozent Zivilaushelfer sind, denen also jegliche postalische Vorkenntnisse abgehen. Dabei ist das Feldpostsortiergeschäft ungleich schwieriger als die Bearbeitung der sonst in der Heimat, namentlich zu Friedenszeiten, aufkommenden Briefpost, wo die Postverwaltung noch dazu über ein dem Verkehr entsprechendes geschultes Fachpersonal verfügen kann, während sie seit Ausbruch des Weltkrieges etwa 90 000 Köpfe davon, d. h. den dritten Teil, ins Feld hat abgeben müssen.

Alles, was bei der Postsammelstelle täglich eingeht, wird sogleich von ihr verarbeitet und ohne Verzug abgesandt oder, wenn es eben sein muß, auf dem Wege über die Krankenstube zurückgeleitet. Die Postsammelstelle hat daher immer sozusagen reinen Tisch. Keine Sendung, die richtig adressiert und verpackt ist, versäumt hier etwas. Dasselbe gilt von ihrer Weiterbeförderung bis zur Grenze, sofern nicht etwa infolge eiliger militärischer Transporte — eine Erscheinung, die in diesem Kriege immer von neuem wiederkehrt — der Postversand vorübergehend stocken muß und sich deshalb verzögert. Nicht weit von der Grenze treffen die von den Postsammelstellen im Deutschen Reiche in mehr als 55 000 großen Briefbeuteln täglich abgesandten Posten an bestimmten Orten dergestalt zusammen, daß sich bei jedem dieser »Leitpunkte« die für eine Armee bestimmte Post ansammelt.

Der bedeutendste Leitpunkt befindet sich in der alten rheinischen Verkehrsmetropole Köln. Hier besitzt die Postverwaltung seit einigen Jahren in Köln-Deutz einen eignen Postbahnhof mit ausgedehnten Gleisanlagen, geräumigen Hallen und großen Packkammern. 119 Schnell- und Personenzüge bringen täglich die Feldpost aus dem Norden, Osten und Süden Deutschlands an. Die Abbeförderung nach dem Felde erfolgt dabei außer mit den nach dem westlichen Kriegsschauplatze verkehrenden Personen- und Schnellzügen täglich noch in vier lediglich aus Postwagen bestehenden Sonderzügen. Unsre Abbildung S. 238 zeigt, wie diese vier Sonderzüge, die an verkehrsreichen Tagen bis zu fünfundsiebzig Wagen mit Feldpost führen, gerade beladen werden. Nach welchen Gesichtspunkten dies zu geschehen hat, bestimmt der für den Feldpostbetrieb jeder Armee verantwortliche Feldpostbeamte, der Armee-Postdirektor. An den Leitpunkten setzt daher nun die eigentliche Tätigkeit der Feldpost ein.

Mit dem Überschreiten der heimatlichen Grenze kommt die Feldpost in das militärische Etappengebiet. Auf den Etappenstraßen bewegen sich sämtliche militärischen Versande nach und von der Armee. Dabei haben naturgemäß alle dringlichen, also namentlich solche mit Munition, Verpflegung und Verwundeten, unbedingten Vorrang vor denen, die nicht zu den unabweisbaren Bedürfnissen der Truppen gehören. Dazu aber zählen grundsätzlich die Feldpostsendungen. Die Beförderung der Feldpost muß deshalb auf den Etappenstraßen stets hinter den Forderungen der kriegerischen Notwendigkeiten zurückstehen. Ob die Feldpost auf der Etappenstraße glatt passieren kann, bestimmt die zuständige militärische Etappenbehörde. Die Feldpostverwaltung hat daher auf den Etappenstraßen nicht, wie im Publikum vielfach angenommen wird, die freie Hand, ihren Betrieb so planmäßig zu regeln und durchzuführen, daß die Postbeförderung, wenn eben jeder Postbeamte seine Pflicht tut, auch klappt. Besonders schwierig gestaltet sich allemal die Weiterbeförderung der Feldpost in Feindesland, wenn die Truppen dauernd vorrücken und dementsprechend auch die Belastung der Etappenstraßen mit eiligen militärischen Transporten fortgesetzt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feldpost-Kraftwagen erwarten einen Postzug aus der Heimat

zunimmt. Kommt dann noch hinzu, daß für die Zu- und Abfuhr dieser Versande jenseit der Grenze zunächst nur wenige Bahnlinien vorhanden sind, so tritt eines Tages, um die volle militärische Ausnutzung der Linien in dem betriebstechnisch durchführbaren Umfange zu ermöglichen, der Fall ein, daß die Beförderung von Feldpost vorübergehend überhaupt ausgesetzt werden muß. Dann stehen die Eisenbahn-Postwagen zu Dutzenden, mit vielen Tausenden von Feldpostsäcken beladen, auf toten Gleisen, und jeder weitere Tag, der sie zu dieser abwartenden Haltung verurteilt, mehrt ihre Zahl. Der Gedanke, in solchen Fällen die Feldpost aus den Eisenbahnwagen auf Kraftwagen umzuladen und mit deren Hilfe die Post weiter vorzubringen, ist bestechend, praktisch indes undurchführbar, weil es sich beim Eisenbahntransport um solche Massen von Feldpost handelt, daß ungezählte Kraftwagen für diesen Zweck erforderlich wären. Die vorhandenen Kraftfahrzeuge sind aber in erster Linie für die Zwecke der Heeresverwaltung bestimmt, so daß für den Feldpost-Beförderungsdienst eine über den normalen Verkehr bedeutend hinausgehende Zahl militärischerseits nicht verfügbar gemacht werden kann. Auch ist ja gerade dann, wenn die Heeresverwaltung infolge größerer militärischer Operationen besonders hohe Anforderungen an ihren Etappen-Beförderungsdienst stellen muß, ihr eigner Bedarf an Kraftwagen dementsprechend groß. So kann die Feldpostverwaltung in solchen außerordentlichen Fällen immer nur alle ihre Bemühungen darauf richten, das an Feldpost auf der Etappe durchzubringen, was ihr von den militärischen Stellen gestattet wird.

Das Publikum freilich, das diese Verhältnisse, wie sie sich in Feindesland heute in dieser, morgen in jener wechselnden Gestalt abspielen, nicht zu übersehen vermag, findet es unbegreiflich, weshalb dieselben Eisenbahnzüge, die in ununterbrochener Folge unsre tapferen Feldgrauen mit dem notwendigen Pulver und Brot versorgen, ihnen nicht auch noch das, was sie an geistiger Nahrung bedürfen, nämlich die Briefe, ebenso prompt zuführen. Aber auch bei unsern kämpfenden Truppen, die nicht wissen können, was viele Kilometer hinter ihnen an der Etappe vorgeht, schüttelt mancher in solchen Fällen unmutig den Kopf, wenn die heißersehnte Feldpost ausbleibt. Klagen über die Feldpost, auch wenn sie gelegentlich nicht vereinzelt auftreten, beweisen deshalb keineswegs, daß in ihrem Betriebe die nötige Ordnung fehlt oder daß ihrer Organisation Mängel anhaften.

Ihr organischer Aufbau ist einfach und durchsichtig. Die oberste Leitung des Feldpostwesens liegt in der Hand des Reichs-Postamts in Berlin, das den Feldpostbetrieb in seinen Grundzügen regelt. An

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwierige Feldpostbeförderung in Galizien

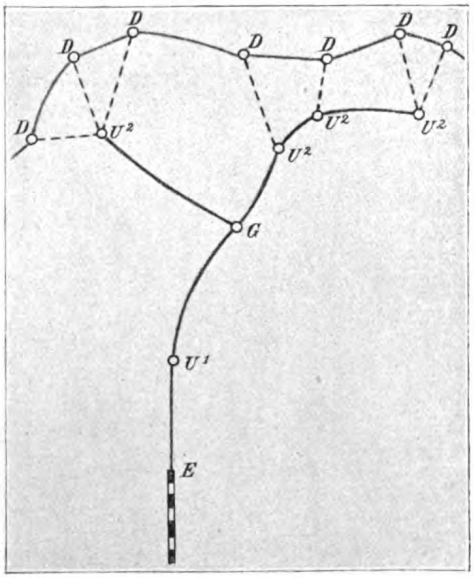
der Spitze des Feldpostwesens auf dem Kriegsschauplatze steht der Feld-Oberpostmeister. Zwischen ihm und seinen Feldpostanstalten, deren Dienstbetrieb er einheitlich ordnet und überwacht, steht als mittlere Instanz der schon erwähnte Armee-Postdirektor. Seine Hauptaufgabe bildet die Einrichtung und Erhaltung der für die Armee nötigen Postverbindungen mit der Heimat und den benachbarten Armeen. Außerdem sind ihm alle Feldpostanstalten der einzelnen Armee unmittelbar untergeordnet. Die Feldpostanstalten wiederum zerfallen in zwei Gruppen: die mobilen, die bei der Truppe mitmarschieren, und die der Etappe, die überwiegend stabil sind. Ebenso wie die mobilen Feldpostanstalten den Postannahme- und -ausgabedienst für den Truppenverband besorgen, dem sie zugeteilt sind, d. i. das Armeekorps und die Division, nehmen die Etappen-Postanstalten diese Geschäfte für die Truppenteile, Kolonnen und Lazarette wahr, die sich an den jeweiligen Etappenorten befinden. Einzelne der Etappen-Postanstalten dienen zugleich als Umschlagstellen für den Feldpostverkehr nach und von der Armee. Die von der Heimat kommende Feldpost wird bei ihnen ausgeladen, während umgekehrt alle mobilen Feldpostanstalten derselben Armee die für die Heimat bestimmten Briefe zunächst auf die Etappen-Postanstalt leiten.

Vergegenwärtigen wir uns, wie einer unsrer bekannten heimischen Bahnpostwagen manchmal als Kopf eines ganzen Postzuges, in Feindesland auf der letzten Station am Ende einer Etappen-Eisenbahnlinie einfahrend, seine Türen öffnet, damit ohne Verzug mit dem Ausladen begonnen werden kann. Bald liegt die Post aufgestapelt auf dem Bahnsteig. Und nun folgt das Einladen in die Feldpostwagen, die von hier aus jeder mobilen Feldpostanstalt der Armee ihr Teil zuführen. Da die mobilen Feldpostanstalten oft nur wenige Kilometer hinter der Feuerlinie liegen und deshalb Tag und Nacht vor feindlichen Fliegerbomben und selbst vor Beschießung durch schwere Artillerie nicht sicher sind, ist auch die Beförderung der Feldpost zwischen ihnen und der Etappe zuweilen mit keineswegs geringen Gefahren verknüpft. Eine nicht unwichtige Rolle bei diesen Posttransporten spielt der Kraftwagen. Wir unterscheiden bei der deutschen Feldpost zwei Auto-Wagentypen. Einmal den Briefpostwagen. Dieser ist innen mit Briefsortiereinrichtungen ausgestattet, so daß die Feldpostbeamten, während sie mit der Truppe mitmarschieren, statt unbeschäftigt im Sattel zu sitzen, die irgendwo unterwegs empfangene Post bearbeiten und sie, wenn schließlich Quartier gemacht wird, gleich ausgeben können. Der zweite Typ stellt den Feldpost-Lastkraft-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wagen dar. Mit ihm wird die Post, wenn möglich, gleich in hundert Säcken und mehr befördert. 900 bis 1000 Kraftwagen nehmen gegenwärtig am Feldpostbeförderungsdienst mit teil. Der Kraftwagen ist jedoch für die Feldpost, namentlich als Lastfahrzeug, keineswegs etwa das Hilfsmittel, das sie über alle Hindernisse hinwegbringt; auch er ist vom Zustand der Straßen und Brücken und von der Sicherheit der Gegend abhängig. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz leistet er deshalb, namentlich seit Beginn des Stellungskrieges, im allgemeinen recht gute Dienste. In welchem Umfang er hier zur Beförderung der Feldpost zwischen der Etappe und den mobilen Feldpostanstalten verwandt wird, zeigt Abbildung S. 241, die den Augenblick veranschaulicht, wo die Feldpost-Kraftwagen an einem Etappenorte die Ankunft eines der erwähnten Postsonderzüge aus Köln erwarten. Die Beschaffenheit der Straßen auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist auch der maschinellen Sicherheit des Feldpost-Kraftwagenbetriebs nicht besonders abträglich.

Recht verschieden hiervon hatten sich bis vor kurzem die einschlägigen Verhältnisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz in Galizien und Rußland gestaltet. Waren die russischen Landstraßen schon zu Beginn des Krieges vernachlässigt, so wurden sie durch das dauernde Befahren mit schweren Munitions- und andern gewichtigen Militärtransporten allmählich immer weniger passierbar. Bei trockener Witterung lagerte auf ihnen stellenweise eine Sand- oder Staubmenge, daß die Wagen manchmal bis zu siebzig Zentimeter tief einsanken. Setzte dann Regen ein, so verwandelte sich die Straßenoberfläche in einen dickflüssigen Brei, der immer tiefer und unergründlicher wurde, je länger die Schleusen des Himmels sich öffneten, und in den Pferde nicht selten bis an den Leib einsanken. Damit nicht genug, wurde der Beschaffenheit solcher russischer Kunststraßen, auch Großfürstenchausseen genannt, sobald sie vom Feinde preisgegeben werden mußten, durch die russischen Pioniere nach Möglichkeit noch nachgeholfen, wenn auch nicht zur Förderung des Verkehrs. So hatten die Russen streckenweise tiefe Gräben, zuweilen bis zu siebzehn hintereinander, die wohl ein Meter breit waren, quer über die Straßen gezogen und dazu noch mit Wasser oder Schlamm gefüllt; oder es waren, oft kilometerweit, dicke Baumstämme über den Weg gelegt. Eine andre Straße, die die Feldpost passieren mußte, zeigte auf dreißig Kilometer Länge über dreihundert die ganze Straßenbreite einnehmende tiefe Löcher. Um hier ein Festfahren zu vermeiden, mußten über alle kritischen Stellen dicke Bohlen, die die Feldpost mit sich führte, gelegt werden. Nicht selten ließen sich entgleiste Postfahrzeuge nur mit Winden wieder flottmachen. Andre gerieten in der Dunkelheit in Moräste und blieben darin trotz den größten Anstrengungen, sie wieder herauszubringen, stecken. War unter dergleichen Verhältnissen schon das Vorwärtskommen mit Pferdefuhrwerk überaus schwierig, wobei die einzelnen Postwagen noch dazu manchmal eine Bespannung bis zu zwölf Pferden erforderten und dabei immer noch Gefahr liefen, umzustürzen oder zusammenzubrechen, so trat die Benutzung von Lastkraftwagen hier vielfach ganz in den Hintergrund. Im allgemeinen regelte sich der Feldpostbetrieb auf der oft bis zu hundertfünfzig, zuweilen aber auch über zweihundert Kilometer langen Landstrecke zwischen der letzten Eisenbahnstation und dem jeweiligen Standort der Division, bei der sich die mobile Feldpostanstalt befand, etwa so, wie es diese Skizze



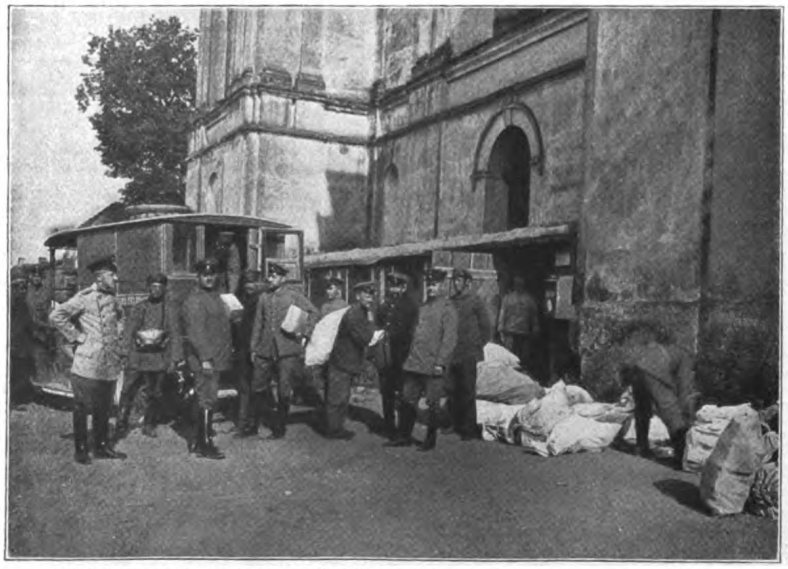
Schematische Darstellung der Feldpostbeförderung auf langen Landstrecken (östlicher Kriegsschauplatz)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schematisch darstellt. Von der letzten Eisenbahnstation E wurde hier die Feldpostladung durch Lastkraftwagen so weit befördert, als die Wegeverhältnisse es irgend gestatteten, nämlich bis U¹. Dort aber mußte, vielleicht schon nach dreißig bis vierzig Kilometer Fahrt, die gesamte Post wieder umgeladen und auf eine größere Zahl polnischer Land- oder Panjewagen verteilt werden. Von dieser Umladestelle aus ging die Fahrt verschiedene Tage weiter, einer zweiten Umladestelle U² — am linken Ende der Gabelung — entgegen. Bis hierher war inzwischen vom Standort der Division aus — dem äußersten Punkt D links — eine neue Wagenkolonne entgegengeschickt worden, die jetzt die Feldpost in Empfang nahm und zur Division brachte. Die nach rechts weiter folgenden Punkte D der Skizze, die durch eine Linie verbunden sind, bezeichnen die Standorte der Division an den nächsten sechs Tagen, so daß also vom vierten Tage ab die Pferdepost von U¹ aus über den Gabelpunkt G die nach rechts gehende Straße benutzte. Diese langen Wegestrecken konnten so überhaupt nur durch Einrichtung eines dreifachen Pendelbetriebs bewältigt werden. In bergigen Gegenden wiederum, wie beispielsweise in Galizien, wo Paßhöhen von 900 bis 1000 Meter überschritten werden mußten, ließ sich die Feldpost wegen der Schmalheit der Wege unter Umständen selbst mit Pferdefuhrwerk nicht mehr vorwärtsbringen. Hier blieben als einziges Beförderungsmittel nur noch Tragtierkolonnen übrig.

Ähnlichen Verhältnissen begegneten wir auf dem neuesten, dem serbischen Kriegsschauplatz, wo die Feldpost im Berglande nicht nur auf steilen, sondern dazu noch mit knietiefem, zähem Modder bedeckten Wegen marschieren mußte, so daß sie manchmal drei Tage brauchte, um auch nur achtzehn Kilometer vorwärtszukommen.

Um den Divisionen einer Armee ihre Post von der letzten Eisenbahnstation aus zuführen zu können, muß dem Armee-Postdirektor, zu dessen Aufgabe dies gehört, der Standort der einzelnen Divisionen bekannt sein, d. h. täglich von den mobilen Feldpostanstalten der Armee gemeldet werden. Die Kriegslage bringt es aber, wenn sich die Division im Gefecht oder auf Eilmärschen befindet, nicht selten mit sich, daß das nächste Marschquartier nicht vorausbestimmt werden kann oder daß es aus militärischen Gründen vorläufig geheimgehalten werden muß. Auch sind manchmal die rückliegenden Telegraphenverbindungen der Truppe entweder vorübergehend gestört oder derart mit dringenden militärischen Nachrichten belegt, daß die Feldpostanstalt ihre Meldung nicht loswerden kann. Das bedeutet dann für sie eine vielleicht längere Unterbrechung der Postzufuhr, wenn es dem Armee-Postdirektor nicht noch glückt, durch Hinundherfahren der Post und durch Absuchen der Gegend die marschierende Feldpostanstalt irgendwo ausfindig zu machen. Noch im September 1915 ist es auf dem östlichen Kriegsschauplatz vorgekommen, daß dergestalt ein Feldpostversand neun bis zehn Tage auf der Suche war, bis er dann schließlich auf die Division stieß.



Betriebsraum einer Feldpostanstalt zwischen den Türmen einer Kirche

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feldpostanstalt im Biwak

Nun ist die Feldpost an der Front eingetroffen und wird vor der Divisions-Postanstalt ausgeladen, die sie daraufhin für die abholenden Truppenteile ausgabefertig verteilt. Abbildung S. 244 zeigt uns den Teil einer solchen Feldpostanstalt, der in einem russisch-polnischen Orte zwischen den beiden Seitentürmen der Kirche eingebaut worden ist, um ihn vor Granatfeuer, womit der Feind den Ort gar zu gründlich belegte, einigermaßen zu schützen. Die mobilen Feldpostanstalten befinden sich nicht selten aber auch außerhalb von Ortschaften. Dann errichtet sich das Personal, wenn es sich voraussichtlich einigermaßen lohnt, eine Baracke, je nachdem auf freiem Felde oder im Walde. Andernfalls wird ein Zelt aufgeschlagen — wenn man es hat. Denn im Kriege ist und bleibt nicht immer alles so beisammen, wie man es wohl haben möchte. Die Feldpost hat deshalb schon oft — und nicht selten bei recht mißlichen Witterungsverhältnissen, sogar bei zwölf Grad Kälte — im Freien arbeiten müssen. Bei trockenem Wetter zieht es die Feldpost gelegentlich auch innerhalb eines Ortes vor, vorübergehend im Freien zu arbeiten, wenn sich durchaus kein passender gedeckter Arbeitsraum finden läßt, oder jedes Haus schon durch Truppen voll belegt ist. Auch sonst ist es für die Feldpost nicht immer leicht, auf dem Marsche, wenn schließlich abends oder gar nachts in einer Ortschaft Quartier gemacht wird, mit ihrem ganzen Apparat von etwa dreißig Mann und mindestens fünfzehn Pferden, möglichst an einer Stelle zusammen, Unterkunft zu finden. Bleibt die Feldpostanstalt aber länger als eine Nacht an einem Orte, so muß sie schon spätestens am nächsten Morgen ihren Betrieb eröffnen und dafür eingerichtet sein. Dazu gehören, von Stühlen vorläufig einmal abgesehen, zum mindesten verschiedene große Tische und zahlreiche Sortierfächer. In der Heimat hat man das alles wunderschön. Aber draußen im Felde heißt es aus zwingenden militärischen Gründen: Jeden irgend entbehrlichen Ballast, der die Bagage vergrößern und dadurch die Beweglichkeit der Truppe beeinträchtigen könnte, vermeiden! Die ganze Betriebsausrüstung einer Feldpostanstalt, der dabei der Postdienst für etwa dreißigtausend Mann obliegt, ist deshalb mehr als bescheiden. Doch die Hauptsache ist, daß es trotzdem geht. Und es geht. Man muß sich nur zunächst zu helfen wissen. Nachher macht die Übung alles. Fensterläden, Türen rasch ausgehängt, geben mehr oder weniger tadellose Tischplatten. Leere Hunyadi-Janos-Kistchen, geschickt zusammengestellt, liefern die besten Sortierschränke für die Feldpostpäckchen. Was sonst noch an Komfort fehlt, das wissen helläugige Feldpostillione und Trainsoldaten aus der Nachbarschaft »leihweise« zu beschaffen.

Dergestalt spielt sich die Einrichtung einer mobilen Feldpostanstalt ab, wenn sie in einem von den Bewohnern verlassenen und geräumten Anwesen Quartier nimmt. Heimischer ist es ihr natürlich, unter einem Dache zu wirken, das, wenn auch nur aus Stroh, so doch zunächst einmal ganz und nicht durch Artillerie teilweise zerschossen ist, und wo ihr außerdem nicht die nackten Wände entgegengähnen. Hat die Feldpostanstalt auf dem Marsche heute ein lichtes und geräumiges Quartier ihr eigen nennen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Kompagnie gibt die angekommene Feldpost aus

dürfen, so muß sie vielleicht schon von morgen ab bis auf weiteres mit einem halbdunklen Unterstandsraume fürliebnehmen.

Wie kommt nun die Feldpost aus den Händen der Feldpostanstalt in die der Truppen? Das Publikum ist vielfach der Ansicht, daß die Sendungen durch die Feldpost an den einzelnen Mann bestellt würden. Das ist indes aus verschiedenen Gründen ganz undurchführbar. Vielmehr holt jeder Truppenteil — und so ist es von jeher gewesen — seine Post durch Ordonnanzen von der Feldpostanstalt ab; sei es durch Radfahrer oder, wenn es sich um größere Posten handelt, mit Pferdewagen oder auch gelegentlich mit Kraftwagen. Vor der Postanstalt pflegen die zur Postabholung kommandierten Soldaten die empfangene Post vielfach gleich noch im einzelnen nach Kompagnien, Lazaretten usw. zu verteilen. Nun treten die Ordonnanzen die Rückfahrt zum Truppenteil an. Dieser letzte Weg, den die angekommene Feldpost noch zu machen hat, ist nicht selten recht schwierig und naturgemäß am wenigsten gesichert. Manchmal gleitet die Feldpost auch auf Drahtseilbahnen zum Standquartier der Truppe, oder sie wird durch Förderbahnen dorthingebracht. Und wenn der Rückweg in die Berge hinaufführt, wo Pferd und Wagen nicht mehr nachkommen können, muß Meister Langohr in die Bresche springen.

Die Feldpostsendungen, die wir bisher auf ihrer Reise von der Heimat bis zur Ausgabe an die Truppe verfolgt haben, sind, man kann beinah sagen, von dem Glück begünstigt worden, daß keine Truppenverschiebung ihren Weg kreuzte. Aber der Weltkrieg bringt es so mit sich, daß gerade bei den Mittelmächten, vor allem bei unserm deutschen Heere, die Truppenverschiebungen eine große Rolle spielen. Auf den davon betroffenen Feldpostverkehr üben sie, je umfangreicher sie sind, eine um so längere Verzögerung aus — schon weil die Truppenverschiebungen streng geheimgehalten werden — man denke an das den Serben und den Ententemächten so ganz überraschend gekommene plötzliche Erscheinen der großen Mackensenschen Armee an der Donau! Natürlich erfährt auch die Feldpostanstalt ebensowenig wie die Truppe, wohin die Reise geht, wenn plötzlich der Befehl kommt, daß die Division nach der und der Eisenbahnstation zur Einschiffung abzurücken hat. Die mitabmarschierende Feldpostanstalt kann günstigenfalls gerade noch telegraphisch nach der Heimat melden, was bevorsteht, damit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nunmehr die sämtlichen dreiundzwanzig heimischen Postsammelstellen telegraphisch sofort vom Reichspostamt angewiesen werden, die Post für diese Division bis auf weiteres nicht mehr abzuschicken. So häufen sich diese Sendungen fortan zu Hunderttausenden bei den Postsammelstellen an, bis eines Tags die Feldpostanstalt von irgendwoher in Feindesland, vielleicht von einem ganz andern Kriegsschauplatz, ihren Ausschiffungsort meldet. Erst dann kann die für sie angesammelte Post auf den neuen Leitpunkt abgesandt werden. Auch bei Truppenverschiebungen kleinerer Verbände, wobei namentlich die Fußartillerie und die Pioniere in Betracht kommen, treten nicht selten namhafte Verzögerungen in der Überkunft der Postsachen ein, wenn ein solcher Truppenteil wiederholt kurz hintereinander den Armeeverband wechselt. Die Briefe laufen dann vielleicht mehrfach hinter dem Truppenteil her, weil die Zeit, wo er wieder einmal mit geheimem Marschziel verschwunden war, sich vorerst für die Post nicht einholen läßt. In ähnlicher Weise wirken die von Organen der Heeresverwaltung verhängten Briefsperren nachteilig auf die Feldpostbeförderung ein. Sie waren, wie erst kürzlich der Kriegsberichterstatter Ad. Zimmermann betont hat, in erster Linie eine der Ursachen, die zu Beginn des Krieges die weitverbreitete Mißstimmung über das Versagen der Feldpost hervorriefen. Denn während einerseits die Feldpostverwaltung infolge militärischer Maßnahmen die Sendungen nicht weiterbefördern konnte, war sie anderseits nicht dazu berufen, das Publikum über die bestehende Briefsperre amtlich aufzuklären, wie sie das im Frieden sofort tut, wenn irgendwo nennenswerte Stockungen im Briefpostverkehr aufgetreten sind. Das Publikum mißt unter diesen Umständen die Schuld an den Verzögerungen der Feldpost bei und wird darin noch bestärkt, da auch die Truppen selbst von den verhängten Briefsperren nichts erfahren und deshalb auch darüber nichts nach Hause mitteilen können.

Die Abbringung der Feldpost von der Feldpostanstalt zur Truppe ist, wie gesagt, Sache der Truppe selbst. Manchmal jedoch waltet die Feldpost auch noch dicht an der Feuerlinie ihres Amtes. So ist es im jetzigen Kriege vorgekommen, daß eine Feldpostanstalt eine umfangreiche Post von über fünfhundert Säcken bis auf achthundert Meter an die Schützenlinie herangebracht hat, während die eigne Artillerie über die Postwagen hinweg feuerte. Auch stellt sich die Feldpost, soweit es möglich ist, dadurch in den Dienst der fechtenden Truppe, daß reitende Feldpostillione, mit großen Taschen versehen, versuchen, während einer Gefechtspause unter den Soldaten Feldpostkarten einzusammeln. Unsre Feldpostbeamten kommen daher nicht selten in die Lage, dem Tod ins Auge zu sehen, und mancher von ihnen hat schon draußen in Ausübung seiner Pflicht für das Vaterland geblutet.

Wie sich die Aushändigung der Feldpostsendungen an den einzelnen Mann beim Truppenteil im Quartier vollzieht, veranschaulicht Abbildung S. 246. Im Schützengraben bietet sich im allgemeinen nur nachts die Möglichkeit, die abgeholte Feldpost unsern Feldgrauen zuzuführen. Soweit sie nicht zufällig die Soldaten, die in der Nacht zur Ablösung in den Schützengraben marschieren, gleich mitnehmen können, wird sie durch die Feldküchen möglichst nahe herangefördert. Die Ankunft der Post im Schützengraben bildet für die Truppe allemal eine große Freude. »Wenn wir«, so schrieb kürzlich in einer Kriegszeitung ein kriegsfreiwilliger Sanitätssoldat, »uns in

Verteilung der Feldpost im Schützengraben

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Unterständen müde und hungrig auf dem Stroh streckten, dreckig von Fuß bis zu Kopf — wer hat uns da schneller als der Korporal auf die Füße gebracht? Die Feldpost! Wenn sie kommt, taucht vor unsern Augen das Bild der Heimat auf. Wir sehen das Elternhaus, aus dem Vater und Mutter uns grüßen, wir schauen der jüngeren Geschwister kindliches Spiel. Glockentönen der heimatlichen Kirche gleich zieht es durch unsre Seelen. Mitten im feindlichen Feuer sind wir so in der Heimat. Und ist dann die Briefpost ausgeteilt und hat sich der diensttuende Unteroffizier heiser geschrien, daß man ihn zur Erholung seiner Stimmbänder nach Ems schicken sollte — verkraucht sich jeder, der was erhalten hat, in seinen Winkel. Wehe dem, der ihn stören will! In hastiger Ungeduld werden die Briefe geöffnet, und erst, wenn man ihren Inhalt in den Händen hat, geht ein stilles Leuchten über des Kriegers Gesicht. Was so ein Brief bringt, ist das Geheimnis des Einzelnen. Freud' und Leid. Die beliebten Pfundpäckchen sind Arsenale an Mannigfaltigkeit. Friedlich liegen Zigarren, Schokolade und Schnupftabak neben einem Schwarzwälder Schnaps, manchmal auch durch ihn ‚vergeistigt', und obenan ein Blümlein aus dem Garten daheim sowie ein leerer Briefbogen mit Hülle als zarter Wink. Über allem aber die Liebe. Wir danken euch, die ihr in unser Schützengrabenleben Freude bringt, Sonne und neuen Mut, Heimatluft!«

Diese Freude der Empfänger ist allerdings zuweilen nicht ganz frei von einer Art innerer Unruhe, die bereits beim Lesen der Absendervermerke sich zu regen beginnt, und man berichtet von einem Leutnant, der im Zivilverhältnis Oberlehrer an einer Töchterschule ist, daß er über seine Feldpostpäckchen beinah melancholisch geworden sei, weil ihm binnen wenigen Wochen siebzehn Paar Pulswärmer zugedacht wurden. So gibt es für unsre Feldgrauen draußen manchmal schon nicht wenig zu tun, um sich bloß für die Liebesgaben zu bedanken. Aber auch sonst ist der von ihnen ausgehende Briefverkehr recht bedeutend, zumal im Stellungskriege, so daß der einfache Schützengraben-Briefkasten nicht immer ausreicht und ihm noch ein großer Briefsack zu Hilfe kommen muß, um all die für die Heimat bestimmten Grüße zu sammeln. Nach Gefechten schwillt die im Felde aufgelieferte Post besonders an. Dann trägt der Landwehrmann seine Nachricht an die Lieben daheim, daß Gott ihn weiter beschützt habe, womöglich selbst zur Feldpostanstalt, und der feldgraue Verkehr staut sich vor ihrer engen Pforte. Und zu den Briefsendungen kommen noch die Postanweisungen, d. h. in der Richtung nach der Heimat. Denn die Beträge der aus der Heimat kommenden Postanweisungen werden durch die Truppenkassen an die Empfänger ausgezahlt. Was bei den Feldpostanstalten an Postanweisungs-Einzahlungen aufkommt, erreicht monatlich 60 Millionen Mark: ein schönes Zeichen für den Sparsinn unsrer Soldaten.

Insgesamt machen die bei einer Feldpostanstalt aufgelieferten Sendungen nicht selten 30 000 bis 40 000 Stück täglich aus. Das kommt ungefähr der Tages-Briefauflieferung mittelgroßer deutscher Städte wie Bromberg, Heidelberg und Potsdam gleich. Mit dieser Post gehen Tag für Tag noch alle die Sendungen wieder heimwärts, die der Truppenteil an die Feldpostanstalt als unanbringlich zurückliefert, weil der Empfänger sich dort nicht befindet, oder weil er inzwischen verwundet oder auf dem Felde der Ehre gefallen ist oder vermißt wird. Die Bearbeitung dieser sogenannten Rückpost, die naturgemäß nach schweren Kämpfen einen nicht geringen Umfang annimmt, ist für unsre Feldpostbeamten immer eine wehmütige Aufgabe. Wieviel Freude sollten diese Briefe und Päckchen bereiten, und welchen Kummer bringt ihre Rückkunft!

Damit schließt sich der Ring unsrer Betrachtungen über das Wirken der deutschen Feldpost im Weltkriege. Möge der Leser die Überzeugung mit sich nehmen, daß die Feldpost trotz den ihr in vielerlei Gestalt entgegentretenden Hindernissen unablässig bemüht ist, jenes Wort Stephans, des Vaters der Feldpost von 1870/71, von neuem wahrzumachen: »Wenn die Armee zum Vaterlande durch das weltgeschichtliche Echo ihrer Siege sprach, so sprach der einzelne Krieger mit der Heimat, und diese mit ihm, durch die Stimme der Feldpost.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Franz Lippisch: Frauenbildnis

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Aus Paul Heyses Jugend

Briefe von Paul Heyse und Jakob Burckhardt, mitgeteilt von Dr. Erich Petzet

Der Ursprung der Freundschaft zwischen Paul Heyse und Jakob Burckhardt, von deren erster Entwicklung die folgenden Briefe[1] berichten, fällt in das Jahr 1847, in die Zeit ihres gemeinsamen Verkehrs im Hause Franz Kuglers in Berlin. Franz Kugler (1808—1858) stand damals auf der Höhe seines Wirkens als Kunsthistoriker und Referent für die Kunstangelegenheiten im Kultusministerium, und sein Heim in der Mansardenwohnung des Hitzigschen Hauses, Friedrichstraße 242, war der Sammelpunkt eines ganzen Schwarms aufstrebender junger Leute, die sich freudig als seine Schüler bekannten oder durch gemeinsame künstlerische Neigungen mit ihm verbunden waren. Jakob Burckhardt, Fritz Eggers, Wilhelm Lübke, Richard Lucä, Theodor Fontane, Adolf Menzel gehörten diesem Kreise an, in den Emanuel Geibel den »werdenden Poeten« Paul Heyse, kaum daß er das Gymnasium hinter sich gebracht hatte, als neues, herzlich aufgenommenes Mitglied einführte. In seinen »Jugenderinnerungen« hat Heyse ein anschauliches Bild der freundschaftlichen Abende dort gezeichnet, an denen der Hausherr behaglich die steife Würde, von der Fontane berichtet, ablegen konnte, und Frau Clara Kugler »in stiller Anmut« das lebhafte Völkchen in schlichtester Weise bewirtete, unterstützt von ihrer derberen, aber grundliebenswürdigen Schwägerin Luise Kugler und heiteren Nichten sowie deren Freundinnen, während auch die Kinder ein Weilchen an der frohen Geselligkeit teilnehmen oder den Liedern Kuglers und Burckhardts oder den Gedichten Geibels lauschen durften.

Der schon gereifte Burckhardt war damals der nächste wissenschaftliche Vertraute und Helfer Kuglers, bei den jüngeren Angehörigen des Kreises aber mit seinem überlegenen Witz etwas gefürchtet als »die reene Bosheit«. So ergab sich nach seiner Rückkehr nach Basel im September 1847 zunächst kein Briefwechsel zwischen ihm und dem noch nicht achtzehnjährigen Studenten Paul Heyse. Als dieser aber zur Fortsetzung seiner Studien nach Bonn übergesiedelt war und in den Sommerferien 1849 von seinem Onkel Louis Saaling, dem Bruder seiner Mutter, mit Reisegeld zu einem Ausflug in die Schweiz ausgerüstet wurde, da lockte ihn doch als erste Raststätte Basel, wo sein erster Gang dem Freunde Kuglers galt. Er traf ihn, wie der Bericht nach Hause vom 29. August 1849 meldet, »in einem fröhlichen Zimmer, das auf den Rhein sieht und auf grünes Buschwerk, dahinter die Stadt mit der Brücke und das Gebirge«. Allein für den Tag entschuldigte sich Burckhardt wegen Arbeiten, und erst der Abend bot für diese kleine Enttäuschung die erfreulichste Entschädigung, über die Heyse am Tage darauf von Zürich aus erzählt.

»Ich hatte noch Zeit gestern, die ganze Stadt zu durchlaufen. Aus kleinen Mauerfenstern rings im Umkreis sieht sich der Grund mit dem blaugrünen Rhein lieblich an. Durch ein Gewirr von Gassen, die steil auf und ab steigen, kam ich dann an ein kleines baufälliges Häuschen im Weinlaub- und Nußbaumschatten, dicht am Flusse. Das ist die Universität, von merkwürdiger Unscheinbarkeit, doch immer wohnlicher für die Musen als irgendeiner der Paläste, an die ich in Berlin und Bonn gewöhnt worden. — Burckhardt liest fein und anziehend, die Fenster standen offen und ließen den Duft von Nußblättern ein und das Klingen der Flut. So hatte ich eine angenehme Stunde und traf hernach den Professor, draußen meiner harrend. Da gingen wir in die Landschaft hinein, und er gab mir alles Schöne künstlerisch appretiert, wie's ihm der tägliche Umgang mit der anmutigen Natur eingepflanzt hatte. Dabei hatten wir ein rastloses und doch gemütliches Gespräch, alle Augenblicke unterbrochen durch eine neue Fernsicht oder andre Lichter, womit die Abendsonne sehr freigebig war.

[1] Der vollständige Briefwechsel zwischen Jakob Burckhardt und Paul Heyse, herausgegeben von Erich Petzet, soll im Verlag von J. F. Lehmann in München erscheinen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In sein Stübchen zurückgekehrt, ward mir erst vollends wohl. Eine wunderschöne Basler Pastete stand auf dem Tisch und andre gute Sachen, und wir taten ihnen wie dem sanftmütigen Beaujolais alle Ehre. Zuletzt machte die Lampe den dummen Streich, ganz sacht Öl auf die Pastete laufen zu lassen, und so nahm sie ein Ende mit Schrecken. Nun sprang Burckhardt ans Klavier und sang seine liebsten italienischen Liederchen, las auch dazwischen von seinen Versen, und wir wurden immer zutraulicher und offener zueinander. Er faßte mich einmal übers andre, da wir am offenen Fenster in den Mond starrten, um die Schultern und drückte mir fast die Brust aus den Fugen und rief: ‚Wie schön, daß ich Euch einmal wiederhabe!' Denn mit ‚Ihr' ward ich angeredet, wenn er herzlich war. Wir tranken noch bis spät. Da brach ich auf, recht schweren Herzens, so lieb war mir das Zimmerchen geworden mit dem wunderlichen Menschen. Er ging aber mit, wies mir die zierlichen Baulichkeiten in der Stadt, Veranden mit Weinranken und Balkone voll Orangerie, was wahrhaft morgenländisch im Mondlicht lag. Im Gasthof ging er von mir; ich hatte guten Rat für die Reise von ihm bekommen, und er lieh mir eine gute Karte. Ich seh' ihn wohl bald wieder.«

Am 9. September kam dann Heyse auf der Rückreise wieder nach Basel und schreibt darüber an die Eltern:

»Ich lief dann gleich zu Burckhardt, bei dem ich seinen Schwager traf, einen behäbigen Künstler, ungemein liebenswürdig. Der sandte gleich zu seiner Frau hinüber, ließ eine Nudelsuppe kommen, die für ihn bereitstand, und vier Eier dreinschlagen. Die edle Frau schickte noch eine Schüssel Fleisch und Wein, und da Burckhardt auch mit dem Burgunder noch nicht fertig war, feierten wir ein sehr vergnügtes Bacchanal, das der sehr düstere Mond, der über Flur und Nußwald aufstieg, vollends poetisch stimmte. Sie beneideten mir die schnelle, überbegünstigte Reise, ich erzählte, aß, trank, und nach aller geistigen und leiblichen Erfrischung find' ich eure Briefe vor meinem Bett!« ...

Beim Abschied am nächsten Tage versah Burckhardt den Scheidenden noch vorsorglich mit guten Belehrungen und zehn Gulden, die ihm Heyse von Bergen aus wieder zurückschickte. Der Bericht darüber, der am 11. September von Baden-Baden aus an die Eltern nach Berlin abging, begann:

»‚Hodie eris in paradiso!' rief Burckhardt aus, als ich ihm sagte, ich ginge über Straßburg. Und wie hat er recht gehabt! Der gute, freundliche Mensch kramte noch seine Mappen über das Münster heraus, zeigte mir das Wunder im kleinen und nahm dann den allerherzlichsten Abschied, nachdem er mich mit Zigarren versorgt und mir Geld aufgedrungen hatte, falls ich nicht auskäme. So fuhr ich denn auf der Eisenbahn nach Straßburg.«

Von Straßburg ging die Reise weiter über Baden-Baden nach Bergen bei Hanau, wo Heyse im Hause des Rentmeisters Deuschle, des Vaters seines Freundes Julius Deuschle, noch angenehme Ferientage verbrachte. Von hier aus richtete er seinen ersten Brief an Burckhardt:

Bergen, 27. September 1849.

Lieber Burckhardt!

Als ich Zeit hatte, an Sie zu schreiben, fehlte mir das Geld, und nun ich seit lange das Geld habe, war um keinen Preis Zeit aufzutreiben. Jetzt sitze ich hier wie auf Kohlen, denn der Sonnenschein über den Rebstöcken im Garten läßt mir keine Ruhe. Und doch möchte ich nicht ein bloßes Kuvertwischchen schreiben und will das meinige tun, einen ordentlichen Brief zustande zu bringen, invita Minerva. Lesen Sie nur keine laue Freundschaft aus diesem Anfang heraus. Sie sind mir viel mehr ans Herz gewachsen, als ich's in Berlin für möglich hielt. Ich habe Sie als Staffage zu dem Landschäftchen gesehen, für das Sie von dem großen Allerweltsmaler erschaffen scheinen, und Sie glauben nicht, wie gut Sie sich ausgenommen haben. Es ist keine Redensart, daß mir das Zimmerchen überm Rhein mit Mond, Schnepf, Pastete, Nudelsuppe und Eminus[1] et Comp. trotz aller Gletscherherrlichkeit die liebste Erinnerung ist. Mit den Gletschern bin ich geschwinder fertig worden; mit der Nudelsuppe und dem Burgunder auch; aber den Menschen habe

[1] Eminus, der in die Ferne Entrückte, nannte sich Burckhardt gern seit seinem Abschied von Deutschland.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ich ihre Unerschöpflichkeit angefühlt und bin wider Willen nach ein paar Löffeln Unterhaltung geschieden.

Ich bin noch hier im Dorf, das gar erbaulich gelegen ist, inmitten der weiten Ebene, auf der Höhe vereinzelt, und zu aller Tageszeit mit merkwürdigem Licht gesegnet. Da hab' ich ein recht faules Leben, die vielen nötigen Briefe ausgenommen, und will gar nicht wieder weg, und muß doch. Gottlob, es gibt hier keine Altertümer, als zahnlose Judenweiber, und gar keine Kabinette, außer den heimlichen. Sonne und Luft sind erträglich hold gewesen, daß man sich Bewegung machen konnte, wo dann die Schweizer Infarkten behaglich verdaut werden. Ich hab' eine geheime Furcht vor Frankfurt. Da soll ich noch an vierzehn Tage von Verwandten und Bekannten besehen werden wie ein wildes Tier, und sie wissen selten mehr zu sagen, als daß ich meiner Mutter ähnlich sehe. Ich werde sehen, zum Aristomenes[2] zu kommen, daß ich Ihnen doch einmal was Un-Wohlerzogenes präsentieren kann.

Ihr Hodie eris in paradiso ist eingetroffen. Ich habe am Straßburger Münster wie ein recht dummer Junge in die Höhe gegafft, und es ist mir nicht ein einzigmal eingefallen, daß ich studieren wollte, sondern ich ließ alles über mich ergehen und genoß sorglos. Es hat mich ganz erschüttert. Hernach hab' ich mir noch den Sonntagabend à la française angesehen, mich über den Gutenberg geärgert, der doch gar zu arrogant-roh gearbeitet ist, und bin ins Rebstöckle wie betrunken heimgekehrt.

Kugler ist wieder in Berlin. Seine Familie kommt erst in einer Woche nach, doch hab' ich keine direkten Nachrichten seit undenklicher Zeit. Bei mir ist alles wohl, und es macht meinem guten Alten Spaß, die Korrektur meiner Märchen[3] zu machen. Ich darf Ihnen doch ein Exemplar schicken? Haben Sie sich wegen der Stoffe nicht besonnen? Ich bin im Augenblick gar nicht verlegen, nur geht's mir so, daß ich zu allem mehr Lust und Vertrauen habe, was mir ein andrer vorschlägt. Ich will von Freiexemplaren und sonstigen Kupplersporteln nicht reden. Aber es wäre mir ein Zeichen von einiger Freundschaft, die Sie für mich hegten.

Mit Ihren verteufelten Melodien! Das Fotar le donne will mir gar nicht aus dem Kopf, und zu der Melodie auf Geibelsche Worte (Ach, du weißt, daß nimmer ich mein eigen bin) hab' ich richtig Verse machen müssen, eher hat sie mich nicht losgelassen, und nun ist sie weiß Gott vergessen. Es ist nicht viel dran, aber ich schicke die Worte, weil sie Ihnen mitgehören:

Wie aus hohem Walde
Mondenschimmer quillt,
Auf die lichte Halde
Wagt sich nun das Wild.
Nun in Melodien
Schweifen Gram und Lust,
Die des Tages fliehen,
In die stumme Brust.
Ach, es ruft die Hinde,
Die den Hirsch vernimmt,
Da mein Lied im Winde
Unerhört verschwimmt!

Übrigens geht es mir mit Liedern unterwegs wie den Botanikern mit Blumen, die sie auf Reisen sammeln und in Hast schlecht pressen. Ganz erträgliche Motive kriegen eine übereilte klägliche Form, und es ist nachher eine heillose Arbeit, das wieder zurechtzuzupfen, wie bei den getrockneten Pflanzen.

Ich weiß nicht recht, wie ich meine Schuld am besten abtragen soll. Sie werden wohl das Papiergeld wieder loswerden, und der Überschuß über die zehn Gulden möge das Porto decken und etwaigen Verlust. Ich schließe eilig, denn die Sonne draußen läßt mich nichts Gescheites denken, ich soll absolut Trauben essen und auf die Wespenjagd gehen, was ganz ernsthaft mit großen Scheren und Stöcken ins Werk gesetzt wird. Ich bitte nur noch, freundlich Ihren lieben Schwager[4] und seine Frau zu grüßen, der ich das Beste wünsche. Hoffentlich tun Sie, wie Sie versprochen, und schreiben einmal.

[2] Vor und auch längere Zeit nach seiner Schweizer Reise arbeitete Paul Heyse an einer Tragödie »Aristomenes«, die aber nicht vollendet wurde. Sie stand in ihrem Gedankengehalt etwas unter dem Eindruck der politischen Bewegung von 1848/49.

[3] Die Märchen erschienen noch vor Weihnachten 1849 anonym unter dem Titel »Jungbrunnen. Märchen eines fahrenden Schülers«.

[4] Der Architekt Melchior Berry (1801 bis 1854), der Erbauer des Museums an der Augustinergasse und des Stadtkasinos in Basel.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bis zum 15. Oktober ist meine Adresse Frankfurt a. M., Adr. Herrn Rentier Louis Saaling. Von da ab Bonn, Neugasse. Tausend Dank für alles Liebe. Adio!

Paul Heyse.

Basel, in die omnium animarum 1849.

Liebes Brüderlein in Apolline!

Hiermit schicke ich Ew. Wohlerzogenheit ein armes kleines Ding, so neulich hier das Licht der Welt erblickt hat,[1] als geringe Gegengabe gegen den schönen geldschweren Brief, so Ihr mir aus ländischem Mastort zugeschickt habt. Ich frankiere es absichtlich nicht, damit Euch das Geschenk um so teurer sei; das Porto, so Ihr auslegt, soll anstatt der Bezahlung im Buchladen dienen. Ich kann nichts beifügen, als was Beckmann[2] als »Vater der Debütantin« mit so rührendem Ausdruck herausstammelte: »Herr, es is mein Kind! Des weitere wird des Worm selbst sagen!« — Eure Märchen schickt Ihr mir dereinst auch unfrankiert.

Also Ihr möchtet gern Tragödienstöffer? Ja, da wird eigentlich nichts geschnupft! Überhaupt, liebes Brüderlein, ist das eine recht üble Gourmandise in Eurer ganzen Clique, daß Ihr meint, man müßte für Euch an alle Stauden schlagen, die in der ganzen Geschichte herum verteilt stehen. Das ist ein unruhiges Besehen und Hinundherschmeißen, ein Nergeln und Klagen. Ihr möchtet nur auch gar alles fertig haben, ehe Ihr an die Arbeit geht. Dieses sage ich absonderlich von Euch und Geibel; Kugler ist viel tranquiler, dem suche ich auch gern was zusammen. Rechnet doch einmal nach, lieber Jung, was Shakespeare so im König Johann, in Richard II., in Heinrich IV. für ein geringes Skelett vorgefunden hat, und wußte doch etwas draus zu machen. Explicit der Rüffel.

Nun kommt etwas Balsam auf die Wunde. Laßt Euch einen Dionem Cassium aus der Bonner Bücherei geben und leset Buch LXXVI Ende (die letzten Tage des Septimius Severus). Oder Apud eundem leset das Ende der Kleopatra; mag zwar schon oft behandelt sein, schwebt mir aber doch von einer ganz neuen Seite vor; ich sehe sie als patriotische Königin von Ägypten, die ihre Ehre zehnmal verhandelt hat, nur um die Unabhängigkeit ihres Landes zu retten. Beim Dio rundet sich die Sache ganz schön; Ihr müßt aber von der Bataille bei Aktium an lesen. Das sind Geschichten, die mir gerade einfallen; wenn Ihr den Aristomenes fertig habt, so kriegt Ihr mehr.

Euer Liedlein ist ganz hübsch und nächtlich. Schickt mehr davon! Überhaupt laßt mich nicht ganz allein und meldet mir immer auch, was Ihr von Kugler und Geibel wißt.

In Treue und Liebe

Euer Eminus.

Bonn, am 6. November 1849.

Lieber Eminus!

Ich freue mich, Ihre Gabe gleich erwidern zu können. Ein Maler meiner Bekanntschaft hat mich eine volle Woche mißhandelt aus Freundschaft und gutem Herzen. Ich bin sonst gegen Studentenporträte gewöhnlichen Schlages, aber was war zu tun? So ist denn der lange Kerl aufs Papier gekommen und sieht gewaltig liederlich aus, eine gewisse rührende Dummheit abgerechnet. Aber die böse Welt sagt, das Ding gliche mir, und ich muß mich schon in mein Schicksal ergeben. Wollen Sie ein Glas dranwagen, so hängen Sie's in Ihr Zimmerchen; ein beneidenswerter Platz, wo es »Aussichten aus einem Fenster«[1] zu allen Tages- und Nachtzeiten haben wird, und einen gewissen feinen Tenoro hören kann.

Ihre »Ferien« sind prächtig und mir besonders sehr erquicklich gewesen, in der Öde dieses einförmigen Nestes, wo ich von aller Musengunst entblößt bin, im Mittelalter herumwühle, keinen Menschen zu Gesicht kriege, der so eigentlich auf meinen Kram eingeht, und ganz verzwaseln müßte ohne diese und jene Erinnerung an entfernte Freunde. Sonst wohn' und leb' ich con

[1] Seine kleine Sammlung Gedichte, die ohne Verfassernamen unter dem Titel »Ferien. Eine Herbstgabe« (Basel bei J. G. Neukirch) 1849 erschienen war.

[2] Den Komiker Fritz Beckmann (1803—1866) hatte Burckhardt in Berlin am Königstädter Theater gesehen. Der »Vater der Debütantin« ist eine Posse von L. W. Both, die in Berlin oft gegeben wurde.

[1] »Aussichten aus einem Fenster« sind die ersten sechs Gedichte in Burckhardts »Ferien« überschrieben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

amore, im eigentlichsten Sinne. Ich hab' Ihr Büchlein gleich heruntergetragen zu meiner schönen Phileusen-Tochter, die stand mit aufgelösten Haaren und dünnen Gewändern und tat einen Blick, da sie blätterte, der ein holdes Honorar gewesen wäre, wenn Sie an meiner Statt dagestanden hätten. Am Abend hatte sie schon ein halb Dutzend abgeschrieben, und ich mußte ihr von dem Poeten erzählen. Sehen Sie, ich unterschlage nichts von dem Ruhm, den ich für Sie einkassiere.

Von Franz [Kugler] und Geibel seit lange kein Wort, und ich bin vor Arbeiten auch ein fauler Schreiber gewesen. Weiß Gott, ob mir das gedeihen wird, daran ich nun bin. Ich steure in der Historie recht ohne allen Kompaß, sehe nur noch nach den Sternen erster Größe (Leo, Gibbon, Guizot usw.) und denke, die werden mich nicht irreführen. Die Kunst, zu studieren, ist doch verteufelt schwer, zumal wenn man ein geborener Näscher ist, noch immer den philosophischen Kitzel nicht ganz verloren hat und viel Anlage besitzt, zu träumen und sich Briefwechsel aufzubürden.

Ihr werft mir da so großmütig einen Brocken Stoff hin. Ich sage schön Dank! und heb' ihn auf, obwohl sich meine stofflichen Umstände Gott sei Dank inzwischen gebessert haben. Gil Blas hat köstliche Komödien, und die Historie, wie sie in den Quellen erscheint, ist noch nicht allerorten entjungfert. Vorläufig bin ich übermorgen mit einem zweiten Akt fertig, und ich müßte mich sehr irren, wenn die drei andern Akte langweiliger würden. Es wird nicht allzu jung und demokratisch, lieber Basler Konservativer! Und Ihr sollt's haben, zuerst aber die Märchen, zu denen jetzt ein Titelkupfer[2] gestochen wird, daß sie gänzlich wohlerzogen unter die Leute kommen.

Wenn Ihr euch einen Rezensenteneifer bei mir erwartet habt, so seid Ihr fehlgeritten. Eure Lieder sind mir so völlig ein Bild Eurer werten Person, daß ich sie genieße wie Euch, als eine gute Gabe Gottes, die man nicht meistern soll. Übrigens riechen sie ein bißchen nach Pastete und Burgunder, da gerat' ich nun gar in eine zungenschnalzende Wonne. Liebster Mensch, wenn ich nur alle Woche einmal mit Ihnen den Mond heranwachen könnte, das sollte mir so guttun! Von hier noch viel zu schreiben, wäre verlorene Zeit. Ich seh' eben nur in einen engen Hof, drin allerlei Gerät und Tag- und Nachtgeschirr konfus herumsteht, und ein gelber Baum deckt alles mit dem Laubmantel der Liebe zu. Mond und Sonne finden mich auch hier, gottlob! aber kein Flußrauschen und lauter gute Gesellschaft gegenüber, »die auch zu dem kleinsten Gedicht« usw.[3] Ich habe meine Weichheit schon so weit abgetan, daß ich die drückende Verlassenheit gleichmütig trage.

Ihr schreibt ja nichts vom Neffen oder Nichtchen. Laßt mich doch bald wieder von Euch hören; ich will dann, wenn Euch danach gelüstet, mehr von mir sagen, auch Lieder schicken, wo ich in Zukunft fruchtbarer bin. Um eins beneid' ich Euch, daß Ihr in Versen warm und farbig seid, ohne Romantik. Ihr nähert euch darin den Alten, die brachten das Kunststück auch zustande, das heutzutage nur Mörike gelingen wollte. Hoffentlich versteht Ihr, was ich meine; es ist ein bißchen albern herausgekommen.

Behufs einer dereinstigen Dissertation möcht' ich sacht anfangen, einen kleinen Punkt in der Kunsthistorie schärfer zu betrachten, in kurzen Stunden Studien machen und Material sammeln. Helft mir den Punkt finden, ich bitt' Euch; am liebsten hätt' ich was, das sich hier in der Gegend anschauen ließe und noch »in sich gebückt und unbekannt« wäre. Ich könnte auch selbst Zeichnungen dazu machen, was den gelehrten Herren immer sehr in die Augen sticht.

Tausend Adieu und viel Grüße Ihrer Schwester und ihrem Ehegespons. Ich habe Sie von ganzem Herzen lieb, und bitte, mich in gutem Gedächtnis zu behalten.

Paul Heyse.

---

[2] Das Titelkupfer zum »Jungbrunnen« ist A. M. gezeichnet und deshalb mehrfach Adolf Menzel zugeschrieben worden; es ist aber von A. Müller entworfen und ausgeführt.

[3] Vgl. Goethe, Epigramme (Venedig 1790), Nr. 76:

Gute Gesellschaft hab' ich gesehen; man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bonn, gegen den 20. Dezember 1849.

Lieber Burckhardt!

... medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat.[1]

Der Vers ist im Grunde zu hoch und schön, um bei so unfeierlicher Gelegenheit zitiert zu werden. Er soll nämlich sagen, wie mir zumute ist, wenn ich den Jungbrunnen[2] in die Hand nehme, einpacke und Ihnen zumute, Porto dafür zu verschwenden. Manches drin wäre vielleicht der Reise würdig, andres nur der in den Ofen. In dem Alter, wo ich sie schrieb, hat man am wenigsten Urteil über lepores. Man muß dazu erst von Herzen ernst geworden sein, um zwischen Scherz und Albernheit zu scheiden. So ist viel Kindisches mit untergelaufen und bei einer sehr flüchtigen Durchsicht nicht ausgefegt worden. Ich bitte deshalb, dem fahrenden Schüler die Tarnkappe nicht abzureißen, sonst aber zu versuchen, ob die nachwachsenden Neffen- und Nichtengeschlechter an dem Gefallen finden, was Ihnen selbst stellenweise ein Lächeln der »reenen Bosheit« abzwingen wird.

Ich denke, mein Bild haben Sie. Auf die Frage wegen eines Themas, die Sie ohne Erwiderung ließen, hat mich nun Kugler zu den Bauhütten des Mittelalters gewiesen. Was ich bis jetzt von Urkunden und Büchern durchgearbeitet habe, entfernt mir die mysteriöse Gläubigkeit, zu der ich anfangs großen Hang hatte. Nicolai[3] hat mir das Freimaurerische ziemlich zu Wasser gemacht, Heideloff[4] (der beiläufig ein Meister ist in der Kunst, zur Verzweiflung zu bringen durch Phantastereien) und Hoffstadt[5] haben mir den Kitzel vertrieben, in den Formen nach allzu tiefer Bedeutung zu spüren, und so hat sich aus dem wüsten, weiten Meer für meinen Anbau ein Inselchen sauber abgegrenzt erhoben, das ich im Schweiße und Staube des Angesichts zu bebauen gedenke.

Um mit klaren Worten zu reden, mein Problem ist, zu zeigen, aus welchen Anfängen sich das Wesen entwickelt hat, das die bekannten Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts veranlaßte, wieviel davon bei den Römern war, ob und wie diese Keime von den Mönchen gepflegt wurden, und was der Bauhütten und Steinmetzen Stand den andern Ständen gegenüber war. Sind die Mythen von Salomons Bauhütten und ägyptischen Brüderschaften weniger Mythe, als es allen Anschein hat, so mag sich ein andrer drübermachen. Ich denke, das Ding im Mittelalter soll sich begreifen lassen, ohne herbeizuziehen, was jedenfalls keinen unmittelbaren Einfluß hatte. Ich hätte Ihnen von alledem kein Wort gesagt, denn ich weiß, daß Sie mehr zu tun haben, als dem Piepsen eines jungen Hahnes zuzuhören, der eben das Ei durchpickt, da Sie schon jahrelang ein Hauptbahn geworden. ...

Ich habe mich hier trefflich verschanzt gegen das, was man die Welt nennt, führe ein Ameisenleben und lerne nachgerade die Entsagung, die zum Exzerpieren nötig ist. Ein Brief aus Ihrem Eden würde mich sehr glücklich machen. Gerät mir das Buch, so weiß ich, welchen viris clarissimis ich es zu danken habe. ...

Bonn ist den Winter über ein Sumpf oder eine Schlittschuhbahn. Man wagt sich nicht vor die Tür, geschweige in die Berge, und will man in seinen vier Pfählen Seifenblasen machen, so hat man, eh' man sich's versieht, Trübsal geblasen.

Ihrem Schwager und der Frau Schwester bitt' ich mich sehr freundlich zu empfehlen. Sie mögen eine liebe, lustige Weihnacht zusammen feiern. Ich richte mir meine Festlaune so gut zurecht, als es geht, und das Ritschlsche Haus[6] macht mir das Geschäft leicht.

Leben Sie wohl, Liebster, und — Sie haben ja Ferien, und wie bald ist ein Blättchen beschrieben und versiegelt. Adieu.

Paul Heyse.

[1] »Denn selbst aus der Quelle der Freuden steigt dir ein Bitteres auf, das unter den Blumen dich ängstigt.« (Lukrez, De rerum natura, lib. IV, v. 1125 sq.)

[2] »Jungbrunnen«, das Erstlingswerk Heyses.

[3] Friedrich Nicolai, Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrenorden gemacht worden, und über dessen Geheimnis; nebst einem Anhang über das Entstehen der Freimaurergesellschaft. 2. Aufl., Berlin 1782.

[4] Carl Heideloff, Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland. Nürnberg 1844.

[5] Friedrich Hoffstadt, Gotisches Abcbuch, d. i. Grundregeln des gotischen Stils für Künstler und Werkleute. Frankfurt a. M. 1840.

[6] Im Hause des großen Philologen Friedrich Wilhelm Ritschl verkehrte Heyse viel.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Basel, 21. Januar 1850.

Liebster Heyse!

Sie werden mich wohl für einen rechten Barbaren ansehen, weil ich so lange weder für Ihr liebes Bildnis noch für die Märchen gedankt, ja nicht einmal auf Ihre gelehrten Anfragen geantwortet habe. Es ist mir aber in den letzten Zeiten gar viel durch meinen armen Kopf gegangen, und was die Hauptsünde: ich habe die Märchen noch nicht ganz durchgelesen, weil man zu dieser Gattung eine gar heitere, saubere Stimmung mitbringen muß, um sie zu genießen. Soviel ich davon gelesen habe, bewundre ich immer von neuem Ihre merkwürdige Erfindungsgabe, finde aber das Naive doch wieder zu wohlerzogen (kratzen Sie mir die Augen aus!) und nicht ganz toll genug durchgeführt. Das Idyllische ist durchgehend köstlich.

Sie fragen mich baugeschichtlich um Rat. Ja, liebes Kind, von Ihrem Gegenstand, den Bauhütten, verstehe ich geradezu nichts und habe die Werke, welche Sie durchstudieren, meist nur angesehen. Meine Stellensammlung aus Quellen reicht nicht über das Jahr 1200 herab, gerade wo der Rummel losgeht. Das eine kann ich zu Ihrem Troste mit größter Sicherheit sagen: daß im neunten bis zwölften Jahrhundert keine künstlerische Geheimüberlieferung, gebunden an die Form einer fixen Verbindung, stattgefunden hat. Geheime Vereine mögen gewesen sein, aber als Cliquen, als Gilden usw. Das Arcanum magisterium,[1] welches 1099 zu Utrecht verraten wird (F. Kugler), fasse ich als eine Art Wahrzeichen, nicht als künstlerisches Geheimnis. Und nun fragen Sie sich: Ist es der Mühe wert, sich den Kopf zu zerbrechen über geheime Vereine, die kein andres Interesse gehabt haben können, als das des Fortkommens, Sicherkennens, vielleicht der Intrige? — Im dreizehnten Jahrhundert wird es dann freilich anders; da kommt ein künstlerischer Sinn hinein. — Vorher bauten ja erweislich fast immer die Priester; von Dom zu Dom, von Kloster zu Kloster trat man sich erfahrene Leute ab, um Neubauten zu leiten; wo dazwischen Weltliche als Baumeister auftraten, mögen sie sich um so lieber, wie jetzt noch gewisse Knoten, durch geheime Zeichen von rein gesellschaftlicher Bedeutung in Verbindung gesetzt haben.

Auch darüber mögen Sie sich freuen, daß man Ihnen mit einem besonderen mystischen Nebensinn in den Kunstformen nicht mehr bangemachen kann. — Ich weiß, wie ich mich seinerzeit mit der sogenannten »Idee« der Lügenpropheten gemartert habe. Mein vortrefflicher geistiger Magen hat damit nie etwas anzufangen gewußt. Jetzt freilich weiß ich, daß der stinkende Philosophenhochmut um jeden Preis sich über die Werke der Kunst »erheben« mußte und deshalb von der Idee zu schwatzen anfing, die der Künstler selbst nicht klar gekannt habe, bis unser erleuchtetes Jahrhundert über sein Werk kam usw. usw.

Liebes Kind, ich möchte gern quoad Bauhütten von Ihnen mit mäßiger Mühe etwas lernen; geben kann ich Ihnen nichts. ...

Lieber Freund, Ihr Bildnis ist sehr schön und wohlgeraten und vergegenwärtigt mir gerade diejenigen Ihrer Züge am meisten, welche die liebsten sind

Ihrem getreuen
J. B.

Sehen Sie, so geht's, wenn man in ganz versimpeltem Zustand sich zwingt, Briefe zu schreiben! Ums Himmels willen, zürnen Sie mir nicht, ich will ein andermal bessere Stunden abwarten!

Die kunsthistorischen Fragen, mit denen sich die letzten Briefe beschäftigten, verloren für Paul Heyse bald ihre fachmännische Bedeutung, da er sein Hauptstudium noch in seinem zweiten Bonner Semester mehr und mehr den romanischen Sprachen und Literaturen zuwandte. Als er zu Ostern 1850 nach Berlin zurückkehrte, entschied sich dieser Wechsel vollständig, und die Arbeit über die Bauhütten blieb unausgeführt.

Das Jahr 1851 brachte dann abermals ein kurzes Wiedersehen mit Burckhardt. Im Sommer reiste Paul Heyse mit seinen Eltern in die Schweiz, wobei auf dem Rückweg in Basel haltgemacht wurde. Über die glücklichen Stunden bei Burckhardt, die von dem

[1] Vgl. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. 2. Aufl. von Jakob Burckhardt. Stuttgart 1848. S. 551, Anm.: »Es war im Jahre 1099, als ein Bürger zu Utrecht den dortigen Bischof ermordete, weil er seinem Sohne das ‚Meister-Geheimnis' (Arcanum magisterium) in betreff der Grundlegung bei Kirchenbauten abgelockt hatte.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bisherigen Sie oder Ihr der Anrede zum vertraulichen Du überleiteten, berichtet Heyse in einem Briefe an Otto Ribbeck aus Karlsruhe am 9. September 1851: »Ich habe den ganzen Nachmittag, an dem ich mitten im Bülletin gestört wurde, mit Burckhardt genossen. Wir gingen erst vor die Stadt hinaus. Dicht hinter der Grenze steht ein lustiges Wirtshaus, wo die Oberländerinnen mit den breiten Bändern und feinen mandelförmigen Köpfchen tanzten. Es war Sonntag, und das Leben heiß im Gange, da wir hinkamen. Sie genießen da ihr bißchen gelenke Jugend. Und uns ist's schon recht, daß wir sie uns so sauer machen. Wir haben nachher die Ehre, gebildete Menschen zu heißen ... Kein Wort weiter von Pastete und Burgunder und italienischer Kirchenmusik und Volksliedern. Genug, daß wir bis Mitternacht in dem kleinen Stübchen überm Rhein den Mond erwarteten. Der denn auch kam und mir heimleuchtete. Wenn meine Briefe etwas andres sein könnten und wollten als Programme zu späteren Rede-Aktus, so verschlänge diese halbe Nacht einen halben Bogen.«

Die Abschiedsworte an Burckhardt aber lauteten:

Basel, 8. September 1851.

Wir gehen um zehn Uhr fort, um bis Karlsruhe zu kommen. Da Du Stunden hast und ich keine Minute übrig, so muß ich wohl mein Lebewohl schreiben.

Adieu, liebster Herzensmensch; die Welt ist so groß, daß wir beide recht nah beieinander leben müssen. Dieses schöne Thema werde ich unterwegs meinen Phantastereien zugrunde legen.

Adieu, adieu. Grüß' mich einmal, wenn Du an Kugler schreibst. Und das ἕν καὶ πᾶν behüt' Dich! ...

Behalte mich lieb.

Dein Paul Heyse.

Von dieser Reise zurückgekehrt, beschleunigte Paul Heyse den äußeren Abschluß seiner Studienzeit, zumal da die quellende Fülle seiner dichterischen Schaffenskraft ihn längst über eine studentische Lebens- und Arbeitsweise hinausgeführt hatte. Auf den »Jungbrunnen« war schon 1850 die Tragödie »Francesca von Rimini« gefolgt; die erzählenden Gedichte »Margherita Spoletina«, »Urica« und »Die Brüder« fanden ebenso wie die erste vorgelesene Novelle »Marion« in der Berliner literarischen Gesellschaft des Tunnels über der Spree freudige Anerkennung; die miteinander wetteifernden Musenalmanache von Otto Gruppe und von Christian Schad bewarben sich dringend um die Mitarbeit des leuchtend aufgehenden Sterns und brachten beide in ihrem Jahrgang 1852 eine stattliche Anzahl Gedichte; Geibel aber übersetzte mit dem jüngeren Freunde um die Wette aus dem Spanischen, und so erschien schon 1852 ihr »Spanisches Liederbuch«, dem Heyse noch einen besonders reizvollen Anhang aus dem Provenzalischen beigab. Die romanischen Studien, auf Grund deren er im Mai 1852 mit einer Dissertation über den Refrain bei den Troubadours zum Doktor promovierte, brachten also gleich einen reichen poetischen Ertrag. Sie verschafften ihm auch ein sehr erwünschtes Reisestipendium nach Italien. Zuerst aber begleitete der junge Dichter, der sich inzwischen öffentlich mit Kuglers Tochter verlobt hatte, seine Eltern noch nach Baden-Baden, wo diese ihre silberne Hochzeit feierten, und hier erreichte ihn die dringende Einladung Burckhardts, an ihm nicht vorbeizureisen:

Basel, 13. August 1852.

Liebster Paule!

Durch einen reisenden Privatdozenten aus Bonn, den ich gestern hier traf und dessen Namen ich nicht erfragen mochte, erfuhr ich Deine Adresse und Deine Anwesenheit in Baden-Baden, wovon mir schon Kugler geschrieben hatte. Ich bitte Dich, komm wieder bei mir vorbei, ich kann Dir alle möglichen schönen Tröste nach Italien mit auf den Weg geben. Und noch eins vor allem: kannst Du irgend schon den September auf Italien wenden, so tue dies um jeden Preis, ad ogni costo, denn der Herbst ist dort die schöne Zeit, und Rom ohne den Oktober ist nicht das vollständige Rom. Laß Bevay Bevay sein und gehe über den Simplon! Oh, wenn ich könnte, wie wollte ich unsrer Zone des ewigen Regens entrinnen! Aber die Stunde meiner Befreiung wird ja auch noch schlagen. — Denke, vom Lago Maggiore aus kann man in drei Tagen in Rom sein. Freilich, wer klüger ist, nimmt einen Monat dazu, und noch besser zwei.

Ich merke, daß Du inzwischen in poeti-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

cis ein großes Tier geworden bist und den Leuten schlaflose Nächte machst. Siehe aber, wie ich in der Literatur zurück bin: das Neueste, was ich von Dir kenne, sind die schönen Sachen im Musenalmanach auf 1852. Inzwischen höre ich von großen erzählenden Gedichten — eine Gattung, woran ich armes Wurm für meine Person schon so lange verzweifelt habe. Und doch mache ich immer wieder Pläne der Art und zerreiße sie pflichtschuldigst. Auch sonst bleibe ich mannigfach im Probieren stecken, weil leider Gottes meine (richtige oder unrichtige) ästhetische Einsicht die Begabung überwiegt. Man wird mit den Jahren unmäßig bedenklich und verschwendet keine Kraft mehr an Ausführung von Plänen, in welchen man Grundfehler entdeckt. Ich habe seit einiger Zeit in meinen Ansichten von der Kunst (en bloc gesprochen) eine langsame ganze Wendung gemacht, wovon viel zu reden sein wird, wenn Du bei mir bist. Ich hätte nicht geglaubt, daß ein so alter, verrotteter Kulturhistoriker wie ich, der sich einbildete, alle Standpunkte und Epochen in ihrem Werte gelten zu lassen, zuletzt noch so einseitig werden könnte, wie ich bin. Es fällt mir aber wie Schuppen von den Augen, und ich sage zu mir wie Sankt Remigius zu Chlodwig: Incende quod adorasti, et adora quod incendisti.[1] Im ganzen sind es die römischen Elegiker, die mir einen Hauptstoß gegeben haben, ich kann's nur nicht wiedergeben, und es bleibt beim guten Meinen und Wollen. Ich habe auch allerlei Griechisches gelesen und Italienisches del buon secolo. Zu der ganzen Operation gehört außerdem, daß man die Augen f e s t zumache gegen alle jetzt gepredigte Ästhetik, namentlich gegen Robert Prutz im Deutschen Museum, welcher ein Tendenzreiter bleiben wird bis an das Ende seiner Tage.

Doch von diesen Dingen ein Mehreres mündlich. Es ist für mich die höchste Zeit, von dem allgemeinen, falsch objektiven Geltenlassen von allem und jedem endlich frei und wieder recht intolerant zu werden. Für die Geschichte behalte ich mir doch immer ein Ventil offen. Es läßt sich aber auch über die Geschichtsforschung und die Art, wie sie jetzt betrieben wird, ein Wort reden, und ich habe allmählich ein Recht dazu.

Komm nur, Junge, ich habe den ganzen Kragen voll. — Diesen Brief frankiere ich nicht, damit er gleich morgen früh abgehe.

Komm! Und bringe etwas mit, um mir es zu zeigen, vor allem Deine sehr werte, teure, kostbare Person.

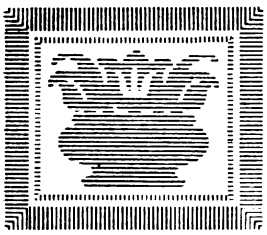
In Treuen Dein J. Burckhardt.

In diesem Briefe kündigt sich die entscheidende Wendung in den Beziehungen beider Freunde an: vorher war im wesentlichen Paul Heyse der Empfangende, Burckhardt der die geistige Richtung gebende. Von jetzt an tritt immer mehr die Dichtung in den Vordergrund ihres Briefwechsels, und die sich rasch folgenden Werke des Dichters sind es in erster Linie, denen er fortan gilt.

Beider Eigenart und Kraft entfaltet sich selbständig und unabhängig voneinander, in reicher Übereinstimmung freilich in den künstlerischen Grundanschauungen, in der lebendigen Liebe des Formschönen und in der Neigung zu Italien. Die Zeit, in der sich Heyse als »Zögling Burckhardts« bezeichnen konnte, fand mit seiner ersten italienischen Reise ihren Abschluß, der aber noch durch einen dreiwöchigen gemeinsamen Aufenthalt in Rom gekrönt wurde: am 21. September 1852 trat Heyse nach einem ergiebigen, wenn auch kurzen Besuch in Basel von Montreux aus, wohin er die Eltern begleitet hatte, mit Otto Ribbeck die Fahrt über den Simplon nach dem Süden an, wo alsbald »L'Arrabbiata« und die »Idyllen von Sorrent« die Reihe seiner in Italien spielenden Dichtungen eröffneten; im Frühjahr 1853 aber folgte ihm Burckhardt und brachte als Frucht dieser Reise den »Cicerone« zur Reife, in dessen Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens wir am besten die Einwirkung ermessen können, die der große Romanist unter den deutschen Kunsthistorikern auf das Werden des jungen Dichters ausgeübt hat.

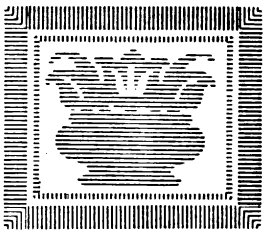
[1] Verbrenne, was du angebetet, und bete an, was du verbrannt hast. (Gregorius Turonensis, Historia Francorum, lib. II, cap. 31.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die Erbin

Von Else Franken



Fräulein Emilie Lindemann war mit unsrer ganzen kleinen Stadt ein Herz und eine Seele, obschon sie außer mit ihrem Onkel, dem alten Justizrat Wasservogel, mit keinem von uns verwandt war. Darauf bildete sie sich sogar was ein, denn sie sagte mal: »Euer Neustadt ist wie 'n Strumpf. Wenn mer da nachforschen könnt', wie alles verschwägert und versippt ist von Olims Zeiten her, was da hinter der Theke steht, den Bakel schwingt oder aufs Amt läuft — reeneweg wie 'n Strump, Masche für Masche aus ein und demselbigen Faden.«

Unsre Großmutter, eine feine und kluge alte Dame, nannte die Emilie Lindemann, im Vertrauen gesagt — eine Schlumpe. Na Gott, wenn so ein altes Jüngferlein sich mit seinem bißchen Armutei rumplagt, so 'nem Deckchen, das nach allen Kanten zu kurz ist, und möchte sich nett und niedlich halten, dann duftet es eben nach Kampfer, Naphthalin und Brönnerschem Fleckwasser — und jedem Fleck geht das Fleckwasser auch nicht zu Leibe.

Emilie hatte sich bei Schneider Lehmgarten die zwei großen Stuben gemietet, mit den Fenstern auf den Marktplatz. Da hatte sie all den Hausrat ihrer seligen Eltern hineingepfercht. Die Eckstube war ihr Salon, mit hübschen Mahagonimöbeln und einem alten Tafelklavier aus der Zeit, wo der Jungfernkranz noch der »Clou« des Winters war, und mit Familienporträten, die man nur durch das Perspektiv grenzenloser Pietät betrachten durfte.

Die andre, noch größere Stube war durch alte Wandschirme in Schlaf-, Schrank-, Küchenraum und Schneidereiwinkel geteilt. Dahinein durfte kein Sterblicher die Nase stecken, eben weil die Emilie bißchen 'ne Schlumpe war, wenn auch eine mit mildernden Umständen.

Großmutter nannte die Mile aber noch anders, nämlich »Harfenkarline«, nach einem alten Stahlstich aus sentimentalen Zeiten. Harfenkarline, weil das alte Mädchen an ihren zusammengepröhlten Kleidern immer viel Spitzchen, Püffchen und Schleifchen trug. Denn sie war immer auf Ramschgelegenheiten und Resterkäufe aus, und solche Restchen langten nicht hin, nicht her. So war ihre Garderobe beschaffen wie die der Prinzessin Allerleirauh, die, in den wilden Wald verbannt, sich von allem Pelzgetier ein Stückchen Vlies erbettelt, um ihren weißen Mädchenleib zu bedecken.

Und in dieser zusammengestoppelten Hülle wohnte eine gütige und reine Seele und ein lustiges Kerlchen; darum mochten alle Leute sie gern — alle außer dem alten Wasservogel. Aber der galt überall als ein rechter Widerwart, nutzte die Menschen aus, wie er konnte, schimpfte unwirsch durchs Leben und dachte allerwege: Selber essen macht fett. Daß man ihn dennoch respektierte? Nun, er hatte sich ein schönes Kapital zusammengescharrt, und davor haben die Leute komischerweise Respekt, auch wenn sie keinen Nickel davon zu erwarten haben.

Zu diesem finsteren alten Manne, ihrem Onkel, wanderte Emilie Lindemann alle Nachmittage hinaus vor die Stadt, um ihm ein paar Stunden aus Zeitungen und gelehrten Schmökern vorzulesen. Die Villa Wasservogel lag so recht breit und prächtig in einem schöngepflegten Rosengarten, in dem auch die herrlichsten Früchte reiften.

Um dieses Onkels willen war Mile vor zehn Jahren, gleich nach dem Tode ihrer Eltern, nach Neustadt gezogen und hatte nicht anders gedacht, als sie werde nun mit in dem prächtigen Rosengarten leben, erfrischt von dem alten Sandsteinspringbrunnen.

Ja, Kuchen! Der alte Herr gab ihr Sonntags ein Fünfmarkstück. Das war alles, wie ein Taschengeld für einen unreifen Backfisch. Und dabei hob er jedesmal seinen dünnen gelben Zeigefinger und sagte: »Meine gute Mile, so viel erhältst du nach meinem Tode testamentarisch vermacht — nicht einen roten Kupferpfennig mehr. Denn ich gehöre zu den Großdenkenden, die ihren Besitz für Wohlfahrtswerke aufsparen, um sich vor dem Vergessenwerden zu schützen. Das ist das einzige, was man sich nach dem Tode noch zugute tun kann.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das sagte der alte Herr mit der Miene überlegener Weisheit, so daß er die gute Mile ganz verschüchterte, und sie, in tiefem Respekt, sagte: »Ach ja, lieber Onkel, und denke nicht, daß ich mit diesen zehn Jahren Vorlesen hätte erbschleichen wollen.«

»Und wenn schon — es wäre ja nur natürlich —«, sagte der Justizrat Wasservogel. »Viele Menschen bauen Luftschlösser und versäumen darüber alle praktischen Handhaben. Die verwegensten Luftschlösser bauen die Erbschleicher.«

Drei Tage später feierte dieser Menschenfreund seinen achtzigsten Geburtstag, und kein Hahn krähte danach. Thaddäus Wasservogel verkehrte mit keiner Seele, weil einem dadurch nur Kosten erwachsen. Und weil er ein Leckermaul war und besonders hinter den Straßburger Gänseleberpasteten her, so kratzte Emilie Lindemann so viel zusammen, daß sie dafür ein ansehnliches Terrinchen erstehen konnte, schön ochsenblutfarben und sahnegelb, daß einem Leckermaul wahrhaftig das Wasser im Munde zusammenlaufen konnte.

Da war nun der Justizrat gerührt, wohl mehr, weil ihm an seinem Wiegenfeste seine Vortrefflichkeit so recht zum Bewußtsein kam und die Minderwertigkeit der übrigen Menschheit. Oder auch, weil ihm heute nicht so recht extra zumute war. Aber er wollte sich nun doch nicht lumpen lassen, und da nahm er die Emilie hart beim Arm und führte sie von der Veranda aus hinein in sein Arbeitszimmer. Er hatte nämlich wieder einmal sein Testament umgestoßen, wie schon zu öfteren Malen, und hatte es auch gleich verbrannt. In einer Stunde erwartete er den Notar Wunderlich, und alles für den feierlichen Akt lag bereit, Stempelbogen, Tinte und Federn und schönroter Siegellack, daneben das schwere Petschaft mit dem protzigen Th. W.

»Nichte Emilie,« sagte er feierlich, »ich habe mich entschlossen, dir das Doppelte zu hinterlassen, als wie beabsichtigt, weil du en arm Dier bist und ich nun mal ein nobles Herz habe, und obwohl mein Verstand ein nobles Herz für einen Nonsens und widersinnigen Überfluß hält. Du wirst also an jedem Sonntag nach meinem Ableben dein goldenes Krönchen bekommen.«

Dazu machte der Justizrat sein boshaftestes Gesicht, denn er gedachte noch manches Jahr lang die Early prolifics, die Prachterdbeeren seines Gartens, und die schwelgerischen Saftbirnen, die Duchesses d'Angoulème, allerpersönlichst zu verzehren. Seine Nichte schickte er dann, des Notars halber, nach Hause. Aber bis zum Besuche Wunderlichs war noch eine Stunde Zeit. Als der endlich in Wasservogels Stube trat, lag der alte Herr auf dem Sofa, das Gesicht der gepolsterten Rückenlehne zugedreht. Das Terrinchen aus Straßburg war leer, und der Justizrat war tot. —

Wenig später hielt unsre Großmutter auf dem Sofa in ihrem Salönchen die zitternden Hände der trostlosen Emilie, und der Notar Wunderlich saß in respektvoller Pose auf einem Stühlchen vor den Damen.

»Wie 'ne Mörderin komm' ich mir vor,« schluchzte das alte Mädchen, »doch rein wie 'ne Mörderin. Was fang' ich nu bloß mit den leeren Nachmittagen an — und achjeh, achjeh — gestraft bin ich wahrhaftig. Das alte Testament hat der Onkel verbrannt und kein neues noch nich gemacht — nu bin ich arm Dier um mein bißchen Rente.«

Bis hierher hatte der Notar mit genau so betrübtem Faltengesicht dagesessen, wie es die Gelegenheit erforderte. Nun konnte er nicht anders, als sich mit den dürren Händen auf die spitzen Knie zu schlagen und ein respektvolles Lachen zu meckern: »Auri sacra fames — o unheiliger Hunger nach Gold! Bißchen hohe Erbschaftssteuer mag's kosten — aber im übrigen sind Sie, meine schöne Gnädige, die unanfechtbare Erbin sämtlicher Wasservogelscher Besitztümer, eines runden Viertelmilliönchens und der Villa Harpagon. Bitte tausendmal um Entschuldigung — es fuhr mir so heraus.«

Worauf die Universalerbin unsrer Großmutter ohnmächtig in die Arme sank, Großmutter dem Notar zuschrie, er solle aus der Küche ein Glas Wasser holen, der Notar die Tür nach nebenan aufriß und die Mile ganz wild aus ihrer Ohnmacht auffuhr, denn in diese geheimnisvolle Welt nebenan hatte der Notar Wunderlich doch wahrhaftig seine kluge, lange Spottnase nicht zu stecken.

Kurz danach wohnte Fräulein Lindemann nun wirklich in der Villa draußen, hatte aber ihr Logis bei Schneider Lehmgarten als Möbelspeicher behalten, weil der alte Wasservogel eben auch Urväter Hausrat aufbewahrt hatte. Im herbstlichen Frucht-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

garten schaltete der alte Gärtner, der sich mittags zum Servieren seine kaffeebraune Livree anzog. In der Küche wirtschaftete eine alte Köchin, vor deren kritischem Ernst die huschelige Mile wahnsinnige Angst hatte. Eine junge Zofe mit spitzbübischem Lächeln hatte der Notar für nötig befunden und in die Villa eingesetzt. Alle die Harfenkarlinenkleidchen mit ihrem fidelen Ausputz waren bei Lehmgartens geblieben, und Emilie saß in vornehmen Trauerkleidern, die man nur über einem Panzerkorsett tragen konnte, so daß einem die Augen aus dem Kopf springen wollten, behauptete das gnädige Fräulein. Zu solchem Glanz war die Mile avanciert, seitdem sie ein Viertelmilliönchen besaß, das ihr der Notar Wunderlich verwaltete. Gott, wie dankbar sie dem Manne war! Denn der Onkel hatte auf hohe Zinsen gehalten, und da steckte das liebe Geld in so vielen und befremblichen Unternehmungen, daß einem grün und gelb wurde, wenn man in die Bücher guckte. Miles paar Kröten lagen ganz einfach in preußischen Konsols, denn sie gehörte zu den vernünftigen Leuten, die lieber gut schlafen als gut essen, wenn denn doch beides nicht zu vereinigen ist.

Ja — mit dem Schlafen! Ging man noch zwei Villen weiter, die weiträumig auseinanderstanden, dann kam ein kleiner Feldweg, der führte zum alten Friedhof, wo die Wasservogels ihr Erbbegräbnis hatten, das mit seinen erzgetriebenen Gittern, Türmchen und Knäufen schon mehr wie eine kleine Burg wirkte. Da schlief auch der Onkel Thaddäus — aber Mile traute dem Frieden nicht. So nahe seinem Besitztum — sollte der Alte nicht gelegentlich mal rüberkommen, nachschauen? Sagen: Zehn Mark solltest du per Sonntag haben, und nun schmorst du nur so im Fett meines Goldes! Habe ich dir jemals andre als Rettichbirnen angeboten? Und nun verzehrst du meine Duchesses d'Angoulème, meine wachsgelben Gravensteiner mit den Schönheitsfleckchen; sitzest unter den Wasserschleiern meiner Fontäne und verdirbst mir die Fassade!

Mile hastete in den Salon und sperrte Tür und Fenster zu. Hier auf den Möbeln aus ungarischem Eschenholz mit ihren schwarzen Intarsien konnte man nur ganz gerade sitzen und sich bedienen lassen, seinen Tee aus Chinaporzellan trinken, seine Schokolade aus silbernen Tassen. Ringsum in ihren Ständern standen Saffianmappen, mit Kupferstichen gefüllt, spanische Märtyrer und Heilige von Zurbaran mit ekstatischen Augen und verkrampften Gliedern. In den Bücherschränken kannte sie keinen Namen. Gott, da paßte sie doch gar nicht hinein. »Charlotte!« rief sie. Und die hübsche Zofe kam spaziert mit ihrem devoten Gesicht, dahinter der Schalk lauerte.

»Charlotte,« sagte Mile und machte sich an den Pflanzenkübeln zu schaffen, »Sie könnten doch wieder mal Blumen auf das Grab tragen.«

»Ja, natürlich,« sagte die Zofe, »wenn Gnädige befehlen, aber Herr Justizrat sollen sich bei Lebzeiten aus Blumen nichts gemacht haben. Ja, wenn er wieder könnt' vor seinen Mappen sitzen, mit der großen Lupe in der Hand —!«

Die Gnädige schnitt mit scharfem Messer ein paar lange rote Blütenschösse von der Canna indica, lachte ein klein bißchen verlegen und sagte: »Es gibt ja Leute, die meinen, Tote kämen wieder, solange sie noch an was auf Erden hingen. Ist doch 'n Unsinn, nich?«

»Na — ich weiß nicht,« sagte das hübsche Mädchen, »'s zieht se am Ende doch. Gnädige sollten nachts en Schaff Wasser vors Bett stellen, da erschrecken die Gespenster, wenn sie reintreten; 'n Reiserbesen vor die Tür und draußen vors Fenster 'ne Flasche Wein, so wie ihn der selige Herr gern hatte. Vollmond haben wir gerade — und wenn dazu dann der Hund jault —«

»Herr Jesus!« rief Mile kreidebleich und fiel in den Lehnsessel am Schreibbureau, und da konnte sie gleich sitzenbleiben, denn der Herr Notar Wunderlich kam zur Geschäftsbesprechung und kam mit betrübtem Gesicht, ganz wehleidig und langtätsch. Er sprach viel von Aktien der Akkumulatorengesellschaft, von Spinnereiaktien G. m. b. H., von schlesischen Kuxen, und das Lange und Breite war, daß Mile wieder den Geldschrank aufschloß und dem Notar eine beträchtliche Summe auszahlte; mit Blauen war nichts getan, es mußten schon Braune sein.

Das wiederholte sich öfter, und Mile hatte schon zu unsrer Großmutter gesagt: »Frau Konsistorialrat, 's is reeneweg wie im Mär-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

chen vom Katerlieschen. Der rollt ein runder Käse den Berg 'nunter, und weil sie zu faul ist, ihm nachzusteigen, rollt sie 'nen andern Käs nach, der soll den ersten holen gehen. Und so einen nach dem andern, ist aber keiner wiedergekommen. Just so ist's mit dem Onkel Wasservogel seinen Papierchen.«

»Ja, meine Beste,« sagte die Großmutter, »wenn Sie da man nicht in Deubels Küche kommen. Man sagt vom Wunderlich, der sei in aller Heimlichkeit ein wilder Spekulant.«

Nein, mißtrauisch war Mile nicht. Der Notar trug so feine Wäsche, am kleinen Finger einen großen Brillanten. Und war so 'n gebildeter Herr, und — na, Mile wurde rot, obschon es Nacht war und die Dienstboten längst oben in der Mansarde in ihren Betten lagen — er tat ordentlich so 'n bißchen verliebt.

Der Notar bekam immer seine Flasche Rauentaler vorgesetzt, und er entschuldigte sich meist, daß er sie, rein in der Zerstreutheit, bis auf die Nagelprobe austrank. Heut hatte er's hitzig mit den Geschäften gehabt in seinem Eifer für seiner Klientin Interessen und hatte die halbe Flasche stehenlassen.

Vielleicht schlief sich's danach besser. In der Nacht knackte es öfters in den alten Eichenspinden, rein als ob ein Schuß abgefeuert würde. Im schwarzen Uhrgehäuse pochte der Totenwurm. Ja, ja — so alte Häuser — und wenn so ein alter Kauz darin seine menschenfeindlichen Tage verbröselt hat! Das war recht zum Fürchten.

Es war schon Mitternacht. Die Mile trank ein Glas Rauentaler, langsam in kleinen Schlückchen. Wie Geist und Feuer floß der edle Wein durch die Kehle. Oh, die Mile pichelte recht gern, und wenn es Waldmeisterbowle aus Apfelwein war und man folgenden Tags ein Spatzennest im Schädel trug. Nachher hing schon der Zopf am Spiegelhaken, sie saß im Anstandsröckchen auf der Bettkante und hatte die Lederschlorren an den Füßen; da ging sie noch mal zum Tisch, trank noch ein großes Glas, mischte den Rest barbarischerweise mit einem Haufen Streuzucker, lachte ein bißchen einfältig, dehnte sich, bekam einen mörderlichen Mut und rief ganz laut: »Na also — da komm' doch, wenn de kannst —«, kriegte einen Todesschreck, sprang ins Bett, blies das Licht aus und zog die Steppdecke über beide Ohren.

Nachher träumte sie so lebhaft wie in ihrem ganzen Leben nicht, denn der starke Wein rumorte ihr im Blute. Sah den alten Wasservogel mit geschlossenen Beinen über das Wickenfeld aufs Haus zu gleiten, sah ihn nachher im Klubsessel hocken, denn der Vollmond stand in kalter Weißglut am Himmel. Der Sessel stand mit der Rücklehne zu ihr, daß sie nur eben des Onkels Glatze sehen konnte. Und der Onkel glitt zum Geldschrank, es machte richtig knack und noch mal knack — und dann war es auf einmal nicht der Onkel, sondern der Notar Wunderlich, der stand auf der Schwelle zur Nebenstube, spähte ängstlich nach ihr hin. Und dann schnurrte die große Stutzuhr, in der der Totenwurm pickte, räusperte sich 'ne ganze Weile und schlug zwei Uhr. Der erste Schlag hallte nach wie eine Kathedralglocke, der zweite schnappte ganz kurz ab. Da warf sich die Geplagte auf die andre Seite und fiel in festen, traumlosen Schlaf. —

Am andern Tage stand unsre kleine Stadt kopf, überall blieben die Leute beieinander stehen. Großmutter war gleich auf die Kunde hingelaufen, und — merkwürdig: die es doch einzig anging, Emilie Lindemann, nahm an der ganzen Aufregung gar keinen Anteil. Großmutter hat es so beschrieben: Das Geldspind stand offen und gähnte in seiner Leere. Nur die Akkumulatorenaktien lagen mit einem himmelblauen Seidenband verschnürt darin, denn von denen war nun ein für allemal nichts mehr zu hoffen.

Der Notar war über alle Berge, und zerstreut, wie er war, hatte er die hübsche Charlotte mitgenommen.

Emilie saß ganz gemütlich und hielt einen Brief von Wunderlich in der Hand. Der gab ihr freundlich und geschäftsmännisch den guten Rat, die Villa und den Garten zu verkaufen. Es ständen allerdings viel Hypotheken drauf, aber so viel bliebe sicher nach, daß sie alle Sonntage ihr Goldstückchen haben würde.

»Und sehen Sie, Frau Konsistorialrat, mehr kann ich ja gar nich verlangen. So viel hat er bestimmt, und nu kann er nichts mehr von mir wollen. Und nach meinen Stuben bei Lehmgartens hab' ich 'ne wahre Bärensehnsucht.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Shakespeares Lyrik in der deutschen Musik

Zur Dreihundertjahrfeier mit dem Erstdruck eines Weberschen Liedes dargebracht von Dr. Leopold Hirschberg

Von den klassischen Übersetzern der Gedichte Shakespeares hat allein Karl Simrock den schüchternen Versuch gemacht, auch der in den Dramen enthaltenen Lyrik ihr Recht widerfahren zu lassen, indem er einiges davon in einer Art Anhang zusammenstellte. Warum er nicht alles brachte, ist unerklärlich; denn nur dadurch kann eine Sammlung, die sich stolz »Shakespeares Gedichte« nennt, Anspruch auf Vollständigkeit machen. Wir würden recht erstaunt sein, in Goethes »Gedichten« den Erlkönig, die Mignon- und Harfner-Lieder nicht zu finden, weil sie auch in der Fischerin und im Wilhelm Meister stehen, und nicht minder, wenn Schillers Gedichte des Mädchens Klage, Amalia und Hektors Abschied nicht enthielten, da sie ja auch in den Piccolomini und den Räubern gedruckt sind. Und wenn ich aus der Liederfülle in Eichendorffs Ahnung und Gegenwart und Taugenichts nur die im Herzen aller lebenden: »O Täler weit, o Höhen«, »Vergangen ist der lichte Tag«, »Es weiß und rät es doch keiner«, »Es ist schon spät, es wird schon kalt«, »In einem kühlen Grunde«, »Wem Gott will rechte Gunst erweisen« und »Wohin ich geh' und schaue« nenne und den heutigen Lesern, die die »Gedichte« vielleicht manchmal, »Ahnung und Gegenwart« aber niemals lesen, diese Lieblinge vorenthalten würde, dann verdiente ich mit vollem Recht den Vorwurf, eine unvollständige Ausgabe veranstaltet zu haben.

Was Goethe, Schiller, Eichendorff und vielen andern recht ist, muß deshalb Shakespeare, der durch Schlegel und Tieck weit mehr deutscher Dichter ward, als der in der Westminsterabtei begrabene Händel jemals »englischer« Komponist werden kann, billig sein. Die in so viele der Dramen eingestreuten Lieder sind meist von unsäglichem Reiz, gehen aber auf der Bühne sowohl wie beim Lesen unter der Fülle der dramatischen Geschehnisse meist völlig verloren. Und doch bringen sie uns den Lyriker Shakespeare weit näher als die Sonette, Venus und Adonis und der verliebte Pilger. Wilhelm Jordan sagt in der Einleitung seiner Übertragung mit Recht, daß die Sonette »Genuß nur als Frucht eines angestrengten Studiums« gewähren können; die aber dürften zu zählen sein, die ein solches auf das Lesen von Gedichten verwendeten, das in unsrer heutigen hastenden Zeit ohnedies schon auf ein Mindestmaß beschränkt ist. Die in den Dramen enthaltene Lyrik ist fast durchweg auf einen volkstümlichen Ton gestimmt, jedenfalls immer ohne jede Mühe so leichtverständlich wie eine Mozartsche Melodie. Aus diesem Grunde sind auch nur diese Stücke von deutschen Tondichtern in Musik gesetzt worden, zumal da die Metrik der Sonette und Stanzen ihr fast unüberwindliche Hindernisse entgegenstellt.

Da es nun, wie gesagt, eine übersichtliche Zusammenstellung der Shakespearischen »Volkslyrik«, wie wir sie wohl ganz passend gegenüber der andern nennen können, nicht gibt, so soll der heilige Gedenktag des 23. April 1916 nicht vorübergehen, ohne diese für eine vielleicht später vorzunehmende Veröffentlichung zu bewirken. Natürlich setze ich nur die erste Zeile eines jeden Gedichts her; da selbst der Kühnste es wohl nicht wagen dürfte, diesen luftigen Gebilden Überschriften zu verleihen, wird der Name der sprechenden Person hinzugefügt werden. Um den wissenschaftlichen Standpunkt zu wahren, gehe ich in zeitlicher Reihenfolge vor und lasse auch die in allen bekannten Ausgaben fehlenden Jugendwerke nicht außer acht. Soweit die Stücke von Schlegel-Tieck übersetzt sind, lege ich diese Übertragung als die volkstümlichste zugrunde, wiewohl wir Deutschen eine geradezu erstaunliche Fülle andrer besitzen und sogar Voß, Bürger, Herder und Schiller bekanntlich bei einigen Werken in Betracht kämen.

In der zweiten Abteilung sollen dann die wichtigsten Kompositionen einer kurzen Betrachtung unterzogen werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lokrine. (1586—1593.)
(Übersetzt von Ernst Ortlepp. 1840.)

1. (Strumbo.) Schmiegt doch nachbarlich. (A. 1, Sz. 3.)
2. (Strumbo.) Von den Zehen bis zum Schopf. (A. 2, Sz. 7.)
3. (Trompart.) Tot ist mein Meister! (A. 2, Sz. 7.)

Perikles. (1587—1592.)
(Übersetzt von Ernst Ortlepp. 1840.)

4. (Perikles.) Nicht Viper, und doch nährt mein Leben. (A. 1, Sz. 2.)
5. (Cerimon.) Durch die Schrift mach' ich's bekannt. (A. 3, Sz. 3.)

Thomas Cromwell. (1588—1602.)
(Übersetzt von Ernst Ortlepp. 1840.)

6. (Hodge.) Mein Hosenpaar. (A. 3, Sz. 1.)
7. (Hodge.) O edler Lord. (A. 3, Sz. 2.)

Liebes Leid und Lust. (1591—1594.)

8. (Frühling.) Wenn Primeln gelb und Veilchen blau. (A. 5, Sz. 1.)

Die beiden Veroneser. (1591—1595.)

9. (Musikanten.) Wer ist Silvia? Wer ist sie? (A. 4, Sz. 2.)

Ende gut, alles gut. (1591—1598.)

10. (Narr.) Verdient die Schöne, sprach sie dann. (A. 1, Sz. 3.)

Hamlet. (1592—1595.)

11. (Ophelia.) Wie erkenn' ich dein Treulieb.
12. (Dieselbe.) Er ist lange tot und hin.
13. (Dieselbe.) Geziert mit Blumensegen.
14. (Dieselbe.) Auf morgen ist Sankt Valentins Tag.
15. (Dieselbe.) Sie trugen ihn auf der Bahre bloß.
16. (Dieselbe.) Und kommt er nicht mehr zurück? (A. 4, Sz. 2.)

Unter der Überschrift »Opheliens verwirrter Gesang um ihren erschlagenen Vater« gibt Herder diese abgebrochene Liederreihe in den Volksliedern (»Stimmen der Völker«) mit der Bemerkung: »So einzelne Töne außer dem Zusammenhange verlieren ungemein; aber doch ist's besser, sie so zu geben, als (wie Percy und Neuere) in Gesänge ihrer Art zu flicken, wo der Lappe das Tuch reißt.«

17. (Totengräber.) In Jugendzeit ich liebte, ja liebte. (A. 5, Sz. 1.)

Goethes Lemurenchor im »Faust« ist bekanntlich eine freie Umdichtung dieses berühmten Liedes.

Romeo und Julia. (1592—1595.)

18. (Peter.) Wenn in der Leiden hartem Drang. (A. 4, Sz. 5.)

Ein Sommernachtstraum. (1592—1598.)

19. (Elfe.) Über Täler und Höhn. (A. 2, Sz. 1.)
20. (Elfen.) Bunte Schlange, zweigezüngt. (A. 2, Sz. 2.)
21. (Zettel.) Die Schwalbe, die den Sommer bringt. (A. 3, Sz. 1.)
22. (Oberon.) Bei des Feuers mattem Flimmern. (A. 5, Sz. 1.)

Die Lyrik im »Sommernachtstraum« von der Handlung zu trennen, ist vielfach unmöglich. Wollte man gar alle von Mendelssohn melodramatisch behandelten Stellen aufführen, so würde weit mehr hierherzusetzen sein.

Der Kaufmann von Venedig. (1597—1598.)

23. (Unsichtbare Stimmen.) Sagt, woher stammt Liebeslust? (A. 3, Sz. 2.)

Viel Lärmen um nichts. (1599—1600.)

24. (Musikanten.) Klagt, Mädchen, klagt nicht Ach und Weh. (A. 2, Sz. 3.)
25. (Benedikt.) Gott Amor droben. (A. 5, Sz. 2.)
26. (Musikanten.) Gnad' uns, Königin der Nacht. (A. 5, Sz. 3.)

So wie es euch gefällt. (1599—1600.)

27. (Amiens.) Unter des Laubdachs Hut. (A. 2, S. 5.)

Bei Herder (a. a. O.): »Waldgesang. Es singt wie ein Vogel unter grünem Zweig.«

28. (Amiens.) Stürm', stürm', du Winterwind. (A. 2, Sz. 7.)

Ebenda: »Waldlied. Außer dem Zusammenhange des romantischen Waldstücks müssen diese Lieder freilich verlieren.«

29. (Jäger.) Was kriegt er, der den Hirsch erlegt? (A. 4, Sz. 2.)
30. (Pagen.) Ein Liebster und sein Mädel schön. (A. 5, Sz. 3.)
31. (Hymen.) Eh'stand ist der Juno Krone. (A. 5, Sz. 4.)

Was ihr wollt. (1599—1614.)

32. (Narr.) O Schatz! auf welchen Wegen irrt ihr? (A. 2, Sz. 3.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

33. (Narr.) Komm herbei, komm herbei, Tod! (A. 2, Sz. 4.)

Herder: »Süßer Tod. Wie ein Seufzer, unübersetzbar.«

34. (Narr.) Heisa, Hänschen! liebes Hänschen! (A. 4, Sz. 2.)

35. (Narr.) Ich bin fort, Herr. (A. 4, Sz. 2.)

36. (Narr.) Und als ich ein winzig Bübchen war. (A. 5, Sz. 1.)

Troilus und Cressida. (1601—1608.)

37. (Pandarus.) O Liebe, Lieb' in jeder Stunde! (A. 3, Sz. 1.)

Das Wintermärchen. (1601—1611.)

38. (Autolycus.) Wenn die Narzisse blickt herfür. (A. 4, Sz. 2.)

39. (Autolycus.) Linnen, weiß wie frischer Schnee. (A. 4, Sz. 3.)

40. (Autolycus.) Kauft Band und Spitzen. (A. 4, Sz. 3.)

König Heinrich der Achte. (1601—1614.)

41. (Kammerfrau.) Orpheus' Laute hieß die Wipfel. (A. 3, Sz. 1.)

Maß für Maß. (1601—1614.)

42. (Knabe.) Bleibt, o bleibt ihr Lippen ferne. (A. 4, Sz. 1.)

Von Herder in den »Volksliedern« mit »Wend', o wende diesen Blick« übertragen. »Wer kann's aber übersetzen?« fragt der große Dichter. Dasselbe Gedicht, mit einer zweiten Strophe, die im Drama fehlt, steht auch im »Verliebten Pilger« und ist sowohl von dem Meister deutscher Übersetzungskunst, Johann Gottlob Regis (Shakespeare-Almanach 1835, S. 185), als von Wilhelm Jordan wundervoll verdeutscht.

Othello. (1602—1612.)

43. (Jago.) Stoßt an mit dem Gläselein, klingt! klingt! (A. 2, Sz. 3.)

44. (Jago.) König Stephan war ein wackrer Held. (A. 2, Sz. 3.)

45. (Desdemona.) Das Mägdlein saß singend am Feigenbaum früh. (A. 4, Sz. 3.)

Von Herder in den »Volksliedern« mit dem ganzen Dialog übersetzt.

König Lear. (1603—1605.)

46. (Narr.) Halt', was du verheiß'st. (A. 1, Sz. 4.)

47. (Narr.) Nie machten Narr'n so wenig Glück. (A. 1, Sz. 4.)

48. (Narr.) Gehn die Väter nackt. (A. 2, Sz. 4.)

49. (Narr.) Wenn Hosenlatz will hausen. (A. 3, Sz. 2.)

50. (Narr.) Wenn Priester Worte, nicht Werke, häufen. (A. 3, Sz. 2.)

51. (Edgar.) Sankt Witholt ins Feld dreimal wollt' schreiten. (A. 3, Sz. 2.)

52. (Edgar.) Schläfst oder wachst du, artiger Schäfer? (A. 3, Sz. 6.)

53. (Edgar.) Sei dein Maul schwarz oder weiß. (A. 3, Sz. 6.)

Die lustigen Weiber von Windsor. (1604—1605.)

54. (Evans.) Am stille Pach, zu tessen Fall. (A. 3, Sz. 1.)

55. (Feen.) Pfui der sünd'gen Phantasei! (A. 5, Sz. 4.)

Cymbeline. (1605—1610.)

56. (Musikanten.) Horch! Lerch' am Himmelstor singt hell. (A. 2, Sz. 3.)

In Herders »Volksliedern« unter der Überschrift »Morgengesang«.

57. (Guiderius und Arviragus.) Fürchte nicht mehr Sonnenglut. (A. 4, Sz. 2)

Bei Herder (a. a. O.) als »Grablied eines Landmanns« mit der Bemerkung: »Wie der letzte dumpfe Wurf der Grusterde auf den eingesenkten Sarg!«

58. (Wechselgesang.) Du Donnerschleudrer, kühle nicht. (A. 5, Sz. 4.)

Macbeth. (1606—1610.)

59. (Hexen.) Wo warst du, Schwester? (A. 1, Sz. 3.)

60. (Hexen.) Die gelbe Katz' hat dreimal miaut. (A. 4, Sz. 1.)

Antonius und Kleopatra. (1607—1608.)

61. (Krieger.) Komm, du König, weinbekränzt. (A. 2, Sz. 7.)

Der Sturm. (1611—1614.)

62. (Ariel.) Kommt auf diesen gelben Strand. (A. 1, Sz. 2.)

63. (Derselbe.) Fünf Faden tief liegt Vater dein. (A. 1, Sz. 2.)

64. (Derselbe.) Weil ihr schnarchet, nimmt zur Tat. (A. 2, Sz. 1.)

65. (Caliban.) Will nicht mehr Fischfänger sein. (A. 2, Sz. 2.)

66. (Stephano.) Neckt sie und zeckt sie. (A. 3, Sz. 2.)

67. (Juno, Ceres.) Ehre, Reichtum, Ehbescherung. (A. 4, Sz. 1.)

68. (Ariel.) Wie die Bien', saug' ich mich ein. (A. 5, Sz. 1.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Franz Lippisch: Vorfrühling

Im Besitz des Herrn Landrichters Dr. A. Cohn in Charlottenburg

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Aus dieser stattlichen Anzahl von 68 Gedichten ist kaum die Hälfte in Musik gesetzt. Wir können selbstverständlich nur solche Vertonungen in nähere Betrachtung ziehen, die ihre Entstehung einem inneren Drange des Tondichters verdanken, und müssen alles ausschließen, was »bestellte Arbeit« ist. Ganz natürlich hat jede größere Bühne, die auf eine würdige Darstellung Shakespearischer Dramen Wert legt, ihren bestimmten »Hausmusiker«, der auf Anordnung seines Direktors sich schlecht und recht mit der Aufgabe, »die Musik« zu dem betreffenden Drama zu schreiben, abfindet. Mag diese auch für die Bedürfnisse des großen Publikums, das nur »mit hohen Augenbraunen« sehen will, genügen, so kommt ihr doch bleibender künstlerischer Wert nicht zu. Aus diesem Grunde — schon um keiner Parteilichkeit gegen die neueren »Shakespeare-Musiker« geziehen zu werden — soll beispielsweise Wilhelm Tauberts Musik zum »Sturm«, die er für das Berliner Schauspielhaus schrieb, trotz ihren vielfachen Schönheiten, und wiewohl die Gedichte dieses tiefsinnigsten aller Märchendramen sonst von keinem bedeutenderen Komponisten in Musik gesetzt sind, keine Erwähnung finden.

So kommen von älteren Tonsetzern nur Johann Friedrich Reichardt (20, 42, 59, 60)* und Carl Friedrich Zelter (43, 44, 45, 47, 52) in Betracht; von den hohen Meistern Carl Maria von Weber (23), Franz Schubert (9, 56, 61), Carl Loewe (17, 33, 45), Felix Mendelssohn (20, 22), Robert Schumann (36), Johannes Brahms (33) und Peter Cornelius (33); von Tondichtern zweiten Grades Otto Nicolai (28, 30), Adolph Bernhard Marx (33), Joseph Klein (16, 17, 23, 27, 33, 56) und Wilhelm Taubert (8, 20, 23, 30, 32, 33). Im ganzen also 36 Stücke, unter denen jedoch Nr. 33 sechs-, Nr. 20 und 23 je drei-, Nr. 17, 30, 45, 56 je zweimal vertreten sind.

Am schnellsten können wir die fünf Zelter-Lieder abtun, da sie — strenggenommen — gar nicht in den Kreis unsrer Erörterungen gehören. Denn unser Bestreben geht ja dahin, die Dramenlyrik in eine höhere Sphäre zu erheben, als ihr gewöhnlich zuerkannt wird, d. h. die Gedichte und ihre Betonung* als selbständige, von der Szene unabhängige Kunstwerke zu betrachten. Die Stückchen Zelters aber, die als Musikblätter Vossens Übersetzung des Lear und Othello von 1806 beiliegen, sind ohne jede Begleitung geschrieben und aus diesem Grunde nur für die Bühnendarstellung berechnet, dabei so simpel und hausbacken in der Melodik wie die meisten Werke dieses Mannes, der es fertig bekam, sich bei Goethe in den Geruch eines sehr bedeutenden Tonschöpfers zu setzen.

Die auffallend häufige Komposition des 33. Gedichts unsrer Zählung, des Narren-Liedes aus »Was ihr wollt«, kann uns nicht weiter wundernehmen, da es zweifellos das schönste und zugleich seltsamste aller Shakespearischen Gedichte ist. Wir können gänzlich davon absehen, daß die erschütternden Worte dem Manne mit der Schellenkappe in den Mund gelegt sind; ja, ich möchte behaupten, daß ihre ganze großartige Tragik mitten unter den tollen Späßen des »Heiligen-Dreikönigs-Tags« überhaupt nicht zu der Wirkung gelangt wie etwa die Narrenlieder in der Tragödie des Lear. In dem spanischen Volkslied »Bedeckt mich mit Blumen, ich sterbe vor Liebe« kommt ein ganz ähnlicher Gedanke zum poetischen Ausdruck wie in diesem:

Komm herbei, komm herbei, Tod!
Und versenk' in Zypressen den Leib.
Laß mich frei, laß mich frei, Not!
Mich erschlägt ein holdseliges Weib.
Mit Rosmarin mein Leichenhemd,
Oh, bestellt es!
Ob Lieb' ans Herz mir tödlich kömmt,
Treu hält es.

Keine der fünf Tondichtungen ist als mißlungen zu bezeichnen; und wenn ihnen allen, wie ganz natürlich, die Molltonart und die bedeutsame Hervorhebung der Endsilben »Tod« und »Not« — wie sie sich rhythmisch von selbst ergibt — gemeinsam ist, so zeigen sie in der Auffassung doch beträchtliche Unterschiede. Wenn irgendein Shake-

* Die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf das Verzeichnis der Gedichte.

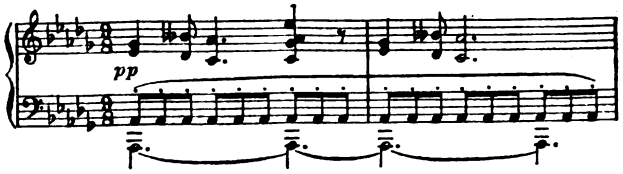
* Herrliche Goethische Wortbildung aus dem Gedicht »An Madame Milder mit einem Exemplar der Iphigenie«:
Von Gluck betont, von dir gesungen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spearisches Gedicht den Ton des Volksliedes anschlägt, so ist es dieses; und auf den wirklichen Volkston, verbunden mit größter Einfachheit in Melodie und Harmonie, muß der Tondichter vor allem Rücksicht nehmen. Dies tat namentlich Loewe, dessen Werk zwar nur als Skizze, jedoch leicht ergänzbar, auf uns gekommen ist; das tat auch Brahms, der es durchaus volkstümlich von einem Frauenchor, mit der seltsamen Begleitung von zwei Hörnern und Harfe, vortragen läßt, wie das in demselben Opus befindliche »Mädchen von Inistore« Ossians; das taten endlich auch Klein und Taubert. Durchaus als Kunstlied wird das Gedicht von Marx und Cornelius behandelt. Dieser formt einen Zwiegesang von Sopran und Baß,* der in ganz schlichter Harmonisierung klagend anhebt und das Klavier ganz besonders schön mit der tieferen Stimme mitgehen läßt; im weiteren Verlauf aber steigert sich die Begleitung zu einem wahren Sabbat der Harmonik, die die Sinne des Hörers vollkommen gefangennimmt und ihn in jenes Reich führt, das der Sprecher der Worte so inbrünstig erwünscht.

Bei aller Schönheit und Anmut der Hebriden- und Melusinen-Ouvertüre, der Walpurgisnacht- und Antigone-Musik würde Mendelssohn doch nicht auf der Höhe stehen, die ihm zugestanden werden muß, hätte er die Sommernachtstraum-Musik nicht geschrieben. Die blühende Fülle frischer Erfindungskraft, die glückliche Verschmelzung mit den vom Dichter wie aus Luft und Duft gewobenen Szenen — das sind die Eigenschaften, die diese Musik ewig jung und klassisch erhalten werden. So hat denn Taubert bei seinem Wagnis, mit Mendelssohns Betonung des Elfenliedes (20) in Wettbewerb zu treten, einen schweren Stand, und es ist ein bemerkenswertes Zeichen nicht gewöhnlicher Kunst, wenn er neben seinem gefährlichen Nebenbuhler eigentlich in vollen Ehren bestehen kann. Seine durchaus selbständige und fesselnde Komposition zerfällt in zwei vollkommen gesonderte Teile mit verschiedenen Themen: dem sehr lebhaften, wie auf Spinnenfüßen dahineilenden Solo (6/16-Takt) steht der Chor mit einem ganz entzückenden langsamen Wiegenlied (3/4-Takt) gegenüber, das bereits alle Vorzüge der berühmten späteren Wiegenlieder des Tondichters (Schlaf in guter Ruh', Sonne hat sich müd' gelaufen u. a.) aufweist. Demgegenüber hat Reichardts Stück, das als Musikbeilage der Erstausgabe der Schlegel-Übersetzung (1797) angehört, nur die Bedeutung eines Kuriosums.

Schwere Kämpfe hat Klein zu bestehen, der im Totengräberlied (17) Loewe, in den beiden Gedichten aus »Wie es euch gefällt« (27, 30) Nicolai, im Rätselgesang (23) Taubert und im Cymbeline-Ständchen (56) gar Schubert gegenübersteht. Er unterliegt fast auf der ganzen Linie, am schwersten Schubert gegenüber, dessen »Horch horch, die Lerch' im Ätherblau!« bekanntlich eine der wundervollsten melodischen Offenbarungen der Gesamtliteratur darstellt. Gleichermaßen wird er von Taubert in den Schatten gestellt, der in dem geheimnisvollen »Sagt, woher stammt Liebeslust?« sich selbst übertroffen hat. Taubert legt seinem Werke geistvoll und treffend als Haupkmotiv das Läuten des Totenglöckleins:



zugrunde, dessen eintöniges, dumpfes Schlagen der Baß, dessen herzzerreißendes Klagen der Diskant wiedergibt. Um so überraschender und beruhigender wirkt alsdann der Eintritt der Dur-Tonart beim Beginn des unsichtbaren Wechselgesanges und ihr Anhalten für die Dauer desselben, während das Mollgeläute des Anfangs erst wieder für den traurigen Kehrreim des Chors »Bim, bim, bim« zur Verwendung kommt. Loewe gegenüber aber, der die Totengräberszene des Hamlet melodramatisch, unter Hinzufügung des ganzen Dialogs, gestaltete, möchte ich Klein den Vorrang einräumen; eine einfache, volkstümliche Melodie voll düsterer Schwermut wird der Stimmung des Gedichtes durchaus gerecht.

Außerhalb jedes Wettbewerbs aber, und natürlich auch Taubert überragend, steht

* Im ganzen drei Bearbeitungen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Carl Maria von Weber mit seiner Tondichtung zum »Kaufmann von Venedig« (23) da, die bisher völlig unbekannt blieb und bleiben mußte, weil sie noch nicht gedruckt war. Wenn wir sie heute zum erstenmal veröffentlichen, so ehren wir durch diese köstliche, seltene Gabe nicht allein das Gedächtnis des Dichters und seines Tonsetzers, sondern tun dies vornehmlich in der festen Hoffnung, daß die deutschen Theaterleiter in Zukunft bei ihren Aufführungen keine andre als Webers Musik zu Gehör bringen werden. Daß sie das in vollstem Maße verdient, lehrt ein selbst nur flüchtiger Blick auf das Werk, das alle Eigentümlichkeiten Weberscher Kunst in sich vereint und sich dem Gang des Dramas in glücklichster, innigster Weise anschmiegt. Nach der Vorschrift des Dichters dürften allerdings nur zwei Stimmen und Chor singen; Meister Weber hat drei beliebt, indem er die drei Fragen einer, die Antwort zwei andern Frauenstimmen überläßt. Ungemein reizvoll umschweben die Töne der begleitenden Gitarre den lieblichen Gesang, der durch den am Schluß hinzutretenden dreistimmigen Frauenchor gar seltsam verhallt. Weber hat das Gedicht für die erste Aufführung des Dramas an der Dresdner Hofbühne in der Tieckschen Kürzung von fünf auf drei Akte (1. Februar 1821) am 10. Januar desselben Jahres komponiert, wiewohl er mit derartigen Verstümmelungen von Kunstwerken in keiner Weise einverstanden war und sie in seinem Romanfragment »Tonkünstlers Leben« durch den »Kapellmeister Strich, der alles streicht«, recht beißend verspottet. — Hätte übrigens der verdienstvolle Weber-Forscher F. W. Jähns nicht eine Abschrift des Liedes genommen, so würde es bis zum jüngsten Tag vergessen im Archiv des Dresdner Hoftheaters gelegen haben.

Glücklicher als im Totengräber- war Loewe im Desdemona-Gesang (45), den er als wirkliche Ballade auffaßt; da er damit sein ureigenstes Gebiet, auf dem er seinesgleichen nicht hat, betritt, sind wir jeder Lobpreisung des Meisters überhoben. Aber auch Klein möge für Opheliens Lied (16) volle Gerechtigkeit widerfahren; es ist zweifellos der beste seiner sechs Shakespeare-Gesänge, als Ballade gedacht, und eines Vergleichs mit Loewe nicht unwert.

Unter die Perlen deutscher Gesangsmusik gehört Schuberts Silvia-Ständchen (9), mit köstlicher Anwendung des Echos in der Begleitung und von einer Süßigkeit der Melodie durchbebt, wie nur irgendeins von des Meisters Liedern; ebenso sein übermütiger, derber Bacchus-Gesang (61): »Bacchus, feister Fürst des Weins«, der in Tonart und Ausdruck eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Mozarts »Vivat Bacchus« aus der »Entführung« aufweist. In Schumanns Narrenlied (36) liegt eine ergreifende Tragik; kurz vor dem Ausbruch des Wahnsinns geschrieben, berühren die Worte

Die Welt steht schon eine hübsche Weil',
Hopheisa, bei Regen und Wind,
Doch das Stück ist nun aus, und ich wünsch'
euch viel Heil

in ihren wilden Rhythmen wie die Klänge eines Totentanzes. Und um die »Grenzen der Menschheit« recht sinnfällig zu Gemüte zu führen, setze man diesem Nachtbild die ausgesprochenste Lebensbejahung gegenüber, wie sie aus den sprudelnden Klängen einer förmlichen Offenbachiade, dem Kuckucks- und Eulenliede Tauberts (8), entgegentönt. Nicolai, der mit den »Lustigen Weibern« einen so glorreichen Befähigungsnachweis, Shakespeare zu komponieren, erbrachte, übertrifft Taubert mit seiner Nr. 30 und zeigt in »Stürm', stürm', du Winterwind« durch Gegenüberstellung zweier ganz verschiedener Weisen, einer wild leidenschaftlichen und ausgelassen lustigen, daß er auch im Rahmen des Liedes tief in das Wesen des Dichters einzubringen vermochte.

Kaum glaublich aber muß es erscheinen, daß aus einem Geist zwei so grundverschiedene Werke wie die Betonungen von Nr. 42 und 60 geboren werden konnten. Denn das erste, in Reichardts »Kleinen Klavier- und Singestücken« (1783) erschienene Liedchen gibt auch nicht im entferntesten die tiefe Empfindung des

Wend', o wende diesen Blick,
Dem Aurora dämmert nur

wieder. Die erste Hexenszene aus »Macbeth« aber ist eine des »Königl. Preußischen Kapellmeisters« Johann Friedrich Reichardt so ungewohnte, ihrer Zeit so weit vorauseilende Tondichtung, daß man sie nur mit zwei der genialsten Offenbarungen neuerer Zeit — der »Hexe« Loewes (op. 2, Nr. 3) und dem »Hexenlied« Mendelssohns (op. 8,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nr. 8) — in Vergleich stellen kann. Adolf Bernhard Marx hat dieses großartige Werk, wie wir es heute nach zweiundneunzig Jahren tun, als Musikblatt seiner »Allgemeinen Musikalischen Zeitung« von 1824 beigegeben, und wir möchten es uns nicht versagen, einiges aus der Erläuterung des großen Musikgelehrten hier anzuführen:

Hier war Reichardt ganz Künstler, ganz Musiker; so ganz, daß sogar die romantische Instrumentenwelt ungleich mehr als in irgendeiner andern Komposition sich ihm erschloß und ihm diente. Das wilde, unstete, wüste Treiben der Hexen, ihre sinnlose Lust und sinnlose Wut, diese Entmenschung, diese Niedrigkeit und doch die grauenvolle Macht, dieser nimmer rastende Stachel des bösen Dämons, der sie gegen jeden, gegen sich, gegen ein Nichts aufregt — man glaubt das erst zu fassen, wenn man Reichardts Schöpfung kennt. Weht nicht die Begleitung (Saiteninstrumente) wie Wirbelwind, der den Sand aufjagt? Sieht man nicht, von fahlem Laub umtanzt, in Staubwirbel gehüllt, die seltsamen graulichen Gestalten einherflirren? Und welch ein wüstes Geplapper durcheinander, wie unterbricht, überbietet sich das, wie treibt sich Begleitung und Dialog hinauf bis zum halben Wahnsinn und rollt dann in nichts zurück! — Und in diesem Ganzen die drei Hexen, so verwandt und doch geschieden, die erste phantastisch (man höre nur ihre erste Frage d-gis) — man möchte sagen: sie idealisiere sich noch das Hexentum —, die zweite abgestorben (schon die Sprache zeigt's: Wenn die Kra'h a'm Aa'se kra'ht — bei der zweiten Antwort erlischt ihr die Sprache im Sausen der Windsbraut im Geheul —), die dritte breit, gemächlich, ihrer Niedrigkeit sich bewußt, in die Gemeinheit des Hexentums ergeben — eine Humoristin in ihrer Sphäre —, und zwischen ihrem tollen Sang tierisches Gekreisch, das ihnen gebietet! — Nach dem Schlusse des Dialogs hält das Fagott das tiefe D gespenstisch bis zum Ende fort zu den verrieselnden Saiteninstrumenten; die Oboen, am wirkendsten bei jenen kreischenden Rufen, haben mit den Singstimmen geschlossen.

In gewissem Sinne gehören Goethes Lemuren-Worte

Wie jung ich war und lebt und liebt',
Mich deucht, das war wohl süße;
Wo's fröhlich klang und lustig ging,
Da rührten sich meine Füße.

Nun hat das tückische Alter mich
Mit seiner Krücke getroffen;
Ich stolpert' über Grabes Tür,
Warum stand sie just offen!

ist wörtliche Nachdichtung von

In youth, when I did love, did love,
Methought it was very sweet etc.

zur Shakespeare-Lyrik, und wir wollen nicht verfehlen, auf ihre grandiose musikalische Ausgestaltung durch Schumann hinzuweisen. Schiller fügte seiner Macbeth-Bearbeitung für das Weimarer Theater einen schönen lyrischen Gesang des Pförtners, eigner Erfindung (Akt 2, Auftritt 5), bei, den der bayrische Tonkünstler Leopold Lenz ganz angemessen in Töne gab. Etwas durchaus Merkwürdiges aber findet sich in Joseph Haydns Liedern. Der Liederkomponist Haydn ist in der Wahl seiner Textdichter sehr sorglos; die Gedichte der mittelmäßigsten Reimschmiede des 18. Jahrhunderts sind ihm gerade gut genug, um ihnen eine leichte, wenig bedeutsame Melodie beizufügen. Da taucht plötzlich unter den Scharen empfindsamer Schäfer und küssender Schäferinnen die lieblichste aller Frauengestalten Shakespeares wie ein holdes Traumbild auf — Viola. Heine gibt in seinem bekannten Werke keine Charakteristik von ihr, sondern setzt nur ihre Worte aus der 5. Szene des 2. Aktes hin:

Stets barg die Liebe sie; doch dieses Bergen,
Wie in Knospen ein Wurm,
Zehrt' ihre Wange ab. Sie glich
Der Duldung auf dem Grabmal,
Lächelnd traur'gen Blicks.

Diese wenigen Worte hat Haydn mit Tönen geschmückt. Wie mögen sie ihm zugekommen sein? Vielleicht gab sie ihm ein Freund bei seinem Aufenthalt in London. Und als ob der Geist des Dichters ihm noch aus dem Grabe heraus Beistand leistete, wob Haydn seine Klänge gar wundersam hinein. Ein langgezogener, ausdrucksvoll verhallender Akkord des Klaviers eröffnet; ihm folgt ein langes Vorspiel voll herber, wehmütiger Akzente, um abermals in einer Fermate zu verwehen. Dann aber erblüht der Gesang in unsäglicher Inbrunst und Innigkeit, und die Begleitung schmiegt sich jeder seiner Regungen liebevoll an. Man sieht, wenn der letzte Ton dieser achtunddreißig Takte verklungen ist, eine Idealgestalt, die unter Tränen lächelnd sich über die Totenurne eines Friedhofs herniederbeugt. —

Um Shakespeare musikalisch zu gestalten, muß deutscher Geist wirken; wann vermöchte ein Engländer dem Dichter das zu geben, was ihm von Deutschen zuteil ward?

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lied zum Kaufmann von Venedig.

comp. von Carl Maria von Weber.
Dresden am 10. Januar 1821.*)

Eine Stimme

Guitarre.

Sagt, woher stammt Lie-bes-lust? Aus den Sinnen, aus der Brust? Ist

Zwei andre Stimmen

Euch ihr Le-bens-lauf be-wußt? In den Au-gen erst ge-hegt,

wird Lie-bes-lust durch Schaun ge-pflegt? Stirbt das Kindchen, bei-ge-

legt in der Wie-ge, die es trägt, läu-tet Todten-glöckchen ihm;

ich be-

gin-ne:

Bim! bim! bim! bim! bim! bim! bim! bim! bim! bim! bim bim bim bim

Chor.

Sop.

bim! bim! bim!

Alt

bim! bim! bim!

bim bim bim! bim bim bim! bim bim bim bim!

bim bim bim! bim bim bim! bim bim bim bim!

bim bim bim bim bim bim bim bim bim bim bim bim bim bim bim bim bim bim bim bim!

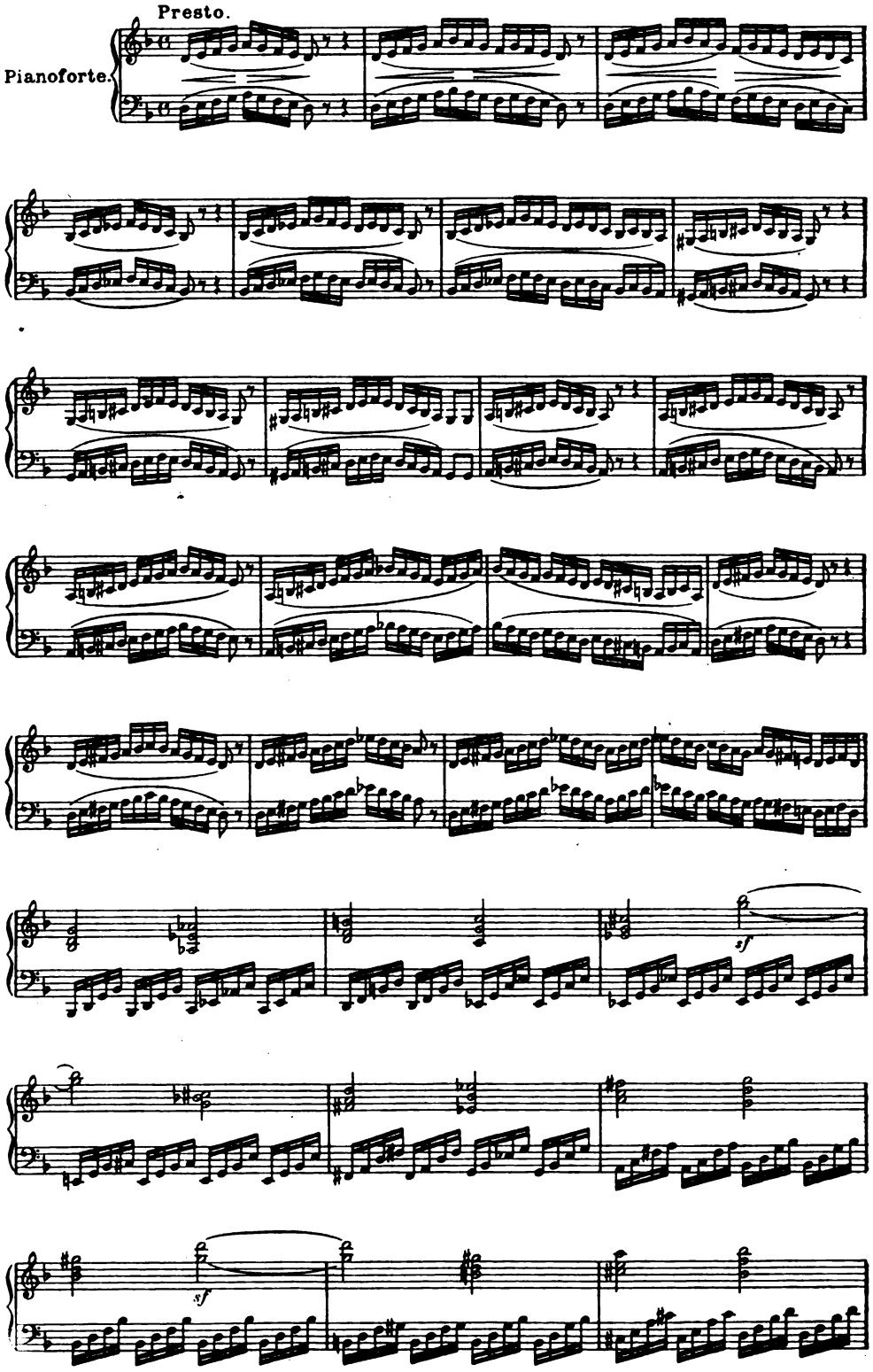
*) Bisher unveröffentlicht. Gedruckt nach der Handschrift in der Musikabteilung der Königl. Bibliothek zu Berlin, mit deren gütiger Erlaubnis.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

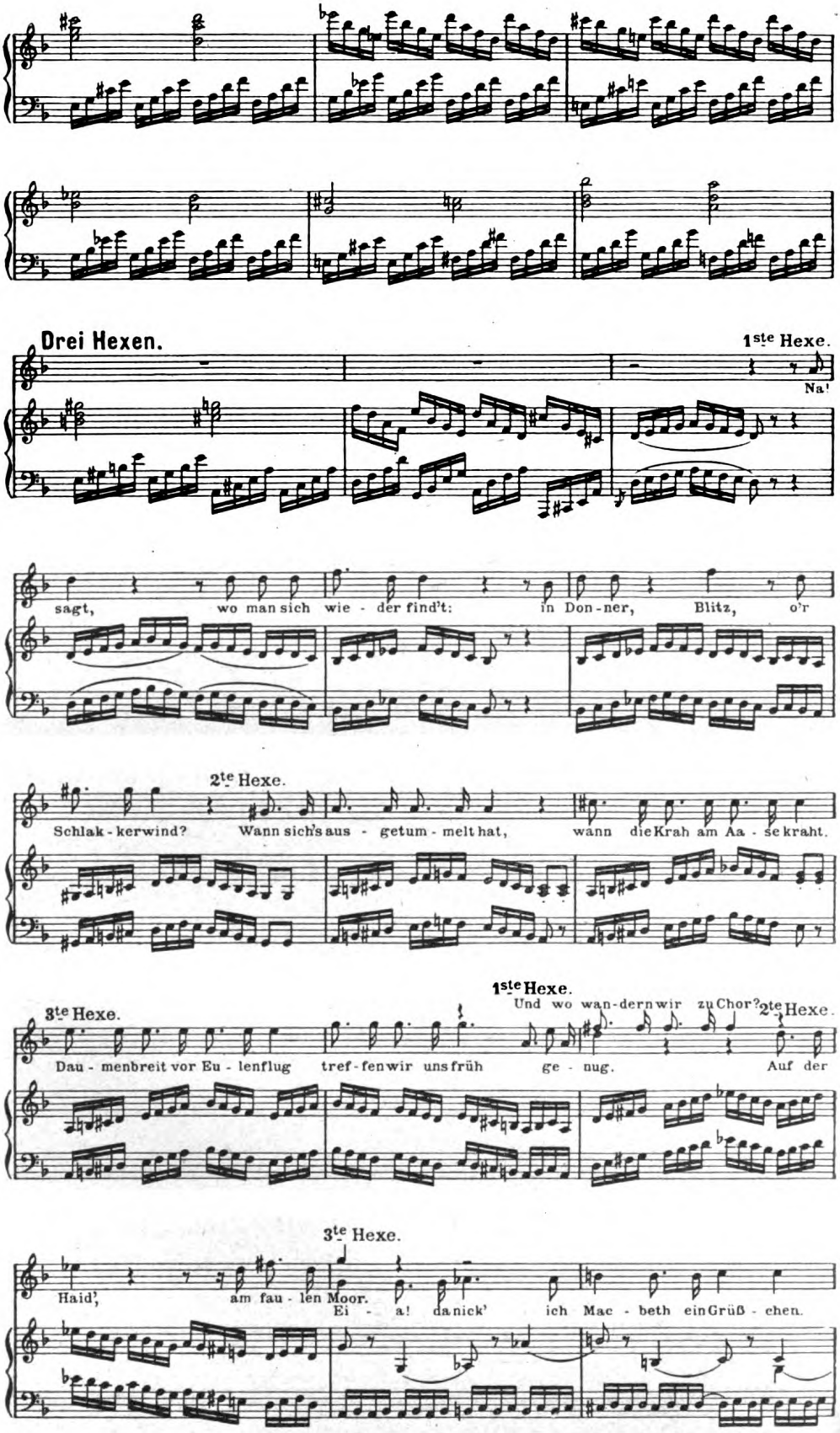
Eine Hexenscene aus Shakespeare's Macbeth.

Übersetzung von Bürger.

Komposition von J. F. Reichardt.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1ste Hexe.

Ich komm', ich kom-me flugs, Grau-lies - chen!

(Wird innen gerufen)

2te Hexe.

Un - - ke ruft. Ge - dult - chen!

(wieder gerufen)

Alle 3 Hexen.

Flugs! Weiß in schwarz, und schwarz in weiß;

heiß in kalt, und kalt in heiß! das kann wips! ein win-zig Wort. Husch!

1ste und 2te Hexe.

husch! durch Schlicker-schlacker fort, husch durch Schlickerschlacker fort!

3te Hexe. husch

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Walther Hoeck: Heimkehr

Von Kunst und Künstlern

Franz Lippisch: Vorfrühling und Frauenbildnis — Walther Hoeck: Junges Mädchen, Predigt am See und Heimkehr — P. Koch-Zeuthen: Nächtliche Störung — Naturaufnahmen von Erika Tornow: Bäume am Wasser, Heimkehrende Herde und Marktstände in München — Bildnis Enver Paschas — Rolf Winklers Scherenschnitte — Karl Begas † — Zum Gedächtnis Oskar Zwintschers

Den Berliner Maler Franz Lippisch haben unsre Leser bisher nur aus italienischen Bildern kennengelernt. Wir haben farbig seine »Quelle« und seinen »Sommer«, schwarzweiß seine »Donna Romana« und »Romagnola« wiedergegeben (Aprilheft 1910 und Februarheft 1913) — immer waren es Motive von jenseit der Alpen, aus einem festlich heiteren Himmelsstrich, oder Frauengestalten von einer heroisch-antiken Haltung, die uns auf seinen Bildern begegneten. Und doch, wer sich in den inneren Gehalt, in die Seele dieser Bilder vertiefte, konnte auch dort schon unmöglich das deutsche Gefühl verkennen, so wenig wie bei Böcklin und bei Feuerbach. So bedeutet es denn auch keinen Widerspruch zu jenen Blättern, geschweige denn einen Abfall von der früheren Schaffensart des Künstlers oder auch nur eine Anpassung an die veränderte Zeitstimmung, wenn er uns diesmal mit zwei auch im Vorwurf und in der äußeren Erscheinung durchaus deutschen Bildern entgegentritt. In dem Wolkenblau seiner Vorfrühlingslandschaft mag noch eine leise Sehnsucht nach dem Himmel Italiens schlummern, der ihm so viele reine Schöpferfreuden gönnte, in dem Hintergrund des Frauenbildnisses mögen noch gewisse Erinnerungen an Kompositionseigenheiten spätitalienischer Bildnisse nachwirken: im Empfinden wie im seelischen Ausdruck sind beide Bilder Schöpfungen eines Künstlers, der sich durch sein unter südlichem Himmel gereiftes Stilbewußtsein weder der Innigkeit unsrer deutschen Landschaft — wie dies neue Bildnis beweist — dem herben Wesen der deutschen Frau hat entfremden lassen.

Mit der Wiedergabe der drei Gemälde von Walther Hoeck erfüllen wir eine Gerechtigkeitspflicht. Als wir im Augustheft 1915 Hoecks »Zigeunerin« in einem freilich sehr wirkungsvollen Tiefdruck zeigten, bekannten wir gleich ganz offen, daß es sich da nur um ein Nebenwerk in dem reichen Schaffen eines niederdeutschen Künstlers handle, der gerade jetzt über Bildnis und Sittengemälde hinaus zu den höheren Aufgaben der Monumentalmalerei strebt. Drei Stationen auf diesem Wege glauben wir in den drei jetzt hier vereinigten Werken vor uns zu haben. Der »Rosenstrauß«, mit Absicht farbig wiedergegeben, läßt noch den auf genrehafte Lieblichkeit bedachten, wenn auch in der Farbe schon kühn und selbständig gewordenen Schüler Kallmorgens erkennen; die »Heimkehr« (Kopfleiste auf Seite 273) befreit sich schon von diesen Jugendeinflüssen und nähert sich einer kraftvollen Einfachheit und Größe, die sich getrost mit verwandten Schöpfungen Fritz Böhles vergleichen darf; die »Predigt am See« vollends, der linke Flügel eines vor drei Jahren für eine norddeutsche Dorfkirche geschaffenen Altargemäldes, zeigt den Maler im glücklichen Besitz all jener Ausdrucks-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Marktstände in München — Nach einer Originalaufnahme von Erika Tornow in Braunschweig

mittel, die den religiösen Monumentalmaler machen. Nur noch durch die vordere Gruppe (den Jungen mit der Dogge) wird — ein wenig störend, wie uns scheinen will — der gehaltene Ernst dieser wettergestählten Fischersleute und der strenge Aufbau des Bildes gelockert. Das aber soll uns nicht hindern, das Gemälde für eins der seltenen vor dem Kriege entstandenen Werke religiöser Malerei zu erkennen und zu schätzen, die vor dem geläuterten Hochgefühl einer im Innersten verwandelten Gegenwart keine Einbuße erleiden. Zu den Hoffnungen unsrer künstlerischen Wiedergeburt nach dem Kriege gehört auch dieser noch im blühenden Mannesalter stehende Niederdeutsche, der seit dem Sommer 1914 den feldgrauen Rock trägt und durch manche vor der Front entstandene Zeichnung und Studie bewiesen hat, wie tief er den Ernst des Schlachtfeldes miterlebt.

Der junge Koch-Zeuthen hat sein von uns in Doppeltondruck wiedergegebenes Bild »Nächtliche Störung« genannt. Das hört sich an, als handle es sich um eine erzählende Illustration, nicht um ein Gemälde, das seiner selbst willen da ist. Aber war es wirklich nur der anekdotische Vorgang, was der Maler festhalten wollte? War, was ihn reizte, nicht vielmehr der nächtliche, von Mondschein und Sternen behütete Frieden einer winkligen verträumten Kleinstadt, dessen verschlafene Romantik uns doppelt zum Bewußtsein kommt, wenn ein verdächtiger Lärm ihn jäh und schrill zerreißt? Diese windschiefen, spitzgiebligen Häuschen, dieses breitbeinige Tor, diese krumme Gasse, dieser verschleierte Kirchturm — sie und nicht die fünf oder sechs Verfolger und Verfolgten, die gleich Gespenstern durch den Mondschein hasten, scheinen uns die eigentlichen »Helden« dieses merkwürdigen Bildes, bei dem man wohl an eine Geschichte von Wilhelm Raabe oder E. T. A. Hoffmann denken mag.

Nach langer Pause zeigen wir einmal wieder ein paar künstlerische Naturaufnahmen, der beabsichtigten Wirkung entsprechend in Mattkunstdruck. Denn verstehen wir den Ehrgeiz dieser »Bäume am Wasser« und dieser »Heimkehrenden Schnuckenherde« von Erika Tornow richtig, so liegt ihnen vor allem an dem Landschaftsduft, der Mensch und Tier, Wasser, Häuser und Bäume einhüllt und sie in ihrer malerischen Wirkung in die Nachbarschaft künstlerischer Eigenschöpfungen bringt. Die Marktstände in München, die hier im Text erscheinen, gehen schon mehr ins Genrehafte, obgleich auch sie vortrefflich »gesehen« sind, um nicht zu sagen komponiert. Soll sich die Photographie über eine bloße Abschrift der Natur erheben und der Kunst nahekommen, so kann das, abgesehen von Fertigkeiten des Handwerks, nur durch die geschmackvolle Wahl des Bildausschnitts geschehen.

Vor unsrer Abteilung »Der deutsche Weltkrieg« steht diesmal das Bildnis Enver Paschas, des Kais. Ottomanischen Kriegsministers, des eigentlichen Trägers der gegenwärtigen entschlossenen türkischen Politik und Kriegsenergie. Wie ein regierender Herrscher wird dieser Mann in der Türkei geachtet. »Die blinde Verehrung, die ihm das türkische Heer entgegenbringt,« schrieb erst kürzlich ein deutscher Kriegsberichterstatter aus Konstantinopel, »überträgt sich unwillkürlich auch auf alle andern, die mit diesem seltenen Manne in Be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rührung kommen. Die Männer bezaubert er durch sein frisches und forsches Auftreten, seine bestimmte kurze Art in Frage und Antwort und seine überraschende Kenntnis aller militärischen Dinge. Den Frauen aber erscheint er als der kühne Vorwärtsstürmer, der rücksichtslose Draufgänger und der auch körperlich von der Natur begünstigte schöne Mann.« Etwas vom alten lieder- und sagenumwobenen Heldentum des Orients ist wieder in ihm lebendig geworden.

Die Kopfleiste, die den »Deutschen Weltkrieg« einleitet, entstammt einer Mappe mit Scherenschnitten von Rolf Winkler, die bei Teubner erschienen ist. »Aus der Kriegszeit« nennen sich die sechs Blätter, und schon damit betonen sie, daß sie Stoffe suchen, die nicht unmittelbar in das Kampfgetümmel hineinführen, sondern sich an menschliche Begleiterscheinungen des weltgeschichtlichen Ringens halten. Da nimmt ein Landwehrmann mit dem Blumenbusch auf Helm und Gewehr am Zaun seines Hausgärtchens von Frau und Kindern Abschied, da steht in schneeflimmernder Einsamkeit ein Soldat auf Wache, da bringen drei derbe Kanoniere ihr Geschütz in Feuerstellung, da tragen treue Kameraden einen Verwundeten vom Schlachtfeld. Alle diese Blätter haben ihre Schönheit in der ehrlichen, überzeugenden Schlichtheit ihrer Umrisse, die nichts Geziertes und Geschnörkeltes kennen, so fein und naturgetreu auch alle Einzelheiten bis zu den Grashalmen und Schnurrbarthaaren erfaßt sind. Gerade deshalb wohl sprechen die auf verschiedenfarbigem Hintergrund wiedergegebenen Schnitte eines Künstlers, der sich längst einen Ruf auf diesem Gebiete erworben hat, so unmittelbar zum Herzen.

*

Fünf Jahre nach seinem älteren und berühmteren Bruder Reinhold ist Karl Begas dahingeschieden, als ein Siebzigjähriger und als Letzter der so vielfältig begabten Künstlerfamilie. Malerei und Bildnerei haben eine Weile um den Vorrang in ihm gekämpft, und auch als sein Herz sich für Stein und Meißel entschieden hatte, setzte dieser Wettstreit zweier grundverschiedener Künste sich heimlich in seinen Werken fort. Das Große und Gewaltige war nicht seine Sache, früh, schon seit dem »Silen mit dem Bacchusknaben« und den »Geschwistern« (beide Gruppen in der Berliner Nationalgalerie; 1876 und 1878), neigte er sich dem Naiv-Anmutigen zu. Diese warme realistisch-malerische Darstellungsart blieb auch seinen zahlreichen Bildnissen eigen, ja selbst wenn ihm, wie für Kassel, die Berliner Siegesallee und den Tiergarten, größere vaterländische Denkmäler oder Gruppen übertragen wurden, wich er gern einer entschlossenen Charakteristik zugunsten des Gefälligen und Anmutigen aus. Zu dem Besten, was er — weder ein Eigner noch ein Neuerer, aber ein Geschmackvoller und Tüchtiger — während eines langen fleißigen Lebens geschaffen hat, gehört die kranzwerfende Siegesgöttin im Berliner Zeughaus (1880). Vor dem Geist dieses Krieges würde freilich auch sie sich kaum zu behaupten vermögen. F. D.

Zum Gedächtnis für Oskar Zwintscher

Ein alter deutscher Maler war dein Ahn:
Des jüngern Holbein hohe Meisterschaft
Ist dir vererbt. In ungebrochner Kraft
Hat herbe Farb' dein Pinsel ausgetan;

In peinlich scharfe Form hat deine Hand
Der großen Augen stilles Seeleleuchten,
Schmerzwehes, gramerzeugtes Tränenfeuchten
Zu unbewegter Starre festgebannt.

Und was du aus dem Alltag willst erretten
Vorm Untergang ins dunkle Reich Gewesen,
Dem gibst du Gold, Juwelen, Perlenketten,

Geschmückt soll es zu reinem Sein genesen:
Hier, wo Urtöne Höh'n und Tiefen füllen,
Steht Mann und Weib in Schönheit ohne Hüllen.

Franz Wegwitz

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Rokoko im Kgl. Schauspielhause. Die Darsteller in Mozarts Jugendoper »Die Gärtnerin aus Liebe«

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Deutschtum und Drama — Der Berliner Spielplan im zweiten Kriegsjahr — Rokoko und Münchhausen — »Erde« und »Fuhrmann Henschel« — Die Unaufgeführten — Vaterlands- und Heldendrama — Wedekinds Bismarck

Die Frage will nicht zur Ruhe kommen: Wie wird unser Drama einmal vor dem Geiste dieser Zeit bestehen, und wird es auf dem Wege zu einer größeren Zukunft unsers Volkes, wie wir sie alle erhoffen, im Rate derer sitzen, die sie vorbereiten und aufbauen helfen? Mit andern Worten: Werden sich Drama und Deutschtum auch begrifflich zum Gleichklang zusammenfinden? Diese Frage hängt aufs engste mit einer andern zusammen, einer Grundfrage aller nationalen Forschung: Gibt es in unsrer deutschen Dichtung und ihrer geschichtlichen Entwicklung überhaupt Züge des Gehalts und der Form, durch die sie sich von der Dichtung andrer Völker unterscheidet, und worin besteht dies Besondere, dieses eigentümlich Deutsche, das dabei hervortritt? Oft schon ist diese Frage Gegenstand der Untersuchung gewesen, meistens aber haben die Forscher sie schließlich als unlösbar und irreführend abgewiesen mit dem achselzuckenden Bekenntnis, daß das, was wir in unserm Schrifttum als besonders deutsch herausfühlen wollten, auch bei allen andern Völkern von Kraft und Bildung anzutreffen sei. Dabei ist Voraussetzung, daß wir die Merkmale deutscher Art nicht etwa nur in den unmittelbaren Äußerungen vaterländischer Gesinnung suchen dürfen, so hoch wir diese auch, zumal in Zeiten der Not und Erhebung, schätzen mögen. Nicht einmal in den dichterischen Offenbarungen dessen können sie beschlossen sein, was wir in weiterem Sinne als deutsches Eigenleben empfinden, in deutscher Sprache, Gesittung, Bildung und Kunst, in deutscher Landschaft und deutscher Staatsgemeinschaft. Vielmehr müssen wir das Wesen deutscher Eigenart in seelischen Betätigungen von allgemeinerer und umfassenderer Bedeutung zu erkennen suchen, in Betätigungen, die ihrerseits auch auf die besondere Gestaltung der Vaterlandsliebe entscheidend einwirken.

Einer von denen, die sich neuerdings, unter dem Antrieb der Zeit, besonders gründlich mit dieser Frage beschäftigt haben, ist der Marburger Universitätsprofessor der Germanistik Ernst Elster in seiner Rektoratsrede »Deutschtum und Dichtung« (Marburg, Elwert). Er sieht die hellste Lichtquelle für die Klärung des Begriffs deutsch in dem Begriffe der Freiheit. Freiheit ist uns etwas andres als andern Völkern. Als frei erscheint uns der, der sich aus innerster Überzeugung selbst bestimmt durch das, was er für recht hält und was von seiner vernünftigen Einsicht gebilligt wird. Da wir nun aber alle mitten hineingestellt sind in eine unendliche Gemeinschaft wirkender Kräfte, so begegnen wir auf dem Wege zu diesem uns vorschwebenden Ideal der Selbstbestimmung vielfachen Hemmungen und Widerständen: in der Aus-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einandersetzung mit ihnen offenbart sich ein gut Teil unsers Wesens. Das Streben nach bewußter Selbstbestimmung führt den deutschen Menschen in erster Linie zu strenger Auffassung der Pflicht. Es gilt ihm als höchste Ehre, die Sache, die er übernommen hat, um ihrer selbst willen zu bewältigen, ohne Rücksicht auf Lohn, Vorteil und Genuß, aber mit zweckvollem Zielbewußtsein und deshalb auch mit planmäßiger Vorbereitung und Übung, wie sie nur aus unsrer vom schulmäßigen Zwang zur akademischen Freiheit aufsteigenden Pflege der Bildung — einer weiteren deutschen Eigentümlichkeit — gewonnen wird. Aus der bewußten Selbstbestimmung und der unbedingten Hingabe an die Sache folgen aber mit innerer Notwendigkeit alle weiteren Eigenschaften, die den deutschen Menschen von andern unterscheiden: die Sicherheit und die besondere Färbung des Selbstgefühls, das sich am kräftigsten in rücksichtsloser Wahrheitsliebe betätigt, die Beharrlichkeit und Treue in der Freundschaft und Liebe, in Verehrung und Ehrfurcht, der starke Gemeinsinn, der sich gleich fern hält von einer Unterdrückung der inneren Freiheit wie von der (in Frankreich heimischen) gleichmachenden Zusammenfassung aller Kräfte und Gedanken in einem beherrschenden Mittelpunkt: »Der Deutsche erlebt durch die Hingabe an das Ganze eine innere Vertiefung und Beglückung, eine Erweiterung und Erhöhung seines handelnden Ichs, die ihm durch nichts Irdisches überboten wird.« Mit diesen Willensbetätigungen — die dadurch nichts von ihrem Kennzeichnungs- und Unterscheidungswert verlieren, daß sie einstweilen mehr Forderungen als Erfüllungen sind — verknüpfen sich eigenartige Formen der Gemütsbewegungen, die uns nach Elsters Wort erst ganz die Seele des deutschen Menschen erschließen: die langsame, aber stetige Kraft unsers Innenlebens, die hohe Entwicklung unsers Natur- und unsers religiösen Gefühls, die schon durch ihre enge Verbindung bekunden, wie sehr sie sich gegen allen Zwang oder kunstvoll verschleierten Selbstbetrug sträuben. Und endlich entwickelt sich auf Grund all dieser Neigungen und Abneigungen als letztes Ziel des Deutschen der Gedanke des reinen Menschentums, der von unsern Klassikern in seiner ganzen Tiefe erfaßt wurde, leider aber, nicht im Zaum gehalten durch ein starkes, stolzes Staatsgebilde, allzufrüh in Weltbürgerlichkeit entartete.

Die Spiegelbilder dieser deutschen Wesenseigenschaften kommen uns, wenn auch oft und mannigfach gebrochen, aus der deutschen Kunstübung entgegen. Wie sich der deutsche Mensch seinen Weg sucht zwischen Freiheit und Selbstzwang, so liebt die deutsche Kunst bei lebendigkräftiger Entfaltung des Gefühlslebens doch dessen maßvolle Abtönung; sie befreit sich immer wieder von der starken Gebundenheit des Plans, wie sie z. B. für lange Zeit in Frankreich herrschte; sie widersetzt sich den Lockungen rednerischer Schmuckformen und geistreicher überraschender Wendungen, Spitzen und Wortspiele zugunsten sinnvoll sachlicher Einfachheit und mit Hilfe einer Sprache, die, frei von akademischem Regelzwang, immer von neuem in den Quickborn der Worte hinabzutauchen sucht. Gewiß, falsche Vornehmheit und falsche Gelehrsamkeit, oft bis zur Fremdsucht übertrieben, haben diesen Spiegel vielfach getrübt; aber durch alle Trübungen seiner Oberfläche leuchten die Spuren echter deutscher Wesenheit stets wieder hervor.

Diese feinen, oft verhüllten Besonderheiten des heimischen Volkstums, zugleich die gesundesten Wurzeln und die reizvollsten Geheimnisse aller Kunst, in den Zeugnissen unsers dichterischen Schriftums aufzudecken, ihren Fluß auch da zu verfolgen, wo er unterirdisch seinen Lauf nimmt, ist die eigentliche Aufgabe der Elsterschen Untersuchung. Wir können ihr auf dieser geschichtlichen Wanderung durch ein volles Jahrtausend deutscher Volks- und Kunstdichtung nicht folgen, so verlockend das wäre und so streng sich unser Gewährsmann selbst unter die Zucht kluger und bescheidener Beschränkung genommen hat. Hin und her, auf und ab wogt während dieser ganzen Zeit der Kampf zwischen bodenwüchsiger und fremder Kunstauffassung, mehrmals, wie bei Lessing, in ein und derselben Brust zu tragischem Zwiespalt oder, wie bei Herder, zu jubelnder Selbstbefreiung gesteigert, nirgend aber zu so dramatischem Widerstreit gegipfelt wie bei Goethe, nirgend zu so ahnungsvollem Sehertum verklärt wie bei Schiller. Wir denken an den leider nicht zur Vollendung gediehenen großartigen Entwurf seines Gedichtes von »Deutscher Größe«, der noch an Bedeutung gewinnt, wenn wir erwägen, daß er kurz nach dem Abschluß des Friedens von Lunéville im Frühjahr 1801 entstanden ist. (Vgl. Lienhards Versuch einer Nachdichtung im Märzheft.) Wir brauchen weiter nur die Namen Kant, Novalis und Tieck, Arnim und Brentano, Fichte und Kleist, Arndt, Körner und Schenkendorf zu nennen, um auf bedeutsame, allen gegenwärtige Marksteine für Entwicklung, Ausbau, Begrenzung, Erstarkung und Vertiefung deutscher Eigenart hinzuweisen. Damals erschienen Dichtung und Deutschtum — und einmal, in Kleists »Hermannsschlacht« und »Prinzen von Homburg« auch Deutschtum und Drama — in glücklichster Verbindung, sich gegenseitig steigernd und hebend. Nimmermehr sollten wir den hohen, der Erfüllung so nahen Aufschwung jener Tage für die Entartungen zu urteilsloser und ungehobelter Deutschtümelei büßen lassen, die ihm die Schleppe tragen. Allein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 14:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Schlußszene aus Herbert Eulenbergs »Münchhausen« (Kleines Theater): Paul Bildt als Münchhausen, Gustav Rodegg als Graf von Eberstein, Johanne Zimmermann als seine Gemahlin Lili

das Beispiel Uhlands und der Brüder Grimm zeigte, zu welch wohltätigem Bunde sich Gelehrsamkeit und Dichtung im Dienste des Vaterlandsgedankens zusammenfinden können. Der gefährlichste Rückschlag kam von Heine und Börne und all den andern Vertretern des sogenannten Jungen Deutschland, die am liebsten Paris zur geistigen und politischen Hauptstadt der Welt gemacht hätten. Schwer hat deutsche Art und Kunst unter diesem geistreichelnden und französelnden Stil der dreißiger und vierziger Jahre gelitten. Die Gesundung nahte erst, wenn auch kaum bemerkt, mit der dem Tageslärm entrückten und doch so lebensvollen Erzählerkunst der fünfziger Jahre, mit Storm, Keller, Ludwig, Reuter, Raabe, Freytag u. a., die als Kinder verschiedenster deutscher Stämme und Landschaften die ganze reizvolle Mannigfaltigkeit deutschen Gemütslebens vor uns entfalteten, erschien mit Hebbel und Wagner, die beide — der eine aus rücksichtslos bohrendem Trotz, der andre aus romantischem Sehnsuchtstrieb — in die Tiefe germanisch-deutschen Wesens hinabstiegen und aus dem Edelmetall, das sie heraufbrachten, Kunstwerke zu bilden wußten, deren Gehalt und Form sich im Unterschied von andern als eigentümlich deutsch erwiesen.

Das Jahr 1870 brachte diesem mit deutschen Gemüts- und Sittlichkeitswerten gesättigten Realismus wider Erwarten keinen Zuwachs. Im Gegenteil: das besiegte Frankreich rächte sich an uns durch das Pfropfreis einer uns innerlich fremden Weltanschauung und Kunstübung, und den deutschen Ernst verdrängte eine eitle Tändelei mit Gedanken und Formen. Auch als sich an die Stelle solcher unwahrhaftigen Spielereien ein entschlossener Selbstbehauptungstrieb und bald auch ein rücksichtsloser Geschäfts- und Nützlichkeitsgeist setzte, kam der Dichtung kein Heil aus dem Grunde des Volkstums, sondern nur eine Verschärfung und Verbitterung, die ihren äußerlich glänzendsten Ausdruck in der Herrenlehre Nietzsches fand.

Auf diesem Boden einer gefestigten, aber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch entgötterten Wirklichkeit fußte das Dichtergeschlecht der achtziger Jahre, die Schule des konsequenten Naturalismus. Ihre Rückkehr zu Leben und Wahrheit war verdienstvoll, ihre Eroberung vieler der Kunst bisher verschlossener Gebiete menschlichen Daseins bedeutete eine wertvolle Bereicherung zumal der Bühne, ihre Zerstörung blutloser Überlebnisse einer abgebrauchten Gestaltungsweise sorgte im Bunde mit ihrem »dreist ungebundenen Stil« für eine heilsame Erfrischung. Ebenso unverkennbar aber war ihre Abhängigkeit vom Auslande, von Frankreich, Rußland und Norwegen, und erschreckend offenbarte sich ihre Ohnmacht da, wo es galt, tätige, im Dienst eines großen Gedankens stehende oder gar schöpferisch aufbauende Menschen zu gestalten. Wohl sogen sie aus dem Boden ihrer deutschen Heimat manche bisher ungenutzte Säfte, aber zu den Quelltiefen deutschen Wesens, zu jenem Punkte, wo Freiheit und Notwendigkeit sich in wahrhaft dramatischem Widerstreit begegnen, drangen sie nicht vor, gleichviel ob sie ihre Menschen, wie Hauptmann, in den schweren Banden eigner Schwächen und Dumpfheiten einhergehen ließen oder, wie andre, die sich dem Naturalismus schon wieder mit einer neuen Romantik zur Wehr setzten, ihre mehr künstlichen als künstlerischen Gebilde zum selbstherrlichen Mittelpunkt der Welt machten. Der gestaltende, sich selber Ziel und Schranke setzende Wille, die vornehmste Triebkraft aller Dramatik, zeigte sich dort wie hier ausgeschaltet, und für diese Leere vermochten alle Offenbarungen äußerst verästelter und verfeinerter Seelenregungen, alle neuartigen vergeistigten Ausdrucksformen nicht zu entschädigen, zumal da auch sie ihre Herkunft aus der Fremde nur selten verleugnen konnten.

Anknüpfungen — das ist auch Elsters Meinung — für den ungeheuren neuen Lebensinhalt, den wir in diesem Kriege gewonnen haben, gibt es da kaum. Eine neue Kunst wird geboren werden müssen, und »diese Kunst wird restlos deutsch sein müssen, wenn sie ein restloser Ausdruck der Zeit sein will«. Deutsch nicht nur in ihren Ausdrucksformen, der von Fremdwörtern entlasteten Sprache, dem natürlichen Satzbau unsrer Prosa, den eingeborenen Versgebilden, deutsch vornehmlich — und dies vor allem trifft das Drama — in der Wahl ihrer sittlichen Stoffe. Schon der eine allein, der deutscheste von allen, das Verhältnis von Freiheit und Gebundenheit der Persönlichkeit, eröffnet eine unübersehbare Fülle immer neuer Lebensrätsel, die bis zu den letzten Gründen dieses Daseins führen und dem Dichter mit der Treue zum Deutschtum zugleich das Geschenk höchster Allgemeingültigkeit gewähren.

Aufn. Becker & Maaß, Berlin

Szenenbild aus Schönherrs »Erde« (Aufführung im Kgl. Schauspielhause zu Berlin)
Links: Helene Thimig; in der Mitte: Otto Sommerstorff; rechts: Tilla Durieux

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufn. Becker & Maatz, Berlin

Helene Thimig als Trine in Schönherrs »Erde«

An diesem hohen und doch so natürlichen Maßstab gemessen steht der Spielplan der Berliner Bühnen auch im zweiten Kriegsjahr noch recht armselig da. Wohl hat man uns den Götz und den Egmont, den Wallenstein und den Prinzen vom Homburg in guten Aufführungen erneuert, aber schon zu der Hermannsschlacht, dieser mit schier bismarckischem Staatssinn höchst zeitgerecht durchgeführten Verherrlichung deutschen Heldensinnes, brachten es die Reinhardtischen Bühnen ebensowenig, wie das Königliche Schauspielhaus den Mut zu Hebbels Agnes Bernauer fand, in der sich das Verhältnis der Einzelpersönlichkeit zum Staate das höchste tragische Sinnbild geschaffen hat. Zwar scheint es, als ob wir uns der Ibsenschen Stubendramatik, deren Blick aus den Fjordengen kaum herauskommt, allgemach entwinden wollten — wie weit könnte sie uns auch auf den neuen Wegen begleiten, die wir vor uns sehen! —, aber noch hat keiner sich das Herz gefaßt, einen zeitgeborenen Stoff zu packen, der unserm neugewonnenen Lebensinhalt entspräche. Man entgegne mir nicht, daß es solche Stoffe noch nicht gebe. In den Frühlingstagen 1915 sagte der Kaiser zu einem Historiker: »Sehen Sie, da habe ich jetzt als Bewachungsbataillon des Großen Hauptquartiers ein Thüringer Bataillon, lauter Sozialdemokraten, Jenaer von Zeiß, die Apoldaer Strumpfwirker und Leute aus Weimar, und doch, ich habe die Gewißheit, daß ich mich ihnen anvertrauen kann wie einst Eberhard mit dem Barte.« Ist das nicht der Keim zu einem modern-sozialen Drama, das an die Wurzeln unsrer Zeitstimmung rühren und zugleich in den Wipfel ewiger Fragen greifen könnte? ...

Statt dessen versuchen es unsre Dramatiker und unsre Bühnen lieber mit der Flucht aus der Gegenwart. Wenn sie dabei innerhalb der deutschen oder auch nur der germanischen Dramatik bleiben, soll uns auch das recht sein. Freilich Strindbergs Bevorzugung droht fast schon wieder zu einer Sucht auszuarten, wie vor einem Jahrzehnt die Pflege Ibsens. Die Leiter des Theaters in der Königgrätzer Straße scheinen den Ehrgeiz zu haben, diese vornehmste ihrer drei Bühnen ganz dem Strindberg-Kult zu widmen. Oder geschah es nur der allerdings sehr strindbergreifen Maria Orska zuliebe, daß die »Kameraden«, dies freilich verhältnismäßig freieste der Strindbergischen Weiberhaß-Dramen, wieder aufgenommen wurden, nachdem sich diese Katzbalgerei des Humors mit der Bissigkeit schon vor zehn Jahren als wenig dauerhaft bewiesen hatte? Mehr als damals hat es uns heute mit seiner hetzerischen Abwehr jeder geistigen Kameradschaft zwischen Mann und Weib gewiß nicht zu sagen. »Als wir die Welt eroberten, saßet ihr hinter dem Herde und wärmtet euch; als wir die Schlachten des Geistes schlugen, lagt ihr hinter den Büschen und lauertet auf den Preis des Sieges — wir Dummköpfe alle miteinander, daß wir euch teilhaben ließen an unsern Eroberungen und Erfolgen!« — der behagliche Komödienton, mit dem die neue Aufführung solche Gehässigkeiten zu entgiften sucht, müßte noch weit selbstironischer sein, um Worte dieser Art zu dieser Zeit, wo so viel weibliches Heldentum uns umgibt, erträglich zu machen.

Das Königliche Schauspielhaus schifft sich auf der Barke »Rokoko« zur Lustfahrt nach der Insel Cythere ein. Von Rudolf Presber, der viel Geschick zu solchen Anpassungskunststücken hat, ließ es sich ein umrahmendes Traumspiel zu Goethes »Fischerin« und Mozarts »Gärtnerin aus Liebe« schreiben. Was da nun unter Dr. Brucks Spielleitung mit Darstellern wie Frl. Heisler (Dortchen) und Carl Clewing (Niklas) und Sängern und Sängerinnen wie Frl. Dux (Sandrina), Frl. Marherr (Arminda), Herr Bergman (Graf Belfiore) zustande kam, war gewiß ein feines und neckisches Spiel anmutiger Verliebtheiten, aber die deutsche Seele,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die in beiden Stücken wie ein gefangener Falter gegen die fremde Hülle pocht, wollte sich weder dort noch hier recht befreien. Die Mozartische Jugendoper, scheint mir, sträubt sich gegen die »unserm Zeitgefühl entsprechende Fassung«, die Oskar Bies Bearbeitung ihr zu geben sucht, und Goethes Singspiel mit der dünnen Musik von Corona Schröter muß man wohl auf seinem natürlichen Schauplatz, im Tiefurter Park, bei nächtlicher Fackelbeleuchtung sehen, in einem gleichgestimmten Kreise andächtiger Goetheschwärmer, soll es seinen alten Zauber geselliger Liebenswürdigkeit entfalten. Immerhin — es ist trotz Puder und Zöpfen so viel Wärme und echte Heiterkeit in dem Abend, daß man sich dem »Zeitgefühl« wenigstens nicht entfremdet fühlt.

Anders bei Herbert Eulenbergs »Münchhausen«, dem »deutschen« Schauspiel aus den Tagen der Empfindsamkeit, das der Dichter für die Aufführung im Kleinen Theater nach sechzehnjährigem Schlummer neu bearbeitet, eigentlich wohl nur gekürzt hat. Jedenfalls ist der umbildende Grundgedanke, kraft dessen dies »geliebte und geschmähte Stück« aus Eulenbergs Jünglingsjahren den alten hannoverschen Lügenbaron zum tragischen Weltschmerzler macht, unberührt geblieben. Dieser Abenteurer und Weltfahrer, der sich die Maske der Lüge und der Phantasterei nur zur Selbstbetäubung vorgebunden hat, weil seinem zerrinnenden Leben der Inhalt fehlt, erwacht zum Bewußtsein seiner ganzen Hohlheit in dem Augenblick, als mit dem Bekenntnis seiner Liebe zur Gattin seines Freundes die erste Wahrheit über seine Lippen kommt. Dies Erwachen aber ist zugleich seine Heilung und sein Todesurteil. Um nicht aus einem Possenreißer und Träumer zu einem Schurken zu werden, der den Freund, den einzig Treuen aus seiner Jugend, um Weib und Ehre betrügt — denn Lili von Eberstein liebt ihn wieder —, zerschneidet er sich mit den Scherben des Schaumweinglases, aus dem er soeben auf Freundschaft und deutsche Treue getrunken hat, die Pulsadern. Ein tiefsinniger Gedanke, der wohl eine Tragödie tragen könnte, so gefährlich es auch sein mag, eine festgeprägte Gestalt volkstümlicher Überlieferung einer so grundstürzenden Verwandlungskur zu unterziehen. Wenn Eulenberg sich dabei nur nicht heillos in den Schnörkeln und Arabesken seiner Gefühle und Gefühlchen verstrickte! Wenn sein »Held« sich nur nicht vor unsern Augen und Ohren hundertfach selbst zerlegte und zergliederte, beweinte und bejammerte! Wenn das Drama sich nur nicht in einem fort selbst zerkrümelte und zerschnitzelte, mit seinem Witz und Aberwitz zu Schaum zerstäubte, mit seiner romantischen Ironie zu Asche verbrännte! Vor lauter Spiel im Spiel kommt es zu keinem Ernst, weder des Gefühls noch der Handlung. Und das zu dieser Zeit! Pflanzt Eichen, keine Tränenweiden! ...

Der tänzelnden Edelmannsgrazie des Rokokos, dem Schönheitspflästerchen und Reifrock der Empfindsamkeit tritt Tiroler Bauerntrotz, schlesische Fuhrmannsschwere entgegen. Der Gärtnerin aus Liebe und dem Gauklerbaron aus Seelennot begegnet in Schönherrs »Erde« der alte Grutz mit der »viereckigen Seele«, der lieber seinen Sarg zerschlägt als Haus und Hof verläßt, und die derbe Mena, der es um einen Fleck eigne Erde auf Lieb' und Treue, Jungfernehre und Bequemlichkeit nicht ankommt, und die um ihr Jugend- und Frauenglück betrogene Trine, aus deren verkümmertem Leib ab und an desto rührender die verschüttete Schönheit der Seele hervorblüht; begegnet in Hauptmanns »Fuhrmann Henschel« der dumpfe schlesische Halbbauer, dem unfreies Gewissen und gekränkte Ehre den Strick drehen, und die nach Hab und Herrschaft gierende Magd, die, am Ziel ihrer Wünsche angelangt, alsbald die Metze und Bestie herauskehrt und Frauenehre und Mutterliebe mit Füßen tritt, wenn es heißt, ihren Gelüsten nachzugehen. Für die »Erde« setzte sich das Königliche Schauspielhaus mit Pohl (Grutz), Sommerstorff (Jungbauer Hannes), Tilla Durieux (Mena), Helene Thimig (Trina) und Paula Conrad

Aufn. Becker & Maaß, Berlin

Paula Conrad als Totenweibe in Schönherrs »Erde«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(Totenweible) ein, den »Henschel« führte Reinhardt im Volkstheater am Bülowplatz auf, beide Erben früherer Darstellungen, aber beide bemüht, dramatisch mehr herauszuholen, als die Stücke bisher unter dem Bann einer naturalistisch allzu zurückhaltenden Auffassung hergegeben hatten. Bei den zwiespältig zusammengesetzten Kräften des Schauspielhauses kann das immer nur halb gelingen; im Volkstheater aber war es Felix Hollaenders heimattreuer Spielleitung sowie Wintersteins, Lucie Höflichs und Werner Krauß' (Knecht Hauffe) wuchtigem Spiel beschieden, Echtheit und Wirkung zusammenzuzwingen.

So sicher diese beiden erdtreuen Bauernstücke zum Tüchtigkeitsbestande der zeitgenössischen Dramatik gehören, so wenig vermögen sie mit ihrer Absage an alles Tatfreudige und Heldenhafte dem hochgespannten Zeitverlangen zu geben. Man muß seine suchenden Blicke von den Aufgeführten zu den Unaufgeführten hinüberschweifen lassen, um nicht entmutigt zu werden. Ich habe vom ersten Tage des Krieges an die Hoffnung gehegt, daß uns aus der Blutsaat dieses Schicksals eine neue, gesunde und starke Dichtung erkeimen werde; seit ich letzthin Richard Dehmel, wunderbar verjüngt und beschwingt, mit einem flammenden Bekenntnis zum Deutschtum aus dem Schützengraben habe vor uns hintreten sehen, hat sich diese Hoffnung in Zuversicht verwandelt.

Aber deshalb braucht der Segen der Wandlung keineswegs auf die kriegerischen Mitkämpfer beschränkt zu bleiben. Auch die Daheimgebliebenen, sofern sie nur mit vollem Herzen und ganzer Seele dabei waren, mögen teil daran haben, und auch die aus schon früheren Geschlechtern, in denen das Ideal der heldenhaften Weltanschauung von allen Wirren und Zweifeln einer kleingeistigen Zeit nicht verschüttet werden konnte. Bei den Dramatikern aber, als den zuerst zum »Handeln« Berufenen, wird Pflicht und Ehre des Bahnbrechertums liegen. Mancherlei Anzeichen für eine solche Wiedererweckung des hochgestimmten Vaterlands- und Heldendramas glaubt das sehnsüchtige Auge jetzt schon hier und da zu entdecken. Ich will mit der Vorsicht, zu der noch unaufgeführte Buchdramen mahnen, auf ein paar dieser Frühlingsboten wenigstens hindeuten. Es brauchen durchaus nicht immer zeitgemäße oder gar tagfällige Stoffe zu sein, die da behandelt werden. Unsre lebendigsten Dramatiker haben uns gezeigt, daß man auch im althebräischen Rock oder im mittelalterlichen Harnisch der Gegenwart genügen kann. So rechne ich ohne Bedenken Ludwig Jacobskötters »David« hierher (Buch-

Aufn. Fritz Richard (Deutsches Theater, Berlin)
Karl Meinhard als Dr. Ostermark in Strindbergs »Kameraden«

Aufn. Zander & Labisch, Berlin
Winterstein als Henschel und Lucie Höflich als Hanne Schäl in Hauptmanns »Fuhrmann Henschel« (Aufführung im Volkstheater am Bülowplatz)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausgabe: Gust. Schloeßmans Verlag, Hamburg). Denn dies übrigens kürzlich im Bremer Stadttheater aufgeführte fünfaktige Schauspiel will nicht mehr und nicht weniger, als in alttestamentlichen Vorgängen und Gestalten ein Spiegelbild der inneren Entwicklungslinien unsers Volkes während der letzten Jahrzehnte geben. Der zweite König von Israel, der Einiger aller seiner Stämme unter einem Zepter, der Mehrer und Erneuerer des Reiches, der »Mann nach dem Herzen Gottes«, wird hier zu einer Verkörperung unsrer eignen Geschichte, wie sein Volk, durchdrungen von dem Bewußtsein seiner inneren Berufung, zu einem Deutbild unsrer gegenwärtigen Sendung. Drittehalb Jahrtausend später hieß die westfälische Stadt Münster das neue Jerusalem, während andre es das neue Sodom schimpften. Das war in den wilden Tagen der Wiedertäufer, eines Knipperdolling, Jan Bockelson und Matties, als die heilige Flamme der deutschen Reformation zur schwelenden Glut religiös-politischer Verzückung und Umwälzung auszuarten drohte. Wenn der Rheinländer Wilhelm Schmidtbonn, der Dichter des »Grafen von Gleichen« und des »Zorns des Achilles«, sich aus jener Zeit den Stoff zu seinem neuen Drama, dem Wiedertäuferspiel »Die Stadt der Besessenen«, holt, so wissen wir von vornherein, daß er aus dem Brunnen der Vergangenheit für die Eimerkette der Gegenwart und Zukunft schöpft, daß er aus dem Trüben und Vergänglichen das Lebendige und Ewige heraufholt. »Haben sie Erde auch nicht zu Himmel gemacht, das Feuer des Himmels war in den Tollen angefacht«, steht als vielsagender Leitspruch vor der Buchausgabe seines Dreiakters (Berlin, Fleischel & Ko.). In der Geschichte seiner Heimat ist auch Karl Schönherr wieder eingekehrt, nachdem er sich mit seinem letzten Drama, dem »Weibsteufel«, auf eine Weile in die Strudel der Geschlechtsfragen verloren hatte, und was er in den drei nur lose verbundenen, aber mit dramatischem Leben erfüllten Bildern heimgebracht hat aus dem heiligen Kampfjahr 1809, ist ein deutsches Heldenlied, das aus dem Tiroler Felsboden den mannhaften Sandwirt von Passeier wie einen trotzigen, knorrigen Gebirgsbaum hervorwachsen läßt und so seinen Titel »Volk in Not« gleich einer Sturmfahne vor sich her trägt (Buchausgabe: Staackmann, Leipzig). Aber auch aus der preußisch-deutschen Geschichte erstehen unsrer Dramatik jetzt häufiger bedeutsame Gestalten und Begebenheiten, seit vom Dache der Kunst wieder freier und mutiger das vaterländische Banner wehen darf. So ist mir kürzlich der Lübenscheider Hans Raithel, den ich bisher nur als heimatstreuen und volkskundigen oberfränkischen Dorfgeschichtenerzähler kannte, als Verfasser zweier Geschichtsdramen begegnet, die bei der anschaulichen Fülle ihrer Handlung und den lebhaften Farben ihrer Vorgänge und Charaktere nur noch mehr die Äußerlichkeiten streng historischer Treue zu überwinden brauchten, um aus der mittleren Höhe des Anekdotischen ins Gedankenhaltige und Geistige hinaufzusteigen. Jedenfalls bedeutet der Weg von dem Schauspiel des Jahres 1912, in dem der Versuch gemacht wird, die dynastischen Beweggründe des Krieges von 1870 in Konflikten des französischen Kaiserhofes zu dramatisieren (»Auf dem schmalen Steg«; Buchausgabe: Herm. Zieger, Leipzig), zu dem vaterländischen Schauspiel von 1916 »Am Abgrund hin« einen beträchtlichen Fortschritt, so viel die lebendige Bühne auch an diesem jüngsten Stück noch zu kürzen und zu bessern finden würde. Es behandelt die Episode von Woiselwitz bei Strehlen aus dem Schicksalsjahre 1761, wie Friedrich der Große, auf dem Tiefpunkt seines Unglücks angelangt, durch einen treubrüchigen Vertrauten fast an die Österreicher verraten worden wäre. Der tragische Widerstreit ist hier klugerweise nicht mehr den im hellen Lichte der Geschichte stehenden Kronenträgern aufgebürdet, wie in jenem früheren Drama, sondern in die Brust des einfachen Soldaten, des Jägers verpflanzt, der die Briefe hin und her trug, und der es zuletzt nicht über sich bringen konnte, bis zum bitteren Ende mit an dem Verrat schuldig zu sein. So überantwortet er den entscheidenden Brief dem König und gibt damit dem Niedergebeugten den alten zuversichtlichen Glauben an sich und seine gute Sache zurück. Als ein bescheidener Beitrag zur kommenden vaterländischen Dramatik mag auch dieses Stück gebucht sein.

Am Ende dieser Reihe müßte nun wohl Wedekind mit seinem historischen Schauspiel »Bismarck« stehen (München, Georg Müller). Aber es fragt sich, ob er und es hierhergehören, denn bisher war doch immer von redlichen Versuchen einer dramatischen Gestaltung die Rede. Dies aber ist eine bloße Dialogisierung des Bismarckstoffes, so etwa wie dereinst der brave Campe die Erlebnisse Robinsons in Red' und Antwort gebracht hat, eine Geschichtsklitterung, die ganz nahe an die selige Mühlbach heranrückt. »Denkst du an unsre erste Rheinfahrt nicht mehr?« fragt Bismarck Frau Johanna. »Verzeih die Erinnerung!« Worauf »Gemahlin« ihm ebenso gehorsam wie getreulich berichtet: »Wie könnte ich die je vergessen! Der Prinz von Preußen usw.« Doch am besten tut man, wenn man verfährt wie die »Schaubühne«, die eine Stelle aus Wedekind und eine aus den »Gedanken und Erinnerungen« mit den Schädeln zusammenstößt: da merkt man, wo die Gedanken und wo die — Erinnerungen sitzen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Rundschau

Gustav Falke zum Gedächtnis

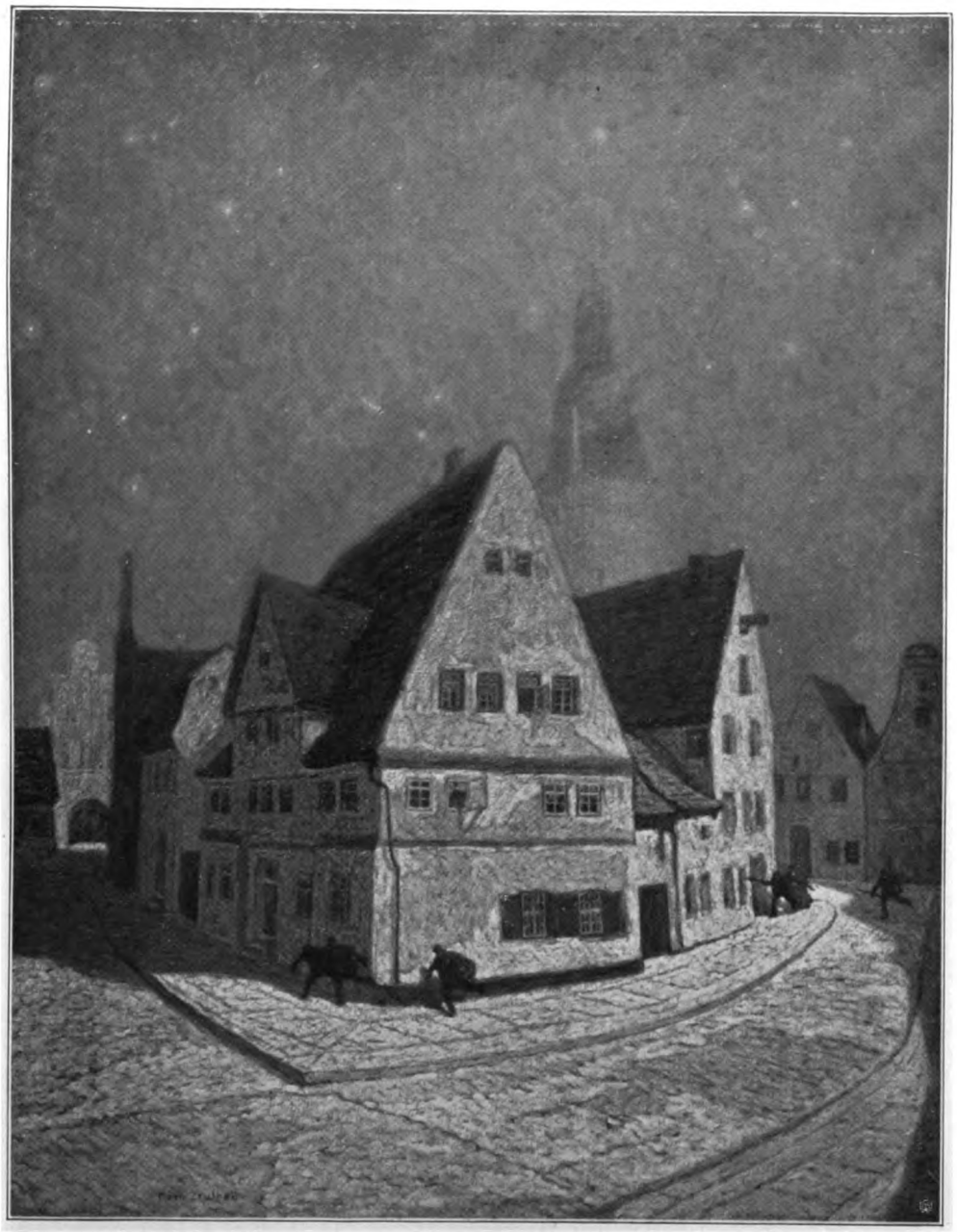
Nun ist Mynheer der Tod, von dir in so vielerlei Gestalten und Masken besungen, auch zu dir selbst getreten. Auf leisen Sohlen ist er gekommen, kein grauenerweckender Vernichter — wie hätte er dir sonst so vertraut sein können? —, nein, ein freundlich-sanfter Sorgenlöser mit stillem Wohltäterlächeln auf den Lippen. Und hat dich, der du eben noch sinnend im Album deines Lebens blättertest, durch das erlöschende Abendrot an die gastliche Pforte seines Gartens geführt, wo du liebe, erwünschte und verwandte Gesellschaft findest: freundlich Wort, Sang und Saitenspiel, Friedetag für all dein Sehnen und Hoffen — »hier, euer Bruder, sprach er sanft«. Hast du ihm die Hand dafür geküßt, dem »Geheimen Herrn Gevatter Leisefuß und Überall«, wie du's in einem deiner frühesten und schönsten Gedichte versprachst? Ich glaub' wohl. Denn du hast Schmerz und Groll und Bitterkeit nie lange Herr sein lassen über dich, hast Grat und Kluft gern mit Rosen, den schrillen Laut des Tages gern mit lindem Abendläuten überdeckt. Kampf und wehe Sehnsucht sind auch dir nicht erspart geblieben: du hast lange in harter Fron um dein bißchen Brot gerungen; hast Klage erhoben und laut aufgeschrien nach mehr Licht, wenn du immer nur von ferne in deine enge Welt die großen Ströme rauschen hörtest, wenn sich zuweilen ein Ton aus volleren Lebenschören in deine Seele schlich; hast mehr als einmal, Gatte schon und Vater, mit heißer, schönheits- und jugenddurstiger Menschenseele gegen den Sturm einer späten Liebe angekämpft — aber die »Flammen wilder Brände« haben sich dir im frommen Aufblick zu den höheren Mächten, »denen alles Sein entstammt«, bald wieder besänftigt zu jenem keuschen »Herddämmerglück« im holden Kreis von Weib und Kind, dessen Saite, nur leise gerührt, so hell dir zurückklang, und dein Herz, noch blutend, hat seinen Takt wiedergefunden, den Gleichtakt zwischen Wunsch und Pflicht, darin deine lautere Seele, deine milde, von Dankbarkeit und Lebensfreude erfüllte Poesie allein zu atmen vermochte ...

Aufn. Arnold Mocsigay, Hamburg

Gustav Falke †

Nicht daß wir uns Gustav Falke als einen satten, genügsamen Behagling vorstellen dürften! Wohl fehlte seiner Lyrik wie seinen nie recht zur vollen, weiten Romanform gediehenen Erzählungsbüchern zu der innigen Anmut, dem feinen Märchenduft und der überall mitschwingenden Musik die Elementarkraft der Leidenschaft, der rücksichtslose Bekennermut und der selbstherrliche Gestaltungswille, die wir bei seinen Freunden Liliencron und Dehmel bewundern. Seine Lyrik war nie ein schäumender, brausender Gießbach, sondern eher der Tropfen Tau in heiliger Morgenfrühe, selig in sich, ein ruhig glänzender Spiegel des Himmels. Aber er hat seine Kunst immer als eine heilige Gabe aufgefaßt, die es mit strenger Hand zu pflegen galt; er hat, so nahe er sich mit Hölty, Mörike und Storm verwandt fühlen durfte, mit einer aus tiefstem Herzen quellenden Gefühlskraft immer nach Eignem getrachtet; er hat tief und ernst zu den dunklen Stimmen in seinem Inneren hinabgelauscht; er hat seinen Gott um Hunger, Kampf und Feinde gebeten, wohl wissend, daß sattsein stumpf und träge macht, und der Flugkraft, die er in sich fühlte, den Kranz nur immer höher in die Sterne gewünscht. Wenn er es leichter zu einer gewissen Volkstümlichkeit gebracht hat als mancher andre, der sich mit Recht genialer fühlen durfte, so wollen wir den Grund dafür nicht in der gefälligen, allen zugänglichen Wahl seiner Stoffe und Bilder suchen, sondern in seiner allem Natürlichen, allem Kindlichen und Quellhaften verwandten Unbewußtheit, in seiner glücklichen Überwindung des allzu Persönlichen, allzu Selbstherrlichen und Selbstgenügsamen, der es gegeben war, früher und leichter als mancher neuschöpferische Geist in den Strom der allgemeinen Empfindung zu münden. Gerade daß sein Erleben Damm und Wehr, sein dichterisches Bekennen die Zügel der Scham und Bescheidenheit kannte,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



R. Koch-Zeuthen: Nächtliche Störung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

hat ihn unsern Herzen so nahe gebracht. Ob er noch berufen gewesen wäre, als Sechzigjähriger unserm neuen vaterländischen Hochgefühl die Glocken zu läuten, mag man bezweifeln. Sein Lübecker Landsmann Geibel war, als 1870 kam, nicht viel jünger, aber sein Psalter war von je mehr aufs Feierliche gestimmt gewesen, und sein Mannesalter war durch das Dunkel deutscher Not und Zwietracht geschritten. In der Tat finden sich in Falkes Dichtungen (6 Bände bei Janssen in Hamburg) nur wenige dem Vaterländischen gewidmete Verse, und was ihm das erste Kriegsjahr geschenkt hat, erinnert nicht an den waffenfrohen Sturmatem »Meister« Liliencrons, als dessen Schüler sich doch Falke dankbar und freudig bekannte. Wir wollen ihm deshalb nicht zürnen. So wenig wie von Hans Thoma ein Schlachtenbild, so wenig konnten wir von Falke ein wildes Kriegslied erwarten. Er trug Blumen statt des Schwertes, Melodien statt des Kampfgeschreies — so mag der Weg in die »Stadt mit den goldenen Türmen« ihm leicht geworden sein, getreu seinem fromm-fröhlichen Sterbewunsch:

Legt rote Rosen mir um meine Stirne,
im Festgewande will ich von euch gehn,
und stoßt die Fenster auf, daß die Gestirne
mit heiterm Lächeln auf mein Lager sehn.

Und dann Musik! Und während Lieder schallen,
von Hand zu Hand der Abschiedsbecher blinkt,
mag mählich über mich der Vorhang fallen,
wie Sommernacht auf reife Felder sinkt. —

F. D.

Vor und zwischen den Fronten

Einem so gewaltigen und neuartigen Erlebnis gegenüber, wie dieser Weltkrieg es darstellt, gibt es für den Epiker einstweilen nur eine Rettung: sich möglichst eng an die Tatsachen halten und die dichterische Phantasie zur Disposition stellen. Unsre Romanschriftsteller und Novellisten fangen an das zu begreifen. Sonst könnten und müßten ihre eignen Sammlungen es sie lehren. Da hat Kurt Münzer, gewiß ein gewandter und feinsinniger Erzähler, unter dem Titel »Der jüngste Tag« (Konstanz, Reuß & Itta) eine Novellen- und Skizzensammlung »aus unserm Kriege« erscheinen lassen, und Stück für Stück zeigt sich, daß das Einfachste und Bescheidenste das Beste auch künstlerisch ist. Wie erbleicht doch vor dem Angesicht dieses Krieges eine phantastische Verquickung von Kriegserlebnissen mit erotisch-wüsten Abenteuern aus dem Frieden (»Der jüngste Tag«), wie leer und kraftlos bleiben mystische Spintisiereien (»Der Ring«)! Mit Leichtigkeit triumphiert über solche Versuche eine so menschlich-schlichte Tatsachenschilderung wie die der Schützengrabenfreundschaft zwischen dem jungen blassen, schmalen Kriegsfreiwilligen Walther Viereck, dem Buchhandlungsgehilfen, und dem um acht Jahre älteren festen, knorrigen Unteroffizier Franz Mickuleit, dem Schreiner, die beide aus Heidelberg stammen, sich dort aber gar nicht kannten, während sie doch im Felde so schnell in brüderlicher Liebe zusammenwachsen, auch im Tode noch umschlungen — »zwischen Freund und Feind, ein Denkmal der Treue«. Auch unter den »Legenden aus Ostpreußen« sind ein paar ergreifende Alltagsgeschichten, weil sie so schlicht wie möglich schlichte Begebenheiten erzählen: von dem treuen, tapferen Gatten, der seine Frau erschießt, ehe sie der wüsten Gier der Russen zum Opfer fällt; von dem alten Mütterchen, das vorzeitig in ihr zerstörtes, sturmdurchpfiffenes Haus zurückkehrt, überzeugt: Mich kann nix geschehen! Denn über ihrem Bett hängt ein Hindenburg als Schutzpatron.

Von demselben Verfasser liegt bei Georg Müller in München ein zweiter Band Kriegsnovellen vor, der sich nach dem besten Stück der Sammlung »Der graue Tod« nennt. Das ist in der Tat ein kleines Meisterstück der Novellistik, aus dem Alltäglichen ins Übersinnliche gehoben und doch ohne die Requisiten der Gespensterdichtung. Der Krieg tritt in diesen Geschichten, ohne daß er greifbar erscheint, als Schicksalsgestalter und Schicksalsvollender auf oder als ein Maßstab der Seele, daran ihr Wert oder Unwert erkennbar wird. Schon weil Münzer hier mehr Distanz in den Stoffen zu halten gewußt hat als in jener andern Sammlung, sind ihm die geheimnisschweren Stimmungen so gut gelungen, jene Dämmerungen der Seele, die zwischen Traum und Tag schweben. Freilich brachte er für sie schon aus der Zeit vor dem Kriege eine bis zur Meisterschaft gediehene Übung mit.

Bei den Kriegsnovellen aus Österreich, die Rudolf Greinz gesammelt hat (»Unter dem Doppelaar«; Heilbronn, Salzer), machen wir dieselbe Erfahrung wie bei dem ersten Münzerschen Bändchen. Auch hier reicht es nur zu Stimmungsbildern und gleichsam im Vorübergehen gepflückten Einzelszenen aus dem Kampfe und seinen Begleitstimmungen, Skizzen, die ans Herz greifen können, aber in sich gebannt bleiben, nicht ins weitere, allgemeine Leben ausstrahlen. Und dabei sind sie doch fast alle »dem Leben nacherzählt«: die Begegnung des alten Mütterchens vom Lande mit der vornehmen barmherzigen Schwester, deren Trostkraft in ihrer Reinheit und Güte über alle Schmerzen und Gebrechen triumphiert

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(»Das Wunder der Barmherzigkeit« von Adolf Schwayer); die Unterredung mit dem Pfarrer, der einem alten Tiroler Bauern durch die naive Schilderung des Ehrenempfanges der gefallenen Helden dort oben mehr Trost spendet als alle Verheißungen der Kirche (»Der Heldentod« von Greinz); ja selbst das »Gottesurteil« von Karl Hans Strobl, so viel erotisch-romanhafte Motive sich hier auch einmischen. Dem Lehrhaft-Werktätigen huldigt Roseggers herzhafte, in ein Märchen gekleidete Laienpredigt »Das Gold vor der Front«; stark ins Sentimentale gleitet Karl Bienensteins Weihnachtsgeschichte vom just am Heiligabend glücklich aus dem Lazarett heimgebrachten »Verlorenen Sohn«, die mit dem Kriege und seinem besonderen Gefühlskreis nur lose verknüpft ist.

Während bei Münzer der Krieg selbst meist im Hintergrunde bleibt, tritt er in den sieben Novellen, die Richard Sexau »Sieg oder Tod« nennt (München, Georg Müller), leibhaftig und unmittelbar als der Held vor uns hin. Mit einer leidenschaftlichen, ganz dem glutvollen Augenblick hingegebenen Ausmalung des Milieus zeichnet uns Sexau aus hundert und aber hundert Einzelzügen das Bild des Soldaten von heute, das Leben im Felde, die Not und Drangsal des Kampfes, die rote Lohe der Schlacht und die Ekstase des Sieges. Mit Absicht scheint der Verfasser jede Ruhe, jede künstlerische Gelassenheit von sich ferngehalten zu haben; was seinen Bildern dadurch an novellistischer Kunstform abgeht, ersetzen sie durch ein Feuer des Miterlebens, in das der Leser auch wider Willen hineingerissen wird. — Eine kleine Auswahl seiner schon zu recht stattlicher Anzahl gediehenen Kriegsbilder hat Sexau, gleichsam als Probe seiner Art und Kunst, einem der kleinen zierlichen Bändchen anvertraut, die seit Beginn des Krieges bei Reuß & Itta in Konstanz erscheinen.

In derselben Sammlung gibt es ein Bändchen mit Kriegserzählungen und Gedichten zu Ehren unsrer tapfern Frauen (»Heldinnen«). Hier haben Künstler der kleinen Form wie Auguste Supper, Fritz Müller und Peter Scher das Wort. Dieser selbe Peter Scher hat dann noch in einem eignen Bändchen (»Kampf und Lachen«) die Satiren und Grotesken gesammelt, die er, teils in gebundener, teils in ungebundener Form, den Ereignissen mit Chronisteneile auf den Fersen, im Simplizissimus als »Glossen« zu veröffentlichen pflegt. Ihr schlagkräftiger Witz neigt stark zur Pointe und wird manchem etwas zu absichtlich erscheinen, um schlackenlos in die große Grundstimmung dieser Zeit aufgehen zu können.

Aus Kurt Küchlers Geschichten aus dem großen Kriege, die er jetzt bei Hesse & Becker in Leipzig zu einem stattlichen Bande vereinigt hat (»Feuertaufe«), haben die Leser in der Fliegergeschichte »Hoch über dem Sturm« schon vor längerer Zeit eine Probe erhalten. Wie in diesem Stücke finden auch in andern des Bandes, der von einer starken Erfindungskraft zeugt, vornehmlich der Mut und die Intelligenz unsrer technischen Truppen ihre Verherrlichung.

Vorwiegend volkstümlichen Unterhaltungs- und Erbauungszwecken dienen ein paar bei J. P. Bachem in Köln, also einem ausgesprochen katholischen Verlage, erschienene Sammlungen von Geschichten und Novellen. Der von Erich von Witzleben herausgegebene Band weist in seinen sechzehn Stücken nur wenige bekannte Verfassernamen auf, so sehr steht die Sammlung unter der Herrschaft des Inhaltlichen, des epischen Geschehens und der Gewalt eines starken Erlebens. — Eine Reihe kleinerer schmaler Heftchen ist ausdrücklich für die Feldpost gedacht. Unter dem glücklichen Titel »In der Feuerpause« finden sich hier ernste und heitere Erzählungen für unsre Feldgrauen zusammen, keineswegs nur Geschichten aus diesem Kriege selbst, sondern gute, leichtverständliche aber gehaltvolle Erzählungen von katholischen Schriftstellern wie Laurenz Kiesgen und, als eine Serie in der Serie, eine Reihe von Erinnerungsbildern aus dem Deutsch-Französischen Kriege, mit freundlicher Zutraulichkeit erzählt vom Generalleutnant z. D. H. von Steinaecker.

»Zwischen den Fronten« — dieser von der Täglichen Rundschau für eine allerliebst ausgestattete Sammlung ihrer Kriegsschnurren und sinnigen Kleingeschichten (geb. 1,40 ℳ) gewählte Titel paßt für eine ganze Reihe von meistens in bescheidenem Format gehaltenen Büchlein, die sich am Rande des Krieges, wie Grashalm und Wegerich zwischen den Steinen, ans Licht des Tages drängen. Auch sie sind in all ihrer Bescheidenheit ein lebendiges Zeugnis für die unverwüstliche Kraft unsers Volkstums; ja, mit der Kunst ihrer Verdichtung weit zerstreuten und schwer übersichtlichen Geschehens zu kleinen eindrucksvollen Bildern voller Humor, kecker Laune, herzhafter Geradheit oder auch sanfter, stiller Rührung werden sie dereinst das Gedächtnis dieser Tage vielleicht anschaulicher und packender erneuern als die großen Geschichtsbücher. Auch Österreich liefert seinen Beitrag für diese Art Kriegs-Friedensbücher: Oskar Wiener hat bei Koppe-Bellmann in Prag-Smichow eine Sammlung österreichischer Kriegsanekdoten gesammelt und diesem »Anno 15« betitelten Heftchen, das dem Reichsdeutschen fast auf jeder Seite überraschende Aufschlüsse über österreichisches Denken, Fühlen und Empfinden gibt, dadurch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch einen besonderen Wert zu verleihen gewußt, daß er, ein guter Kenner altösterreichischen Geistes, seinen Feldblumenstrauß nicht bloß aus den Tageszeitungen und Feldpostbriefen gepflückt, sondern auch bei den Verwundeten selbst in den Lazaretten und Erholungsheimen gesammelt hat.

»Kriegsstammbuch« nennt sich eine weitere Sammlung der Täglichen Rundschau aus ihren Kriegsnummern, und das ist eine gute Bezeichnung für dieses Quodlibet von bedeutsamen Aussprüchen führender deutscher und ausländischer Persönlichkeiten aus Vergangenheit und Gegenwart über die am Weltkrieg beteiligten feindlichen und neutralen Staaten, sowie über eine große Reihe von Problemen der durch den Krieg geschaffenen Weltlage. »Geistige Waffen« nannte man wohl früher solche Sammlung von Zeugnissen und Belegen, weil sie einem im Kampf der Meinungen guten Beistand zu leisten vermögen. Sind sie aber auch immer zur rechten Zeit zur rechten Hand? Was tu' ich mit dem Mantel, wenn er nicht gerollt, was mit dem Gewehr, wenn es nicht geladen ist? Da ist denn der Sammler und Herausgeber dieser reisigen Kriegssprüche auf den guten Gedanken gekommen, ihnen ein Inhaltsverzeichnis mit den vielfältigsten Schlagwörtern anzuhängen. Jetzt wirft jemand das Wort von der englischen Heuchelei in die Debatte, und gleich haben wir einen Ausspruch Goethes darüber beim Wickel; oder es zweifelt jemand daran, daß die Franzosen den Namen der grausamsten Nation verdienen, und siehe da, das Büchlein schlägt ihn mit einem unzweideutigen Ausspruch Voltaires.

Anders als die Weisen von gestern und heute haben sich die Kinder mit dem Kriege auseinandergesetzt. Ihre Aussprüche, die Betätigungen und Geschichtchen, zu denen ihnen der Krieg den Stoff geliefert hat, sammelt Hans Floerke in einem bei Georg Müller in München schon in zweiter Auflage erschienenen Bändchen, dem 21 Bilder nach Kinderzeichnungen einen höchst reizvollen Schmuck verschaffen. »Reizvoll« genügt in diesem Falle nicht einmal, denn der Wiener Lehrer Richard Rothe belehrt uns, daß solche Kinderzeichnungen, wie er sie mit viel Fleiß und Umsicht seit Beginn des Krieges sammelt, in Wien schon vor längerer Zeit in einer eignen Ausstellung gezeigt hat und jetzt in einem besonderen Bande der »Pädagogischen Schriften« neu veröffentlicht (Schulwissenschaftlicher Verlag von A. Haase, Prag), auch für die Seelenkunde und für die Erforschung der Ausdruckskultur wichtig sind. Man könnte sich den Text zu diesen Bildern wohl kürzer und einheitlicher denken, aber die Belehrungen, die Erzieher, Lehrer, Künstler und Psychologen aus diesem Bande ziehen können, sind auf alle Fälle äußerst ergiebig.

Einen Bericht über seine ostpreußische Heimatreise hat Paul Schlenther der schon mehrfach erwähnten Sammlung »Von Schriften zur Zeitgeschichte« (Berlin, S. Fischer; geb. je 1 ℳ) anvertraut und diesem Bericht als Auftakt die Schilderung seiner vom Kriegsstrom aufgehaltenen, dafür aber mit reichen vaterländischen Erlebnissen gesegneten Heimreise aus den Alpen vorangeschickt. So darf er sein Büchlein »Zwischen Lindau und Memel während des Krieges« nennen, wie sich der Leser beglückwünschen darf, in einer so unterhaltenden und geistvollen Form von Kriegserlebnissen und Kriegswandlungen zu hören, die, in kleinen Ausschnitten aus dem Tagesleben vom äußersten Südwesten bis zum äußersten Nordosten Deutschlands gesammelt, einen Durchschnitt unsrer denkwürdigen Kriegsstimmungen geben.

In ungleich weiter gespanntem Rahmen leistet ähnliches das hier schon wiederholt gewürdigte »Tagebuch 1914—15« von Prof. Eduard Engel (Braunschweig, Westermann; in Lieferungen zu je ½ ℳ). Engel hat sich vorgenommen, ein Bild der Seelenverfassungen der Kriegsvölker zu geben, insbesondere aber die Herzensgeschichte des deutschen Krieges zu schreiben, also das Erleben dieser einzigartigen Umwälzung im Herzen und Charakter des deutschen Volkes, wenn er auch einstweilen, da die Zeit der zusammenfassenden Geschichte noch nicht gekommen ist, gut daran tut, mehr die kleinen und großen Ereignisse des Tages für sich sprechen zu lassen. Ihre Auswahl und Zusammenstellung, ihre Abstufung und Zuspitzung ist das, wodurch sie so beredt und noch für das Gedächtnis später Tage wertvoll werden. Auch die Kriegsberichte, die der Gießener Universitätsprofessor Dr. Gustav Roloff seit anderthalb Jahren für diese Zeitschrift verfaßt, erscheinen für sich vereint in Sonderheften mit je vier bis fünf Berichten bei Westermann (je 40 ₰), so daß man sie sich bequem für die Hausbücherei sammeln oder auch an die Kämpfer da draußen, denen ja so leicht der Überblick über die kriegerischen Ereignisse verlorengeht, schicken kann.

»Stimmen der Klage und Erhebung aus Dichter- und Denkermund« hat Hermann Gilow als ein Trostbrevier für alle die gesammelt, die an den frühen Gräbern unsrer Helden als Trauernde stehen. Sein bei Weidmann erschienenes Bändchen, das vom Alten Testament ausgeht und durch das Altertum bis in die Dichtung unsrer Tage wandert, zeugt nicht bloß von guter Belesenheit, sondern auch, was in diesem Falle viel mehr bedeuten will, von einer innigen An-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teilnahme, wie sie nur aus dem Schmerz um eigne Opfer geboren werden kann.

Unsre österreichischen Bundesgenossen sind uns mit der Veröffentlichung von künstlerischen Entwürfen von Soldatengräbern, Kriegerdenkmälern und Erinnerungszeichen vorangegangen; die Bayern folgen. Und zwar hat sich der Bayrische Kunstgewerbe-Verein in München der Sache angenommen. In einem bei R. Oldenbourg in München erschienenen Bande (112 Seiten Groß-Quart mit 510 Abbildungen; in Pappe 3,60 ℳ) legt er vor, was da im Laufe des Krieges entstanden ist. Hinter all diesen Schöpfungen, bescheideneren und großzügigen, steht der Wunsch: Nur keine Wiederkehr jener seelenlosen Dutzendware, die uns, vornehmlich in kleinen Städten, der Krieg von 1870 beschert hat! Wir wissen ja alle, wie ernsthaft der Erfüllung dieses Wunsches unser heimisches Kunstgewerbe vorgearbeitet hat durch Wiederaufnahme alter bodenständiger Überlieferungen, durch verständnisvolle Behandlung des Materials und zeitgerechte künstlerische Ausdruckskraft. Dem bayrischen Kunstgewerbe insbesondere kommen dabei die guten volkstümlichen Formen zu Hilfe, die sich über die Verfallzeit unsers Kunstgewerbes hinweg dort gerade auf Friedhöfen, in Dorfkirchen und Kapellen erhalten haben. Daran ist denn auch vielfach angeknüpft worden, und wo es sich um ländliche Bedürfnisse oder solche der Schlachtfelder selbst handelt, sind manche recht befriedigende oder sogar erfreuliche Neugestaltungen entstanden. Anders bei den Vorschlägen für monumentale Aufgaben, wie sie für Großstädte oder freie Landschaften in Betracht kommen. Hier begegnet man noch fast überall einem unsicheren Tasten. Nur weniges hebt sich als geglückt heraus: etwa das Kriegerdenkmal von Prof. Ludw. Dasio (aus Haustein mit bronzenem Adler), ein bescheidener Entwurf von fester, gedrungener Einfachheit (wozu aber darauf die Inschrift »Pro Patria« anstatt »Fürs Vaterland«?); oder das Schlachtfeldbenkmal von Prof. O. O. Kurz, dessen mit einem bronzenen oder eisernen stilisierten Löwen bekrönte Doppelsäule feierlich monumentale Ruhe hat, wenn sie sich auch stark an altrömische Vorbilder anlehnt; oder der Entwurf von Prof. Julius Seibler, eine schlank aufsteigende Säule, deren Schaft durch Wappen- oder Namenschilder unterbrochen und von einem sitzenden Löwen gekrönt wird; vielleicht auch noch die Skizze von Prof. Bernh. Wenig, der Christus mit der Fahne auf eine kurze, kraftvoll gebildete Säule stellt. So viel von diesen Entwürfen aber auch noch fragwürdig sein mag, das eine ist sicher: Gemeindeverwaltungen, Friedhofsämter, Baumeister, Bildhauer, Steinmetzen u. a. werden aus deren Sammlung reiche Anregungen gewinnen. E. W.

Verschiedenes

Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance von Ludwig v. Pastor. (Mit 102 Abbildungen und einem Plan; Freiburg, Herder.) Der sechste Band der Pastorschen Papstgeschichte (1913) brachte eine kenntnissichere und dabei fesselnd geschriebene Schilderung der Stadt Rom gegen Ende der Renaissance. Allgemein wurde damals dieser Abschnitt als ein Meisterstück gerühmt und von Kunst- und Kulturhistorikern der Wunsch nach einer Sonderausgabe mit Bildern geäußert. Diesen Wunsch erfüllt die vorliegende Ausgabe, und so bietet sie allen Romfreunden ein vortreffliches Hilfsmittel für ein tieferes Eindringen in die Renaissancedenkmäler der schicksalsreichen Stadt, deren schönstes noch erhaltenes Stück, das Coronari-Viertel, durch den unglücklichen Plan des Mailänder Architekten Sanjust, »ein echtes Produkt der Ära Nathan«, gerade jetzt mit Vernichtung bedroht wird. Die Abbildungen sind in erster Linie zur Erläuterung des Textes bestimmt, verfolgen daneben aber auch den Zweck, bereits verschwundene oder mit dem Untergang bedrohte Bauten und Straßenviertel dem Gedächtnis zu bewahren.

Die Bedeutung der Familie für unser Volk zeichnet ein in der Jugendpflege tätiger Hamburger Lehrer nach den Erfahrungen, die er während der Kriegszeit machte. Walther Classen deckt uns in einer Flugschrift des Dürerbundes (Nr. 149; München, Callwey) auf, wie die Familie sich in den großen Städten immer mehr zersetzte und welche Folgen das für die Jugend hatte. »Durchaus nicht zu fesseln, zu beschäftigen ist dies junge Volk. Sie sind unstet, neigen zur Nervosität; nicht nur, weil Reiz und Lärm der Großstadt von Kindheit an auf sie eingestürmt sind, sondern weil die Eltern und oft auch die zu weich gewordene Schule die Kinder nicht an gestrengen Gehorsam gewöhnt haben. Aus ungehorsamen Kindern werden nervöse Menschen.« Stärkung der Familie und des Familienlebens mit seinen unersetzlichen erzieherischen Werten, das ist der heiße Wunsch, der aus diesen Darlegungen aufsteigt. »Wir müssen mehr Dörfer haben«, fordert Classen. »Neue Dörfer — das muß die große Hoffnung des Volkswirts sein, der in der freien ländlichen Familie die Wurzeln unsrer sittlichen und natürlichen Kraft erkennt.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kaiserlich Ottomanischer Kriegsminister Enver Pascha

Nach einer Originalaufnahme von Nicola Perscheid in Berlin

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der deutsche Weltkrieg

Rolf Winkler: Skiläufer im Felde
Blatt 4 der Mappe »Aus der Kriegszeit« (Leipzig, B. G. Teubner)

Vorm Sturm

Der Wind spielt in den Saaten,
Die Nebel wogen quer,
Bald springen die Granaten,
Die Kugel pfeift daher,
Bald geht das Stürmen an.
Es wird und muß geraten —
Wo bin ich dann?

Mir ist ein Traum geblieben,
Sprang mit mir in den Tag.
Ein Brief, den sie geschrieben,
Auf meinem Herzen lag.
Der macht das Herz mir schwer:
Sie könnt' kein' andern lieben,
Wenn ich nicht wär'.

Ich sah ihr Bild von weiten;
Sie hat wohl mein gedacht.
Um ihre Seele streiten
Will ich mit aller Macht.
Und wenn ich liegenblieb,
Soll mich zu Gott geleiten,
Was sie mir schrieb.

Victor Blüthgen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Neugestaltung Deutschlands

Von Engelbert Pernerstorfer
Vizepräsidenten des Österreichischen Abgeordnetenhauses

Drei Tatsachen sind es, die den Deutschen von heute mit Genugtuung erfüllen können: die militärische Überlegenheit Deutschlands, die stolze Gelassenheit im Siege und die schon jetzt einsetzende ernste Arbeit für die Zukunft.

Stünden die Mittelmächte heute, nach neunzehn Monaten des Krieges, nur so an den Grenzen ihrer Reiche, daß den Feinden jedes Eindringen mißlungen wäre, so müßte dies allein die höchste Achtung vor ihrer Widerstandskraft hervorrufen. Statt dessen stehen die Heere der Mittelmächte tief in den feindlichen Ländern.

Würden heute in den Mittelreichen in irgendwie erheblicher Zahl Stimmen des Übermuts laut, so wäre dies gegenüber den großen Erfolgen immerhin nicht ganz unverständlich. Statt dessen herrscht bei uns tiefe Besonnenheit, die bei aller berechtigten Freude über das Errungene den furchtbaren Ernst der Lage erkennt und richtig einschätzt.

Schließlich wäre es nicht verwunderlich, wenn infolge der Schlagkraft insbesondere der reichsdeutschen Organisation ein gewisses Gefühl der Selbstgerechtigkeit Platz griffe, das sich etwa sagte: Wir haben es herrlich weit gebracht, dafür liefern wir jetzt den Beweis; wir brauchen nach dem Kriege nur so weiterzugehen, wie wir bisher gegangen sind, es ist alles aufs beste bestellt. Statt dessen hören wir von allen Seiten Stimmen, die zur Selbstbesinnung aufrufen, die, weit entfernt von träger Zufriedenheit, die Größe der kommenden Friedensarbeit schildern, die nicht unsre Vorzüge preisen, sondern unsre Mängel aufdecken, die zur Selbsteinkehr mahnen und die ein neues Deutschland ersehnen. Es ist unmöglich, daß diese Stimmen nach dem Kriege verstummen; es ist undenkbar, daß sie nicht gehört werden. Daß sie sich jetzt schon erheben, ist ehrenvoll für uns, es beweist, daß wir über den Krieg nicht das Wichtigste vergessen: die Entwicklung politischer und geistiger Kultur.

Man wäre in der Lage, eine lange Liste von Schriften anzuführen, die mitten im Kriege sich mit Fragen der unmittelbaren Zukunft beschäftigen. Es ist aus ihnen, mit wenigen Ausnahmen, ein Geist der Freiheit und Objektivität zu ersehen, der uns wohltätig unterscheidet von unsern Gegnern, die sich in Anschauungen verbohren, die einem ungezügelten Haß und einem gänzlichen Unverständnis für unser Wesen entspringen. Die überwiegende Mehrzahl unsrer besten Köpfe sucht heute schon die jetzt verworren auf dem Boden gleitenden Fäden aufzugreifen, die späterhin wieder zusammengeknüpft werden sollen, um die Zusammenhänge der europäischen Kultur wieder herzustellen. Es hieße ja in der Tat deutsches Wesen herabziehen und erniedrigen, wenn wir nicht festhielten an der Überlieferung unsrer klassischen Zeit: dem Universalismus des Geistes. Er gibt dem Deutschen jene zweifellose geistige Überlegenheit über die andern Völker, deren wir uns ja weiter nicht rühmen, die wir aber bewahren wollen. Er hat uns ja auch mehr als einmal zu Überschätzungen des Fremden verführt, und der uns heute so reichlich entgegengebrachte Haß bringt uns wohl für die Zukunft dazu, mehr stolzes Selbstbewußtsein zu entwickeln, das einem Volke ebenso gut ansteht wie dem Einzelnen, und das von Hochmut ebenso frei ist wie von sklavischer Demut.

Unsre Feinde hassen uns mit einem Hasse, der uns fast nicht mehr verständlich ist. Sie kämpfen gegen uns mit völkerrechtlich verbotenen Waffen, mit Soldaten barbarischer Stämme, mit Lüge und Verleumdung. Dabei schimpfen sie uns Barbaren. Zwar ist nichts von all den Nichtswürdigkeiten, die sie uns vorwerfen, erwiesen. Es bleibt einzig der belgische Neutralitätsbruch. Ich habe gelegentlich in einem Artikel darauf hingewiesen, daß Bethmann Hollweg am 4. August 1914 in männlicher Offenheit den Neutralitätsbruch zugegeben, aber mit der bitteren Lebensnotwendigkeit Deutschlands nicht so sehr entschuldigt als vielmehr gerechtfertigt habe. Im Gegensatz dazu, hatte ich weiter bemerkt, habe Grey in unmännlicher Heuchelei die Neutralitätsverletzung Belgiens als Grund für Englands Beteiligung an dem Kriege hingestellt, worüber heute wohl jedermann, der sich nicht auch der Heuchelei schuldig machen will, lacht. Ich hatte an diese Ausführung die Frage geknüpft, wer sich da als »Gentleman« erwiesen habe. Ich wurde infolge dieses Artikels in Frankreich heftig angegriffen. Darauf gibt es nur eine Antwort: Hier walten grundverschiedene Geistigkeiten. Ich werde mit niemand streiten, der in den Begriffen der Ehrenhaftigkeit so weit von mir absteht.

Wir nehmen den uns umlodernden Haß gelassen hin. Dennoch fragen wir uns gewissenhaft, ob und wodurch wir ihn denn, wenigstens zum Teil, verdient haben. Wir haben das Problem untersucht, in Artikeln und Büchern. Was da zutage gefördert wurde, ist mannigfacher Art. Aber eine irgendwie befriedigende Erklärung ist nicht gegeben worden. Selbst der am meisten einleuchtende Grund: die Furcht vor dem steten Aufstieg Deutschlands seit vierzig Jahren, reicht zur Begründung des fast teuflischen Hasses, mit dem uns

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ost und West beehren, nicht aus. Zwar wissen wir: das Starke, Mächtige, Aufwärtsstrebende wird immer gehaßt. Ein solcher Haß aber äußert sich zwar mit größter Feindseligkeit, ist aber auch meistens mit einer gewissen Hochachtung verbunden. Diese Achtung steckt zwar gewiß auch hinter dem Haß unsrer Feinde, sie wird aber gewaltsam unterdrückt. Dieser Haß hat einen so unnatürlichen Charakter, daß er weder erklärt werden kann durch die vielen, aber flachen Behauptungen von der Art: unser ungeschlachtes Betragen mache uns verhaßt, noch durch tiefere Schürfungen, wie sie Dr. Hugo Preuß in einem sehr beachtenswerten Buche, »Das deutsche Volk und die Politik« (Jena, Diederichs), unternommen hat. Man müßte, um zu völlig ausreichenden Erklärungen zu kommen, eine die ganze nachantike europäische Geschichtsentwicklung, die politischen und kulturgeschichtlichen Belange umfassende Untersuchung anstellen, deren Ergebnis vielleicht die Worte Goethes vorausgeahnt haben:

Was klagst du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen, wie du bist,
Im stillen ein ewiger Vorwurf ist?

Und doch, bis eine solche von einem Kenner der europäischen Geschichte, der zugleich ein philosophischer Kopf sein müßte, ausgearbeitete Untersuchung da ist, wollen wir jede einzelne Erklärung unsrer »Unbeliebtheit« ernstlich prüfen. Das ist auch deutsch, mit dem Geist und Willen der Wahrhaftigkeit uns in die Dinge zu versenken, unbekümmert darum, ob das, was dabei herauskommt, für oder gegen uns spricht. Wir überheben uns nicht und kennen viele unsrer Fehler selber sehr gut. Wer uns die Wahrheit sagt, ist unser Wohltäter, auch wenn er im Augenblick unser Feind ist. Ja, wir fühlen uns so selbstbewußt und stark, daß wir nicht anstehen, sogar mitten im Kriege, da wir doch nur den einen Gedanken »Sieg« haben, daneben auch schon über ernsteste Probleme unsrer inneren Zukunft zu sprechen und an ein neues Deutschland zu denken. Wenn sich dabei herausstellen sollte, daß manches in unsern bisherigen Zuständen mit Schuld daran trägt, daß uns das Ausland infolge des Mißverstandes unsrer leidvollen geschichtlichen Entwicklung abgünstig ist, so wollen wir ihm es zugute schreiben, aber auch für uns selbst daraus gewisse Folgerungen ableiten, die uns späterhin dienlich sein sollen.

Denn darüber ist kein Zweifel: der Krieg soll uns nicht allein den Sieg über unsre Feinde bringen, er soll nicht bloß eine Erhöhung der äußeren Machtstellung Deutschlands zur Folge haben — er soll uns auch innerlich erheben. So ist es nicht, wie wohl auch schon gesagt worden ist, daß dieser Krieg bewiesen habe, daß alles im Reiche so herrlich gestellt sei, daß nach dem Kriege alles genau so weitergehen könne, wie es vor dem 4. August 1914 gewesen ist. Wer so denkt, der schätzt das furchtbare Weltgeschehen, in dem wir mittendrin stehen, doch etwas seicht ein. Für den ist, was eine furchtbare und hoffentlich fruchtbare Katastrophe ist, eine bloße »heroische Episode«.

Und darin liegt das Verdienst des Buches von Hugo Preuß, daß es mit der klaren Darlegung des gegenwärtigen Zustandes und seiner geschichtlichen Bedingtheit auch Wege in die Zukunft weist. Daneben tritt die Absicht, die Abneigung Westeuropas gegen uns wenigstens zum Teil aus den Dingen heraus zu erklären, sehr zurück, wenn auch so manches nach dieser Richtung Bedeutungsvolle beachtenswert bleibt und zum Nachdenken einlädt. Deshalb soll der Gang dieser Erörterungen kritisch geprüft werden.

Die Angriffe des feindlichen und vielfach auch des neutralen Auslands auf Deutschland richten sich hauptsächlich auf dessen politische Struktur. Wenn dabei auch von französischen und englischen Schriftstellern die gesamte deutsche Geisteskultur verunglimpft wird, so ist dies wohl als eine schwere Krankheitserscheinung anzusehen. Die noch halbwegs besonneren unter ihnen wollen im Gegenteil der Welt und vielleicht sich selbst glauben machen, daß sie die deutsche Kultur vor der preußischen Tyrannei schützen, sie von ihr befreien wollen. Solche wahnsinnige Äußerungen wie die Maeterlincks, der den deutschen Geist ausrotten will, sind ja doch nur vereinzelt. Ihr Haß, so sagen sie, geht nur auf die in Deutschland geltende Herrschsucht und Unfreiheit. Diese Herrschsucht und Unfreiheit hat in Preußen ihren Sitz, dessen Geist das ganze Deutschland unterjocht hat, und seinen stärksten Ausdruck findet dieser Geist im preußisch-deutschen Militarismus. Was es mit dem Geiste der Herrschsucht auf sich hat, zeigt ein Blick auf die unglückliche politische Geschichte des Deutschen Reiches, das im Verlaufe der Jahrhunderte nur Verluste auf Verluste zu verzeichnen hat. Aber man rechnet es dem deutschen Volke als Verbrechen an, daß es nach der Wiederaufrichtung des Reiches in wirklich bescheidenen Grenzen auch Weltgeltung erlangen will. Und das tun Engländer, Franzosen und Russen, deren Ausdehnungsbestrebungen alles Maß überschreiten. Der Militarismus endlich ist ja, wenn man darunter in erster Linie die allgemeine Wehrpflicht versteht, in Frankreich in der Revolutionszeit entstanden, und wenn man die aufgewendeten Kosten in Betracht zieht (einschließ-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich der Marine), in den drei uns feindlichen Ländern, auf den Kopf gerechnet, größer als in Deutschland. Der Kummer ist nur, daß der deutsche Militarismus in seiner Organisation und Leistungsfähigkeit sich so turmhoch überlegen gezeigt hat. Die in ihm sich offenbarende Zucht, Unterordnung und Schlagkraft werden aber nicht auf die sittlichen Qualitäten des deutschen Volkes zurückgeführt, sondern hingestellt als Ausfluß einer das Volk bedrückenden Tyrannei. Denn die deutsche Staatsverfassung kenne die Freiheit nicht, die Grundlage der westlichen Demokratie. Ja, der durch konstitutionelle Formen nur schlecht verhüllte Absolutismus sei sogar schuld an der russischen Despotie. Das russische Volk sei reif für die Demokratie, die ihr von der Regierung verweigert werde, weil sie sich dabei auf den deutschen Kaiser stützen könne. So sucht man auf die sophistischeste Weise auch das Bündnis mit Rußland im Interesse der europäischen Demokratie zu verteidigen. Das stimmt ganz zu einer Geschichte, die durch unsre Zeitungen gelaufen ist, derzufolge ein Minister an der westlichen Feindesfront die Gegenwart wilder Stämme aus Asien und Afrika als einen Beweis angesprochen hat, daß die ganze Welt gegen Deutschland sei. Wahrhaftig — die Gurkhas und Senegalneger und ihresgleichen wissen genau, daß sie gegen die Barbarei für die Kultur kämpfen! Später lasen wir, daß die Behörden in Französisch-Guinea die Eingeborenendörfer umzingeln und die waffenfähige männliche Bevölkerung zum militärischen Dienste zwingen.

Wir empfinden die Vorwände unsrer Feinde, durch die sie ihren Überfall auf uns sittlich rechtfertigen möchten, als widerwärtige Heuchelei. Eine vorurteilsfreie Geschichtschreibung der Zukunft muß den Friedenswillen Deutschlands rückhaltlos anerkennen. Die Tatsache steht felsenfest, daß das Deutsche Reich immer und immer wieder auf die Erhaltung des Friedens hingearbeitet hat. Wegen seines unbeugsamen Friedenswillens ist sogar der Deutsche Kaiser von einer bestimmten politischen Gruppe im Reiche ziemlich rücksichtslos angegriffen worden. Man mag Tugend oder Schwäche darin sehen, meint Preuß, »kein andres großes Volk ist so frei von weltumspannendem Ehrgeiz in politisch greifbarer Gestalt wie das unpolitische Volk der Deutschen«. Wie groß der deutsche Friedenswille war, zeigt nach Preuß »der völlige Mangel jeglicher politischen Bereitschaft im Augenblick der Mobilmachung«, das beweist auch die Erklärung Bethmann Hollwegs am 4. August 1914, Deutschland gehe nicht auf Eroberungen aus. Eine ähnliche Erklärung wurde auch von Österreich abgegeben.

Dagegen liegt offen zutage, daß unsre Feinde ganz bestimmte Kriegsziele von vornherein hatten. Frankreich will Elsaß-Lothringen, Rußland Konstantinopel, und England die vielleicht in kurzer Zeit gefährdete Alleinherrschaft auf den Meeren. Dies waren die wirklichen Beweggründe unsrer Feinde. Es galt nun, zur Verbergung der nicht sehr reinlichen Wirklichkeit eine betörende Ideologie zu finden. Und alsbald wurde die ideale Losung ausgegeben: Kultur gegen Unkultur, Freiheit gegen Unfreiheit!

Frankreich und insbesondere England können sich rühmen, die politische Freiheit in harten Kämpfen sich errungen zu haben. Viel Glorreiches ist im Gange ihrer staatspolitischen Entwicklung. So gut ist's dem deutschen Volke nicht geworden. Es ist nicht einmal in alten Zeiten je eine starke Einheit geworden, und es ist eigentlich nie aus der äußeren Unruhe herausgekommen. Es war durch viele Jahre der bevorzugte europäische Kriegsschauplatz, es hatte sich nach allen Fronten zu verteidigen. Und schließlich, was unser politisches Unglück war, vergessen wir doch auch das nicht, hat uns viel innere Stärke gegeben: unsre oft allzu ausschließlich betonte Stammesart. Um wieviel leichter war den Engländern und Franzosen ihre politische Entwicklung schon durch ihre geographische Lage. Auch England und Frankreich haben ihre inneren verherenden Kämpfe gehabt. Aber nie hat ihre Länder ein Krieg wie der Dreißigjährige verwüstet. Alles schien dahingeschwunden: Wohlstand und Freiheit und Geisteskultur. Das deutsche Volk mußte sein Leben gleichsam von neuem beginnen. Und die Wiedergeburt ging von der Seele aus. Drei Geschlechterfolgen nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges fängt ein geistiger Aufschwung an, der seinesgleichen in der Geschichte der ganzen Menschheit nicht hat. In der Zeit der größten politischen Erniedrigung, in einer Zeit äußerster politischer Unfreiheit flüchtet dieses Volk ins Reich der Ideen und erklimmt innerhalb zweier Generationen höchste Gipfel der Poesie und Philosophie. Vielleicht werden kommende Geschlechter anders urteilen als der Politiker von heute. Vielleicht wird sich zeigen, daß dieser Gang der Entwicklung doch Keime in den Geist unsers Volkes gelegt hat, die erst spät, aber dann um so herrlicher emporschießen und uns zu einem größeren politischen Leben in Würde und Freiheit werden gelangen lassen, als andre je gehabt haben.

Um in diesen Stand der Dinge Einsicht zu erlangen, dazu gehört freilich mehr als ein bloß oberflächlicher Einblick in die rein politischen Zustände des heutigen Deutschlands. Ebenso ist ein eindringlicheres Studium Englands und Frankreichs notwendig, um sich vor einer Überschätzung der Demokratie dieser Länder zu bewahren. Dennoch soll sie in ihrem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

politischen Wert anerkannt werden, und es soll nicht geleugnet werden, daß ihre Existenz draußen und ihr Mangel in Deutschland in der tagespolitischen Betrachtung unsre Gegner zu falschen Gesamturteilen über uns geführt hat, so daß sie das Deutsche Reich als den Hort einer durchaus konservativ gerichteten Staatseinrichtung zu sehen glauben. Die Verschiedenheit der politischen Staatsindividualitäten stand zwischen uns und den andern, die uns in ihren Augen als politisch rückständig erscheinen läßt. Sie vertreten den Liberalismus, wir den Konservativismus.

Was daran bis zu einem gewissen Grade richtig ist, kann geschichtlich erklärt werden. Es ist dazu nicht notwendig, die deutsche Volksseele zu strapazieren. Auch die Volksseele ist nichts unveränderbar Starres und wandelt sich in den Zeiten. Als in den westlichen Ländern Volk und Krone miteinander kämpften, gab es in Deutschland keinen politisch wirksamen dritten Stand, der dort der wesentliche Träger der Demokratie war. Und so war Deutschland angewiesen auf die politische Kraft der Dynastien und des Adels. Daß unter solchen Umständen die Volkskraft nicht gänzlich gebrochen wurde, ist ein hinlänglich beredtes Zeugnis für ihre Unverwüstlichkeit. Freilich erlahmte sie und überließ sich nur allzu willig obrigkeitlicher Führung. Sie verlor an Selbstbewußtsein und Eigenbetätigung auf politischem Gebiet, und so ist es gekommen, daß das deutsche Volk vielfach dem Vorwurf der politischen Unfähigkeit begegnete. Damit hängt der in der Vergangenheit so schwache Nationalsinn zusammen, dessen Mangel es mit sich brachte, daß der Deutsche so leicht seine Nationalität aufgab oder wenigstens auf sie keinen großen Wert legte. Auch wo er einem fremden Staatswesen angehörte, ordnete er sich ihm alsbald willig ein und wurde in ihm alsbald ein von innen aufbauendes Element, ohne aber dafür sonderlich viel Dank zu ernten. Man denke an die Vereinigten Staaten von Nordamerika, an Ungarn, an Rußland. Wenn man das deutsche Volk, wie auch Preuß tut, als ein leicht organisierbares, aber nicht selbst organisierendes hinstellt, so spricht gegen diese Behauptung diese Tatsache sehr. Man braucht die bisherige politische Lässigkeit des Volkes im Deutschen Reiche nicht als eine unabänderliche Sache anzusehen.

Wenn uns Deutsche die andern anders sehen, als sie selbst sind, so haben sie gewiß recht. Auch wir sehen in ihnen die Gegensätze zu uns. Aber wir bilden uns ein und können dafür schon starke Belege anführen, daß wir es verstehen, tiefer in das Wesen der andern einzudringen als diese in unsers. Ein besseres Verständnis des Andersseins der andern gibt erst das rechte Verhältnis. Daran haben es die Nichtdeutschen mannigfach fehlen lassen. Sie haben infolgedessen eine ganz falsche Rechnung gemacht, und es kann ruhig ausgesprochen werden, daß der heutige Krieg nie ausgebrochen wäre, wenn unsre Feinde eine nur halbwegs richtige Vorstellung von dem innersten Wesen des deutschen Volkes gehabt hätten, das in weitesten Kreisen wohl selbst die Einsicht in so viele politische Unvollkommenheiten hat, aber doch heute schon ein so starkes staatliches und nationales Gemeingefühl sein eigen nennt, daß es im Fall der Not eine undurchdringliche Mauer bildet. Trotz dem bedrohlichen Charakter des Dreiverbandes, den wir nie verkannt haben, hofften wir noch immer auf die Möglichkeit, den Frieden zu bewahren. Die Deutschen sind ein friedfertiges Volk, aber — und auch das hat der Dreiverband nicht richtig geschätzt — sie sind auch das kriegerischste, wenn es sein muß.

Das Ausland hat an uns immer nur unsre schwachen Seiten gesehen: den Mangel an Demokratie, die Unterwerfung unter die Obrigkeit, die Regierung durch bevorrechtete Schichten. Nicht nur unsre Feinde, auch zum größten Teil das neutrale Ausland hat uns so gesehen. Wir dürfen diese Tatsache nicht außer acht lassen, und auch die konservativen Kreise Deutschlands müssen endlich erkennen, daß unsre politische Isolierung vielfach darin ihren Grund hat, daß wir von der allgemeinen demokratischen Entwicklung Europas allzu wenig berührt waren. Wir haben keine Ursache, auf dieser »Splendidisolation« zu beharren, sonst setzen wir uns, je länger, je mehr, in Gegensatz zur gesamten europäischen Entwicklung der Politik. Nicht Isolierung wird der Ruf der unmittelbaren Zukunft sein, sondern Zusammenschluß, zunächst der beiden großen Mittelmächte, denen sich kleinere Staaten anschließen werden. So wird der große Damm Europas gegen Asien aufgerichtet, dessen Notwendigkeit nur ein politisch Kurzsichtiger leugnen kann.

Hier sei mir ein Wort über Österreich einzuschalten erlaubt. Österreich und Rußland sollten nach Bismarcks Ansicht unter Führung Deutschlands den konservativen Block gegenüber dem parlamentarisch regierten Westen bilden. Einem Ausländer gegenüber von Österreich zu reden, ist Verlegenheit. Österreich zu verstehen, ist eine Kunst für sich. Für einen, der wie ich mehr als ein Menschenalter in der österreichischen Politik tätig ist, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß dieses große und vielgestaltige Reich nach dem Kriege, er mag ausgehen wie er will, nur lebendig sich entwickeln kann auf der Grundlage immer mehr wachsender demokratischer Einrichtungen. Diese Entwicklung wird nicht stürmisch sein, aber sie muß kommen. Die Verbindung mit dem Deutschen Reich muß immer inniger werden. Wirtschaft-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich und militärisch. Eine solche enge Verbindung zweier Reiche kann nicht bestehen, wenn nicht auch in der inneren Politik eine gewisse Gleichartigkeit herrscht. Ohnehin war Österreich in den letzten Jahren nicht in dem Maße ein Obrigkeitsstaat wie das Deutsche Reich. Das verhinderte die Existenz der Nationalitäten mit ihren vielfachen Reibungsflächen und die dadurch erzeugte hohe Temperatur des politisch-nationalen Lebens. Das wird auch nach dem Kriege nicht aufhören. In allen Nationalitäten Österreichs (die deutsche zum größten Teil, aber auch nicht ganz abgerechnet) herrscht gegen Deutschland politisch dieselbe Gesinnung, die das westliche Ausland (zu dem ich natürlich auch Skandinavien zähle) hat. Diese Gesinnung drückt Preuß mit folgenden Worten aus: »Allzu tief hat sich dem Gedächtnis der Völker die Erinnerung eingeprägt an die kraftvollen Anreize, die ihrem eignen politischen Fortschritt aus Frankreich gekommen sind, an den Jahrhunderte alten Ruhm Englands als der Heimat parlamentarischer Selbstregierung und persönlicher Freiheit, auf deren Boden alle Besiegten aller Staatsumwälzungen stets eine sichere Freistatt fanden. Allzu tief aber auch die Erinnerung daran, daß seit langem und bis in die allerjüngste Vergangenheit der russische Zarismus keinen stärkeren Freund und die Opfer seiner Unterdrückung keinen gefährlicheren Verfolger hatten als deutsche Obrigkeit.«

Nichtsdestoweniger hat das uns so wenig günstig gesinnte Ausland, durch die offenkundigen Tatsachen gezwungen, gewisse Seiten des öffentlichen Lebens Deutschlands anerkennen müssen. Da steht in erster Linie die städtische Selbstverwaltung, der freilich noch von Staats wegen gewisse Schranken gesetzt sind, deren Wirkungskreis aber doch ziemlich weit abgesteckt ist. Sie ist in der ganzen Kulturwelt vorbildlich durch ihre straffe Zucht und durch Lauterkeit. Hier eröffnet sich ein Gebiet der Selbstverwaltung, das für die Zukunft das Beste hoffen läßt. Hier zeigt sich, daß das deutsche Volk nicht allein leicht organisierbar ist, sondern daß es auch die für Selbstorganisation notwendigen Eigenschaften sogar in hervorragendem Maße besitzt. Noch offenbarer wird das in dem Aufbau der Gewerkschaften. Aus sehr kleinen Anfängen hat sich da in einem Menschenalter eine Organisation entwickelt, die die ganze Welt bewundert. Sie ist ganz auf die Selbsttätigkeit der Arbeiterschaft gegründet und hat bewiesen, daß in ihr eine Fülle von organisatorischen Elementen vorhanden ist. Denn während in der politischen Bewegung der Arbeiterschaft die sogenannten Intellektuellen (d. h. Studierten) eine beträchtliche Rolle spielen, sind alle Stellen in der Gewerkschaftsorganisation von unten bis oben von Arbeitern besetzt. Die Gewerkschaften, deren Mitglieder zum überwiegenden Teil der sozialdemokratischen Partei angehören und den Grundstock ihrer Wählerstimmen bilden, sind in ihrer Entwicklung von den deutschen Behörden nie gefördert, aber vielfach gehemmt, ja verfolgt worden. Jetzt in der Kriegszeit waren aber die Behörden sehr froh über den Bestand dieser Körperschaften, mit denen sie Hand in Hand gingen, um die Schwierigkeiten im Hinterland zu besiegen. Ja, heute gibt es niemand in Deutschland, der den Segen ihres Daseins und ihrer Haltung in der Kriegszeit nicht als ein großes Glück ansähe. Der »Obrigkeit« muß aber auch klargeworden sein, welche für den Gesamtstaat wertvolle Volkskraft in dieser demokratischen Selbstorganisation gelegen ist. Mit Recht sagt Preuß: »Ohne ihre Mit- und Vorarbeit hätte kaum geleistet werden können, was unser Volk jetzt leisten muß«, und er hofft, daß ihre restlose Anerkennung und Förderung helfen werde, das reine Obrigkeitssystem zu überwinden, den herrschenden Dualismus von »Obrigkeitsregierung und Verfassungsstaat« aus der Welt zu schaffen.

Großen Eindruck auf das Ausland machte schließlich die deutsche Sozialreform, insbesondere das gesamte Versicherungswesen. So wenig sie die betroffenen Kreise der Industriearbeiterschaft befriedigt, so segensreich hat sie doch schon durch die Anerkennung einer staatlichen Fürsorgepflicht gewirkt und hat auch das Ausland gezwungen, den Weg der Gesetzgebung auf diesem Gebiete zu beschreiten.

Wir wollen vorwärts und aufwärts. Wir fühlen viel lebendige Kraft in uns und haben den Eindruck, daß wir am Beginn einer neuen Phase der Geschichte des deutschen Volkes stehen. Dabei wollen wir keine unsrer alten Tugenden verlieren und neue erwerben. Wir wollen also wie bisher unsre Augen in die ganze Welt schicken und uns nicht in uns selber verkriechen. Wir wollen dabei fremdes Lob und fremden Tadel nicht in den Wind schlagen, jenes wie diesen erst prüfen. Unser nationales Gewissen wird infolge des Krieges schärfer und wachsamer werden, nicht im Sinne einer Überhebung, sondern als Ergebnis uns auferlegter neuer großer Aufgaben. Dazu gehört nicht nur ein starkes Selbstgefühl, an dem wir es bisher nur allzusehr haben fehlen lassen, dazu gehört auch Selbsterkenntnis und Selbsteinkehr. Mehr als bisher werden wir uns in Zukunft auch mit unsrer eignen Geschichte beschäftigen müssen, die auf viele deutsche Rätsel oft eine erschöpfende Antwort gibt. Sie ist nur nicht immer leicht zu verstehen, aber ohne ihre eindringliche Kenntnis kommt man vom radikal politischen Gesichtspunkt aus oft zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem ungerechten Urteil. Wer, wie der Schreiber dieser Betrachtungen, diesen Gesichtspunkt hat und an einer Änderung der konservativen inneren Politik Deutschlands interessiert ist, muß sich doch so viel geschichtlichen Sinn bewahren, daß er die bestehenden Schwierigkeiten einer demokratischen Entwicklung richtig einschätzt und ihnen zufolge mit der Reformarbeit einsetzt.

Die ältere Geschichte Deutschlands soll, obwohl ihre Kenntnis von der größten Bedeutung ist, hier nicht weiter erörtert werden. Preuß zieht sie auch kurz in den Kreis seiner Darstellung. Er stellt dabei Luther und Cromwell einander gegenüber. Dabei scheint er mir eins nicht genügend zu beachten. Cromwell konnte ein großer Staatsmann werden, weil er der maßgebende Ausdruck einer politisch mächtigen Schicht, der Gentry, war. Luther hatte zwar große Teile des deutschen Bürgertums für sich, aber dieses selbst bildete keine eigentliche politische Gruppe und politisch stellte es keine Macht dar. Aber man betrachte nur Deutschland vor Napoleon. Des Reiches Zerrissenheit hatte einen kaum mehr zu überbietenden Gipfel erreicht. Nur Preußen verfolgte eine bewußte Zukunftspolitik, die vorerst auch nur einen partikularistischen Charakter hatte. Daß diese Politik schon im Geiste dieses Staates tief verankert war, ermöglichte die nach dem beispiellosen Zusammenbruch nach Jena wieder erfolgende Aufrichtung. Von hier ging die deutsche Erhebung aus. Es waren alle Bedingungen gegeben, daß die Bewegung nicht nur zur Vertreibung der Fremdherrschaft, sondern auch zu einer inneren Erneuerung führen konnte. Preußen hatte damals Staatsmänner allerersten Ranges: Stein und Hardenberg. Man kann nicht ohne tiefsten Schmerz daran denken, was geworden wäre, wenn sich diese Männer hätten durchsetzen können. Sie scheiterten, denn es gab noch keine öffentliche Meinung, es gab noch kein politisch geschultes Volk. Mit der Reaktion nach der glorreichen Zeit von 1813 und 1814 beginnt eins der traurigsten Kapitel der deutschen Geschichte. Die Fürsten hielten ihre Versprechungen nicht, und die Kraft des Volkes war nicht groß genug, ihnen Widerstand zu leisten. Es wird eben ein Volk nicht von heute auf morgen politisch reif. Politische wie jede Mannheit wird nur im Kampf erworben. Den einzigen Lichtblick in jener Zeit bot die deutsche Burschenschaft, die akademische Blüte der Nation, die aber für sich allein zu schwach war und die man mit Gewalt zu Boden trat. Ihre Erscheinung kann nicht hoch genug gewertet werden. In ihr lebte unterdrückt, aber doch ununterdrückbar der Traum der deutschen Einheit und Freiheit. Er schien sich im Jahre 1848 verwirklichen zu wollen. Man tut nicht gut daran, über diese Zeit und die Möglichkeiten, die sie bot, gar so spöttisch zu reden, wie es häufig geschah und geschieht. Was Preuß darüber sagt, verdient wörtlich wiedergegeben zu werden: »Ein deutsches Parlament, gewählt vom gesamten Volk auf breitester demokratischer Grundlage; ein ihm konstitutionell verantwortliches Reichsministerium und ein Reichsverweser als Platzhalter des künftigen Deutschen Kaisers, gesalbt mit demokratischem Öl. Daß so glänzend verheißungsvolle Anfänge nach wenigen Monaten zu kläglichstem Ende führten, das gilt seitdem als tristigster Beweis für das Dogma, wonach alles deutsche politische Leid aus unserm unheilbaren Mangel an politischen Führertalenten fließe. Wie verächtlich hat man den Stab gebrochen über die politische Unfähigkeit der Männer der Paulskirche, die einen großen Aufwand an Volksvertrauen schimpflich vertan hätten durch unpraktische Professorenpolitik, endlose Schönrederei und Zeitvergeudung mit abstrakten Theorien, wie namentlich den Grundrechten des deutschen Volkes. Schief und ungerecht ist dies Urteil, das wiederum Ursache und Wirkung verkehrt. Daß es auch in der Paulskirche nicht an blutigen Dilettanten und gefährlichen Makulaturrednern fehlte, ist selbstverständlich. Erstaunlich jedoch ist in Anbetracht der Unmöglichkeit einer praktisch politischen Vorbildung in Deutschland für diese Männer aus dem Volke, daß das erste deutsche Parlament an Zahl und Art seiner politisch klugen Köpfe keinen Vergleich mit andern Parlamenten zu scheuen hat. Von seinem meist verspotteten Werke, den Grundrechten des deutschen Volkes, weist eine unmittelbar vor dem jetzigen Kriege erschienene Schrift* überzeugend nach, wie sehr es an realpolitischem Geist und konkret praktischer Bedeutung die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte überragt, am nächsten verwandt in diesen Eigenschaften mit der englischen Bill of Rights; in der Tat können diese Grundrechte noch für unsre künftige Entwicklung eine Fundgrube praktisch fruchtbare Richtlinien sein.«

Man hat sich zuviel über die deutschen Professoren in der Paulskirche lustig gemacht. Nicht mit Recht. Unter ihnen waren verhältnismäßig viele, die politische Führertugenden hatten, und wenigstens einer der Abgeordneten, allerdings kein Professor, Gagern, war ein wirklicher Staatsmann.

Abermals war der deutsche Einheitsgedanke vertagt. Im Jahre 1848 hatte die Hoffnung gewinkt, er würde auf demokratischem Wege verwirklicht werden. Die Hoffnung versank, und die deutsche Einheit kam mit Blut und Eisen. Sie kam nach zwei Kriegen.

* Jean de Grandvilliers, Essay sur le liberalisme allemand. Paris 1914.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was die deutsche Einheit, die von den Zeitgenossen mit begeistertem Jubel begrüßt wurde, für das deutsche Volk bedeutete, haben wir in den vierundvierzig Jahren alle miterlebt. Aus der politischen Zerrissenheit befreit, betrat das deutsche Volk den Weg des wirtschaftlichen Aufschwungs. Er war ebenso unerhört wie der geistige Aufschwung des vorvorigen Jahrhunderts. In einem Menschenalter wandelte sich das deutsche Volk aus einem wesentlich ackerbautreibenden zu einem Industrievolk. Die Schnelligkeit der Wirtschaftsentwicklung war verblüffend. Die starke Auswanderung fiel von Jahr zu Jahr und ist jetzt unter dreißigtausend gesunken, eine Ziffer, die von der Einwanderung schon übertroffen wird. Leider entsprach die innerpolitische Entwicklung Deutschlands nicht diesem glänzenden Zustande. Es gab schwere Erschütterungen durch die Maigesetzgebung und durch das Sozialistengesetz. Es wurde doch allzuviel bloß darauf gesehen, das so »leicht organisierbare« deutsche Volk zum Gehorsam gegen die »Obrigkeitsregierung« zu erziehen. Man vertraute allzuwenig der selbständigen Volkskraft und ihrer freien Betätigung.

Die wachsende Macht des Deutschen Reiches vereinigte endlich seine eifersüchtigen Gegner, und der von mehr als einer Seite, von links und rechts vorausgesehene Krieg brach aus. Unsre Feinde rechneten darauf, daß infolge gewisser innerer Unstimmigkeiten im Frieden der Krieg das deutsche Volk nicht einig finden werde. An dieser Täuschung der Feinde ist die deutsche Regierung nicht ganz unschuldig gewesen. Hatte sie doch die immer mehr anwachsenden Sozialdemokraten bei jeder Gelegenheit als »Reichsfeinde« erklärt, stand doch infolgedessen die Sozialdemokratie der Regierung in feindseligster Opposition gegenüber! Schlecht kannten die Feinde das deutsche Volk, schlecht aber kannte auch die Regierung die deutschen Arbeiter. Als diese durch ihre Wortführer am 4. August 1914 die bekannte Erklärung im Reichstag abgaben, empfand man dies mit Recht als den ersten großen Sieg auf deutscher Seite. In der Stunde der Not fühlte sich der deutsche Arbeiter als Deutscher. Einer von ihnen, Karl Bröger,* hat auf dem Schlachtfeld das »Bekenntnis« abgelegt:

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir freudig fort,
Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland.

Unsre Liebe war schweigsam, sie brütete tiefverdeckt;
Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgereckt.
Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West
dein Haus,
Und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus,
Deutschland.

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen
Grund,
Stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in
Flandern wund.
Alle hüten wir deiner Grenze heiligen Saum.
Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum,
Deutschland.

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie bei ihrem Namen genannt.
Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war,
Denk es, o Deutschland!

Das nationale Gefühl ist unausrottbar, das hat dieser Krieg gezeigt. Bei allen Nationen. Nur, daß unsre Feinde so erstaunt darüber waren, daß sogar der verfolgte deutsche Sozialdemokrat deutsch empfand! Was sie bei sich selbstverständlich fanden, das hielten sie bei den Deutschen geradezu für unnatürlich. Schuld daran ist, daß die Fremden uns Deutsche nicht kennen. Unser Laster ist, daß wir so oft unser kosmopolitisches Empfinden überspannen, daß wir in Zeiten des Friedens so oft nationale Lauheit zeigen und dadurch den bisweilen auch den Tatsachen entsprechenden Eindruck hervorrufen, als seien wir national geschlechtlos. Aber es zeigt sich doch immer wieder, daß der so ruhige, oft, sagen wir es offen heraus, der nationalen Würde so bare Deutsche in der Stunde der nationalen Not ein sich dem Vaterlande rückhaltlos, ja leidenschaftlich hingebender Mensch ist. Die Fremden vermögen es nicht, uns in die Seele zu schauen.

Als der Krieg begann, beobachteten wir mit Staunen den Aufschwung der deutschen Seele, und er erfüllte uns mit tiefem Glücksgefühl. Aber nicht ohne leises Bangen sehen wir in die Zukunft. Wohl, eins dürfen wir heute schon mit Zuversicht annehmen: zu besiegen ist Deutschland nicht. Auch ist die Hoffnung nicht unbegründet, daß wir die materiellen Schäden des Krieges überwinden werden. So bleibt als Letztes: Wird uns die Zukunft auch jene inneren Wandlungen bringen, die der Vaterlandsfreund als Bedingungen einer glücklichen Entwicklung wünschen muß?

Dabei möchte ich einen Augenblick alle Parteianschauungen ausschalten. Rechts und links muß man den Ernst der Zeit erkennen und sich gewissen Wandlungen unterwerfen. Nach dem Kriege kann keine Partei, und auch die Regierung nicht, dort anknüpfen wollen, wo sie vor dem 4. August 1914 gehalten haben.

* Aus meiner Kriegszeit. Gedichte. Nürnberg, Fränk. Verlagsanstalt; ½ M.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Jahr 1870 hat dem deutschen Volke die äußere Einheit gebracht und Wohlstand; das Jahr 1914/15 muß dem deutschen Volke die innere Einheit und die Freiheit bringen. »Denk es, o Deutschland!«

Deutlich haben die Jahrzehnte des Bestehens des Deutschen Reiches eine aufsteigende Politisierung des Volkes gezeigt. Die Ansätze zu politischem Denken und zur selbständigen Betätigung der vorhandenen Volkskräfte sind stark und verheißungsvoll. Preuß erinnert an Worte Wilhelm von Humboldts, des so »unpolitischen« Mannes: »Unserm Vaterlande tut Gemeinsinn not, edler Stolz, sich nicht von andern einrichten zu lassen, sondern sich selbst einzurichten, wie andre Nationen von jeher getan; deutsch zu sein auf eignem wohlbeschütztem Grund und Boden.« Diese Worte könnten als Leitsätze für unser künftiges politisches Leben dienen. Daß sie W. v. Humboldt gesprochen hat, ist besonders bemerkenswert. Er, der ästhetische Mensch, der sich wie wenige in den Geist unsrer Klassiker versenkt hat, er, der ausschweifende Individualist, dem der Staat oft als Hemmung erschien, beweist hier tiefstes Verständnis für das Wesen eines Staatsvolkes. Er war sich in dem Augenblick, als er diese Worte schrieb, wohl selbst kaum klar bewußt, welch treffendes Urteil er über den noch unpolitischen Sinn des deutschen Volkes aussprach, das gewohnt war, alles von oben zu empfangen und zu erwarten, das symbolisch personifiziert war durch den Marquis Posa: »Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!« Es ist charakteristisch für den deutschen Geist, daß Humboldt und Fichte so viel Gewicht auf die Erziehung und auf die Geistesbildung gelegt haben.

Der deutsche Partikularismus ist überwunden, die deutschen Besonderheiten sind keine Gegensätze mehr. Der starke individualistische Zug des deutschen Geistes ist geblieben, aber er wirkt nicht mehr gemeinschaftsfremd. Das Staatsgefühl hat sich mächtig gehoben. Was dem deutschen Volke fehlt, das ist ein stolzes Selbständigkeitsgefühl gegenüber der Obrigkeit. Sie soll als notwendiges Glied im Staatsgefüge anerkannt und geachtet werden. Aber die nötige Unterordnung soll nicht aus Untertänigkeit, sondern als freie Entschließung geschehen. Mit einem Wort: »Die Identität von Volk und Staat« muß in die Erscheinung treten. Aus der deutschen Nation muß ein Staatsvolk werden. Das kann nur geschehen, wenn der schon vorhandene und wachsende politische Sinn so sehr Gemeingut wird, wie es heute schon die nationale Gesinnung ist, und wenn die Gleichheit der Staatsbürger eine gesicherte Tatsache ist, wenn es jedem nach seinen Fähigkeiten möglich ist, jede Stelle in der Politik und Diplomatie zu erringen. Was uns aber dabei für alle Zukunft unverloren bleiben soll, das ist jene Seite des preußischen Geistes, die Zucht, Ordnung und Arbeit heißt. Nicht darauf kommt es an, wie sich die Erringung der deutschen Einheit dieser und jener vorgestellt hat, sondern darauf, wie sie eben geschichtlich geworden ist. Der Staat Preußen ist der Schmied der ersehnten Einheit gewesen. Er ist groß und mächtig geworden in einem rauhen und harten Leben. Sein Charakter ist nicht Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit, sondern Ernst und Strenge. Das war uns allen schließlich zum Heile. Das Fundament, auf dem wir weiterbauen sollen, ist fest und sicher.

Es handelt sich nunmehr um wesentliche Neuordnungen und Neugestaltungen. Auf sie hat ja der Reichskanzler schon hingewiesen. Nur finden sich mit diesen Gedanken oft vereint merkwürdig naive und falsche Vorstellungen. Man hört Stimmen, die von gewissen politischen Parteien ein Aufgeben mancher Parteigrundsätze fordern und erwarten. Solche Forderungen beweisen bei denen, die sie aussprechen, nur ein völliges Unverständnis des Gedankens der Selbständigkeit und Selbstbetätigung des Volkes. Die Parteien sind notwendig für die Entwicklung des Staates, und eine wesentliche Forderung an diesen muß sein, daß er sie alle, so revolutionär ihre Programme auch erscheinen mögen, als gleichberechtigt gelten lasse, solange sie nicht verbrecherische Mittel anwenden. Der Hochmut gewisser rechtsstehender Parteien darf von der Regierung nicht geradezu unterstützt werden. In einem Volke, das von oben bis unten einen solchen Opfersinn, ein solches Gemeinschaftsgefühl gezeigt hat wie das deutsche, darf es nicht weiter Staatsbürger erster und zweiter Klasse geben. Gegenüber den Kräften, die starr auf dem Alten beharren wollen — und sie sind schon an der Arbeit —, gilt es dann den Kampf zu führen. Für diesen Kampf ist das Buch von Hugo Preuß ein trefflicher Führer. Es ist aus deutschem Geist entsprossen. Der Weg, den es uns weist, ist der Weg der Entwicklung. Ihn zu beschreiten, muß das deutsche Volk immer mehr politischen Sinn bekommen, es muß verstehen, daß der bisherige Zustand, der sich in die Worte fassen läßt: »Hie Obrigkeit, hie Volk!«, einem andern Platz machen muß, in dem Obrigkeit und Volk eine Einheit sind oder wenigstens von Tag zu Tag mehr werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mit Hacke und Spaten

Bilder aus dem Kriegsleben unsrer Armierungssoldaten

Von Georg Schmitz

Nachtarbeit

Drei Stunden marschieren wir nun schon auf der großen nach Reims führenden Straße dahin, zweitausend Mann. Die Sonne ist längst hinter den wie eine starke Festung trotzig in die Ebene vorspringenden Craonner Höhen versunken. Schwarz und drohend hängen über uns die Schatten der mächtigen Pappeln, die rechts und links die Straße begleiten. In der Ferne vor uns steigt zuweilen eine Leuchtkugel empor, grellweiß und sprühend, um dann in jähem Erlöschen zur Erde herabzusinken.

Corbény nimmt uns auf. Durch finstere Straßen marschieren wir, ziehen zwischen zerschossenen und verbrannten Häusern dahin. Aus Kellern quillt spärliches Licht, steigen schüchtern fast und vorsichtig liebe Soldatenweisen auf. Irgendwo wird mit Meisterschaft ein Harmonium gespielt. Schwermütig klingen die gedämpften Weisen durch die Nacht. Sie gehen mit uns durch das Städtchen bis hinaus auf die Ebene, durch die, wer weiß wo, unsre Schützengräben sich ziehen und die des Feindes.

Unser Zug bewegt sich jetzt im Gänsemarsch, mit zwei Schritten Abstand von Mann zu Mann, den Zickzackweg eines weißen Bandes entlang, bis von der Spitze her, von Mund zu Mund gegeben, ein leises »Halt« durch die Reihen läuft. Wie aus dem Boden gewachsen stehen plötzlich Pioniere neben uns und geben hastig ihre Anweisungen: ein Laufgraben soll von der vordersten Stellung aus durch die Ebene gezogen werden, um die rückwärtige Verbindung auch bei Tage zu sichern. 1,80 Meter muß der Graben tief werden und 80 Zentimeter breit, und eh der Morgen graut, muß das Werk vollendet sein.

Dicht vor uns peitscht ein Gewehrschuß durch die Nacht, jäh und plötzlich. Jetzt wissen wir erst, wie nahe wir am Feinde sind. Es bedarf weiter keines Antriebs zur Arbeit. Ein jeder bemüht sich, möglichst schnell in den Boden zu kommen. Denn es ist ein unangenehmes Gefühl, ein paar hundert Meter vom Feinde deckungslos dazustehen und zu wissen: jeden Augenblick kann es ihm einfallen, das Gelände hinter der Stellung mit Granaten und Schrapnells abzustreuen.

Das weiße Zickzackband gibt den Weg des Grabens an. Bald wachsen allenthalben neben ihm kleine Hügel empor, werden höher, gewinnen Verbindung miteinander. Und neben ihnen senkt sich der Graben tiefer und tiefer. Uns rinnt schon lange der Schweiß von der Stirne, trotz der kühlen Nacht. Denn der Kreideboden der Champagne ist hart und zäh; eine Schicht nach der andern muß losgeschlagen werden — eine mühselige Arbeit. Der feine Kreidestaub legt sich auf die schweißfeuchten Gesichter, dringt in Nase und Mund ein und behindert die schwer arbeitenden Lungen.

Kindheitserinnerungen steigen in mir auf: Erinnerungen an die Schulstube, an die große schwarze Holztafel und den dicken Schwamm, der, trocken geworden, beim Anfassen Wolken feinen Kreidestaubes aus seinen weiten Poren blies. Nichts vermochte den guten alten Lehrer zorniger zu machen.

In grellen Feuerblitzen, in einem ohrenzerreißenden Krachen versinkt das Bild. Als ich mich sammle, liege ich auf der Sohle des Grabens, die Nase in der Kreide. Man lernt die den feindlichen Geschossen gegenüber angebrachten Höflichkeitsformen sehr schnell im Kriege und führt sie bald »im Schlafe« aus. Bei den so hell und spitz singenden Gewehrkugeln begnügt man sich mit einer je nach Gewohnheit mehr oder weniger tiefen Verbeugung; handelt es sich um Granaten, tut man gut, einen Kniefall zu machen oder, noch besser: sich lang auf den Bauch zu werfen.

Diesmal war es eine Granate, die in kurzer Entfernung von unserm Graben eingeschlagen war, zum Glück ohne Schaden anzurichten. Es war die letzte nicht: bald näher, bald ferner von uns sprangen nun die grellen Blitze in den Himmel; hell und metallen klangen die Abschüsse, so daß man das Gefühl hatte, als stünden die französischen Haubitzen in nächster Nähe. Krachend barsten die Granaten, und wie das Fauchen eines bösen Tieres war das Sausen der Sprengstücke. Die Ohren beginnen zu schmerzen. Die ganze weite Ebene streuten sie ab, schickten nach dem unglücklichen Corbény ein paar Dutzend schwere Granaten und ließen über der großen Straße ihre leuchtenden Schrapnells springen. Sie brauchen ja mit Munition nicht zu sparen, die Herren Franzosen, dank der »Neutralität« Amerikas.

Unsre Artillerie bleibt die Antwort nicht schuldig. Hell und klingend erheben deutsche Haubitzen ihre Stimme, und hoch über uns hin purzeln die Fünfzehner dem Feinde zu.

Eine Stunde lang tobt der Sturm; dann werden die Schüsse mählich seltener, und bald schweigen sie ganz. Still und friedlich, wie zuvor, liegt die Ebene wieder da.

Mitternacht ist kaum vorüber, da steigen die ersten von uns aus den Gräben, um mit dem Verziehen und Verkleiden der ausgehobenen Erde zu beginnen. Weithin leuchtet die ausgeworfene Kreide in ihrer schneeigen Weiße. Würde man sie unbedeckt liegenlassen, dann hätte der Feind bei Tagesgrauen bald den Lauf-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

graben entdeckt und würde ihn mit ganzen Lagen von Granaten und Schrapnells bedenken. Sorgfältig wird deshalb der Aushub der Umgebung angeglichen: hier mit schwarzer Ackererde bedeckt, dort mit Rasen belegt oder in einen Garten mit Laub und Zweigen verwandelt.

Lange vor Tagesgrauen ist das Werk vollendet; kameradschaftlich haben die besseren Arbeiter den schwächeren geholfen. Von Pionieren werden Tiefe und Breite des Grabens geprüft, wird die Verkleidung der ausgehobenen Erde sorgfältig gemustert. Sie sind zufrieden. Wenn der Franzmann sich am Morgen den Schlaf aus den Augen reibt und über die Ebene späht, wird diese wieder tot und ausgestorben daliegen, und er wird nichts von den Kaffeeholern ahnen, die, des neuen Weges froh, mit ihren Kochgeschirren der in Corbény untergebrachten Feldküche zuschreiten.

Wir aber marschieren dann schon ferne auf der großen Heerstraße mit den »Vöglein im Walde« in den jungen Morgen hinein, den Quartieren zu.

Reims

Hoch oben im Sonntagswald der Reimser haben wir wochenlang Artilleriestände gebaut, kleine Festungen aus Beton und Eisen und mannsdicken Baumstämmen. Und von Stand zu Stand gruben wir wie Bergleute tief im Schoße der Erde Verbindungsgänge, bauten weite Munitionsräume in die Kreidefelsen und legten bei jedem Geschütz zu beiden Seiten »Fuchslöcher« an, zum Unterschlupf für die Bedienungsmannschaften bei allzu hartem Feuer des Feindes.

Wir lernten diesen Mischwald aus Buchen, Birken und Fichten, der wie eine freundliche Oase die weite öde Ebene belebt, in den Wochen unsrer Arbeit dort oben lieben. Der Herbst hatte seine Farbenzauber über ihn gebreitet, und wenn wir im warmen Sonnenschein unsre Mittagsruhe hielten, träumte wohl mancher von den Wäldern zu Hause.

Auf diesen Wald hatten die Franzosen es besonders abgesehen. Zu jeder Tageszeit schickten sie ihre Granaten herüber, ließen täglich ihre Flieger über den sanftgeschwungenen Höhen kreisen. Dieser Wald barg viel deutsche Artillerie, das wußten sie, und gar zu gerne hätten sie deren genaue Stellung erkundet. Aber es gelang ihnen nicht, so fleißig auch ihre Flieger erkundeten und photographierten und so eifrig sie auch von den Türmen der Kathedrale aus Umschau hielten. Die Franzosen leugnen ja immer noch, daß sie die Domtürme von Reims als Beobachtungsposten benutzen. Unsre Heeresleitung hat diese Behauptung längst widerlegt, und wer einmal dort oben am Rande der Höhe gestanden und, wohlgedeckt hinter Busch und Baum, auf das zu seinen Füßen liegende Reims und auf die feindlichen Stellungen bei der Stadt geblickt hat, der weiß, daß die Franzosen die Türme der Kathedrale benutzen müssen, wenn sie etwas von den Vorgängen oben im Walde und sonst hinter der Front vor Reims sehen wollen. Und Skrupel kennen sie in solchen Fällen ja nicht. Zum Greifen nahe liegt die Stadt vor einem, noch immer überragt von dem machtvollen Bau ihrer Kathedrale. Wohl sieht man da und dort Spuren der Beschießung und des Brandes, aber im großen und ganzen steht doch der Bau unversehrt da. Wie schonend unsre Artillerie ihre Arbeit bei der Beseitigung der Beobachtungsposten getan hat, erkennt man am besten an der Zerstörung, die in der Umgebung des Domes, wo schwere französische Artillerie aufgefahren war, von ihr angerichtet worden ist. Nicht mehr als eine ernste Warnung waren die auf die Kathedrale gerichteten Schüsse, und wer weiß, wie oft unsre Artillerie seither Ursache gehabt hätte, die Beschießung zu wiederholen, wie oft sie aus Achtung vor dem Kunstwerk und aus Verachtung für den Gegner stolz geschwiegen hat!

Sie meidet lieber den Teil des Waldes, der von der Kathedrale aus direkt eingesehen werden kann, und baut ihre Geschütze anderswo auf.

Die Franzosen freilich würden im gleichen Falle weniger rücksichtsvoll gewesen sein, des bin ich sicher. Vor Reims selbst liegt ein trauriger Beweis dafür. Steht man am Waldrande über der Stadt und läßt den Blick etwas nach rechts schweifen, so sieht man die Trümmer des einstmals blühenden Städtchens Cernay vor sich liegen. Jetzt ist es nur noch ein wüster Trümmerhaufen. Sinn- und zwecklos haben die Franzosen die unglückliche Stadt zusammengeschossen. Und auch die Kirche haben sie nicht geschont. Ein Steinhaufen und ein paar zerbrochene Säulen bezeichnen ihre Stätte.

Weit schweift vom Sonntagswald der Reimser der Blick über französisches Land. Von Nordwesten grüßen die Höhen der Aisne zu uns herüber, vor uns liegen breit und wuchtig die Marneberge, und im Osten verlieren sich in silbrigem Dunst die Wälder vor Suippes. Man blickt fast in die Schützengräben der Franzosen vor Reims, und unschwer entdeckt das Auge die feinen Linien der französischen Reservestellungen, unten im Tal den wie ein Silberband glitzernden Marnekanal entlang und vor allem auf den Höhen dahinter, der Marne zu. Dort oben standen schon einmal unsre tapferen Truppen, zum Vorstoß bereit in Frankreichs Herz. Wann werden unsre Kanonen zum zweitenmal auf den Marnebergen donnern?

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XIX

Das Wort des Feldmarschalls Blumenthal, die Strategie Friedrichs des Großen mit ihren langen Kriegen, in denen man die Mittel des Feindes nicht durch einige rasch aufeinanderfolgende Schläge zu zerstören vermochte, sondern sie durch zahlreiche kleine Schädigungen erschöpfen mußte, könne dereinst wiederkommen, scheint sich immer mehr zu bewahrheiten. Schon währt der Krieg dreimal so lange als der von 1870, und noch ist ein Ende nicht abzusehen; die Pausen zwischen den großen Aktionen werden, wie in den Kriegen Friedrichs und Ludwigs XIV., immer länger, die Stellungen wie damals immer schwerer angreifbar. Freilich ist die Ähnlichkeit keineswegs vollkommen. Damals vermochte man wegen der inneren und äußeren Schwäche der eignen Kampfmittel, die wesentlich auf der eigentümlichen Zusammensetzung des Heeres beruhte, die feindliche Macht nicht mit wuchtiger Gewalt zu zertrümmern; heute dagegen sind die Kriegsmittel der Großmächte so ungeheuer gewachsen, daß sie binnen wenigen Monaten auch durch die mächtigste Kraftanspannung nicht zu zerstören sind. Zur Zeit Napoleons und Moltkes war der Verlust von 100 000 bis 200 000 Mann entscheidend für den Ausgang des Krieges; jetzt sind solche Einbußen rasch ersetzt, und neue Vernichtungsschlachten werden nötig. So verlängert sich der Krieg von selbst, und zum Niederschlagen, dem herrschenden Kriegsmittel im neunzehnten Jahrhundert, kommt als zweites die langsame Erschöpfung der materiellen und moralischen Kraft hinzu. Aber das Kriegsmittel der Niederschlagung behauptet doch weit mehr als vor zweihundert Jahren das Übergewicht über das andre, denn wenn die Feldherren des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sich vor einem überlegenen Gegner in eine unangreifbare Stellung retten konnten, so gibt es solche heute nicht mehr. Allerdings hat die Vergrößerung der Heere gestattet, Stellungen zu beziehen, die durch ihre Länge die gefährlichste Schwäche der Verteidigungsstellungen, die Umgehbarkeit, vermeiden, wie die französische Stellung von der neutralen Schweiz bis zur See; allerdings hat die moderne Technik die Verteidigung gegen Stirnangriffe durch Steigerung der Verschanzungskunst und Feuerkraft mächtig verstärkt: aber sie hat in neuen Geschützen, der Verwendung von Gasen u. dgl. auch neue Trutzmittel geschaffen, die sich mehrfach, wie in Galizien und am Narew, stärker als sorgfältig ausgebaute Schutzwehren erwiesen haben. Freilich erfordert ein solcher Angriff ganz ungewöhnliche Vorbereitungen, und daraus erklärt sich, daß die Zeitalter der Sammlung immer länger werden. Das Schicksal der Feinde in der Champagne, in den Alpen und auf Gallipoli zeigt ja handgreiflich, was ein Anrennen mit unzureichenden Kräften bedeutet.

In einem solchen Zeitraum der Spannung und Vorbereitung befinden wir uns schon seit Monaten. Das Gefühl herrscht im Felde wie zu Hause allgemein, daß eine große deutsche Unternehmung binnen kurzem stattfinden wird, aber Ort, Zeit und Ziel sind völlig unbekannt. Die vielen Gefechte im Westen mögen die Aufgabe haben, die feindliche Front nach schwachen Punkten abzutasten, die feindliche Aufmerksamkeit auf einen falschen Punkt zu richten, die eigne Stellung hier und da etwas zu verbessern, einige zufällig erspähte Blößen des Feindes zu benutzen, oder wie man sie sonst erklären mag: es wäre aber müßig, die Absichten der Heeresleitung daraus bestimmen zu wollen.

Was zu dem Glauben an einen baldigen Angriff geführt hat, ist vor allem das Kampfbild im Westen. Fast auf der ganzen Front ist in derselben Weise wie im vorigen Monat gefochten worden, und es ist für den fernstehenden Beobachter nicht möglich, zu sagen, ob etwa die Heftigkeit der Artillerie- und Sprengungskämpfe noch gesteigert worden ist. Anscheinend haben sich die Zusammenstöße vermehrt, und zwar haben zu allen größeren Treffen die Deutschen die Initiative ergriffen, den Feinden blieben in der Regel nur die vergeblichen Versuche, das Verlorene in blutigen Stürmen wiederzugewinnen. So wurden in Flandern auf drei Seiten Yperns — nordwestlich bei Boesinghe (am 12. Februar), nördlich (19. Februar) und südöstlich (14. Fe-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bruar) — einige Gräben gestürmt und gegen hundert Gefangene eingebracht, während weiter südlich bei La Bassé mehrere englische Angriffe abgeschlagen wurden. Empfindlicher noch waren die Schlappen, die die Franzosen auf dem blutgetränkten Felde von Arras und Souchez erlitten (8. bis 10. Februar, 21./22. Februar), wo ihnen (bei Vimy und Souchez) fast zwei Kilometer an Gräben und gegen tausend Gefangene abgenommen wurden. Während die Franzosen sich unter starken Verlusten umsonst abmühten, die Stellung bei Frise an der Somme wiederzugewinnen (8. bis 10. Februar), hatten sie in der Champagne nordwestlich von Massiges einen kleinen Erfolg zu verzeichnen (11. Februar), erlitten dafür aber südlich von Marie à Py, nordwestlich von Tahure (12./13. Februar) und zwischen Somme Py und Souain (27. Februar) weit stärkere Verluste (über fünfzehnhundert Gefangene). Im Elsaß haben die Franzosen sich anscheinend mit dem Verlust des Hartmannsweilerkopfes abgefunden, wenigstens haben sie in den letzten Wochen keine Eroberungsversuche gemacht, so daß auf diesem Gebiete Ruhe herrschte. Dagegen entrissen ihnen deutsche Vorstöße an der äußersten Südwestgrenze des Elsasses bei Obersept (am 13. Februar), in Lothringen südlich von Lusse im Gebiet der Fave (am 12. Februar) und bei Badonviller (29. Februar) einige Gräben.

Wurde schon hierdurch und durch die früheren Erfolge die feindliche Kampfkraft vermindert, so fiel der Hauptschlag aber vor einem besonders starken Frontteil, vor Verdun. Die deutsche Offensive ist heute noch keineswegs abgeschlossen oder in ihrer Bedeutung zu übersehen, aber sie ist trefflich eingeleitet: die mächtige Nordfront ist durch einen wochenlangen Kampf (seit dem 22. Februar) eingedrückt, zahlreiche Feldstellungen und das Fort Douaumont sind erobert, fast 18 000 Gefangene und 76 Geschütze erbeutet worden. Die schweren Tage haben bewiesen, daß der lange Schützengrabenkrieg den Offensivgeist der Truppen nicht gebrochen hat, und stellten der Führung wie den Mannschaften das beste Zeugnis aus.

Die Ortschaften hinter beiden Fronten wurden wiederum durch Flieger und schwere Geschütze stark heimgesucht. Von den deutschen Etappenorten waren es besonders Lille und Lens — nicht weniger als 295 belgische und französische Bürgersleute sind vom September bis Dezember durch die Kugeln ihrer Landsleute und Verbündeten getötet und 498 verwundet worden. Die Deutschen richteten ihre Angriffe besonders auf die englischen Etappen hinter Ypern, wie Poperinghe, sowie gegen die großen Festungen Nancy und Belfort. England hat dagegen nur zwei neue Streifzüge an der Ostküste erdulden müssen, da das Wetter für größere Luftschiffahrten meist ungünstig war. Die amtlichen englischen Äußerungen stellen den von den Flugzeugen angerichteten Schaden als belanglos hin, aber die Vorwürfe in Parlament und Presse gegen die Regierung wegen ungenügender Luftverteidigung lassen auf das Gegenteil schließen. Und denselben Schluß legt der Haß, den die Engländer den »Zepps« weihen, nahe. Hat doch ein englischer Wachtdampfer unter nichtigem Vorwande die mit dem Tode ringende Besatzung eines Luftschiffes zu retten verschmäht (2. Februar), und nur wenige englische Stimmen haben diese Untat gebrandmarkt. Das Andenken hieran wie an das Baralongverbrechen wird eine spätere Verständigung der beiden Nationen ebenso erschweren wie der wirtschaftliche Gegensatz.

An der deutschen Ostfront gab es nicht mehr Veränderungen als im vorigen Monat. Aus den täglichen Neckereien durch Patrouillen, kleinere Abteilungen und Flieger sind nur mehrere deutsche Fliegerangriffe auf Dünaburg und die Erstürmung zweier russischer Vorstellungen am Westufer des Schara bei Baranowitschi (12. Februar) hervorzuheben. An der österreichisch-ungarischen Front haben die Russen neue große Angriffe noch nicht wieder gewagt. Zwar wurde in Wolhynien, Ostgalizien (bei Tarnopol) und Beßarabien (bei Toporoutz) häufig gefochten, wobei auch die Österreicher wiederholt angriffen, aber auf größere Entscheidungen war es nirgend abgesehen, und bemerkenswerte Verschiebungen in den Stellungen sind nicht entstanden. Die schwere Januar-Niederlage der Russen wirkt somit noch nach, aber längere Ruhe erwartet man anscheinend an dieser Front nicht, denn immer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wieder gehen Gerüchte von neuen großen russischen Vorbereitungen in Beßarabien durch die Zeitungen, und da Südrußland der eigentliche Sitz der russischen Wirtschaftskraft ist, so wäre es begreiflich, wenn hier von beiden Seiten eine Entscheidung gesucht würde. Namentlich sollen sich die Russen durch japanische Artillerie, die allerdings nach österreichischen Berichten keineswegs auf der Höhe steht, verstärkt und französische wie japanische Offiziere zu Hilfe gerufen haben.

Wie die russische, hat sich auch die italienische Armee von ihren vergeblichen Stürmen noch nicht wieder so erholt, daß sie zu neuen schreiten könnte. Geschützkämpfe im unteren Isonzotal, von denen u. a. das schwergeprüfte Görz abermals betroffen worden ist, an der Tiroler und an der Kärntner Grenze haben sie begonnen, aber nur kleine, leicht abzuweisende Infanterieangriffe versucht; die Österreicher haben dagegen durch energische Vorstöße am mittleren Isonzo vor Tolmein (Anfang Februar) und am oberen bei Flitsch im Rombongebiet (Mitte Februar) mehrere italienische Stellungen erobert und dem Feinde namentlich bei Flitsch ernste Verluste beigebracht. Auch im Luftkriege waren unsre Bundesgenossen ihrem Gegner weit überlegen. In Ravenna, Codigoro, Monza, Mailand und Schio wurden (Mitte Februar) Bahnhöfe und industrielle Anlagen schwer beschädigt, während ein großer italienischer Versuch gegen Laibach (18. Februar) sein Ziel kaum erreichte und mit dem Verlust eines großen Flugzeugs endete. Die »lateinische Zivilisation« hatte hierbei abermals Gelegenheit, ihre Objektivität zu erweisen: der Angriff auf Mailand wurde wie der auf Paris im vorigen Monat Meuchelmord gescholten, während die Beschießung von Görz, Laibach, Freiburg und Mannheim selbstverständlich als berechtigte Kriegstaten angesehen wurden.

Auf dem Balkankriegsschauplatz haben sich die Dinge weiter erfreulich entwickelt. Zwar vor Saloniki ist die Lage unverändert, aber in Albanien rückten die Österreicher nach der Bändigung des ausgehungerten Montenegro, das trotz dem Wortbruch seines Königs durchaus ruhig blieb und sich an den österreichischen Fleischtöpfen von der ausgestandenen Not erholte, unaufhaltsam gegen die Küstenstädte vor. Dabei bereitete ihnen das weglose Bergland mehr Hindernisse als der Feind. Nach der Einnahme Skutaris und der Überschreitung des Drin war die Gewinnung des Ismiflusses (3. Februar) die nächste größere Etappe auf dem Wege nach Süden; eine Woche später fiel Tirana, etwa dreißig Kilometer östlich von Durazzo gelegen, in ihre Hand. Hierdurch sperrten sie eine wichtige Straße von Durazzo ins Innere. Italienische Truppen suchten die Straße, ohne die der Hafen ja fast wertlos ist, wieder frei zu machen, wurden aber abgeschlagen (11. Februar), und in den folgenden Tagen drängten die Sieger von drei Seiten näher an Durazzo heran: von Tirana aus geradeswegs nach Westen, vom unteren Ismi überschritten sie die Höhe nahe der Küste und erreichten den Arzenfluß, wenig über eine Meile nordöstlich von Durazzo, und endlich führte sie eine südliche Umgehung nach Kawaja, dessen Besetzung die Landverbindung zwischen Durazzo und Valona unterbrach. In den folgenden Tagen wurden die Feinde unter empfindlichen Verlusten in die Festung hineingetrieben, mußten sie aber schon am 26. Februar den Österreichern überlassen. 28 Geschütze büßten die Italiener auf ihrer Flucht ein.

Die Bulgaren blieben nicht müßig. Über Elbassan (am 13. Februar) heranrückend, reichten sie dem Südflügel des Generals Köweß die Hand, und von Berat aus marschierten sie auf einer der wenigen Bergstraßen über Feri (14. Februar) auf Valona, das vermutlich bald unter ihren Kanonen liegen wird. Essad Paschas Anhang war für einen ernstlichen Widerstand viel zu schwach, den Verbündeten ist dagegen namentlich bei der Einnahme von Kawaja von den Albanern recht wirksame Hilfe geleistet worden. Von serbischen Truppen war vollends kaum etwas zu spüren. Von ihrem Vorhandensein gab fast nur die Nachricht Kunde, daß sie auf Korfu — unter abermaliger Vergewaltigung der griechischen Neutralität — von den Ententemächten gesammelt und, einige zwanzigtausend Mann stark, neu ausgerüstet werden sollten.

Die Verteidigung Valonas wird somit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wesentlich italienischen Truppen zufallen, über deren Stärke nichts Näheres bekannt ist. Aber die Verteidigung der von den Italienern als »uneinnehmbar« geschilderten Festung wird ausschließlich passiv sein können, seitdem Österreicher und Bulgaren so nahe an die Küste herangerückt sind. Es müßte bei einem Vormarsch nach Saloniki eine so unverhältnismäßig große Menge Truppen auf die Sicherung der langen Etappenlinie verwendet werden, daß man nur mit einer großen Armee einen solchen Zug ins Innere wagen könnte. Und eine solche Masse haben die Italiener für die Balkanoperation nicht mehr übrig. Nur eine kleine Abteilung scheinen sie nach Saloniki zur Besetzung eines Forts geschickt zu haben. Die Zerwürfnisse, die zwischen den Verbündeten schon aus Anlaß des Zusammenbruchs Montenegros grell zutage traten, sind daher infolge der geringen Leistungen der Italiener gewiß nicht geringer geworden. Italien muß die Unzufriedenheit seines englischen Verbündeten mit dem fünf- bis sechsfachen Preise der Kohle, die überdies nur in unzureichender Menge geliefert wird, bezahlen, aber es wird schwerlich seine Alpenfront zugunsten eines Balkanunternehmens schwächen können. So stark waren die Mißhelligkeiten, daß der französische Ministerpräsident persönlich in Rom verhandeln mußte; welchen Erfolg seine Reise gehabt hat, ist noch unbekannt.

Griechenland muß, da die Dinge bei Saloniki nicht vom Fleck rücken, sich eine stetig steigende Mißhandlung gefallen lassen: die Verhaftung von Konsuln auf Chios und Kreta, die Besetzung von Othoni (bei Korfu), und nun soll gar die Beschlagnahme der Eisenbahnen und Telegraphen in Morea und Thessalien angedroht sein. Die Athener Regierung bleibt dabei ihrer Neutralitätspolitik treu, wohl hauptsächlich in der Furcht, bei einem Anschluß an die Mittelmächte von der Lebensmittelzufuhr abgeschnitten zu werden.

An den äußersten Ausläufern im Osten des türkischen Reiches hat der Krieg große Veränderungen nicht hervorgerufen, aber den Russen durch Eroberung Erserums (16. Februar) einen Erfolg gebracht. Die Russen waren an dieser Stelle im Vorteil, da sie den Angriff von ihrer lange vorbereiteten transkaukasischen Basis aus, die Eisenbahn Kars—Tiflis hinter sich, beginnen konnten; für die Türken war dagegen Erserum ein weit vorgeschobener Posten, von der Mitte des Reichs durch das unwegsame Armenien getrennt, und die Verbindung zur See über Trapezunt war durch die russische Flotte unterbunden. Überdies war die türkische Armee, an den Dardanellen, in Mesopotamien und in Palästina beschäftigt, schwerlich imstande, beträchtliche Truppenmassen nach Kleinasien zu entsenden. Anscheinend haben aber die Türken eine große Niederlage vermieden und ihre Hauptmacht aus der Festung nach Westen in eine feste Stellung geführt, wo sie die Russen aufhalten, vielleicht gar nach dem Eintreffen von Verstärkungen eine neue Offensive ergreifen können. Jedenfalls ist ein schnelles Vordringen der Russen, die nun ihrerseits unter dem schlechten Zustand der türkischen Straßen zu leiden beginnen, nicht zu erwarten. — In Mesopotamien haben sich die Engländer noch gehalten, aber ein Entsatz ist weder den Tigris herauf noch von Hamaban in Persien her durch die Russen möglich gewesen. Die schlechten Wege werden als Grund für das langsame Vorwärtskommen am Tigris angegeben, die Russen bei Hamaban werden dagegen anscheinend durch starke türkische Kräfte bei Kermanschah in Schach gehalten. — Von einem bevorstehenden Angriff auf Ägypten verlautet noch nichts. Die englische Regierung hält aber anscheinend die Gefahr für noch nicht beseitigt, hat doch Lord Kitchener selbst im Oberhause von der Notwendigkeit großer Verteidigungsmaßregeln am Suezkanal gesprochen, und viele Berichte wissen von mächtigen Vorbereitungen, wie Schanzen, strategischen Eisenbahnen, Brückenbauten, Wasseranlagen u. dgl., zu erzählen.

Mit großer Genugtuung können wir abermals auf den Seekrieg zurückblicken. Die Unternehmungslust unsrer U-Boote hat sich bewährt in der Versenkung von fünf Wachtschiffen auf der Themse, in der Zerstörung des französischen älteren Kreuzers »Admiral Charner« und vier feindlicher Hilfskreuzer, wobei ein Transport von gegen tausend Mann im Wasser verschwand. Außerdem haben die Feinde an

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Doggerbank durch deutsche Torpedoboote zwei neue englische Minenkreuzer verloren, ein dritter moderner Kreuzer, die »Arethusa«, ist durch eine Mine zerstört, und endlich sollen nach Privatnachrichten bei dem großen Luftschiffangriff am 1. Februar im Humber zwei Kriegsschiffe zerstört sein.

Vor allem aber hat unsre Marine da, wo es die Engländer am wenigsten erwarteten, auf hoher See, einen glänzenden Triumph gefeiert. Plötzlich tauchte im Januar im Atlantischen Ozean ein deutsches Kriegsschiff auf, das eine ganze Reihe englischer Handelsschiffe im Werte von vielen Millionen versenkte, einen Hilfskreuzer im Kampfe vernichtete und die Gefangenen an Bord eines gekäperten Schiffes, der »Appam«, nach Amerika schickte. Das Schiff verschwand wieder, aber wenige Wochen später schickte es eine ähnliche Kriegsbeute nach Teneriffa. Von England wurden sogleich mehrere Geschwader ausgeschickt, um dies rätselhafte Schiff, das bald »Möwe«, bald »Ponga« genannt wurde, abzufangen, aber bisher haben sie seinen Aufenthaltsort sowenig wie seinen Ursprung erkunden können.

Den Handelskrieg empfinden England und seine Verbündeten je länger desto mehr. Die teuren Kohlenpreise, die Italien zahlen muß, gehen zum guten Teil auf die Verminderung der englischen Schiffe zurück, und wie sehr England selbst leidet, zeigen die Verhandlungen des englischen Parlaments, wonach ein Drittel der englischen Ein- und Ausfuhr auf neutralen Schiffen verladen werden muß. Der Handelskrieg bildet daher ein wichtiges Kapitel der auswärtigen Politik Englands wie Deutschlands. Es handelt sich dabei um die Frage, ob es England gelingt, Amerika zu der Forderung an Deutschland, den Unterseebootskrieg gegen Handelsschiffe einzustellen, zu bewegen, und in der Tat besteht ja in Amerika eine Strömung, die einen Bruch mit Deutschland herbeiführen möchte. So viel hat die Agitation der Freunde Englands erreicht, daß Wilson die Lusitaniafrage neu aufrollte und von Deutschland verlangte, es möge die Versenkung als völkerrechtswidrig bezeichnen. Da dies Anerkenntnis in Zukunft die Verwendung der U-Boote gegen Handelsschiffe ausgeschlossen hätte, lehnte die deutsche Regierung das Ansinnen rundweg ab, kam aber der amerikanischen Anschauung so weit entgegen, daß sie eine Entschädigung für die Lusitaniaopfer zusagte. Näher legte sie sodann ihren Standpunkt dar in einer Denkschrift, die einen Unterschied zwischen bewaffneten und unbewaffneten Handelsschiffen der Feinde machte; die ersteren, die sich schon häufig Angriffe auf deutsche U-Boote haben zuschulden kommen lassen, sollen als Kriegsschiffe behandelt werden, die andern sollen die den Handelsschiffen zukommende völkerrechtliche Rücksicht bei der Wegnahme genießen. Es ist noch unbestimmt, ob die amerikanische Regierung diese Unterscheidung annimmt und den Amerikanern die Benutzung der bewaffneten Handelsschiffe widerrät, oder ob sie verlangt, daß bewaffnete wie unbewaffnete Handelsschiffe mit gleichem Maße gemessen werden sollen, und Deutschland für den Schaden, den amerikanische Bürger auf angegriffenen bewaffneten Handelsschiffen erleiden, haftbar gemacht werden soll. Eine Verständigung zwischen Amerika und Deutschland würde dem englischen Handel eine schwere Wunde schlagen, namentlich wenn etwa die Vereinigten Staaten jene deutsche Unterscheidung völlig annehmen und den bewaffneten Handelsschiffen wie den Kriegsschiffen nur beschränkten Aufenthalt in ihren Häfen gestatten würden. Es ist daher begreiflich, daß die Engländer mit allen Mitteln diese Verständigung zu hintertreiben suchen. Die Angelegenheit ist noch nicht abgeschlossen. Einstweilen hat die deutsche Regierung den neutralen Staaten eine Frist gegeben, um ihre Untertanen vor der Fahrt auf bewaffneten Schiffen zu warnen.

(Abgeschlossen am 2. März 1916

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Aus Rudolf Schäfers »Biblischen Bildern«, Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel

Band: 120. I Mai 1916

Das Herz im Süden

Roman von Carry Brachvogel

II

In der kühlen Halle des Palasthotels wurde Cilly bereits erwartet. Man begrüßte sie wienerisch und berlinisch, denn Süd- und Norddeutsche aus beiden Hauptstädten hatten hier eine flüchtige Sommerfreundschaft geschlossen.

Auch etliche junge Herren waren da, deren Lebenszweck nicht klar zutage lag, die aber jedenfalls dank einem wohlhabenden Vater nicht in der peinlichen Lage waren, um das tägliche Brot arbeiten zu müssen, denn sie schlenderten von früh bis abends in blauen Leinenjacken, grünen Hüten und samtenen Kniehosen umher, ohne selbstverständlich für Lunch und Dinner den vorgeschriebenen Wechsel der Anzüge zu versäumen. Auch Mrs. Tailor gehörte zu dem Kreis, die auf der Millionär-Etage ein ganzes »Appartement« bewohnte, und die immer wieder betonte, daß zwar Mr. Tailor Amerikaner gewesen, sie selbst aber Engländerin von Geburt sei, eine Tatsache, die sie offenbar höher als einen Adelsbrief einschätzte. Ihre Auffassung schien auch von ihren norddeutschen und österreichischen Sommerbekannten geteilt zu werden, jeder schien entzückt von ihr oder tat wenigstens so, obwohl sie weder besonders jung noch besonders hübsch war und kaum je etwas andres sagte, als was jeder Durchschnittsmensch hätte sagen können.

Mrs. Tailor ließ auf sich warten. Sie ließ fast immer auf sich warten und entschuldigte sich stets etwas von oben herab, als sei es ganz selbstverständlich, daß sie unpünktlich war und nur ein besonderer Gnadenakt von ihrer Seite, daß sie es überhaupt der Mühe wert fand, ihre Verspätung zu erwähnen. Der kleine Kreis wartete denn auch mit der Ergebenheit geduldiger Höflinge, und als sie endlich langsam die Treppe herunterstieg, eilte man ihr entgegen und schien beglückt, daß sie gekommen war. Die jungen Herren zwar, bei denen sie nicht beliebt war, zogen spöttische Gesichter; und der eine, der behauptete, Referendar zu sein, und dessen schnelles Mundwerk gefürchtet war, flüsterte einem andern zu: »Fabelhaft, wenn man nicht hinsieht, könnte man meinen, sie sei zwanzig!«

Der andre entgegnete ebenso: »Mein Lieber, wenn ich mir so einen Schleier aufbinde, seh' ich drunter aus wie die Venus von Milo!«

Sie lachten beide und tuschelten sich noch etliche Unarten zu, aber Mrs. Tailor sah über die Spötter hinweg und zog ihren dichten weißen Schleier nur fester ums Gesicht, daß er es fast wie eine Maske abschloß.

 Copyright 1916 by George Westermann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unter diesem schmeichelnden, weißen Gewebe sahen ihre goldblonden Haare, ihre schwarzen Wimpern, ihre rosigen Wangen echt und jugendschön aus, und ihre schlanke Gestalt wirkte in einem duftigen, geblümten Kleid so mädchenhaft — besonders jetzt, da sie neben die rundlichen Österreicherinnen und die derberen Norddeutschen trat —, daß die Damen rundum betroffen und von Neid erfüllt waren. Mrs. Tailor hatte für sie alle dieselbe gleichgültige Miene und dieselben belanglosen Worte, nur als sie Cilly erblickte, regte sich ein seltsamer Zug in ihrem langgezogenen, geschminkten Rassegesicht, und sie fragte mit scheinbarer Teilnahme: »Oh, Miss Schegger, you look a little pale! Are you not quite well?«

Cilly unterdrückte ein Lächeln. Sie wußte wohl, warum die Engländerin sie blaß fand und wie gern sie ihr irgendein Unwohlsein angewünscht hätte, das sie von der Fahrt abhielt. Im Vollgefühl ihrer jugendlichen Kraft und ihres blühenden Gesichts, das weder Schminke noch Schleier bedurfte, um Schönheit vorzutäuschen, hob sie den Kopf ein wenig und sagte freundlich, aber doch mit einem Unterton, den Mrs. Tailor gut verstand: »Nein, gnädige Frau, ich fühle mich sehr wohl, und ich glaube auch nicht, daß ich schlecht aussehe. Aber wir Tirolerinnen haben nicht die wundervollen Farben Ihrer Landsmänninnen; darum gehen wir ja auch immer ohne Schleier, weil es bei uns gar nichts zu schonen gibt.«

Sie hatte auf englisch erwidert, denn Mrs. Tailor sprach kaum Deutsch, betrachtete es auch als selbstverständlich, daß die ganze Gesellschaft ihr zuliebe mit ihr englisch redete. Es war ihr also nichts von dem entgangen, was aus Cillys Worten klang und was zwischen ihnen lag. So standen sich jetzt die beiden Frauen einen Augenblick als Gegner gegenüber. Aus Cillys Gesicht sprach die lachende Herausforderung der Jugend, die weiß, daß ihr gehört, wonach die andre verlangt, und Mrs. Tailors Lippen preßten sich unmerklich fester aufeinander, wie bei jemand, der einen Stich empfängt und entschlossen ist, ihn späterhin mit einem Keulenschlag zu vergelten.

Man bestieg die Autos, ohne eine sorgfältige Auswahl der Plätze zu treffen, denn in kurzer Zeit mußte man vermutlich doch umsteigen oder sie wenigstens wechseln.

»Erstens wegen der Grenze,« sagte der junge Mann, der vorhin mit dem Referendar über Mrs. Tailor gespottet hatte.

Dieser sah ihn erstaunt an und entgegnete: »Bah, wegen der Grenzpfähle werden wir doch nicht aussteigen! Die lassen uns doch passieren, wenn sie sehen, daß wir Ausflügler und keine Schmuggler sind...«

»Lassen Sie mich doch ausreden! Erstens müssen wir vielleicht wegen der Grenzpfähle heraus, und zweitens ganz bestimmt, weil Signore Povinelli einsteigt!«

Das Rattern des Autos übertönte jedes Wort, so daß die beiden jungen Leute einander nur mühsam verstanden und nicht zu fürchten brauchten, daß die beiden Damen, die ihnen gegenübersaßen, etwas von ihrem Gespräch hören könnten. Übrigens fuhr Mrs. Tailor in ihrer eignen Limousine mit Cilly und noch zwei andern Damen voraus, und so konnte der Referendar ohne Furcht vor Indiskretionen seinen Nachbar ziemlich laut fragen: »Signore Povinelli? Ist das der junge Flaps, der sich zeitweise im Hotel umhertreibt?«

Der andre nickte.

»Sagen Sie, was ist dieser Mensch eigentlich?«

»Was er ist? Die neueste Laune von Old-England!«

»Und sonst?«

»Da bin ich beinah überfragt. Irgend so ein Lattenfritze aus dem Land, wo die Zitronen blühn!«

»Lattenfritze?« fragte der andre perplex.

»Mein Gott! Sie vom Himmel gefallener Engel, Sie müssen das nicht so wörtlich nehmen. Ich habe so etwas pfeifen hören, daß sein Vater mit Hölzern und Latten handelt...«

»So! Na, das kann uns ja schließlich egal sein. Aber wieso Old-England gerade auf den verfällt —«

Der andre machte eine spitze, böse Bemerkung. Sie lachten beide, und dann fuhr er fort: »Übrigens ist er wirklich ein bildhübscher Bursche. Und mit den Frauen kann er's, Teufel ja! Da hat er einen Schmiß und eine Art, Blicke zu werfen und sich in Szene zu setzen —«

»Sie scheinen ihn ja genau studiert zu haben! Nachahmungstrieb oder Neid?«

»Natürlich beides!« entgegnete der andre mit komischem Ernst, und dann sprachen sie von etwas anderm.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Straße senkte sich bald, und die Autos flogen windschnell dahin, den italienischen Grenzpfählen entgegen. Schon traten die Zollbeamten mit wehenden Federbüschen aus dem Zollhäuschen heraus, fragten in unverständlichem Deutsch, ob die Herrschaften nichts Mautbares hätten, und zogen sich alsbald wieder in das Innere ihrer Behausung zum Würfelspiel zurück, denn der Dienst hier war im Sommer und tagsüber, wo sie es fast nur mit harmlosen Ausflüglern zu tun hatten, herzlich langweilig.

In sehr gemäßigtem Tempo fuhr die amerikanische Limousine in das Grenzstädtchen ein. Es lag kaum eine Wegstunde von der Grenze entfernt und schien doch so verschieden von allem, was hinter dieser Wegstunde war, als lägen zwischen ihm und dem letzten südtirolischen Dorf viele Meilen. Nicht nur daß die Berge hier schon allmählich ihren wilden Hochgebirgscharakter verloren und sich mehr der stilisierten Landschaft näherten, nein, auch die ganze Silhouette des kleinen Ortes sprach von einer andern Rasse, von andern Lebensgewohnheiten und Lebensbedingungen. Mit seinen engen, unsauberen Straßen, seinen hohen, zuweilen palastähnlichen, aber verlotterten Häusern, die kein Blumenschmuck, wohl aber da und dort ein Gehänge bunter, fragwürdiger Wäsche zierte, mit dem armseligen Café auf dem holprig gepflasterten Stadtplatz und den grellbunten, unsagbar geschmacklosen Reklameplakaten, die überall klebten, bot es das typische Bild des italienischen Nestes, das keine Sehenswürdigkeit besitzt, um Fremde anzulocken, und das darum fast auf demselben Standpunkt verharrt, auf dem es schon vor hundert Jahren stand. Hier war nichts zu spüren von dem rastlosen Vorwärtsdrängen, von der unermüdlichen Tüchtigkeit, die aus südtirolischem Boden schlummernde Schätze gehoben und einer ganzen Provinz Paläste des Reichtums erbaut hatte. Nichts war zu merken von großzügigem Unternehmergeist oder von einer höheren, weitumfassenden Organisation, die, jeden einzelnen zugleich bindend und befreiend, in ihm und durch ihn ein Land zu mächtiger und stetig aufsteigender Entwicklung hinführt. Hier rechnete ein kleinlicher Krämergeist noch nach Pfennigen, um die er den Nachbar betrügen konnte, lebte in innerem Widerstand gegen alles, was Staat und Gesetz hieß, litt schwer unter Einrichtungen und Vorrechten, die nur für eine bevorzugte Kaste gemacht zu sein schienen, und war doch imstande, über irgendeinem nichtigen Genuß, über dem bunten Reiz einer flüchtigen Stunde alles zu vergessen, was eben noch unerträglich ins Fleisch geschnitten hatte.

Mrs. Tailor hatte ihre goldene Lorgnette zur Hand genommen und hielt scharfe Ausschau, die allerdings durch den dichten Schleier behindert wurde. Cilly, die auf dem Rücksitz der Limousine saß, wandte den Kopf nicht, sprach vielmehr eifrig mit der Dame, die neben ihr saß, und schien ein wenig ungeduldig, daß man sich um der englischen Laune willen hier verzögerte. Doch während sie sprach, beobachtete sie verstohlen das Gesicht unter dem dichten weißen Schleier, das ihr, ebensogut wie die eignen Augen es hätten tun können, verriet, ob der Gesuchte endlich gefunden war. Und wirklich, von einem der kleinen Kaffeetische auf dem Marktplatz erhob sich Camillo Povinelli, zog grüßend den weißen Hut und trat wie ein Erwarteter an die Limousine heran. Er begrüßte alle Damen sehr ehrfurchtsvoll, und doch meinte jede, daß er für sie ein besonderes Aufblitzen seiner dunklen Augen gehabt hätte; und als er auf einen Wink Mrs. Tailors in die Limousine stieg und ihr gegenüber Platz nahm, überkam es die Frauen in den andern Autos wie eine kleine Enttäuschung. Die jungen Herren aber lachten und sagten sich mit Blicken Dinge, die erfreulicherweise von den Frauen nicht verstanden wurden.

Da Mrs. Tailor darauf bestanden hatte, daß der junge Povinelli ihr gegenüber Platz nahm, saß Cilly unversehens neben ihm. Vielleicht hatte es sich nicht anders machen lassen, vielleicht auch gefiel es Mrs. Tailor, das junge Mädchen dicht vor sich zu haben, um es ungestört und genau beobachten zu können. Cilly aber dachte gar nicht daran, daß jemand sie ausforschen könne, sie dachte im Augenblick überhaupt nichts, und am allerwenigsten an Mrs. Tailor, sondern überließ sich der Stimmung dieser Stunde, die sie so ungeduldig erwartet hatte und die sie nun umfing wie ein köstlicher kleiner Sektrausch. War nicht ihr ganzes Leben in diesen letzten zwei oder drei Wochen wie im Rausch dahingegangen, wie in einer jener holdseligen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heiteren Umnebelungen, in denen man alle Dinge wohl noch erkennt, aber fröhlich verändert sieht, in denen man alles gesteigert empfindet, die seltsamsten Dinge denkt, redet und miteinander verbindet und dazwischen immer wieder lachend beteuert, daß man nicht im geringsten berauscht ist! ... So und nicht anders kam sie sich vor seit dem Tag, an dem sie Camillo Povinelli zum erstenmal gesehen hatte. Nein, was für eine Torheit! Nicht zum erstenmal hatte sie ihn da gesehen, denn sie kannte ihn doch von klein auf, wie sich eben Landkinder kennen, die nicht allzuweit voneinander entfernt wohnen. Gespielen, Freunde waren sie freilich nie gewesen, denn der Vater hatte sie ja stets von allen Welschen zurückgehalten, und die Povinellis, die einen großen Holzhandel betrieben und in ihrer Heimat geachtete Leute waren, hatten sich den Deutschen niemals aufgedrängt. Dennoch hatten sie sich gekannt, hatten sich vielhundertmal guten Tag und buon giorno gesagt und all die landläufigen Redensarten gewechselt, die man mit Bekannten tauscht. Aber während die andern Mädchen rundum, gleichviel ob sie welsch oder tirolisch, alle einmal mehr oder minder in den schönen Camillo verliebt waren, hatte Cilly sich nie weiter um ihn gekümmert, ja sich über seine Eitelkeit und seine »ewige Anbetung«, wie sie seine Verehrerinnenschar nannte, herzlich lustig gemacht. Als Camillo, vor die Berufswahl gestellt, Offizier werden wollte, hatte ihm die halbwüchsige Cilly schnippisch gesagt: »Camillo, das halten Sie kein Jahr aus! Denn mitunter muß auch ein Offizier etwas arbeiten!«

Und als er vom Militär weg die technische Hochschule in Mailand bezog, weil er sich nun einbildete, daß er Ingenieur werden wolle, da hatte Cilly wieder gelacht und gesagt: »Der Camillo Povinelli wird ebensowenig Ingenieur, wie er Offizier geworden ist und wie er überhaupt irgend etwas Vernünftiges auf der Welt werden wird!«

Wirklich hatte nach ein paar Studienjahren Camillo auch die Technik satt und kehrte heim, um sich im Geschäft seines Vaters zu betätigen. Seine wirkliche Arbeitsleistung war auch hier gering, aber er verstand ausgezeichnet zu feilschen und vorteilhafte Geschäftsabschlüsse zustande zu bringen, und weil sein Vater das Händlertalent seines Sohnes schnell erkannte, schickte er ihn gern zum Kauf oder Verkauf von Hölzern besonders zu solchen Waldbesitzern, die ihren Vorteil so gut zu wahren wußten wie Sebastian Schegger. Wegen einer Ladung Zirbelholz war der junge Povinelli nach längerer Abwesenheit zum erstenmal als Geschäftsmann zum Schegger gekommen, just an einem Tag, da es zwischen Vater und Töchtern wegen eines Freiers, der dem Alten ausnehmend gefiel und den die Mädchen widerwärtig fanden, zu einem heftigen Auftritt gekommen war. Noch heiß von Widerspruch und Ärger war Cilly damals in den Garten gelaufen, den Camillo eben betrat. Sie erkannte ihn schon von weitem an seinem lässigen, vornehmen Gang und an der kindlichen Art, in der er den Kopf weit zurückgebogen und den Mund ein wenig geöffnet hatte, als wollte er die blaue Luft und das Sonnenlicht buchstäblich trinken. Wie er näher kam, erkannte auch er sie, grüßte sie, und sie dankte. Kein Wort hatten sie miteinander gewechselt, nur eine Sekunde lang hatten sie sich in die Augen gesehen, aber in dieser einen Sekunde war alles versunken, was sie früher voneinander gewußt hatten, sah jeder den andern als einen neuen Menschen, den er zum erstenmal, zum allererstenmal erblickte und den er lieben mußte.

Cilly wenigstens war es so ergangen. Ob nur das lange Fernsein Camillos daran schuld war, ob die flirrende Hitze dieses Sommertags, dessen jauchzende, brennende Schönheit ein junges Ding wohl verwirren konnte, ob Sehnsucht in ihrem Herzen rief, oder ob Camillo ihr nur gefiel, weil ein andrer ihr durchaus gefallen sollte — Cilly hätte es nicht sagen können. Mit dem Gruß und dem Blick Camillos im Sinn lief sie ins Haus und war ein paar Stunden wie betäubt, wie willenlos einem Gefühl preisgegeben, das sie nicht einmal mit Namen hätte nennen können, das wundervoll und verwirrend zugleich war, gegen das sie sich wehrte, und vor dessen Erlöschen sie doch bangte. Nach ein paar Stunden, als sie unter dem Zwang des Alltags wieder mit den Ihrigen und mit fremden Menschen zusammen sein mußte, schien der seltsame Zauber zu weichen, der sie für kurze Zeit mit unheimlicher Gewalt umfangen gehalten hatte. Sie kam wieder zu sich und hatte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Empfindung, als ob sie den ganzen stürmischen Rausch dieser Stunden nur geträumt hätte, sah erstaunt, ermüdet von dem plötzlichen Aufruhr und ein wenig ernüchtert auf ein Erlebnis zurück, das doch nichts andres gewesen war als ein Gruß und ein Blick in heißer Sommersglut. Sobald sie aber allein war, begann der süße Spuk wieder Macht über sie, und wechselnd zwischen Leidenschaft und Abkühlung gingen ihr die Tage hin. Sehnlich wünschte sie Camillo wiederzusehen, wünschte es bald mit der drängenden Sehnsucht des Herzens und bald mit einem Rest klaren Verstandes, der schiffbrüchig auf den Wogen dieser betörenden Leidenschaft einhertrieb. Wiedersehen wollte sie Camillo, ihn wiedersehen, um ihn nur noch stärker zu lieben, oder um sich lächelnd aus dem Hexenring zu lösen, den er mit einem Blick und einem Gruß in einer gespenstischen Mittagsstunde um sie gezogen hatte ... Diese plötzliche Liebe zu einem Manne, den sie seit Jahren kannte und doch nie beachtet hatte, der rundum als ein schöner und gefährlicher Müßiggänger galt, kam ihr selbst so befremdend, so unmöglich vor, daß sie von ihrer Flüchtigkeit fast überzeugt war und meinte, sobald sie erst Camillo, den wirklichen Camillo, wieder erblicken würde, müsse sich alles in Nichts auflösen, so wie im Märchen das Gold der Kobolde am nächsten Morgen nur schwarze Schlacke ist.

Aber Camillo war kein Kobold, sondern ein junger, schöner Mensch von Fleisch und Blut, und wenn er auch nicht von dem Taumel erfaßt war, dem Cilly erlag, so war doch in jener flüchtigen Minute auch auf ihn ein Funken der Glut übergesprungen, die jetzt in dem Mädchen brannte. Darum fand er leicht eine Ausrede, die ihn schon nach wenigen Tagen wieder in das Bureau des alten Schegger führte, und als ob sie sich verabredet hätten, begegnete er Cilly genau an derselben Stelle, an der er sie kürzlich getroffen hatte. Diesmal traten sie aufeinander zu, gaben sich die Hand und wechselten ein paar Redensarten. Nichtssagende Worte waren es und nahmen nur wenige Minuten in Anspruch, aber als sie Lebewohl sagten, wußte Cilly, daß nichts mehr sie von Camillo lösen konnte, daß sie ihn nun lieben mußte, wie so viele andre ihn geliebt hatten, gleichviel, ob es ihr Glück oder Unglück war. An Unglück dachte sie freilich nicht, denn welches junge Herz glaubt willig, daß Liebe andres bedeuten könne als Glück und Seligkeit?! Sie liebte und mochte nichts andres mehr denken als ihre Liebe, wurde ungeduldig und gereizt, wenn Menschen oder Dinge von außen her sie aus ihrem Versunkensein aufstörten oder zu ihr sprechen wollten, als ob sie noch dieselbe gewesen wäre, die sie vor acht Tagen war.

So erschien sie sprunghafter, unausgeglichener noch als sonst, und Marie, die ja nicht ahnte, was in der Schwester vorging, schob mehr noch als sonst die Schuld an Cillys merkwürdigem Wesen auf die Atmosphäre des Palasthotels. Cilly aber fühlte sich drüben wohler denn je. Hier wurde von Camillo gesprochen, während ihn bei ihr zu Hause kein Mensch erwähnte; hier schwärmten die Damen, die ihn gestern noch nicht gekannt hatten und morgen nicht mehr kennen würden, von seiner Schönheit, die sie klassisch nannten, von dem Zauber italienischer Heiterkeit, der von ihm ausging, und alles, was an ihm rassenmäßige Eigentümlichkeit war, rief hier Bewunderung hervor, während es im Dunstkreis des Scheggerschen Hauses für minderwertig galt. Es war für Cilly köstlich, den Mann, den sie liebte, von allen rühmen zu hören und dabei zu denken, daß sein Blick über alle hinweg gerade sie suchte, daß er an keine so dachte wie an sie. Nicht minder köstlich war es, vor ihnen allen das Geheimnis zu wahren, sich gleichgültig zu stellen, wenn sein Name fiel oder vielleicht gar eine allgemeine Eifersucht zu erwecken, indem sie von diesem oder jenem Abenteuer sprach, das Camillo in der Umgegend gehabt hatte. Niemals stimmte sie in die Bewunderungsrufe ein, die jedesmal ertönten, wenn der junge Povinelli durch den Garten ins Bureau zum alten Schegger ging, und wenn sie zu der »ewigen Anbetung« von ihm sprach, dann tat sie es stets mit dem überlegenen Ton, den man in ihrem väterlichen Hause für ihn hatte, und der immer so klang, als ob niemand Camillo für voll nehmen könnte.

So täuschte sie alle über den Stand ihres Gefühls. Nur eine einzige war scharfsichtig und sah, was sich hinter dem kleinen Komödienspiel verbarg. Diese einzige war Mrs. Tailor, die den jungen Povinelli sozusagen »entdeckt« hatte und im Begriff

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stand, einer jener tragischen Leidenschaften zu verfallen, die häufig die Frauen im Spätherbst zu Männern hinzieht, die ihre Söhne sein könnten. Äußerlich kühl und voll Haltung, hatte sie bald mit dem Instinkt begriffen, daß Camillo auf dem Wege zu Cilly war, und nun erhob sich eine stumme Feindseligkeit zwischen ihr und dem Mädchen, eine Feindseligkeit, die von ihrer Seite ungleich stärker war als von der andern, weil sie, die Alternde, mit den schwächeren Waffen kämpfte. Sie hatte stets eine Stichelrede bereit, die Cilly lachend parierte, und nur ungern hatte sie es gesehen, daß man Cilly auch zu der heutigen Autofahrt einlud. Sie konnte es aber nicht hindern, ohne sich allerlei Fragen und Vermutungen auszusetzen, und darum gab sie nach, nahm sogar Cilly zu sich in ihre Limousine, denn wenn sie es nicht getan hätte, wäre Camillo am Ende in ein andres Auto gestiegen, und Mrs. Tailor hätte während dieser ganzen Fahrt nichts von ihm erhascht als einen flüchtigen Anblick und einen höflichen Gruß. Nun aber saß er ihr gegenüber, wenn auch an Cillys Seite, und hinter dem weißen Schleier vor sahen ihre kalten, grauen Augen immerfort in sein dunkles, lachendes Gesicht, und sie hörte sein fröhliches Geplauder, auf das sie freilich nur wenig Antwort gab, denn sie war von Natur aus nicht gesprächig und in fremden Sprachen wenig bewandert.

Auch Cilly war ziemlich einsilbig. Der blaue Sommertag, die Nähe des geliebten Mannes, das beschwingte Tempo des Autos und die eigne Leuchtkraft der Seele versetzten sie in einen brausenden Taumel der Empfindung, daß es ihr war, als genösse sie jetzt, in diesen Augenblicken, das Glück von Jahren in ein paar Atemzügen zusammengepreßt. Unvermittelt wandte sie sich zu Mrs. Tailor: »Wissen Sie, was mir jetzt einfällt? Ich muß jetzt an den Herzog von Clarence denken, der sich in einem Faß Malvasier ertränken ließ. So wie die Luft heute ist, muß ein Faß voll Malvasier sein —«

Mrs. Tailor sagte verständnislos: »Oh yes!«, denn sie wußte von englischer Geschichte sehr wenig, und es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, Begriffe wie Luft und Wein miteinander zu verbinden. Aber sie sah, wie Cillys Augen strahlten, wie die Camillos den Widerschein gaben, und sie zog den dichten Schleier noch fester um ihr Gesicht.

Eine Weile blieben alle stumm. Dann hub Cilly wieder aus ihrer Empfindung heraus an: »Es gibt doch nichts Schöneres, als eine recht schnelle Autofahrt! Ich begreife nie, daß die Leute jammern, wenn jemand mit dem Auto verunglückt. Ich denke mir's wundervoll, mit der höchsten Geschwindigkeit in den Tod hineinzufahren!«

Camillo, der nicht begriff, warum Liebe dem Todesgedanken so nahe ist und so gern mit ihm spielt, entgegnete heiter: »Oh, Fräulein Cilly, wer wird immer ans Sterben denken! Mit der höchsten Geschwindigkeit soll man ins Leben hineinfahren, denn das Leben ist doch mindestens ebenso schön wie eine Autofahrt!«

»Camillo, Sie sind doch immerfort ein großer Epikuräer!«

»Und was für einer! Und will es bleiben, so lang mein Leben dauert, das hoffentlich achtzig Jahre oder noch mehr währen wird!«

Cilly sah ihn einen Augenblick erschrocken an. »Das ist doch nicht Ihr Ernst! Uralt zu werden, ist ein Schicksal, aber niemand kann es sich doch von Herzen wünschen!«

Er aber entgegnete treuherzig: »Ich mir schon! Was habe ich denn davon, wenn ich tot bin?! Nein, ich will leben und gerne leben, so lange es irgend geht!«

Sein kindliches Lebensverlangen hatte etwas so Rührendes und zugleich so Kraftvolles an sich, daß Cilly ihren Schrecken vergaß und lachen mußte. Sie neckte ihn: »Camillo, wenn Sie achtzig Jahre alt sind, wird kein Mädchen Sie mehr lieben! Sie werden keine Haare und keine Zähne mehr haben, mit dem Stock einherschleichen und niemand mehr kennen, weil Ihre ganze Generation ausgestorben ist.«

»Aber die Sonne werde ich immerfort haben und die Luft und das Bergwasser! Meinetwegen liebt mich dann kein Mädchen mehr, wenn ich nur lebe! Und wenn meine ganze Generation weggestorben ist, so werde ich doch Kinder haben und Enkel, und die werden ihren alten Großvater nicht im Stich lassen!«

Das alles sagte er im Scherz, aber man spürte doch deutlich, daß ein starker Unterton von Ernst darin lag, und diese inbrün-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stige Umklammerung des Lebens, diese naive Zuversicht auf die Zärtlichkeit einer späteren Familie wirkten so naiv und zugleich so fremdartig, daß Cilly jetzt zum erstenmal begriff, was es um eine andre Rasse ist. Zu gleicher Zeit bewegte sie die Vorstellung, daß Camillo einmal alt und hinfällig sein sollte, so sehr, daß ihre Stimme ein wenig zitterte, als sie sagte: »Ach, wir wollen nicht von der Zukunft sprechen, denn es weiß doch niemand von uns, wie sie wird und was ihm bestimmt ist! Wir wollen nur von heute sprechen und wie schön dieser Tag ist —«

»Er ist über alle Maßen schön!« sagte Camillo und sah sie dabei an. Sie verstand, daß sein Blick meinte: Du bist über alle Maßen schön, und alles, was dieser Tag ist, kommt von dir!

Man hatte endlich das kleine Nest mit dem berühmten Altarblatt erreicht, stand forschend und bewundernd davor. Ein bäuerlicher, eisgrauer Kustode, der im Nebenamt Meßner war, klapperte mit einem Schlüsselbund und gab Erläuterungen in einem Dialekt, den außer Camillo kein Mensch verstand, nicht einmal Cilly, obgleich sie natürlich Italienisch ebenso geläufig sprach wie Deutsch. Camillo machte also den Dolmetscher, übersetzte, daß das Altarblatt vermutlich von Cimabue entworfen und von seinen Schülern ausgeführt worden, daß die Madonna, die zum Himmel schwebte, ebenso schön wie die berühmte Tizianische und daß die Perspektive auf die anbetenden Hirten sehr bemerkenswert sei. Im Grunde genommen interessierte das alles keinen Menschen, am allerwenigsten Camillo, der seinem Kunstsinn durch mehrmaligen Besuch der Brera in Mailand Genüge geleistet hatte und für ein Altarblatt aus dem Cinquecento keine drei Schritt weit gegangen wäre. Nachdem jeder der Beschauenden versucht hatte, den andern über die eigne Gleichgültigkeit zu täuschen und ihn mit etlichen Fachausdrücken zu imponieren, nahm man in einer kleinen Osteria ein Nachtmahl, das in seiner Bescheidenheit von der üppigen Tafel des Palasthotels seltsam abstach; aber weil es improvisiert war, fanden alle, daß es ausgezeichnet schmecke, und gerade weil alles anders war als an andern Tagen, war die Stimmung so hübsch und wurde, je weiter der Abend voranschritt, immer lustiger, so daß keiner sie durch eine Mahnung zum Aufbruch stören wollte, wenngleich dieser oder jener schon spürte, wie ihn Müdigkeit beschlich. Endlich aber wurde es doch Zeit, an die Heimkehr zu denken. Man bestieg wieder die Autos und fuhr denselben Weg zurück, den man gekommen war, nur daß jetzt, in der Nacht, die ganze Gegend verändert aussah. Die Straße freilich lief auch ins Dunkel blank und weiß dahin, aber die roten Mäler der Dolomiten waren in einem fahlen Grau erloschen, und da und dort hörte man hinter den Felswänden unterirdisches Wasser rauschen; das war seltsam unheimlich, so als ob man den Blutstrom im Leib eines Riesen belauschen könnte.

Schweigsam fuhren sie dahin. Die einen waren müde, die andern blieben stumm vor den Geheimnissen der Nacht oder vor den Stimmen, die aus ihrem Herzen drangen. Cilly saß still neben Camillo und blickte vor sich hin, denn sie fühlte, daß er sie unverwandt ansah und daß hinter dem weißen Schleier zwei graue Augen auf ihm und ihr ruhten. Sie war erschöpft und betäubt von diesem Tag, von dem sie eigentlich gar nichts Besonderes zu erzählen gewußt hätte, und der für sie doch angefüllt war mit Worten, Begebenheiten und Gedanken, denen nur ein verliebtes Herz Deutung, Wert und Erinnerung zu schenken vermag.

In dem italienischen Grenzstädtchen hielt die Limousine vor dem Povinellischen Hause. Camillo stieg aus, bedankte sich herzlich bei Mrs. Tailor für ihre Gastfreundschaft, verabschiedete sich mit seiner bezaubernden Zuvorkommenheit bei allen Damen und Herren. Auch Cilly drückte er die Hand wie allen andern und wünschte ihr wie allen andern eine gute Nacht. Unbemerkt aber von jedem Blick, nur nicht von ihr, erhaschte er ein Schleifenende, das von ihrem Kleid herabhing, preßte schnell seine Lippen darauf und murmelte kaum hörbar ihren Namen.

Sie regte sich nicht, tat, als hätte sie's nicht bemerkt. Aber sie faßte das kleine Bandendchen fest in ihre heiße Hand und ließ es nicht mehr los, bis sie nach Hause gekommen waren.

Wieder war ein Freier abgereist, ohne eine Tochter des Palasthotels als

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Braut zurückzulassen, und der alte Schegger brummte ärgerlich: »Also wieder einmal einen verscherzt! Ich bin nur neugierig, wo das hinaussoll! Ihr kriegt überhaupt keinen Mann mehr! Alte Jungfern werdet ihr, verhutzelte alte Jungfern, über die sich jeder ärgert, der sie anschaut!«

Sonst hatten solche Reden bei Cilly Empörung oder auch Tränen hervorgerufen, heute aber lächelte sie ihren Vater an und entgegnete scherzend: »Sei doch froh, Vater, wenn wir bei dir bleiben und mit dir alt werden!«

Es lag eine ungewohnte Weichheit in dem Ton, aber er merkte es nicht und fuhr fort zu schelten: »Hör' mir mit den Dummheiten auf! Mit mir alt werden! Da bist zu spät dran, da hättest früher auf die Welt kommen müssen!«

»Aber das ist doch nicht meine Schuld!« rief Cilly in drolliger Verzweiflung, und da lachten alle, und der Zorn des alten Schegger war gebrochen.

»Meinetwegen könnts jetzt tun, was ihr wollt! Ich such' euch keinen Mann mehr, das kann ich euch sagen. Schaut euch jetzt selber um einen um, oder —«

»Hurra, wir wollen ja gar nichts anderes!« rief Cilly entzückt. »Auf die gute Idee hättest du schon lange kommen sollen, Vater! Marie und ich, wir wissen schon selber, wie unser Glück ausschauen muß. Gelt, Marie?«

Marie nickte. Sie war froh, daß der Familienfrieden für diesmal erhalten blieb, und dachte im Augenblick gar nicht an ihr persönliches Glück, hatte gar keine Zeit, daran zu denken, denn der Fremdenstrom schwoll in diesen Tagen zu einer fast beängstigenden Höhe an. In den nördlichen Alpen war dieser Sommer ungewöhnlich regnerisch und kühl, und so flüchteten viele in die Dolomiten, in denen trockene, heiße Sommer ja viel häufiger sind als im Norden. Fast täglich mußten Gäste abgewiesen oder in den andern, ungleich bescheideneren Hotels des Dorfes und in Privatwohnungen untergebracht werden, und dabei konnte man nicht einmal für den Herbst auf eine rasche Leerung des Palasthotels rechnen, denn eine ganze Anzahl Gäste wollte bleiben, solange es das Wetter erlaubte. Mrs. Tailor sprach sogar davon, daß sie den ersten Schnee abwarten wollte. Als sie dies verkündete, lächelten alle rundum diskret, und auch Cilly fand die alternde Frau komisch, die nicht imstande war, sich loszureißen, wo ihr Teil doch nur Lächerlichkeit blieb. Als sie aber dann allein war, erschien ihr das allgemeine Lächeln nicht mehr diskret, sondern indiskret, und der alte Unmut wollte wieder in ihr erwachen, daß sie in und auf ein Haus gestellt war, das immerfort mit Fangarmen nach allem griff, was ihr gehörte oder was sie zu eigen haben wollte. Diese Stimmung ging aber schnell vorüber, denn es fiel ihr ein, wie günstig gerade der heftige Betrieb der letzten Tage für sie gewesen war, wie er ihr gestattet hatte, immer wieder unvermerkt nach Camillo Ausschau zu halten, ihn wie zufällig da und dort zu treffen und in endlosen Träumereien den Worten nachzuhängen, die sie in den kurzen Augenblicken ihres Beisammenseins gewechselt hatten. Worte, die jedermann hätte hören dürfen, die nichts verrieten und nichts forderten, die kleinen grünen Knospen glichen, von denen niemand sagen kann, ob sie sich zur Blume entfalten oder verdorrt sinnlos verwehen werden. Cilly aber spürte zwischen Entzücken und Furcht, daß aus diesen Worten die dunkle Blüte der großen Leidenschaft sich entfalten würde.

Während Cilly wieder einmal dem nachträumte, was war und was später sein wird, ging Marie über die weite Alpenwiese hin, auf der unter seinem großen Malschirm Toni Saiser saß und malte. Sie wollte nur ein paar Augenblicke Luft und Ruhe schöpfen und hatte gar nicht daran gedacht, Blumen zu pflücken; wie sie aber jetzt die sommerliche Wiese in Blütenpracht und Farbenglanz vor sich sah, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, und im langsamen Dahinschlendern brach sie Blume um Blume zu einem großen Strauß. Wie sie sich gerade wieder nach ein paar gelben Arnika bückte, hörte sie, daß sie angerufen wurde, wenn sie auch nicht verstand, was man ihr zurief. Sie hob den Kopf und sah, daß Toni Saiser die Hände gleich einem Schallrohr an den Mund hielt und ihr etwas zurief. Sie wußte schon, daß er ein etwas absonderlicher Kauz war, der sich manches herausnahm und herausnehmen durfte, was einem andern schlecht gestanden hätte, und darum ging sie näher zu ihm hin

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und fragte: »Wollen Sie etwas, Herr Saiser?«

»Bitt' schön, gnädiges Fräulein, rupfen Sie mir nicht mein ganzes Motiv ab! Wenn Sie so weitermachen, bleibt mir von der ganzen Gegend nichts mehr übrig als der Dolomit und die Telegraphenstangen. Die Schusternagelen will ich Ihnen gönnen, auf das ordinäre Blau kommt's nicht zusammen, aber die Windlichter müssen Sie mir stehen lassen! Die geben gerade ein wunderschönes, flimmerndes Grau in das Licht hinein!«

»Sie sind aber liebenswürdig, Herr Saiser!«

Er sah sie einen Augenblick überrascht durch seinen schwarzgefaßten Kneifer an. »Entschuldigen Sie, aber beim Malen bin ich nicht liebenswürdig und sonst, wie mir scheint, auch nur mangelhaft.«

»Aber Sie erlauben wenigstens, daß ich Ihr Bild ansehe?«

Er hielt den Pinsel zwischen den Zähnen, maß mit der Hand ab und nickte bejahend.

Sie trat hinter ihn und besah das Bild. Es stellte die blühende Sommerwiese dar, hinter der in weiter Ferne der Dolomit aufragte, ganz aufgelöst in hellem Licht. Mehr als ein Schatten denn als ein Umriß blickte er aus einsamer Höhe auf die buntgesprenkelte Wiese nieder, die Saiser so wundervoll wiedergegeben hatte, daß Marie eine Minute lang stumm blieb, weil ihr jedes Wort, das sie hätte sagen können, schwach und abgebraucht vorkam. Wenn jemand dies Bild im Winter ansah, mußte er meinen, den Sommer zu atmen.

Marie sagte: »Ich glaube, so kann man doch nur malen, wenn man aus der Gegend ist. Es muß es einer mit dem Herzen malen.«

Er zog ein Gesicht, und sie sah, daß er unterdrückte, was er entgegnen wollte.

Sie fragte ein wenig ängstlich: »Ich habe wohl etwas sehr Dummes gesagt?«

Er entgegnete gelassen: »Es macht sich! Wissen Sie, so ein ganz krasser Dilettantismus hat immer etwas Erfrischendes. Andre an Ihrer Stelle hätten mich mit Phrasen bombardiert und verstiegene Kunstausdrücke dahergebracht, bei denen unsereins Zahnweh kriegt, wenn er sie hört. Aber wenn Sie sagen, das ist mit dem Herzen gemalt, so ist das so anschaulich-unverständig, daß man Ihnen nicht böse sein kann. Denn, verehrtes Fräulein Schegger, man malt nämlich nicht mit dem Herzen oder mit dem Pinsel, sondern mit dem Auge und mit dem Fleiß.«

Er hatte zuerst sehr ironisch gesprochen, und um seine lebhaften Augen und seinen beweglichen Mund hatte es unaufhörlich gezuckt, wie von kleinen Spottblitzen. Allmählich aber war das Wetterleuchten aus seinem Gesicht geschwunden, und seine Worte hatten zuletzt ganz sanft-belehrend geklungen, so daß Marie den Mut fand, zu sagen: »Aber man muß doch bei jedem Kunstwerk etwas empfinden?«

Er entgegnete mit gespielter Gleichgültigkeit: »Das weiß ich nicht. Ihr Herr Vater hat mir nur Bilder, aber kein Gefühl bestellt.«

Sie sagte hilflos: »Ich merke schon, ich sage eine Dummheit nach der andern. Aber sehen Sie, wir alle verstehen eigentlich gar nichts von Kunst.«

»Das ist hübsch, daß Sie das eingestehen. Den meisten Menschen geht's ebenso wie Ihnen, nur haben sie nicht die Schneid, es zu sagen. Seien Sie mal ganz offen, Fräulein Schegger, haben Sie schon jemals meinen Namen gehört? Ich meine natürlich, ehe Ihr Vater die Bilder bei mir bestellt hat.«

Sie war froh, daß sie aufrichtig erwidern konnte: »Aber natürlich hab' ich ihn gehört, und oft noch dazu! Und in illustrierten Zeitungen habe ich Reproduktionen Ihrer Bilder gesehen.«

»Das ist schön von Ihnen.«

»Das versteht sich doch von selbst. Sie sind doch ein Tiroler Kind, wie werden wir da nicht stolz auf Sie sein?!«

Er lachte auf. Es klang höhnisch und hart, daß sie erschrak.

»Glauben Sie das etwa nicht?«

»Nein, ich glaube es nicht. Oder vielleicht doch. Vielleicht schaut das heilige Land Tirol jetzt mit Stolz auf mich, weil ich viel Geld verdiene und weil ich mir nichts mehr aus seiner Anerkennung mache. Sie haben ein bissel sehr lang gebraucht mit ihrem Stolz auf mich, meine lieben Landsleute.«

Sie meinte, daß aus ihm nur gekränkte Künstlereitelkeit spräche und versuchte einzulenken: »Mein Gott, das ist wohl überall so, daß der Prophet im eignen Lande nichts

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gilt. Und Sie haben doch jetzt furchtbar viel zu tun, gerade bei uns in Tirol.«

»O ja, seit sieben oder acht Jahren kommen auch meine teuren Landsleute zu mir. Aber die dreiunddreißig Jahre, die ich vorher gelebt habe, da habe ich hier nichts empfangen als Mißhandlung und bornierte Brutalität.«

Nun klang es nicht mehr nach gekränkter Künstlereitelkeit, sondern wie ein Aufschrei aus unverlöschbarer, grausamer Erinnerung heraus. Gleich aber raffte er sich zusammen, daß Augen und Mund ironisch zuckten, und er meinte leichthin: »Es ist doch immer die alte Geschichte: sobald man mit einer Frau redet, wird die Sache sentimental. Bessern Sie sich, Fräulein Schegger! Jetzt können Sie weiter Schusternagelen pflücken, denn ich muß weitermalen, sonst geht mir die Beleuchtung weg.«

Und ohne sich weiter um sie zu kümmern, wandte er sich seinem Bild zu und vergaß, daß sie dagewesen war.

Marie aber dachte noch über dieses Gespräch nach. Sie traf Toni Saiser ja nur selten, denn er wohnte nicht im Palasthotel, sondern hatte sich in einem Bauernhaus eingemietet und hielt sich fast von allem Verkehr entfernt. Als er angekommen war, um seine Bilder für den neuen Speisesaal zu malen, hatten ihn Scheggers gebeten, sich doch öfters zwanglos, ohne besondere Einladung bei ihnen einzufinden, aber er war in all den Wochen nur ein- oder zweimal da gewesen und saß im übrigen unter seinem Malschirm vor seinem Motiv oder in dem kleinen Nordzimmer, das er sich als Atelier eingerichtet hatte. Auch sonst hatte Marie ihn nur da und dort flüchtig getroffen, aber jedesmal hatte sie seine ironische Art gefesselt. Jedesmal war ihr auch aufgefallen, welch tiefe Abneigung er gegen das Land hegte, das ihn geboren hatte; und weil sie dies ganz unverständlich fand, grübelte sie manchmal darüber nach und fragte sich, welche Mißhandlung er wohl hier erfahren und was bornierte Brutalität, wie er sagte, ihm wohl angetan haben mochte ...

In späteren Wochen erfuhr sie es. Sie stand wieder neben seiner Staffelei, und während er malte und dazwischen ein wenig gedankenlos sprach, wie man wohl tut, wenn man sich ganz auf eine Arbeit konzentriert hat, fragte sie mit einem Anlauf zur Kühnheit, die freilich etwas verzagt ausfiel: »Ich möchte Sie schon lange gern etwas fragen.«

»Also dann tun Sie's doch. Nur nicht unangenehme Sachen lange vorher ankündigen.«

»Nämlich, ich denke mir, Sie müssen ein sehr schweres Leben gehabt haben.«

»Das könnte wohl sein.«

»Seit unserm letzten Gespräch — erinnern Sie sich, wo Sie mir sagten, daß Sie nichts als Roheit und Elend hierzuland erfahren hätten —, seitdem muß ich immer wieder daran denken ...«

Er sah sie über die schwarzen Ränder seines Kneifers hinweg mißbilligend und spöttisch an. »Herrgott, Sie sind also nicht nur eine Kunst-, sondern auch eine Lebensdilettantin! Sie kümmern sich darum, ob's einem andern Menschen schlecht gegangen ist! Ganz verfehlte Lebensauffassung, verehrtes Fräulein; auf diese Weise werden Sie nie auf einen grünen Zweig kommen. Das heißt, Sie brauchen ja nicht mehr hinaufzukommen, Sie sitzen ja schon von Geburt an droben.«

»Das ist doch nicht meine Schuld!« rief sie bestürzt, als hätte er ihr einen Vorwurf gemacht.

»Natürlich ist es nicht Ihre Schuld. Aber weil Sie nun einmal droben sitzen, sollen Sie auch singen und jubilieren wie ein richtiger auf dem grünen Zweig eingeborener Singvogel und sich den Kuckuck um die andern kümmern, die nie hinaufkommen und keinen Grund zum Singen oder Jubilieren haben.«

»Das wäre ja abscheulich von mir!«

»So? Ich hab' es nie anders gesehen. Hier nicht und draußen eigentlich auch kaum —«

Eine kleine Pause entstand. Dann sagte Marie schüchtern: »Das tut mir immer so leid, daß Sie gar kein Heimatgefühl haben. Ich denke mir das schrecklich! Ich meine immer, ein Mensch, der seine Heimat nicht liebt, ist sehr arm —«

Über die Sonne flogen jetzt hastend ein paar Wolkenschatten, so daß sich die Beleuchtung für kurze Zeit völlig veränderte und Saiser die Palette sinken ließ, weil er warten mußte, bis das Licht wieder seinen früheren Glanz gefunden hatte. Er fragte:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Wissen Sie eigentlich, Fräulein Schegger, wo ein Mensch seine Heimat hat?«

Sie sah ihn erstaunt an: »Dort, wo er geboren ist, wo seine Familie ist ...«

Er schüttelte den Kopf. »Schon wieder dieser schreckliche Dilettantismus! Was Sie da sagen, ist falsch, grundfalsch! Die Heimat ist dort, wo ein Mensch seine erste Freude erlebt. Denn auf die erste Freude im Leben kommt es an, merken Sie sich das, verehrte Dilettantin! Das Leben ist so unsäglich schwer, daß uns das Schicksal erst dazu verführen, mit einem Werbegeld hineinlocken muß, damit wir den Weg bis zu Ende gehen. Die erste Freude in eines Menschen Dasein ist dieses Werbegeld. Die Erinnerung an sie ist stärker als alle andern, und nur mit diesem Werbegeld in der Tasche kann er das Leben fröhlich ertragen, denn in aller Finsternis, in aller Qual klimpert er sich ein heiteres Liedel mit den paar Goldstücken Werbegeld, die er in der Tasche trägt, und wie an ein Paradies wird er an die Stätte denken, wo es ihm ausgezahlt worden ist. Die andern aber, die armen Teufel, die um ihr Werbegeld geprellt worden sind, die mit leeren Taschen und zusammengebissenen Zähnen keuchend weiterlaufen müssen, ohne Erinnerung, ohne fröhliches Goldklimpern, die wissen nicht, was Heimat ist, und bleiben ihr ganzes Leben lang die Betrogenen.«

Da kam denn die Geschichte seiner Kindheit und seiner Jugend heraus. Nicht auf einmal erzählte er, nicht in fließender Rede, sondern ruckweise, zäh und widerstrebend kamen die Worte, als müßte er jedes einzelne aus altem Ingrimm und Ekel hervorwürgen. Er war der Sohn eines tirolischen Bauern in irgendeinem verlorenen, reizlosen Winkel, in dem die Zeit stillzustehen schien und in dem man kaum wußte von dem großen Drängen und Aufschwung, der durch das ganze Land ging. Der Bauer Saiser war nicht unbegütert, aber so geizig, daß er rundum nur unter dem Namen »Der Ruech« bekannt war, und daß er nichts auf der Welt und niemand liebte als nur sein Geld. Weder Knecht noch Magd hielten bei ihm aus, weil er keinem das Essen gönnte; und ihm war's recht, wenn sie ihm davonliefen, denn dann sparte er immer wieder ein paar Tage den Lohn. Er selber schaffte von früh bis spät, gönnte sich nicht einmal das Nötigste, ließ Frau und Kind buchstäblich hungern, nur um jeden Heller zusammenzuraffen und einzusperren. Die Frau starb früh, noch ehe ihr Kind sie recht lieben konnte, und der Mann, den der Geiz immer härter und böser machte, tilgte jede Erinnerung an sie im Hause aus. Kein Bild, kein Andenken sprach zu dem Kinde von ihr, denn alles, was ihr gehört hatte, schloß der Geizige wie kostbare Habe weg — kostbar, nicht weil sie ihr gehört hatte, sondern weil sie noch einer andern gehören konnte. Denn eine andre Frau mußte wieder ins Haus, mußte wieder zur Arbeit her, weil sonst alles drunter und drüber gegangen wäre, und nur eine Frau leistete, was jeder Magd zu schwer und zu schlecht entlohnt gewesen wäre.

»Meine Stiefmutter war ein braves Weib, und bei ihr hätt's kein Mensch schlecht gehabt. Aber sie ist neben meinem Vater zugrund gegangen wie meine Mutter auch. Gestorben ist sie freilich nicht, aber nach ein paar Jahren war sie nicht mehr richtig im Kopf. Sie hat sich eingebildet, sie sei vom Teufel besessen.«

Es war eine Hölle, in der das Kind zwischen dem von Geiz und Härte verzehrten Vater und der Frau lebte, deren wirrer Geist von schrecklichen mystischen Phantasien erfüllt war. Bald jammerte sie in stundenlangen Gebeten, daß die Erzengel und die Heiligen sich ihrer erbarmen und den Erzfeind austreiben sollten, bald wand sie sich in gräßlichen Krümmungen auf der Erde, ahmte unbewußt den Teufel nach, wie sie ihn auf dem Altarblatt der Dorfkirche zu den Füßen der Jungfrau sich winden sah.

Marie fragte entsetzt: »Aber, hat man sie denn nicht in das Irrenhaus gebracht?«

»Später, o ja, als sie in ihrem Irrsinn den Heustadel eines Bauern angezündet hatte, weil sie, wie sie schrie, endlich den Teufel verbrennen wollte. Aber bis zu dem Tag hat der Vater sie nicht fortgegeben, weil sie doch immer noch arbeiten konnte, und weil es ihn gefreut hat, zu sehen, wie ich mich vor ihr gefürchtet habe.«

»Aber, um Gottes willen, Sie waren doch sein eignes Kind!«

»Ja, und darum hat er mich noch mehr gehaßt als jeden andern Menschen. Ich war für ihn ein unnützer Fresser, dem man

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch obendrein ab und zu ein Schulbuch oder ein Paar Schuhe kaufen mußte — Grund genug, um mich zu verabscheuen. Ich habe in meinem Vaterhause nie auch nur die armseligste Freude empfangen. Für mich gab's kein Weihnachten, kein Spiel, ja nicht einmal ein freundliches Wort! Hunger, Prügel und, sobald ich nur eine Sense halten konnte, Arbeit von früh bis spät — das war meine Kindheit!«

In dieser armseligen, mißhandelten Jugend hatte es aber aufzuleuchten begonnen wie ein Sonnenstrahl, der durch purpurfarbene Glasscheiben fällt. Das war gewesen, als der Kirchenmaler mit seinen Leuten ins Dorf zog, um die alte kleine Kirche zu renovieren, in die schon seit vielen Jahrzehnten keiner von seiner Zunft mehr gekommen war, so daß die Altarblätter und das Deckengemälde fast unkenntlich und alle Vergoldungen blind geworden waren. Nun wurde im Schiff ein mächtiges Gerüst aufgeschlagen, und der Maler und seine Gesellen liefen den ganzen Tag auf hohen Leitern auf und ab, rieben und polierten hölzernes Schnitzwerk mit seltsamen Mischungen, rührten in großen Töpfen und Kübeln allerlei Farben an oder saßen in wunderlichen Stellungen hoch droben auf dem Bretterverschlag und pinselten die braune, schmutzige Altersdecke von den Gemälden fort, daß sie wieder farbig leuchteten und man auf dem Mittelblatt des Hauptaltars wieder deutlich erkennen konnte, wie sich der Satan in greulichen Krümmungen zu Füßen der Jungfrau wand. Die Schulkinder im Dorf standen natürlich, sooft und solang sie nur konnten, zwischen dem Gebälk des Gerüstes umher, gafften und wären fürs Leben gern die langen Leitern auf und ab gelaufen, wie sie's vom Maler und seinen Gesellen sahen. Keins aber stand so entgeistert und so hingerissen wie der Saiser Tonele, und während den andern nur einfiel, daß es gruselig-schön sein müßte, bald ganz hoch droben zu stehen und dann schnell wieder herunterzulaufen, kam es ihm wie ein Wunder vor, daß der Maler Farbe neben Farbe, Strich um Strich setzte, bis schließlich ein leuchtendes Bild daraus wurde. Von dieser Zeit an war's um ihn geschehen, denn wenn er auch noch keine rechte Vorstellung von dem hatte, was ein Maler ist, und nicht die allerleiseste, wie man einer werden kann, so war jetzt doch ein unbewußtes, aber starkes Gefühl in ihm, das ihn aus der traurigen Enge seiner Heimat fortdrängte, einem Ziel entgegen, das er nicht mit Namen hätte nennen können und dem er doch nachlaufen mußte, wär's auch bis ans Ende der Welt. Und richtig, kaum daß er die Schule verlassen hatte, lief er bei Nacht und Nebel seinem Vater davon, hungerte sich durch Tirol durch wie ein richtiger Landstreicher, bettelte an den Türen aller Malerwerkstätten, daß der Meister ihn um Gotteslohn aufnehmen und ihm zeigen sollte, wie man die Farben für die Gesellen mischt. Keiner hörte ihn an, keiner erkannte die Herzensnot des kleinen Burschen, bis er in Brixlegg einem Münchner Maler in die Hände lief, der dort mit seiner Schule landschafterte. Ihn dauerte der verhungerte Bub mit dem gescheiten Gesicht, und als der Tonele ihm erst etliches nach der Natur vorzeichnete, fand er, daß es eine Sünde wäre, wenn man den begabten Buben nicht in die Kunstgewerbeschule brächte, damit ein tüchtiger Kunsthandwerker aus ihm werden könne. So kam der Tonele nach München auf die Kunstgewerbeschule, und weil er nicht nur Begabung, sondern auch einen hellen Kopf hatte, begnügte er sich nicht damit, zu zeichnen und in Ton zu modellieren, sondern füllte auch seinen Schulsack, den er von daheim fast leer mitgenommen hatte, mit allerlei Kenntnissen an, so daß man ihm bald nicht mehr anmerkte, aus welch tiefer Geistesarmut er herstammte. Kunsthandwerker sollte er nach dem Willen seines Beschützers, der meinte, es gäbe schon mehr als genug Maler auf der Welt, werden, aber der Saiser Tonele ging wie einst seinem Vater so jetzt der Kunstgewerbeschule durch, stürzte sich unbekümmert in Jahre voll eiserner, zerfressender Not, um das Ziel zu erreichen, das er zuerst mit seinen Kinderaugen erblickt hatte und von dem er bis zum Tode nicht lassen durfte. Was Toni Saiser da durchlebte, war nicht das fröhliche Münchner Kunstzigeunertum mit Lautenspiel, Mädelgeschichten und improvisierten Atelierfesten, bei denen alles auf Pump genommen wird, ohne daß dem leichten Sinn des Gastgebers oder der Gäste Skrupel kommen. Nein, es waren Jahre voll verzweifelter Arbeit, voll schwei-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gend ertragener Entbehrungen, denn es war Saiser versagt, gefällige Bilder zu malen, die leicht Käufer fanden. Bis weit über die Dreißig hinaus schaffte er ohne den kleinsten Erfolg, lebte von der Hand in den Mund und glaubte schon, daß er es sein Leben lang nicht anders haben würde. »Dann aber hab' ich auf einmal zwei kleine Bilder in der Münchner Sezession verkauft, zu einem Spottpreis verkauft, aber von dem Tag an ging's in die Höh', und an dem Tag habe ich die erste große Freude in meinem Leben erlebt. Darum, wenn ich überhaupt Heimatgefühl kenne, wäre es allenfalls für München, aber ich glaube, mein Talent zum Patriotismus ist schwach. Und das teure Land Tirol, das möcht' ich überhaupt am liebsten aus meinem Gedächtnis auslöschen, wenn ich nur könnte. Von denen hat kein Mensch je einen Finger für mich gerührt oder auch nur ein gutes Wort für mich gehabt.«

Er war zuletzt leidenschaftlich geworden. Jetzt aber zwang er sich wieder zu dem alten Ton zurück. »Nun, verehrtes Fräulein, werden Sie vielleicht einsehen, daß mir das Andreas-Hofer-Lied nicht besonders gut liegen kann. Das paßt sich ganz gut für Sie und Ihren Vater und überhaupt für alle Leute, die hier jemand zu Dank gearbeitet haben. Aber nicht für den Saiser Tonele, den sie so lang über die Achsel angeschaut haben, bis er viel Geld verdient und nichts mehr nach ihnen gefragt hat. Geld verdienen und sich nicht um sie kümmern — das zieht!«

»Und Ihr Vater? Wie Sie dann hinaufgekommen sind, hat er sich auch da nicht um Sie gekümmert?«

»Wir haben uns nie mehr gesehen. Er ist vor zehn oder elf Jahren gestorben, und bei mir daheim soll dann die Sage gegangen sein, daß er noch im Tod die Finger nach innen gekrümmt gehabt hat wie Teufelsklauen. Sicher aber ist das nur ein Gerede der lieben Nachbarn gewesen, die meinen Vater und die Wahnvorstellung meiner Stiefmutter miteinander verwechselt haben. Die Stiefmutter besuche ich übrigens alle Jahre einmal in der Anstalt und habe sie auch in die erste Klasse bringen lassen, weil sie doch meinen Namen trägt. Der Vater hat sie natürlich in die Armenklasse gegeben! Der alljährliche Besuch im Irrenhaus ist das letzte Band, das mich mit der sogenannten Heimat verbindet. Sie müssen zugeben, daß es sehr schön ist!«

Sein bitterer Ton tat Marie weh. »Haben Sie gar keine Verwandten mehr?«

»Keine, Gott sei Dank! So eine Rasse wie die meinige kann nichts Gescheiteres tun, als aussterben. Ich werde sie nicht daran hindern.«

Als Marie an diesem Tage von dem bitteren Verächter seiner Heimat schied, war's ihr, als hätte sie rückschauend auf ein Land geblickt, das sie nicht gekannt hatte und das doch ihr eignes war. In verlorene Täler hatte sie geschaut, denen die Berge jeden Ausblick ins Weite und finstere Gebote jede Erleuchtung verwehrten. Hart im Raum zusammengepreßt, fanden hier böse Leidenschaften keinen Ausweg, warfen sich gierig auf den Nächsten, auf das eigne Fleisch und Blut; ein beschränkter Krämersinn spöttelte aus satter Behaglichkeit heraus über alles, was jenseit vom Spießbürger lag, und arme Menschen mißachteten den göttlichen Odem, der ihnen eingeblasen war.

Marie schloß mit einem leisen Schauder die Augen. Zum erstenmal kam ihr in den Sinn, welch eine Vergangenheit hinter ihnen allen lag und wieviel erst hatte gerodet, gejätet und ausgebrannt werden müssen, ehe der deutsche Geist sich die Hochburgen erbauen konnte, die sich jetzt gleich einem Festungsgürtel der Arbeit von Norden nach Süden zogen.

Noch ehe der Spätherbst einzog, hatte es plötzlich etliche regnerische, kalte Tage gegeben, und nun waren die Gäste, die zuerst nicht an die Abreise hatten denken wollen, doch rascher verschwunden, als sie selber gemeint hatten. Auch Mrs. Tailor entschloß sich, ihre Koffer packen zu lassen, obgleich sie ernstlich daran gedacht hatte, den ersten Schnee abzuwarten. Ihre Leidenschaft für Camillo wollte ihr zwar gern noch eine Verlängerung des Aufenthalts diktieren, aber mit dem Instinkt der Eifersucht merkte die alternde Frau, wie Camillo sich zu Cilly hinneigte, und mit den fernsichtigen Augen der Angst sah sie schon, wie alles kommen würde. Sie wußte, daß sie trotz allen Toilettenkünsten den Wettkampf mit Cilly nicht aufnehmen konnte, und darum sann sie auf ein Mittel, wie sie den jungen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mann von dem Mädchen räumlich entfernen und für sich zu eigen haben könnte.

Eines Tags, da der junge Povinelli aus dem Kontor des alten Schegger trat, hörte sie, wie er mit halblauter Stimme vor sich hin sang:

Amor, Amore palpito
Del universo, del universo intero
Misterioso, misterioso altero
Croce, croce delizia, delizia delizia al cor.

Seine Stimme hatte keinen besonders hübschen Klang, und er sang nach der marktschreierischen Art italienischer Provinztenöre, aber da Mrs. Tailor selbst ganz unmusikalisch und obendrein blind verliebt war, fand sie ihn auch als Sänger bezaubernd und merkte nicht einmal, daß er nur so fröhlich spektakelte, weil er sicher war, irgendwo im Garten wie zufällig Cilly zu treffen. Sie trat auf den Balkon ihres Zimmers und rief ihn mit ein paar schmeichelhaften Worten an, er aber antwortete nur zerstreut, grüßte dankend und ging eilig weiter, denn er sah schon ein weißes Kleid durch die Büsche schimmern. Auch Mrs. Tailor sah es, trat seufzend ins Zimmer zurück, aber bei der nächsten Gelegenheit, die sie ziemlich gewaltsam ergriff, begann sie mit ihm über seine Stimme zu sprechen. »Ich habe nicht gewußt, Mr. Povinelli, daß Sie so schön singen!«

Er sah sie erstaunt an. »Ich? Das weiß ich selbst gar nicht. Ich singe ja überhaupt nie, geschweige denn schön.«

»Oh, Sie wissen selbst gar nicht, was Sie alles können und was in Ihnen liegt! Ich hörte Sie neulich singen, als Sie unter meinem Balkon vorübergingen, und ich war entzückt von Ihrer Stimme, ganz entzückt. Und ich habe doch d'Andrade gehört und Battistini und Caruso und überhaupt alle Größen, die es nur gibt. Wirklich, Mr. Povinelli, Sie sollten Ihre Stimme besser schätzen!«

Er lachte. Er fand alles, was sie da sagte, ziemlich unsinnig, aber er hätte kein Mann sein müssen, wenn ihn ihre Bewunderung nicht geschmeichelt hätte. Und sie fuhr fort, seine Stimme zu rühmen, gab nicht nach, bis er mit ihr in den Musiksaal ging und ihr am Flügel etliche Nummern vorsang, zu denen sie die Begleitung spielte. Er hatte sich aus den vorhandenen Musikalien Gassenhauer und abgeleierte Arien herausgesucht, und Mrs. Tailors Klavierspiel klang ungefähr so, als ob sie Holz gehackt hätte; aber als sie vom Klavier aufstand, leuchtete ihr Gesicht wie von einer Offenbarung.

»Wirklich, Mr. Povinelli, Sie dürfen Ihre Stimme nicht brachliegen lassen! Sie müssen sie ausbilden und verwerten! Denken Sie doch, es ist vielleicht ein Millionenobjekt, das Sie in der Kehle tragen!«

Sie entwarf ihm nun einen Zukunftsplan, den sie in der Eile gezimmert hatte. Er sollte nicht länger im Geschäft seines Vaters arbeiten, sondern sich für die Bühne ausbilden. Zu einem großen Meister in Mailand oder in Paris sollte er gehen, ein paar Jahre Gesang studieren und dann —

»Dann werden Sie vielleicht einer der ersten Sänger der Welt. Denken Sie doch, Sie können Millionen verdienen und brauchen nichts zu tun, als abends ein paar Stunden lang zu singen. Und Ihr Name wird berühmt, die ganze Welt liegt Ihnen zu Füßen —«

Camillo lachte wieder und war klug genug, Ihrem Überschwang nicht aufs Wort zu glauben. Nur die Sache mit den Millionen, die so leicht zu verdienen waren, schien ihm nicht ganz lächerlich.

Im Augenblick sagte er nur: »Das sind für mich lauter unerreichbare Dinge! Mein Vater ist ohnehin schon ärgerlich, daß ich zweimal den Beruf gewechselt habe, und würde mir für ein Gesangsstudium keinen Soldo geben. Und außerdem habe ich wirklich keine Stimme.«

Sie gab aber nicht nach. Er sollte sich doch wenigstens einmal bei einem Gesangsmeister prüfen lassen, und was die Kosten für die Ausbildung betraf, nun, das würde sich finden.

»Jeder Gesangsmeister bildet mit Freude ungewöhnliches Material unentgeltlich aus. Sie können es ihm ja später, wenn Sie im Engagement sind, zurückbezahlen. Lassen Sie das nur meine Sorge sein, ich habe Beziehungen zu van Dyk in Paris und spreche ihm gern von Ihnen, wenn ich jetzt hinkomme. Sie brauchen sich heute noch nicht zu entschließen. Ich werde bis zum Beginn des Frühjahrs in Paris bleiben, und Sie brauchen mir nur ein Wort zu schreiben ...«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er dankte ihr herzlich, lachte aber immer noch. Lachte auch jedesmal, wenn sie später auf ihren Vorschlag zurückkam, denn er glaubte wirklich nicht an seine künstlerische Begabung, obgleich die Millionen, von denen sie jedesmal sprach, immer wieder durch seine Gedanken spukten. Er erzählte auch Cilly von dem merkwürdigen Plan.

Cilly war zuerst verblüfft, dann mußte auch sie von Herzen lachen. »Das bringt wirklich nur Mrs. Tailor fertig, in Ihnen einen Sänger zu entdecken!«

Er fragte naiv: »Nicht wahr, Sie glauben auch nicht, daß ich eine Stimme habe?«

»Nicht die Spur davon. Lassen Sie sich nur nichts einreden! Seien Sie überzeugt, daß weder van Dyk noch irgendein andrer Lehrer daran denkt, Sie als Schüler anzunehmen, außer Sie bezahlen die Stunden mit schwerem Geld.«

Er war ganz ihrer Meinung, aber es verdroß ihn doch ein wenig, daß sie ihm so kurzweg jede Begabung absprach. »Mrs. Tailor meint aber doch, daß meine Stimme —«

»Ach, teurer Camillo! Sie wissen doch, daß Mrs. Tailor alles himmlisch findet, was Sie tun oder lassen. Und wenn Sie wie ein Gockel krähen, erklärt sie, das sei das schönste hohe C, das sie je gehört hat.«

Er sah ihren lachenden Mund und ihre dunklen Augen, die jetzt übermütig und doch ein wenig, ein ganz klein wenig zärtlich blitzten, und er fand plötzlich, daß dieses ganze Hinundherreden über seine Stimme und über die Engländerin töricht sei. Er fragte: »Also soll ich hierbleiben?«

»Nein, Caruso in spe, Sie sollen nicht hierbleiben. Sie sollen sich von Mrs. Tailor entführen lassen, ungefähr so, wie sich antike Schönheiten von Jupiter entführen ließen. Sie sollen dahin gehen, wo Ihnen das Glück winkt.«

»Mein Glück steht anderswo. Aber es ist sehr spröde und winkt nicht.«

»Ja, Mr. Camillo, jedes Glück ist nicht so entgegenkommend wie die Entdeckerin Ihrer Stimme.«

Sie sprachen noch eine Weile, bald einander neckend, bald mit einem kleinen süßen Unterton, der aber gleich wieder verschwand, sobald Camillo eine Fermate darübersetzen wollte. Wann immer sie sich an den kommenden Tagen trafen, war stets für ein paar Augenblicke die Rede von Camillos Stimme, und auch Mrs. Tailor wurde nicht müde, ihn zu ermahnen und ihm goldene Berge für die Zukunft zu versprechen. Camillo war aber doch ein zu praktischer und nüchterner Kopf, als daß er auf die Phantasien einer verliebten Frau hin eine Zukunft aufgebaut hätte, und nebenbei wäre er auch jetzt nur sehr ungern für längere Zeit fortgegangen. Seine Tändelei mit Cilly erfüllte ihn jetzt so sehr, die kleinen harmlosen Heimlichkeiten, die ihn mit ihr verbanden, gaben seinen Tagen einen so entzückenden Reiz, und das ungestüme Temperament des Mädchens verhieß eine so köstliche Zukunft, daß er sich selbst wie ein Tor vorgekommen wäre, wenn er jetzt irgendeinem andern Ziel nachgelaufen wäre. Er war zwar noch nicht Hals über Kopf in Cilly verliebt, aber doch schon so weit, daß sie begann, Macht über ihn zu gewinnen, daß er sich ihr unterordnete und bereit war, so in ihr aufzugehen, wie er für kurze Zeit in jeder Frau aufging, die er liebte.

Schweren Herzens war Mrs. Tailor als Letzte abgereist. Das Palasthotel stand nun für einige Zeit leer, und die Scheggers gingen daran, die Spuren der sommerlichen Saison zu verwischen und sich für die Zeit des Wintersports vorzubereiten. Der alte Schegger stellte schon heute zufrieden fest, daß es ein ungewöhnlich ertragreiches Jahr gewesen sei, und Marie war von früh bis spät beschäftigt: bald in der Silberkammer, bald in den Wäscheräumen, bald galt es Betten, Teppiche und Möbel nachzusehen, die Geschirrschränke nachzusehen, mit Beschließerinnen und Vorstehern große Zählungen abzuhalten und Rechnungen abzuschließen. Sie konnte es ganz ungestört tun, denn niemand hielt sie von ihrer Arbeit ab. Auch Toni Saiser, der sich während der Regentage in sein Atelier verkrochen hatte, war nun, da der Spätherbst noch helle, warme Tage gab, hinüber an den Wildsee und weiter in der Gegend herumgewandert, um dort Motive für die andern Bilder zu suchen. Als die große häusliche Herbstarbeit beendigt war, wurde in der Scheggerschen Villa ein großer Kaffeetisch mit dem feinsten Damast gedeckt, der im Hause zu finden war, Kuchen wurden gebacken, Sträuße aus den letzten Blumen des Gartens gewunden, und die beiden Fräulein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schegger probierten lange vor dem Spiegel, welches ihrer Kleider wohl am besten für die festliche Gelegenheit passe. Auch der alte Schegger zog sich feierlich an, wenngleich sein Gesicht einen etwas süßsauren Ausdruck hatte. Vor wenigen Tagen war die Verlobung Franz Scheggers mit Carla Ferrari veröffentlicht worden, und heute erwartete man zum erstenmal das Brautpaar mit den Schwiegereltern zu Besuch.

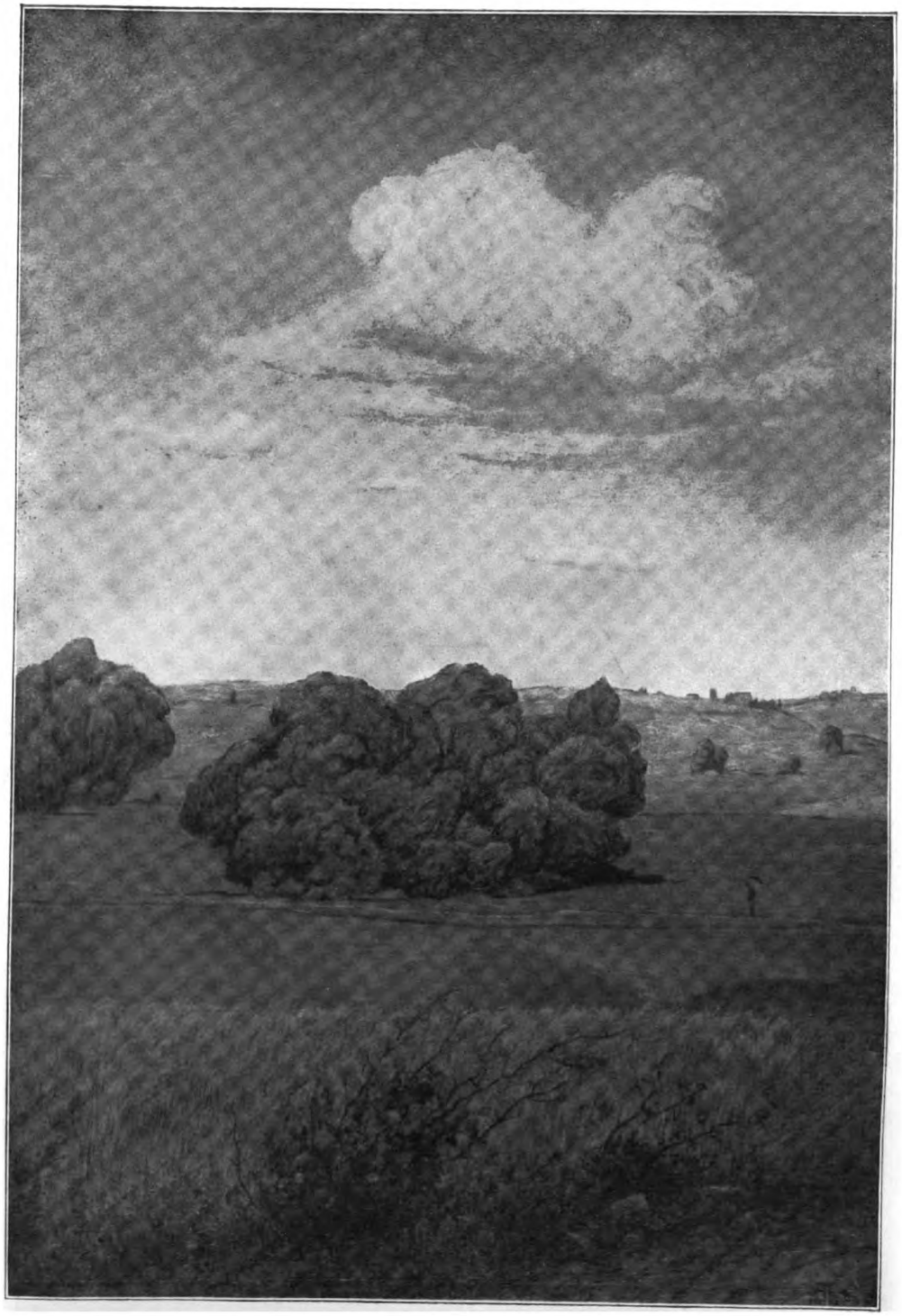
Die gegenseitige Begrüßung der beiden Familien gestaltete sich sehr herzlich, und niemand schien mehr daran zu denken, daß der alte Schegger seine Einwilligung erst im letzten Augenblick gegeben hatte, erst als er sah, daß der Wille des Sohnes unerschütterlich blieb. Die jungen Damen umarmten und küßten sich, Frau Ferrari schüttelte Mariens und Cillys Hand, und die Scheggerschen und Ferrarischen Männer — denn auch ein junger Ferrari, eben erst Leutnant geworden, war mitgekommen — wechselten kräftige Händedrücke.

Als aber auch Franz seinem Schwiegervater die Hand hinstreckte, schob dieser sie lachend zurück und rief scheinbar entrüstet: »Nein, mit dir net! Du bischt und bleibscht mei Feind. Denn du eschkammodierscht mir's Madele weg!«

Alle lachten, aber Marie und Cilly waren ein wenig erstaunt, daß der gefeierte, geistreiche Doktor Ferrari so unverfälschten Dialekt sprach. Sie hatten wohl früher da und dort flüchtige Begegnungen mit den Ferraris gehabt, aber das war lange her, und weil sie damals noch kein besonderes Interesse an der Familie genommen hatten, war ihnen auch kein Eindruck haftengeblieben. Sie standen ihnen gegenüber, als sähen sie sich jetzt zum erstenmal, und beide stellten im stillen fest, daß sie mit der neuen Verwandtschaft zufrieden waren. Die Ferraris stießen allerdings bei den Mädchen auf ein wohlwollendes Vorurteil, denn gerade weil der Vater sich stets gegen diese Heirat gesträubt hatte, war in den Schwestern Neugier und Sympathie rege geworden, wie sie sich oft gegen heftigen und scheinbar ungerechten Widerstand auflehnt. Stets hatten sie in dieser Angelegenheit die Partei des Bruders ergriffen, und besonders in der jüngsten Zeit war Cilly eine leidenschaftliche Kämpferin für Franz und Carla geworden. Der Widerwille ihres Vaters gegen alles, was nur an Welsches anklang, hatte sie von jeher zum Neinsagen gereizt, und seit sie Camillo Povinelli im Sinne trug, war's ihr, als ob ihre eigne Sache mit der des Bruders verflochten wäre. In törichtem Aberglauben, wie ihn verliebte Leute sich wohl ausdenken, meinte sie ergründet zu haben, daß ihr Weg genau so gehen würde wie der des Bruders, daß es in den Sternen geschrieben stünde, daß sie und Franz, weil sie die gleiche Wahl getroffen hatten, auch zu gleicher Zeit und in gleicher Weise Glück oder Unglück vom Schicksal empfangen müßten. Da Franz nun sein Ziel erreicht hatte, war Cilly froh und zukunftsselig, obgleich sie noch gar nicht ernsthaft über ihre süße Tändelei hinausgedacht hatte.

Selbstverständlich waren die Schwestern am meisten auf Carla Ferrari neugierig gewesen, und da die Braut aus dem Auto stieg, waren sie ein wenig, ein klein wenig enttäuscht. Sie hatten sich ein Mädchen, um das ein Mann jahrelang wirbt und kämpft, jünger, blendender vorgestellt und sahen nun erstaunt auf die Braut, deren hohe Gestalt frauenhaft wirkte und der das helle Sommerkleid nach kleinstädtischem Schnitt unvorteilhaft saß. Allmählich nur gewahrten sie, daß das ruhige Ebenmaß dieser Gestalt und das stille, klare Gesicht mit der schmalen Stirn und dem sanftgewellten braunen Haar den Bildern des Palma Vecchio glich, und daß sie darum in einem modernen Mädchenkleid niemals zur Geltung kommen konnte. Wenn sie lächelte, wurde ihr Gesicht hell und warm, als ob die Sonne draufschiene; und wenn sie ihrem Vater zuhörte, während er sprach oder scherzte, trat in ihre Augen eine Bewunderung und eine Hingebung, die rührend wirkten. Freilich war sie nicht die einzige ihrer Familie, die das Oberhaupt so anblickte. Sowohl seine Frau wie sein Sohn umgaben es zu jeder Minute mit zärtlicher Ehrfurcht, das ganze Denken, das ganze Leben der zwei Frauen und des jungen Offiziers schienen nur darauf gestellt zu sein, den Gatten, den Vater zu lieben und zu verehren. Doktor Ferrari war ein häßlicher Mensch, nicht allzu groß, grobknochig wie ein Bergbewohner, und auch der Ansatz zum Bläbhals fehlte nicht. Der breite Mund ließ unregelmäßige Zähne und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hans Thoma: Mariä Himmelfahrtstag

Aus der Ausstellung der Freien Sezession, Berlin 1916

Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

das Gefunkel zahlreicher Goldplomben sehen, und die Nase saß klobig, etwas aufgestülpt im Gesicht. Nur die stark vorspringende und an den Schläfen fein ausgemeißelte Stirn verriet den Geistesarbeiter, und seine Augen, die bald grau, bald grün, bald blau schillerten, hatten eine seltsame Ausdrucksfähigkeit. Wenn Doktor Ferrari ruhig war, lagen sie, scheinbar ohne Blick, wie verschleiert hinter den breiten Lidern; sobald er aber sprach, begannen sie zu leuchten, überstreuten jedes seiner Worte wie mit einem aufblitzenden Funken, lachten bald aus einem Kranze winziger Fältchen, die sich rasch von den Schläfen bis zur Nasenwurzel zusammenzogen, blickten träumerisch, mit romantischer Schwärmerei in die Ferne, wenn etwas ihn freute oder entzückte, und blitzten wie drohender Stahl, wenn er in Zorn geriet. Und wie seine Augen, so war sein ganzes Wesen, immer wechselnd, aber immer fesselnd und bezaubernd, denn sobald er im Gespräch warm wurde, war er nicht mehr der bäuerlich aussehende Bürger aus der Bezirksstadt, sondern einer der geistreichsten Plauderer seiner Zeit, ein Mann, dessen Wissen jeden, der ihn kannte, in Erstaunen setzte, der über Agrarpolitik ebenso genau Bescheid wußte wie über irgendeine kulturhistorische Einzelheit der Rokokozeit, der im Landtag über die trockensten Stoffe mit Feuer sprechen konnte, der als ein außerordentlich scharfsinniger Kriminalist galt und der sich doch so viel naive Lebensfrische bewahrt hatte, daß er sich im Wiener Wurstelprater ergötzen konnte wie ein junger Bursch aus dem Volk. Sobald er sehr lebhaft ins Gespräch kam, vergaß er auch seinen Tiroler Dialekt, der die Schwestern Schegger erstaunt hatte, denn Doktor Ferrari war ja auch, wie so viele seiner Landsleute, ein wenig Komödiant und wußte sehr gut, daß Dialekt, besonders ein harter, schwerverständlicher Dialekt, treuherzig wirkt.

Es war selbstverständlich, daß dieser Mann auch am Scheggerschen Kaffeetisch das Gespräch fast ausschließlich beherrschte. Er tat es ohne Anmaßung und ohne Rechthaberei, so daß es den andern gar nicht zum Bewußtsein kam, wie sie eigentlich nur das Stichwort gaben, während er das Gespräch hielt.

Er reichte jedem von ihnen mit bezauberndem Lächeln die Hand, und alle am Tisch begriffen es, daß Carla die Hand ihres Vaters festhielt und küßte.

Er nickte seiner Frau zu, die ihm gegenübersaß, hob seine gefüllte Kaffeetasse, als wäre sie ein Sektglas, gegen den Sohn: »Prosit, Herr Leutnant, auf daß Sie bald in den Generalstab kommen!«, bedauerte mit ein paar herzlichen Worten, daß seine beiden andern Kinder nicht auch teilnehmen konnten an der gemütlichen Familienfeier. Aber der Hauptmann Ferrari stand eben schon im Generalstab und konnte nicht abkommen, und die andre Tochter, die an einen Ministerialbeamten in Wien verheiratet war, lag in den Wochen.

Nach dem Kaffee verteilte sich die Gesellschaft in kleine Gruppen. Doktor Ferrari unterhielt sich immer noch angelegentlich mit dem alten Schegger; Frau Ferrari, eine feine, kränkliche Dame, bewunderte Mariens wirtschaftliche Talente; der junge Leutnant, der bei jedem zweiten Wort voll Stolz sagte: »Wir vom Militär!«, machte schüchterne Versuche, Cilly anzuschwärmen; und das Brautpaar saß ein wenig abseits am Fenster und redete kaum. Beide waren schweigsam von Natur, und nach dem jahrelangen Kampf lag das Glück so schwer auf ihnen, daß es sie müde und stumm machte. Sie sahen hinaus in die Landschaft, die schon in herbstlichen Dämmer versank, und jedes wußte, daß die Gedanken des andern genau den eignen glichen. Das war so beruhigend und zugleich so beseligend, daß es ihnen schien, als ob sie durch ein geheimes Band verbunden wären und als ob in ihren Körpern nur ein einziger Blutstrom kreise ... Zuweilen nahm Franz Carlas schöne Hand zwischen die seinen, drückte sie und sah mit einem kleinen Lächeln in das Gesicht seiner Frau. Sie lächelte Antwort, nickte ein wenig, und ihr ganzes Wesen schien von innen heraus durchleuchtet, als wäre ihr Herz eine Flamme, die in einer Alabastervase brannte. Einmal sagte sie: »Ich könnte mir kein Leben mehr ohne dich denken!«

Er sagte ruhig: »Das darfst du auch nicht. Es gibt für uns kein Leben mehr, als miteinander. Immer, immer miteinander!«

Wieder schwiegen sie, blickten mit glückseligen Augen auf das Wort »immer«, das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihre beiden Leben mit unlöslichem Erz aneinanderzuschmieden schien. —

Als die Ferraris wieder fortgefahren waren, sprachen die Scheggers natürlich noch lange über sie. Cilly fragte: »Nun, Vater, war der Doktor Ferrari so schrecklich, wie du ihn immer gemalt hast?«

Er brummte etwas Unverständliches als Antwort. Er wollte nicht zugeben, daß Doktor Ferraris Persönlichkeit auch auf ihn stark gewirkt hatte, wenngleich das Mißtrauen kaum kleiner geworden war.

Marie meinte: »Ich finde ihn ungemein liebenswürdig, und zwar nicht nur liebenswürdig als Gesellschafter, sondern auch sonst ... Das ist kein Gassenlächler, der nur nach außen hin blendet und daheim unerträglich ist. Man sieht ja doch, wie seine Familie ihn anbetet, und an so einem Manne, da muß doch etwas dransein.«

Der alte Schegger gab widerwillig zu: »Ja, anbeten tun sie ihn, das stimmt! Daran könntet ihr euch ein Beispiel nehmen!«

Sie lachten und freuten sich, daß der Vater gut gelaunt war, denn sie hatten diesem Nachmittag doch mit ein wenig Herzklopfen entgegengesehen.

Cilly sagte jetzt: »Aber ein langweiliges Brautpaar sind die zwei! Wenn man nicht wüßte, daß sie jahrelang aufeinander gewartet haben — ansehen und anmerken täte man's ihnen nicht! Ich begreife überhaupt nicht, was der Franz an der Carla findet! Ich glaube ja schon, daß sie ganz stilvoll ausschauen kann, wenn man sie ordentlich anzieht, aber trotzdem —«

Marie dachte ein wenig nach. »Weißt du, es ist etwas an der Carla, das einen Mann schon fesseln kann. Ich rede jetzt nicht vom Äußeren, denn das ist ja immer Geschmackssache, und da versteht einer nie, warum der andre verliebt ist. Aber es ist etwas um sie her — ich weiß nicht, ob das Verliebtheit ist, oder Güte, oder Schwäche ... Aber es ist etwas, was wohltut und einen Mann sicher rührt. Es ist ganz gleich, ob sie ihren Vater ansieht oder den Franz: es ist immer so eine bedingungslose Hingebung und so ein Wille, sich aufzuopfern.«

Cilly nickte und meinte etwas spöttisch: »Jawohl, Genre Käthchen von Heilbronn.«

Marie aber, die sich über Cillys Ton ärgerte, weil sie schon heute die neue Schwägerin verstand und gernhatte, beharrte: »Es ist eine sehr große Güte und die Fähigkeit, sich hinzugeben. Ich kann es nicht leiden, wenn du jeden Menschen, den du nicht verstehst, aburteilen oder lächerlich machen willst.«

»Die Hauptsache bleibt ja, daß sie dem Franz gefällt. Übrigens habe ich gar nichts gegen sie und bin überzeugt, daß man gut mit ihr auskommen kann.«

»Sicher! Bei den Ferraris ist auch offenbar ein so gutes Familienleben, daß von ihnen keine Unverträgliche kommen kann.«

»Jawohl, Familiensimpelei ist sicher ihr Losungswort,« meinte Cilly; aber sie lachte, und der Ton ihrer Stimme war so liebenswürdig, daß ihre Worte keine Schärfe an sich trugen.

Der alte Schegger hatte zuletzt auf die Plänkelei zwischen seinen Töchtern nicht mehr recht hingehört. Jetzt sagte er aus seinen Gedanken heraus mehr zu sich als zu ihnen: »Ja, die Carla g'fallt mir gut. Die verdirbt die Rass' nicht. Die wird auch feste Kinder zur Welt bringen.«

Die Töchter lachten. »Vater, ich glaube, du denkst jetzt schon nur an die Enkel, die die Carla auf die Welt bringen soll.«

»Natürlich! Wenn zwei heiraten, denkt man doch an so was! Und wenn man erst so alt ist wie ich, dann hat man überhaupt nichts andres mehr zu denken als an die, die nach einem kommen ...«

Die Töchter entgegneten nichts. Cilly sah verloren auf den grünseidenen Schirm, der die elektrische Birne umfing und ihr grelles Licht wohltuend dämpfte. Marie ließ die kleine Handarbeit, an der sie nadelte, für ein paar Augenblicke in den Schoß sinken und erwog die Worte ihres Vaters. Andre fielen ihr ein, die ein jüngerer als der Schegger draußen auf der überblühten Wiese gesprochen hatte: »Für eine Rasse wie die meinige ist's schon am besten, sie stirbt aus.« Mitleid überschlich sie und ein Gefühl der Hilflosigkeit, weil sie das Wort suchte und doch nicht finden konnte, das die eisernen Bande sprengen sollte, die Not und Bitterkeit um ein mißhandeltes Herz geschlagen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stuttgarter Parklandschaft im Winter

Im Schwabenland

Eine Heimatschilderung von Auguste Supper

Mit zwölf schwäbischen Landschaftsbildern nach Gemälden von Friedrich Felger

Als einen Kriegsgewinn, den kein Fortgang der Ereignisse, keine Friedensverhandlungen künftiger Tage kürzen oder wieder in Frage stellen können, dürfen wir heute schon eine hellsehend gewordene, in alle Schichten getragene, erstarkte Heimatliebe buchen. Mit anderm Blick als zuvor schreiten wir jetzt übers Feld. Der Boden, der uns trägt, die Scholle, die uns nährt, sie sind nun umwittert und umglänzt von dem Preis, der draußen auf blutiger Trift für sie bezahlt wird.

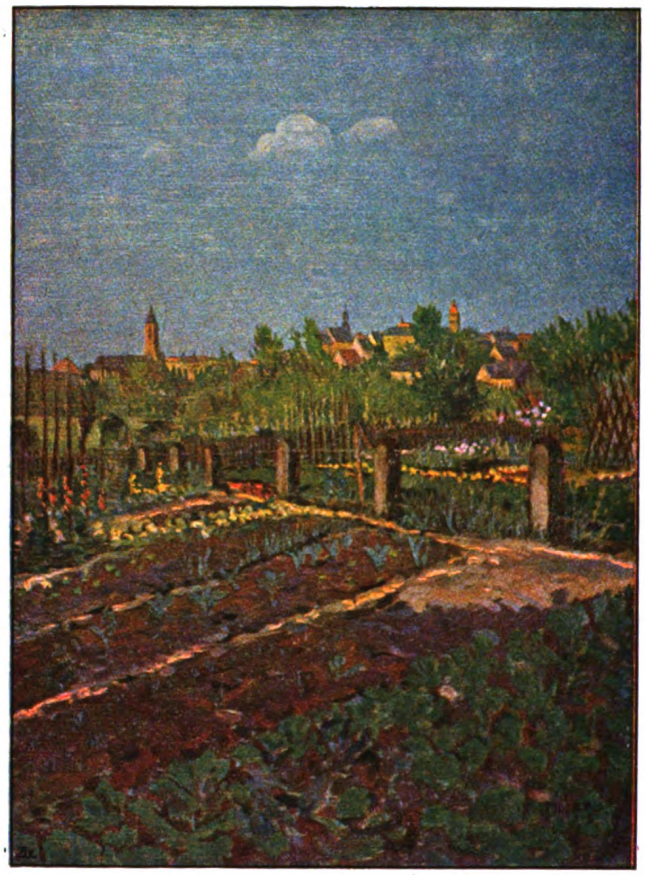
Ein brennendes Augenwasser hat uns die Sehkraft geschärft. Wermutbittere Tropfen lassen unsre Herzen stärker schlagen beim Anblick der unversehrten, ungeschändeten Heimaterde, die uns vorher so etwas Selbstverständliches war wie eine treue Mutter, die ohne Aufhebens und ohne Dank für uns da ist.

Wo aber eine Mattheit, eine Dumpfheit aus der Welt gejagt wird, strömt die Kunst hin, wie der Luftstrom in ein Tief. Darum wird sie es auch sein, die von unsrer neuen Art, die Heimat zu sehen, am sichersten gewinnt.

Bei uns Schwaben hat sich die — uns zu keiner Zeit und von niemand abgesprochene — Heimatliebe oft recht sonderbar geäußert. Sie hat die Kinder des Landes nie verhindert, mit einem fast gierigen Verlangen nach der »Fremde« zu schauen. Von draußen aus aber fing dann das Schwabenherz für die ferne Heimat zu brennen an. Und das meist lichterloh. Allerlei Schönes und Gutes, was wir nicht missen möchten und was nur so zustande kommen konnte, ist aus dieser oft belächelten und oft auch belobten Eigenschaft unsers Stammes hervorgegangen. Aber es hängt auch viel dunkles, vielleicht nie lautgewordenes Leid damit zusammen.

Haben so viele, und nicht die schlechtesten Schwaben durch das Fernrohr, das ihnen eine herbe Sehnsucht schliff, die Heimat köstlich gefunden, so sind doch zum Glück auch immer wieder Augen dagewesen, die, auf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Schwäbisches Landstädtchen

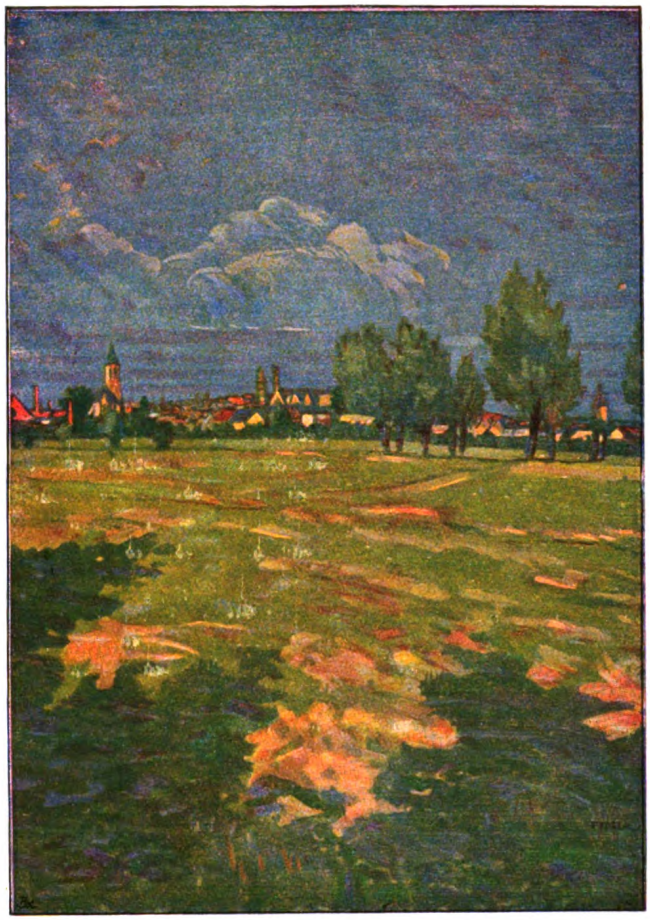
die Nähe eingestellt, das Nahe liebend faßten.

Zu diesen gehört berufenerweise der junge schwäbische Landsmann, der uns heute ein paar Bilder zeigen will.

Er ist noch keine Berühmtheit, der seinen Stil oder gar seine Manier hat. Man darf sich noch mit ihm auseinandersetzen und hat nicht stumm zu sein und anzubeten. Der Stempel der Unsterblichkeit, der den Sterblichen Mund und Augen verkleistert, ist noch nicht im Vorrat auf jeden Fetzen Leinwand und Papier gedrückt, den der Mann bemalte, bemalt und einst bemalen wird. Das verleiht einem ein erfreuliches Gefühl der Freiheit, das man gern ausnützt.

Einst hielt man es geradezu für das Kennzeichen echter Kunst, daß der Durchschnittsmensch nicht leicht in ein Verhältnis zu ihr kam. Darüber denken wir jetzt doch wohl anders. Wie gerade der innerlich hochstehende und adlige Mensch am raschesten und stärksten, am unmittelbarsten und allgemeinsten einen brüderlichen Eindruck macht, so brüderlich, traut und stark grüßt echte Kunst; das wissen wir jetzt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Waiblingen

Es mag bei ihrem Gruß zuerst ein Grübeln, ein Suchen wie nach Vergessenem, ein Bohren und Sichbesinnen in uns anheben, das nicht sofort Entzücken ist und vielleicht nie Entzücken wird, je nachdem wir die Augen aufheben dürfen oder niederschlagen müssen bei der Begegnung; aber das starke und unmittelbare Berührtwerden ist sofort da.

Etwas von dem neuen Gemütswert, den das große Sterben und Verheeren in die Welt gebracht hat und der durch unsre Heimatfluren spukt und geistert, ist in Friedrich Felgers Bildern zu spüren. Deshalb kommen wir sogleich in ein Verhältnis zu ihnen. Sie sind uns etwas.

Das ist nicht kunstkritische Sprache und will es nicht sein. Das ist nur wie Freundeswort, das sich einem auf die Lippen drängt, wenn man ein vertrautes Gesicht, ein bekanntes Lächeln sieht.

Die Parklandschaft im klaren Winterschein, die uns da hingestellt ist, sie ist mit unsrer in der Dunkelheit der Zeit hellsehend und tief gewordenen Seele geschaut. Da geht es nicht um reizvolle Schatten auf wei-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwäbischer Hausgarten

chem Schnee, nicht um das Netzwerk kahler Äste und Zweige, nicht um die nackte Struktur winterschlafender Welt. Da geht es um eine Heimat für alles Unsichtbare, um einen Schauplatz für das zwischen den Dingen Webende, um einen Raum für das Raumlose.

Ob es wohl immer noch verpönt ist, wenn Werke der »bildenden« Kunst »gedanklich« wirken? Ich muß einmal einen Gelehrten fragen. Aber erst später. Wenn man wieder für Spitzfindigkeiten Zeit hat. Wenn man wieder keine großen Zusammenhänge, keine durchgehenden Linien mehr sieht. Wenn alles wieder schön in die dunkle Tiefe gesunken ist, was die gewaltige Erschütterung aus dem Untergrund emporgehoben hatte. Wenn man wieder in dem abgeklärten Wässerlein plätschert, das obenher über allem Tiefen steht; wenn man wieder spielende Mücklein fängt und sich an den Schwänzlein der zappelnden Kaulquappen freut.

Sie wird wieder einmal kommen, diese Zeit. Jetzt aber, da durch die dunkle Flut sich Großes hinwühlt, da alle tiefen Fragen aus dem Grunde steigen und sich schwerfällig rühren, jetzt »verstehen« wir nicht mehr alles und noch einiges dazu. Wir wissen auch nicht mehr so genau, wie das Verhältnis der »bildenden« Kunst zum »Gedanklichen« ist. Wir schlagen dieser armen bildenden Kunst nicht mehr sofort unbedingt und unbarmherzig die Glieder ab, wenn sie hinausgreift über das, was man ihr als ihr Gebiet angewiesen hat.

Darum ist es heute kein bedenkliches Zeichen, wenn Friedrich Felgers bunte, sonnenwarme Gärten nach Reseden und Sellerie riechen, wenn die Landstädtchen mit dem blauen Sommerhimmel darüber nach Geschichten aussehen, wenn von den lieben spitzen fernen Türmen Mittagsglockenläuten schwingt, was alles man doch eigentlich nicht malen darf, kann und soll. Die trauten Obstgärten sind nicht schlechter gemalt, weil den Freund solcher Dinge die Alexanderreinetten, die Gravensteiner, die Pastorenbirnen aus den Bildern grüßen, zusamt der guten Luise von Avrange, die immer noch eine hervorragende Sorte ist und bei uns so gut gedeiht.

Es ist kein halbes Todesurteil für die Malerei, wenn man Rosen und Lilien auf den Gartenbeeten unterscheiden und den warmen Sommerduft genießen kann, oder wenn einem bei dem Städtchen Waiblingen ein ferner Tag einfällt, der nichts zu tun hat mit dem Bild.

Ein Regentag war es. Grau und still, voll warmer, müder Treibhausluft. Mein Kamerad und ich hatten das Städtchen nicht aufgesucht als das malerische Krähwinkel, sondern als die Stätte, an der der Stauferruf haftet: »Hie Waiblingen!«

Zu unserm Beginnen just das rechte Wetter. Stumm, suchend, träumend durchstreiften wir die engen alten Gassen, sahen an Türmen und grauen Mauern in die Höhe. Der Regen weinte zwischen den Steinen, ein unendliches Raunen und Schluchzen war in allem Getrümmer. Das gab guten Klang zum alten Ruf, der heute noch eine Saite tönen macht in jedem deutschen Herzen, eine Saite, die in Stolz und Schmerz, in Zorn und Trauer schwingt.

Grußlos und trittlos huschten und schlichen vermummte Menschenwesen an uns vorüber. Sie hatten keine Teilnahme, keine Neugier für uns, wie man sie sonstwo und an lachenden Tagen in kleinen Städtchen für jeden Fremden hat. Als trügen wir

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tarnkappen über die Köpfe gestülpt, so wenig achteten sie unser, so ausgeschaltet waren wir aus ihrer grauen Welt.

Wir wollten zuerst eins dieser Wesen fragen nach den verschiedenen Örtlichkeiten, in deren wirren Spuren einstiger Geschehnisse wir uns nicht so ohne weiteres zurechtfanden.

Aber dann taten wir es doch nicht. Eine stumpfe, müde Willenlosigkeit ließ es anfänglich nicht dazu kommen. Und dann war auf einmal das Bangen da, diese Huschenden, Schweigenden, die wie Beginen und Troßknechte, Mönche und Bettelleute aus Barbarossas oder des sechsten Heinrichs Zeit unter den Regenschleiern an uns vorüberkamen, möchten ganz gewöhnliche Waiblinger Milchmädchen oder Ziegeleiarbeiter werden, wenn man sie anredete.

So tasteten wir uns denn auf eigne Faust fort, keinem andern Führer anvertraut und vertrauend als der seltsam leidvollen Sehnsucht, der ahnenden Ergriffenheit, die wie eine Wünschelrute anschlägt, wenn der Fuß bedeutungsvolle Stätten betritt.

Wir wanderten hinaus, bis vor die letzten Häuser einer der regendüsteren, schmutzigen Gassen. Dann trieb es uns noch ein Stück den Ackerweg entlang, um von dort einen letzten Blick, ein zusammenfassendes Bild zu erhaschen.

Und da erlebten wir etwas gar Schönes. Das schwere Grau des langen Regentages zerriß. Ein fahles Hellerwerden war erst in der Luft, dann ein Angeglühtsein wie von fernem Feuermeer über dem Städtchen, und zuletzt ein aufstrahlendes Funkeln, ein leuchtendes Perlen, Sprühen, Glänzen rings um uns her, das alles, was eben noch irdisch war, in den Schimmer der Ewigkeit kleidete.

Wir standen tief ergriffen. Eine Huldigung war das von drüben her für das erloschene Geschlecht, das auch dereinst die Welt mit Glut und Glanz erfüllt hatte. Das sonnenhaft aufstieg aus Schwabens Gauen, die Menschheit überlohte und emporriß, daß sie ihre Armut und Enge für eine Zeit vergaß und stolz und adlig fühlte, und das dann jäh versank in welscher Tücke und Treulosigkeit. Ein Stern, der aufstrahlte und erlosch.

Nicht diese Stauferstätte malt Friedrich Felger. Aber er kennt sie. Vergangenheit, den Dunst des Gewesenen, der sich so merkwürdig gut hält in der Schwabenluft, hat er über den Dächern und Türmen Waiblingens, ja im blauen Sommerhimmel darüber zittern und glänzen sehen und mitgemalt. Zwischen dem bunten Gemengsel, das er aus seinen Tuben drückt, hat er ein Wissen, eine Liebe, ein Erinnern auf der Palette. Das macht seine Bilder tonig. Das Wort aber nicht aus dem Sprachschatz der »Malerischen« genommen, sondern aus der Rüstkammer derer, die die Zusammenhänge spüren, die tonige Farben und farbige Töne und sonst noch allerlei Mischungen und Zusammensetzungen kennen, und die sich unter einem Maler kein geistig eindimensionales Wesen vorstellen. Das Ruhende, Zeitlose, das den gehetzten Seelen Erquickung ist und um deswillen man einzig und allein im rechten Sinne zur Kunst wallfahrten geht, hängt just mit dem zusammen, was man nicht aus Tuben drückt, und was auch dieser Landsmann kennt.

Im Schwabenland braucht man keine Siebenmeilenstiefel, wenn man »Motive« suchen will. Sie liegen dicht gereiht; sind aber darum nicht so, daß man sie nur mit spitzen und spielerischen Fingern fassen könnte oder fassen müßte. Im Malerischen

Obstgarten vor der Stadt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Blick ins Ermstal

hat da Otto Reiniger den schlagendsten Beweis geliefert, indem er aus den paar Morgen Wald und Grund, Ackerscholle und Bachlauf um sein Besitztum her Werke herausgeholt hat, aus denen weltweite Schönheit grüßt, und die ihn unter die ganz großen Maler einreihen würden, auch wenn er sonst nichts geschaffen hätte.

Auch Friedrich Felger kennt offenbar schon den Kniff, auf den es ankommt und den schließlich keine Schule lehren kann. Auch er hat schon jene innerliche Freiheit und Weite, in der die kennzeichnende Geste der Berufenen gelingt, jenes sorglos lässige und doch so instinkthaft sichere »Greift nur hinein!« Das Ermstalbild ist dessen Zeuge und Beleg.

Wenn ein Schwabe ans Ermstal denkt, sieht er Grün. Nicht Grün als Farbe schlechtweg, sondern als Wesensart, als hervorstechendste Eigenschaft eines Fleckchens Erde.

Es ist ein Grün, in dem man singen muß, die schönsten Heimatlieder. Ein Grün, in dem der Wind spielt, das Licht zittert, der Heuduft strömt. Ein Grün, in dem Klingen daherkommt. Klingen von Glocken, Klingen von Jauchzern, Klingen von vergangenen Dingen. Vom hohen Neufen, von St. Johann, von Hohenurach, vom grünen Felsen, von Hängen, Heiden, Burgtrümmern schwingen Klänge sich herbei zu dem Wanderer im Tal. Wer da Ohren hat, zu hören, der vernimmt Dinge aus den Schächten der Erde, aus Kluft und Felsenspalt, aus Höhe und Tiefe. Dinge von gestern, heute und morgen. Dinge, leicht und flattrig wie Schaum, und andre, klobig und schwer wie kauernde Ungeheuer.

Über dem stillen Talweg schallt noch das Hifthorn und hetzt die Meute, wenn man Glück hat und die Stunde kennt. Glöcklein bimmeln, die längst gestorbene Nonnen zum Ave-Maria rufen, und andre, schetternde, aufgeregte, die einen armen Sünder zum Galgen geleiten.

Wenn aber Johannisnacht in der Nähe ist und die Glühwürmchen Hochzeit halten, dann bleibt's nicht bei den Klängen. Dann sieht man zur Dämmerzeit manche merkwürdige Gestalt.

Da ist der alte Spezial mit dem starken Kinn, dem strengen, drohenden Gesicht, dem breiten Nacken. Abwesenden Blickes gleitet er lautlos neben dir vorbei und hinein ins Waldesdunkel. Die eine bleiche Hand hält

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das schwarze Amtskleid fest zusammen, die andre drückt die Bibel an die Brust.

Der Eifer, der den strengen Mann bei Lebzeiten gefressen, er treibt ihn jetzt noch aus der Ewigkeit zurück, daß er nichts will und weiß, als den Geistern in Wald und Heide predigen bis zum Hahnenschrei.

In heißer Mittagsstunde aber trippeln auf solchen Wegen die »Wichtele«. Knirpse, eine Spanne hoch bis zu Schuhhöhe. Spitze graubraune Kappen tragen sie und gegürtete Kittel von der Farbe der Baumrinde. Ihre Gesichter sind bärtig, gefurcht und erdfarben, als seien sie uralt und nie gewaschen. In den von schweren Holzwagen ausgefahrenen Gleisen gehen sie am liebsten. Manchmal hüpfen sie über den Rand mit einem drolligen Sprung.

Gesehen muß man das haben. Aber lachen darf man nicht. Sonst ist alles wie ein Traum- und Trugbild verschwunden, und der Lacher mag leicht sein Gedächtnis und auch sein frohes Herz verlieren. Läßt man die Kleinen aber unbelästigt, so tun sie heimlich manche Guttat, manchen erwünschten Liebesdienst, denn sie sehen wohl, wie die Menschen sich plagen.

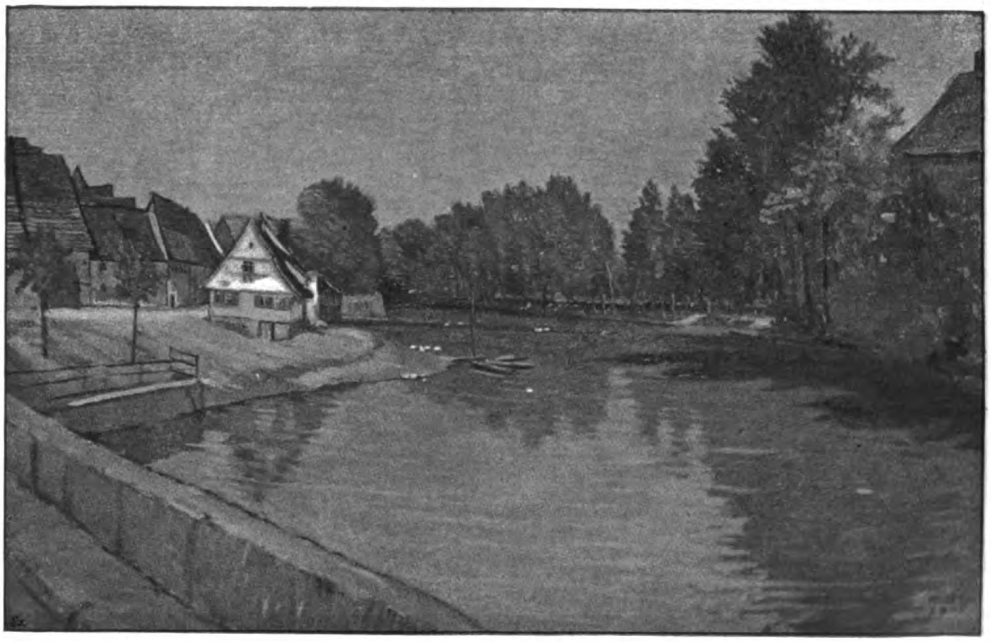
So haben sie oft den Bauern, die über Mittag rastend im Schatten schliefen, das Heu gewendet oder es gar auf Haufen gebracht, wenn ein Wetter drohend über den Berg zog.

In sternenlosen, schweren Nächten aber tanzen blaue Flämmchen auf solchen Pfaden. Sie ducken sich, lecken empor, hüpfen, zittern, gleiten, und oft jagt ein Stoß des Nachtwindes oder ein unerklärliches Etwas sie wie ein Rudel feuriger Schmetterlinge über das nachtschwarze Tal an eine andre Stätte, wo sie aufs neue ihr unheimliches, rätselvolles Spiel treiben.

Alles das sind Dinge, die der Schwabe von den grünen Tälern seiner Heimat weiß. Was Wunder, daß er sich freut, wenn er sie auf Heimatbildern mitgemalt findet! Wollte er das nicht, wäre es ihm nur um richtige Linien und Perspektiven und Farben zu tun, so brauchte er keinen Künstler in Bewegung zu setzen.

Jenes Nichtphotographierbare, jenes Etwas in dem geliebten Antlitz eines Menschen oder einer Landschaft, das keine Platte beeindruckt, das nur wahrgenommen wird von dem ihm gleichen Unbegreiflichen und Unnennbaren unsrer Seele, dieses Feinste, Letzte muß der Künstler wiedergeben, wenn wir zur Ruhe kommen sollen vor seinem Werk; wenn wir mehr als einen Könner in ihm wittern sollen.

Friedrich Felger ist hinter diesem Letzten



Landschaft bei Waiblingen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kleinstadtgasse

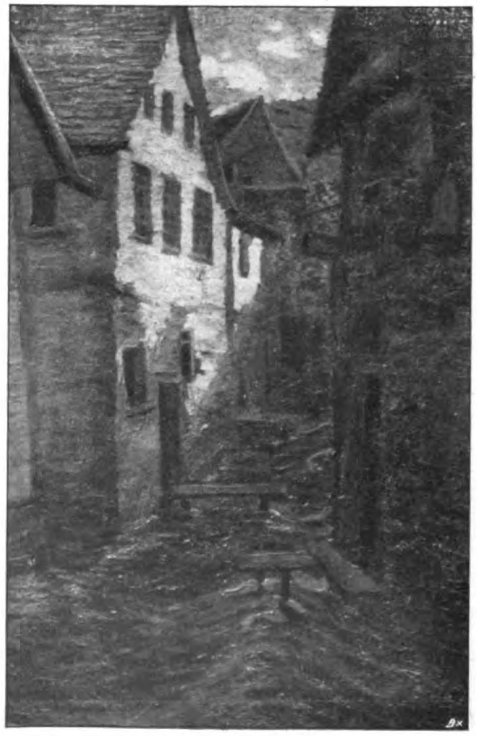
her wie der Jäger hinter edelstem Wild. Nicht um ihrer wunderlichen Linien, sondern um ihres wunderlichen Wesens willen sind die alten Gassen alter Städtlein gemalt. Das Symbolhafte alles Sinnfälligen ist merkwürdig gut begriffen und als solches herausgestellt. Vielleicht weiß es der Maler selbst nicht. Er ist noch jung. Und sie sind meist wie Nachtwandler, die wirklich Berufenen. Aber das tut ja nichts. Wir brauchen im Künstler keinen Wollenden und Wissenden, sondern den Sollenden und Tuenden, Schaffenden.

Oh, ihr buckligen, winkligen, heimeligen Gassen! Wer ein einigermaßen anständiges Gedächtnis hat, der weiß, daß er selbst vor hundert, zweihundert, dreihundert Jahren in euch lebte, liebte, litt. Daß ihr ein alter trauter Schauplatz früherer Leben seid, besät mit Spuren früherer Tritte, durchhallt von lang verwehten Klängen, belebt von längst vergessenen Gestalten, nächtlich behütet vom Wächter mit dem tutenden Horn und dem hallenden Lied, das den Schläfern in ihre Träume und den Wachenden in ihre schweren Gedanken fährt wie ein Windstoß.

Oh, ihr lieben Gassen, in denen noch nicht die heilige Himmelstochter Bauordnung das Gleiche unfrei und schwer bindet! Sondern da das Einzelne und Ungleiche willkürlich steht, hängt, lehnt, wie es mag und kann. Da noch kein bewußtgewordener Gemeinsinn das innerste Gefüge öder Häuserzeilen bestimmt, sondern da noch jeder drei- oder viereckige Bauern- oder Maurerschädel sein drei- oder viereckiges Haus oder Häuslein ersinnt, hinstellt und ausführt wie und wo er kann und mag. Traute Gassen, in denen man niemals wohnen, in die man aber immer wieder hineinschauen möchte, wenn das Herz müde und heimatlos ist vom hetzenden Getriebe unsrer Zeit; wenn man den Boden unter den Füßen verloren hat, weglos und ziellos geworden ist wie ein Blatt vor dem Wind, das nicht mehr weiß, woher es kommt und wohin es fährt.

Alte bucklige, winklige Gassen, ihr seid wie ein Ausweis, wie ein Heimatschein, in dem geschrieben steht, daß wir ehrlich geboren, irgendwo beheimatet, irgendwo bürgerlich sind. Aus euch nicken uns freundlich unsre Ahnen zu, wenn keine Brüder sich zu uns bekennen wollen, in euch streichelt und liebkost uns das Gestern, wenn das Heute uns blutiggeschunden hat.

Ihr bunten, ihr scheckigen Häuser mit den Dungstätten vor den Türen, meint ihr, man



Mühlbach im Ermstal

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorstadt von Waiblingen

sehe euch das Mißtrauen nicht an, das uralte und beständige Bauernmißtrauen: ob man nicht über euch lache? Die Narren mögen es tun. Denn es gehört zu ihrem Narrenhandwerk. Aber die andern, die eine ernsthafte Profession treiben, die nehmen euch ernsthaft.

Denn auf einen hell- und klarschauenden Menschen kann kein Gebilde der Welt lächerlich wirken, als das, das eines lächerlichen Innenwesens Übersetzung ins Körperliche darstellt.

Ihr aber tut das nicht. Ihr seid aus so ernsthaften Ideen heraus in die Welt des Gestalteten hereingewachsen, daß man euch respektieren muß. Oder wäre das nichts Ernsthaftes, wenn ein Mensch, den die Scholle nährt, hergeht und sich auf dieser Scholle und aus Mitteln, die ihm diese Scholle bietet, ein Heimwesen aufschlägt? Aus den Bäumen seines Waldes, den Steinen seines Ackers, dem Kalk, dem Mörtel, den Ziegeln seines Bodens? Ist das nicht ernsthafter, als wenn der Städter einen teuren Architekten nimmt und ihn beauftragt, ein teures Architektenhaus zu bauen, zu dem man teures Material aus aller Welt zusammenschleppt?

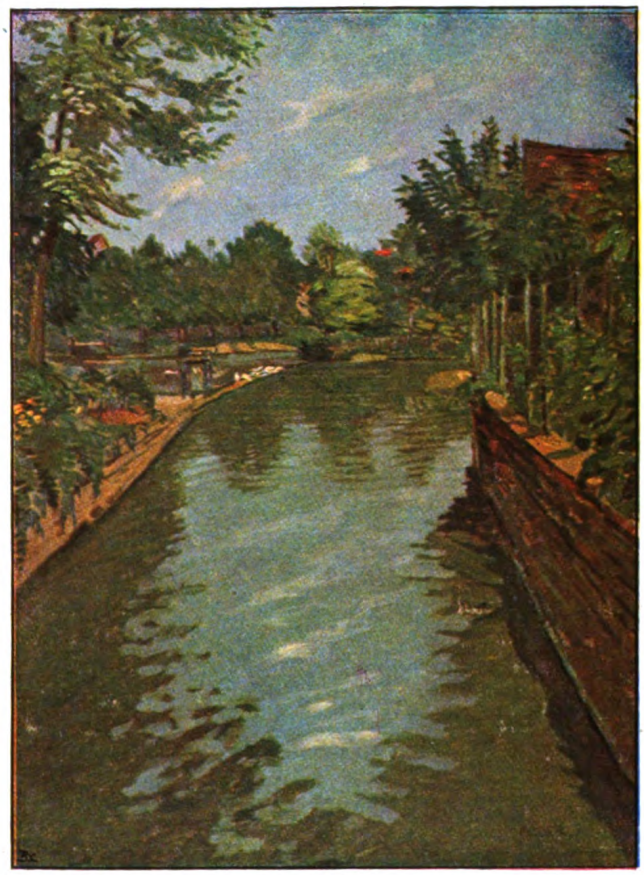
Ja, ist es nicht fast ernsthafter, als wenn Salomon Gold und Silber und Zedern und Elfenbein zusammenschachert, um mit Menschenhänden ein Gotteshaus zu bauen?

Ihr habt ein Gesicht, ihr bunten, scheckigen Häuser, und es ist sehr viel, wenn man das von Häusern sagen kann. Viel mehr, als wenn man von Stil redet und reden muß.

Ein Haus, das ein Gesicht und keinen Stil hat, kann ein sehr gutes, lebendiges Haus sein. Ein Haus mit Stil und ohne Gesicht aber ist eine Larve.

Wenn über euch, ihr geflickten, vom Leben mitgenommenen, dürftigen und doch wackeren Häuser die Schatten andrer Giebel hinwandern, dann ist es, als ob Sorgenfalten auf eurem Antlitz aufstiegen, als ob dunkles Leid darüberzöge, oder ein langsamer Bauernzorn. Ihr wechselt den Ausdruck, ihr ändert die Züge, ihr blickt bei Mondlicht, im Dämmer, bei Sternenschein jedesmal anders, und anders bei Regengrau als im Sonnenglast. Wenig Häuser gibt es in der Stadt, von denen ähnliches gesagt werden kann. Straßengesichter ändern sich hier, nicht Hausgesichter. Das Gemeinwesen hat das Einzelwesen eingeschluckt. Und wenn man eure Herren sieht, ihr Bauernhäuser, wie spürt man dann die Zu-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



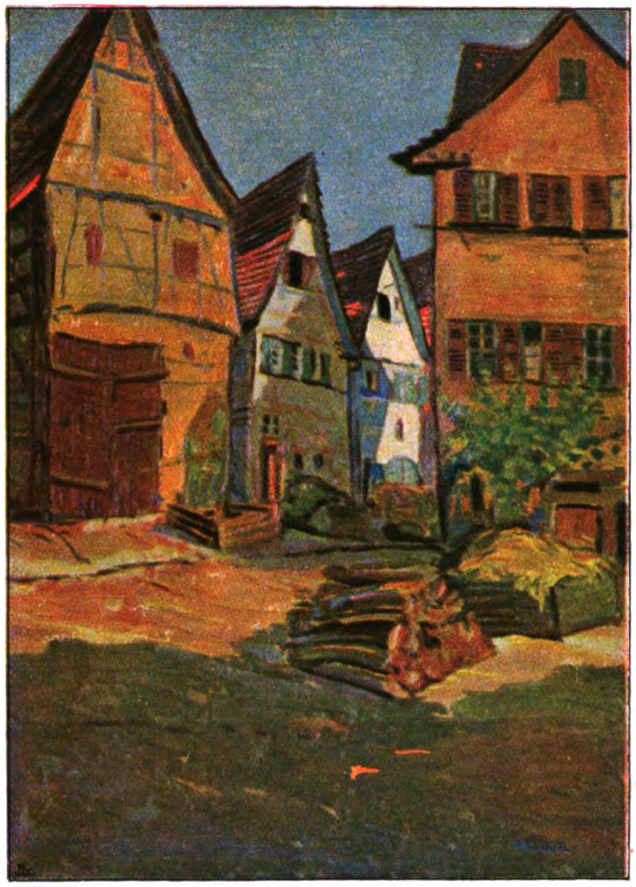
Mühlkanal

sammengehörigkeit zwischen ihnen und euch, die gegenseitige Bedingtheit! Wie seht ihr euch ähnlich auf jene gute, merkwürdige Art, wie ein Ehepaar, das viele Jahre in Eintracht zusammen hauste und das sich ähnlich wird, auch wenn das Weib eine kurze und der Mann eine lange Nase hat oder umgekehrt.

In der Stadt aber muß man so oft fragen: »Wie kommt eigentlich dieser Mann zu diesem Haus und dieses Haus zu diesem Mann? Die zwei gehen einander doch offenbar nichts an und können einander nichts sein!« — Das zu spüren und zu sehen ist fast peinvoll für den Empfindlichen. Es löst Unbehagen aus, wie wenn man der Katze gegen das Fell streicht. Denn von Haus aus und unsrer innersten Abstammung nach sind wir aufs Harmonische, aufs Organische eingestellt.

So haben uns richtig wieder Friedrich Felgers gemalte Bauernhäuser heimtückisch hinübergeführt ins Gedankliche. Sicher ist bei diesem jungen Landsmann nicht alles in Ordnung. Er muß etwas sein wie ein Verräter an der Malerei. Sie, die an-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Schwäbische Bauernhäuser

gebetet sein will als des Malerlebens einsam thronender, ewig Opfer fressender, niemals satt werdender Götze — sie grüßt er so glücklich brüderlich. So, als hätte er sie in einer seligen Stunde erkannt in ihrem ganzen Hingegebensein an den Dienst der großen Sache, für die alles arbeitet, alles wirkt und webt; die wir ahnen, ersehnen, durchschimmern fühlen, wo und wann uns Gutes, Schönes, Großes nahekommt.

Ob die Malerei sich an ihm rächen wird für diese Entthronung? Schwerlich. Sie lacht hervor aus seinen Bildern, so froh und so erlöst. So satt gehabt hat sie das feierlich tote Thronen. Leben will sie und eingefügt sein in den großen Reigen.

Hold wird der Lohn sein, den sie jedem selbstlosen Befreier bereithält. Wir Naiven haben den Nutzen und die Freude davon. Die Kunstkritiker die Arbeit. Aber die wollen's nicht anders und — verdienen's nicht anders!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus den Diensterlebnissen des Arabers Said,

Gefreiten im türkischen Heer

Nach der eignen Niederschrift Saids übersetzt von Dr. Lamec Saad

Während meiner langjährigen Tätigkeit als Quarantänearzt in Jafa (Palästina) hatte ich einen Diener arabischer Abstammung. Da der Mann sehr aufgeweckt war, ermunterte ich ihn, sich fortzubilden und insbesondere lesen und schreiben zu lernen. Später veranlaßte ich ihn dann, seine Erinnerungen an seine Dienstjahre im türkischen Heer niederzuschreiben. So entstanden die nachfolgenden Aufzeichnungen, die ich mit unerheblichen Kürzungen möglichst wortgetreu übersetzt habe. Sie sind doppelt bemerkenswert: einmal wegen der wiedergegebenen Erlebnisse, dann auch, weil sie uns einen Einblick gewähren in das Seelenleben und den Bildungsgrad des türkischen Soldaten, wie er jetzt an der Seite unsers eignen Heeres kämpft. Said wurde nach dem Jemen am Südzipfel des Roten Meeres verschickt, wo die türkische Armee auch in Friedenszeiten andauernd Zusammenstöße mit den rebellischen Beduinenstämmen hat, um die fälligen Steuern einzutreiben. Jemen ist der volkreichste und fruchtbarste Teil des türkischen Besitzes in Arabien: auf 190 000 Quadratkilometer kommen 750 000 Menschen. Das Land treibt regen Ackerbau und führt Kaffee, Tamarinden, Datteln, Drogen, Gummi, Harze, Zuckerrohr, Tabak und Indigo aus. Der Haupthafen ist Hodeida mit 45 000 Einwohnern, eine aufblühende Handelsstadt. Im Inneren ist Sana'a mit 40—60 000 Einwohnern der Hauptort. Er liegt 2210 Meter hoch und besitzt drei große Tore, massive Steinhäuser, stolze Moscheen und schöne Gärten. Das Land hat viel Regen, zahlreiche wasserreiche Täler von teilweise hoher landschaftlicher Schönheit, aber nur wenig Flüsse. Der Küstenstrich hat Wüstencharakter. In Sana'a bildet sich fast in jeder Winternacht Eis. Das Gebiet, in dem sich Saids Erlebnisse abgespielt haben, ist während des jetzigen Krieges besonders bekannt geworden durch die heldenhafte Heimfahrt der »Emden«-Mannschaft.

Dr. Lamec Saad.

Im Namen Gottes, der seine Gnade seinem Diener gab; dem Gütigen, dem Gnädigen, der den Auffässigen mit seiner Milde bedeckt; dem Sanftmütigen, der die Sünde kennt und sie verzeiht; der weiß, was in den Felsen ist, die Geheimnisse weiß; dem nichts verborgen bleibt, weder auf Erden noch im Himmel; dem Ruhmvollen, ihm kommt nichts gleich; er verzeiht die Sünde und bedeckt die Schande; der die Gläubigen von den Auffässigen getrennt hat, jedem verzeiht, der sich an ihn wendet in Leid und Kummer; Gott möge sich segnend über unsern Herrn Mohammed beugen. Gott gebe ihm Segen und Heil!

Als ich einundzwanzig Jahre alt wurde, mußte ich im Jahre 1307 (türkische Zeit) zum Militär. Es war im gesegneten Monat Juni. Ich unterwarf mich dem hohen Befehl und nahm den Dienst an. Wer 50 türkische Liras (920 Mark) zahlt, braucht nicht zu dienen. Die Dienstzeit dauerte sieben ganze Jahre. Mich in mein Schicksal fügend, stellte ich mich dem Militärobersten Tahsin Effendi. Nach zehn Tagen sollte ich abreisen, und zwar nach dem Jemen. Als ich das hörte, empfahl ich Gott meine Seele, denn die wenigsten kehren lebendig aus dem Jemen zurück. Da ich ledig und jung war, machte ich mir nicht besondere Sorge. Meine Mutter ist am Leben, meine Brüder noch klein, mein Vater im Quarantänedienst mit monatlich 200 Piastern (36 Mark) angestellt in Jafa (Palästina). Zur Unterstützung meiner Familie war ich meinem Vater als Gehilfe mit monatlich 100 Piastern (18 Mark) beigegeben. Mein Vater ließ mir einige Kleider machen und gab mir 10 türkische Liras (184 Mark), und meine Mutter gab mir 5 türkische Liras (92 Mark), der Sekretär der Quarantäne, den ich außerdienstlich täglich im Hause bediente, schenkte mir auch 5 türkische Liras, ich selbst hatte mir 5 türkische Liras gespart. Zu diesen 25 türkischen Liras gab mir meine Familie Proviant für zehn Tage. Bis zur Ankunft eines türkischen Dampfers blieb ich in der Kaserne.

Dann kam von Beirut der Dampfer mit 1500 Soldaten an. Wir wurden mit 700 Soldaten dazu eingeschifft, im ganzen 2200 Soldaten. Ich verabschiedete mich von meinen Eltern und Geschwistern, ein Abschied wie auf Nimmerwiedersehen. Der Dampfer hieß »Inaiet«, der Kapitän Ahmed Midhat Bei. Als ich an Bord kam, fand ich die Soldaten einen über den andern verstaut, da es auf dem kleinen Dampfer an Platz fehlte. Viele Soldaten wurden im Schiffsraum, andre in den Booten längsseits des Schiffes untergebracht. Die Lust zum Dienen verging mir bei dem Anblick; es

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fiel mir ein, warum ich nicht noch 25 türkische Liras zusammengeliehen und mich mit 50 Liras losgekauft hätte, dadurch wäre ich aller Mühsal enthoben gewesen. Aber zu jedem Ding eine Ursache und zu jedem Ding ein »Kismet«. Meine Seele übergab ich dem Verhängnis und dem göttlichen Willen, dem sich niemand entziehen kann. Gegen Abend lichtete der Dampfer die Anker, und nach zwei Tagen erreichten wir Port Said. Der Kapitän fuhr ans Land, zeigte der Quarantäne die Schiffspapiere und verlangte die Erlaubnis zur Durchfahrt durch den Kanal nach Suez. Zugleich bezahlte er für jeden Soldaten 10 Franken. Ein kleiner Dampfer wurde uns zum Schutz im Kanal mitgegeben. Nach vier Tagen langten wir in Suez an. Als wir abends im Kanal ankerten, sprangen manche Soldaten über Bord, schwammen ans Land und flohen. Ihre Zahl betrug wohl zweihundert, es geschah unter den Augen des Kapitäns und der Offiziere, diese sagten ihnen: »Lebt wohl, glückliche Reise!«

In Suez nahm das Schiff seinen Bedarf an Wasser und Kohlen. Der Kapitän und die Offiziere verständigten sich untereinander über die Verteilung des Essens der Soldaten an Schiffszwieback, Oliven, Käse, Zwiebeln und Essig. Von hier nahm der Dampfer seine Richtung nach Hodeiba. Die Postdampfer machen den Weg in fünf Tagen, wir gebrauchten fünfzehn Tage dazu. Starb einer von den Soldaten, so wurde er ins Meer geworfen. Bei der Ankunft in Hodeiba waren die meisten Soldaten wie betäubt von Hitze, Seekrankheit und Hunger, sie sahen alle wie tot aus. In Hodeiba kam der Quarantänearzt an Bord und besichtigte uns alle; er ließ uns einen Tag an Bord, da in Hodeiba die Cholera herrschte. Wir wurden infolgedessen nach einem nahegelegenen Ort gebracht, einen Tag und eine Nacht entfernt, genannt Miha. Hier wurden wir ans Land gelassen und blieben in dem Orte vierundzwanzig Tage, um auszuruhen und Proviant zu nehmen zur Reise, welche sehr schwierig und mühselig war. Dann ging's in der Richtung nach Damr, vierzehn Tage weit zu Lande. Unsre Kleider, Proviant und Wasser trugen wir, ein jeder das Seinige, auf dem Rücken. Den ersten Tag marschierten wir von morgens früh bis abends spät zwischen den Bergen, schlugen die Zelte auf und stellten starke Wachen auf, aus Angst vor den Beduinen. Bei Tagesanbruch ging es weiter den ganzen Tag bis zu einem Dorfe, dort blieben wir bis zum Morgen und marschierten dann den ganzen Tag wiederum zwischen Bergen. So ging es auch am dritten Tage. Wir schliefen zwischen den Bergen, alle waren kahl, nirgend etwas Grünes, nichts wie schwarze Berge unter glühender Sonne. So ging es weitere fünf Tage in Geduld nach Gottes Beschluß; wir hatten Durst wie kleine Kinder nach Wasser. Dann kamen wir zu einer Ortschaft mit Namen Tafr. Ein schöner Ort, man konnte hier alles haben, es gab süßes Wasser und Gärten mit Bäumen. Außerhalb der Wohnungen schlugen wir die Zelte auf und blieben achtundvierzig Stunden unter Quarantäne, worauf der Militärarzt uns einer Visite unterzog. Wir bekamen Proviant und marschierten nach der Gegend Ib. Drei Tage gingen wir von morgens früh bis Sonnenuntergang. Der Ort Ib liegt sehr schön, von drei Mauern umgeben; er ist ganz aus Stein, wo die Kanonen nicht hindurchgehen, auch die Kugeln nicht. Außerhalb des Ortes sind vier Festungen, in jeder Festung sind vier Kanonen großen Kalibers. Wir gingen in den Ort hinein und ruhten uns einen Tag und eine Nacht aus. Dann ging es in der Richtung nach Damr, wo wir bei Sonnenuntergang anlangten und die Nacht zubrachten. Manche der Soldaten bekamen ihre Papiere für diesen Ort, andre für Sana'a im Jemen. Ich gehörte zu denjenigen, die in Damr blieben; die andern marschierten nach zwei Tagen nach Sana'a ab.

Nach vierzehn Tagen gab man uns Waffen und exerzierte uns ein, jeden Morgen bis Mittag, zehn Tage lang, auch lernten wir die Trompetensignale. So ging es zwanzig Tage lang; darauf marschierten wir zu den Beduinen, um in El Maurich im Jemen die Steuern einzutreiben. Zuerst kamen wir nach dem Dorfe Rab, drei Tage weit. Bei Sonnenuntergang überfielen uns die Affen und bedrängten uns durch ihre Überzahl. Nach einer Stunde der Angst schliefen wir vertrauensvoll bis zum Morgen. Als wir aufwachten, fanden wir unsre Fesse nicht mehr. Da sie rot sind, hatten die Affen sie entdeckt und, nachdem wir eingeschlafen waren, sie fortgenommen und sich aufgesetzt, so daß der Berg rot von Affenköpfen war. Wir mußten über uns selbst lachen. Schließlich hatte ein Bauer unter uns, dessen Fes nicht rot war, einen guten Einfall. Er ging auf die Affen zu, nahm seinen Fes von seinem Kopf und warf ihn auf die Erde. Als die Affen dies sahen, nahmen sie auch die Fesse von ihren Köpfen, schneuzten sich darin und warfen sie nach uns. Wir nahmen unsre Fesse, setzten sie uns auf und setzten dann unsern Marsch, auf Gott vertrauend, fort. In einer finsteren Nacht verirrten wir uns zwischen Hügeln; wir machten Befestigungen, manche von uns standen Posten, manche schliefen vor Müdigkeit ein bis zur sechsten Nachtstunde. Da überfielen uns die Beduinen und überschütteten uns mit Kugeln. Der Oberst ließ uns durch den Trompeter sammeln; wir waren achthundert Mann, ohne die Offiziere und Tiertreiber.

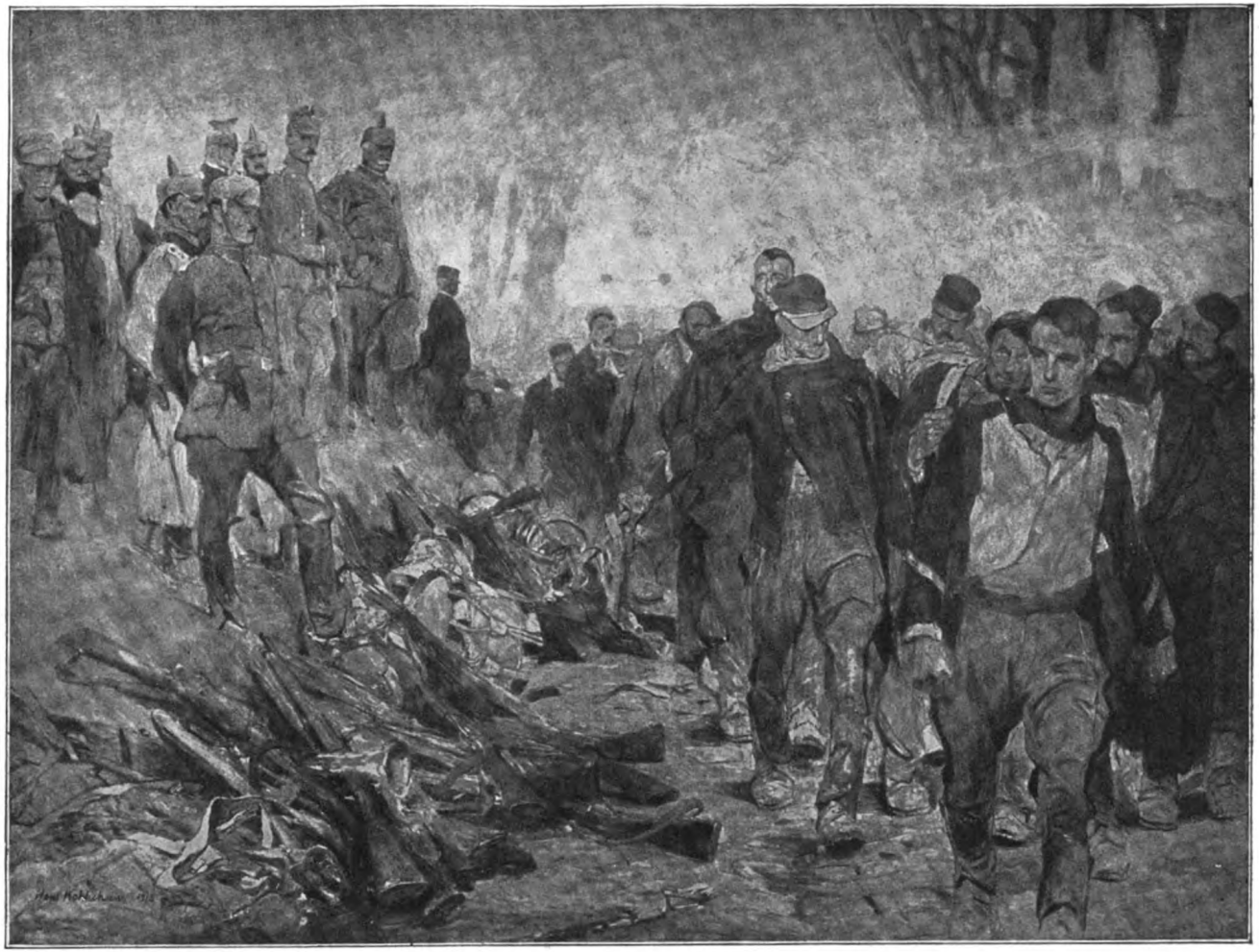
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Manche Soldaten schossen auf die Höhe des Berges, andre in die Luft, unter diesen war ich. Rings um mich herum machte ich zwischen den Felsen eine Befestigung, dahinein setzte ich mich mit noch einem Kameraden. Sodann dachte ich daran, mir eine Zigarette zu drehen; kaum hatte ich einige Züge getan, als eine Kugel mich traf. Ich wurde ohnmächtig, meine Seele schwand, wohl eine Stunde lang. Als ich die Augen wieder aufschlug und niemand um mich sah, bekam ich Angst und hielt mich an den Steinen fest bis Tagesanbruch. Alsdann wurde ich von den Unsrigen gefunden. Von den Arabern waren 435 Tote, von den Unsrigen 150 Tote. Die Ursache dieses Gefechts war folgende: Die Araber haben Spione, welche ihnen Nachrichten zutragen. Nun war den umliegenden Araberstämmen mitgeteilt worden, daß 800 Soldaten gegen sie marschierten. Darauf zogen 1070 gutbewaffnete Araber gegen uns aus; wir hielten den Berggipfel, hier vollzog sich, wie gesagt, der Kampf. Bei Tagesanbruch marschierten wir zwischen den Bergen nach In, von da nach Rad. Die Araber fanden wir zum Kampf gerüstet. Wir ließen sie auffordern, den Restbetrag ihrer Steuern zu zahlen; doch sie erwiderten mit gemeinen Schimpfreden und sagten: »Oh, ihr Ruam (Römer, Byzantiner), ihr Bartabschneider, ihr habt uns nichts zu befehlen!« Wir vertrieben und verfolgten sie bis Mitternacht, dann zerstreuten wir uns auf Befehl des Obersten, der bei uns war, nach Nord, nach Süd, nach rechts, nach links, auf Trompetensignale. Die Kanonen feuerten vom Berggipfel mitten in den Ort hinein. Als der erste Schuß in den Ort einschlug, hörten wir die Frauen und Kinder schreien. Nach dem zweiten Kanonenschuß stürzte die Stadtmauer in einer Länge von ungefähr zehn Metern ein. Wir rückten in den Ort ein; die Araber baten um Gnade, die ihnen gewährt wurde, nachdem sie die Waffen niedergelegt und ihre Kriegsfahnen beiseitegeschafft hatten. Zwischen den Arabern wurden rechts und links Posten aufgestellt.

Wir blieben hier zwanzig Tage und warteten auf Nachricht von dem Muschir von Sana'a. Ein Jude von den Juden des Jemens wurde für hundert Taler (Maria-Theresia-Taler, die im Jemen und am Roten Meer noch in Kurs sind) als Bote gedungen, um dem Muschir einen Brief unsers Kommandanten zu überbringen. Der Jude nahm das Schreiben und verbarg es an einer nicht näher zu bezeichnenden Stelle seines Körpers. Der Kommandant fragte ihn, warum er das so mache. Der Jude antwortete: »Wenn ich von Euch fortgehe, so werden mich die Araber abfangen und festbinden. Finden sie den Brief, dann töten sie mich. So aber, wenn sie mich fragen, antworte ich, daß ich ginge, um die Löhnung für das Militär zu holen; sie werden mich daraufhin untersuchen und nichts finden. Dann laufe ich ungefähr eine Meile fort, ziehe das Schreiben hervor und übergebe es dem Muschir, wie befohlen. Ich bringe dir die Antwort auf dieselbe Weise zurück.« Er lief wie der Wind durch die Soldatenreihen, und nach einer Weile nahmen die Araber ihn fest und schleppten ihn zu ihrem Emir (Befehlshaber), der Said Muhamed El-Imam hieß, fragten ihn aus und untersuchten ihn, fanden aber nichts bei ihm als sein Schuhwerk. Er ging langsam, bis er die Araber aus den Augen hatte; dann zog er das Schreiben heraus, und ehe es Abend war, kam er in Sana'a an. Sonst ist die Entfernung zwischen unserm Standort und Sana'a vier Marschtage; er hatte den Weg aber in einem Tage und einer Nacht zurückgelegt wie ein Dämon. Die Vorfahren dieses Juden stammten ab von den dienenden Geistern Salomons, des Sohnes Davids — auf beiden der Segen. Als der Jude in Sana'a ankam, ging er zu Seiner Exzellenz dem Muschir, gab ihm das Schreiben und teilte ihm mündlich die Sachlage mit. Der Muschir befahl, daß uns 1500 Soldaten geschickt würden, die des Krieges gewöhnt waren. Diese ließen nicht lange auf sich warten und kamen um Mitternacht an; sie marschierten in Angriffsform unter Trompetensignalen, und als wir die Trompetensignale hörten, wußten wir, daß sie unsre Nachricht erhalten hatten. Wir marschierten ihnen entgegen und nahmen die Araber von vorn, die ankommenden Soldaten nahmen sie im Rücken, so hatten wir sie in der Mitte, als wir zu stürmen begannen. Die ganze Gegend war voll von Arabern, als wenn sie die Küchlein von Hühnern wären, mit Lanzen und Säbeln bewaffnet. Der Kampf begann, und die Erde wurde mit Blut getränkt; es war um die Zeit des heißesten Mittags, die Soldaten waren durstig und ermattet, ebenso die Kamele; der Schweiß rann ihnen von der Stirn herunter. Immer mehr vermehrten sich die Araber; sie wurden zurückgeschlagen, kamen jedoch auf den Berggipfel zurück, wo sie Feuer machten. Wir gingen in die Zelte. Es wurden nach jeder Seite hin Wachen gestellt und Essen gekocht; wir bekamen Ruhe. Diese dauerte aber nicht lange. Die Araber machten einen wütenden Angriff auf uns, es war ein Durcheinander, daß einer den andern kaum erkannte; die Erde füllte sich von den Erschlagenen, wir waren ganz erschöpft, die Soldaten befanden sich zwischen dem Plünderer und dem Geplünderten, zwischen dem Stehler und dem Bestohlenen, zwischen dem, der tötet, und den Getöteten, Verwundeten und Verletzten. Es war eine schreckliche Nacht; die Araber waren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hans Kohlschein: Ausmarsch der kriegsgefangenen Besatzung von Maubeuge vor dem General von Zwehl
am 8. September 1914

Aus der zweiten Kriegsbilder-Ausstellung der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin — Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

unbekleidet, sie hatten keine Kleider an, als wären sie von den Dämonen Salomons oder den Geistern des Gesanges. Der Kampf dauerte an, das Blut floß, und die Männer fielen zu Boden, bis der Tag anbrach und wir uns gegenseitig erkannten und die Araber sich von uns losmachten. Wir fanden von uns 130 Tote und von den Arabern an die 2000 Tote. Der Kommandant befahl, die Kanonen auf die Stadt zu richten, was auch geschah; zugleich ließen wir einen Kugelregen nachfolgen. Bald darauf erfolgte eine allgemeine Flucht; manche versteckten sich in ihren Betten, die andern hißten die Fahnen zum Zeichen, daß sie um Gnade baten. Wir schickten ihnen den Pardon unter der Bedingung, daß sie von den Kindern ihrer Häuptlinge Geiseln stellten und zahlten, was sie schuldig waren.

Sie kamen, taten, was wir verlangten, und zahlten die Rückstände von sieben Jahren. Wir blieben bei ihnen zehn Tage, um auszuruhen. Dann luden wir die Kanonen auf die Maultiere und Kamele und verließen den Ort. Bei Sonnenuntergang stellten wir zwischen den Bergen und den Hügeln Reiter auf und schlugen die Zelte auf. Manche von uns wagten zu essen, andre standen auf Wache aus Furcht vor einem Überfall. So ging es bis Sonnenaufgang, dann marschierten wir wieder weiter. Wir erreichten den gewünschten Ort noch bei Tage, er lag in den Höhlungen der Felsen; es war von außen nichts davon zu bemerken, das Wasser kennt dort niemand als die Bewohner des Ortes selbst. Wir blieben zwei Tage und warteten, daß jemand aus dem Orte zu uns herauskommen sollte; es kam aber niemand. Das Wasser fing an knapp zu werden, wir wurden durstig, manchem von uns wurde schlecht vor Durst. Schließlich bemerkten wir zwei Frauen am Wege, sie wollten auf den Ort zu; aber als sie uns sahen, lenkten sie vom Wege ab. Der Kommandant aber — er hieß Mustafa Bei — befahl, die beiden Frauen zu bringen. Zu dem Zwecke sandte er vierzig Reiter; sie vermochten kaum die Fliehenden zu fassen, so schnell liefen diese. Endlich gelang es nach vielen Mühen und Anstrengungen den uns begleitenden Gendarmen, sie von der Seite her zu stellen und zu fangen. Sie wurden zwischen zwei Soldatenreihen dem Kommandanten vorgeführt. Er fragte sie nach dem Ort und nach Wasser; sie behaupteten, nichts zu wissen, darauf wurden sie gepeitscht, bis sie ohnmächtig hinfielen, dann baten sie um Gnade. Diese wurde ihnen gewährt; sie zeigten uns dann das Wasser, das nicht weit von uns zwischen den Felsen und Steinen war. Wir tranken uns satt und füllten unsre Behälter. Dann zeigten sie uns den Ort. Der Ort lag unter uns. Wir richteten unsre Kanonen darauf. Als die Einwohner das Donnern der Kanonen zwischen den Bergen hörten, kamen sie hervor und baten um Gnade durch Aufhissen ihrer Fahnen. Wir verlangten von ihnen das Gewünschte; sie brachten uns Fleisch, Hühner, Fett, Milch, Mehl und vieles andre an Lebensmitteln. Wir fragten sie: »Warum habt ihr euch versteckt?« Sie antworteten: »Wir sind erst seit kurzer Zeit an diesem Ort; wir haben noch nie Soldaten gesehen, deshalb fürchteten wir uns vor euch; wir versteckten uns und hofften, euch in Frieden vorbeiziehen zu sehen; es kam aber, wie es kommen mußte, wir sind nun in euren Händen, tut mit uns nach eurem Willen, denn ihr seid die rechten Leute.« Darauf zahlten sie ihre Steuern, und wir blieben bei ihnen vier Tage.

Alsdann marschierten wir weiter in der Richtung nach Rad, wo wir in fünf Tagen in Frieden ankamen. Die Soldaten kamen uns entgegen und begrüßten uns mit Gewehrpräsentieren, Trompetensignalen und Böllerschüssen. Es war ein schöner Tag, unser Einzug in die Stadt. Wir übergaben die Kassen. Ein Telegramm des Muschir von Sana'a gab uns einen vollen Monat Ruhe vom Dienst. Wir blieben in Rad in voller Ruhe, aßen und tranken und beteten für den Sultan. — Als der Monat um war, kam eine Depesche vom Muschir, wir sollten nach Beni Kis, zehn Tage entfernt.

Wir marschierten drei Tabor stark, jeder Tabor 500 Mann, und jeden Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Wir marschierten vier Tage an einem fließenden Fluß entlang und an Bananenbäumen; wir aßen davon morgens und abends, wir kannten kein andres Essen. Am fünften Tage kamen wir in eine Gegend voll schwarzer Berge und Steine. Das Wasser hatten wir seit sechs Tagen mit uns in den Schläuchen. Am zehnten Tage erreichten wir den Ort und fanden die Einwohner in Aufruhr. Der Ort war schmierig und die Berge hoch. Wir bestiegen den Bergrücken und machten Befestigungen und schickten einen Boten zu dem Scheich des Ortes. Er antwortete, er habe kein Brot, keinen Trunk Wasser, nur Kugeln und Gewehre. Sein Name war Scheich Ali. Wir lagerten ihm gegenüber vier Monate lang, und im fünften Monat bekamen wir Befehl vom Muschir, wenn die Steuern nicht bezahlt würden, den Ort mit Kanonen zu beschießen und die Befestigungen zu zerstören. Der Ort war von Mauern umgeben und hatte vier Forts. Wir feuerten erst, als es hell wurde, auf die Forts, die wir niederwarfen; auch die Mauern beschossen wir und machten sie nieder; dann feuerten wir mit einer großen Kanone mitten in den Ort, wodurch viele getötet wurden. Als die Einwohner das sahen, kamen sie mit den Friedensflaggen heraus. Wir nahmen Geiseln

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von ihnen und die Steuern und blieben acht Tage bei ihnen, um uns auszuruhen. Wir hatten keine andre Arbeit, als zu tanzen und zu spielen, und niemand von uns dachte an die Heimat und an unsre Angehörigen. Nach acht Tagen gaben wir die Geiseln zurück und marschierten in der Richtung Rad, wo wir in Frieden ankamen. Ein Monat Ruhe wurde uns gegeben. Kaum war diese Zeit vorbei, da wurde ich schwer krank; man brachte mich ins Spital zur Behandlung. Im Spital blieb ich zwei Monate, mußte morgens und abends Chinin nehmen, ein andres Medikament gibt es im Jemen nicht; zum Essen gab es nur Reissuppe ohne Fleisch. Als ich wieder gesund war und nach meinem Tabor fragte, sagte man mir, er sei nach dem Orte El Hadi ausgerückt. Ich wartete vierzig Tage lang; alsdann kamen an die dreißig in elendem Zustande zurück, der Oberst war getötet und manche Offiziere gefangen. Ich fragte die Zurückgekehrten, was geschehen sei. Sie sagten: »Die Araber, nachdem sie uns um Pardon gebeten und die Steuern gezahlt, die sie schuldeten, ließen uns schlafen, überfielen uns, und als wir vom Schlaf aufwachten, sahen wir uns von allen Seiten umzingelt. In der Dunkelheit erkannten wir nicht, wer Feind und Freund war, und fanden keinen Ausweg als die Flucht. Wir wissen nicht, was aus unsern Kameraden geworden.«

Der Kommandant versammelte alle Offiziere und Soldaten, in der Nacht sollten wir ausrücken nach dem Nejre (Gebiet zwischen Mekka und Medina). Bei Anbruch der Nacht begann der Marsch, wir gingen alle langsam bis Tagesanbruch, alsdann ruhten wir aus und hatten viele Mühe, Wasser zu finden. Unser Lager war mitten in einem Tale, es wehte darin kein Wind, auch kein Wasser war zu finden; wir suchten das Wasser, fanden aber keins; wir waren ganz erschöpft, ohne Kraft; wir beteten zu Gott, wir nahmen voneinander Abschied, schliefen ein und übergaben unsre Seelen unserm Schöpfer. Unsre Augen schwollen an; die Maultiere und das Gepäck lagen auf der Erde verlassen; wären die Araber gekommen, sie hätten uns alles genommen. Wir hatten uns auf der Erde einer neben dem andern hingelegt, manche brachen, andre riefen Allah an, als plötzlich eine Wolke über das Tal kam und Regen fiel. Wir füllten die Lederschläuche, nachdem wir uns sattgetrunken. Das Wasser floß wie ein Meer, das unsre Seele bespülte, wir lebten ganz wieder auf, tränkten die Tiere und füllten noch schließlich die kleinen Schläuche, die wir selbst trugen. Der Regen fiel fünf Stunden lang; wir lobten Allah und sprachen über das Wunder, durch das er uns neu belebt hatte, nachdem wir zum Tode erschöpft waren. Nachdem der Regen aufgehört, ruhten wir etwas, bis das Wasser aus dem Tal verschwand, dann marschierten wir nach dem Ort El Hadi. Hier fanden wir die vier Tabors eingeschlossen. Wir halfen ihnen und befreiten sie von den Arabern. Wir standen vor Sonnenaufgang auf und richteten die Kanonen auf sie. Als sie das Donnern der Kanonen hörten, baten sie um Frieden. Der Kommandant sagte ihnen aber: »Ihr sollt keinen Frieden haben, wenn ihr uns nicht eure Kinder als Geiseln gebt; wir werden sie nicht eher freigeben, als bis wir zu Hause angekommen sind.« Da brachten sie das Verlangte und ihre Kinder; wir nahmen sie und legten sie in neue Ketten. Auch nahmen wir die Steuern von zehn Jahren und blieben zwei Tage. Dann marschierten wir ab, und als wir in die Nähe von Damre kamen, banden wir die Kinder los von den Ketten und gaben sie den Arabern zurück, welche uns gefolgt waren, um uns den nächsten Weg zu zeigen und ihre Kinder wiederzubekommen.

In Damre blieben wir sieben Monate. Es war kalt und Frühjahr. Ich bekam Fieber, auch die Soldaten und Einwohner erkrankten am Fieber. Es dauerte zwanzig Tage, am einundzwanzigsten kamen Ärzte aus Sana'a; sie untersuchten die Ausscheidungen, fanden aber nicht den Mikrob der Cholera und erklärten die Krankheit für perniziöses Fieber. Die Ärzte befahlen, man solle alle Hunde in Damre zusammentreiben und töten; sie nahmen ihre Felle, ihre Füße, ihre Köpfe und warfen sie auf den Weg, auf dem die Soldaten ihr Essen holten. Abends gaben sie uns das Fleisch der Hunde mit grünen Bohnen zu essen. Wir aßen uns davon satt. Als die Soldaten nun die Abfälle der Hunde auf dem Wege liegen sahen, merkten sie, daß sie Hundefleisch gegessen hatten, und fingen alle an zu brechen; sie glaubten alle, Hundeköpfe zu sehen, auch ihre Ohren, ihre Därme und ihre Felle; wir alle brachen, bis nichts mehr in unserm Magen war, nichts neues und nichts altes. Darauf befahlen die Ärzte, man solle uns Chinin geben; das war in kleine rote Oblaten verarbeitet, auf denen der Name der Fabrik stand. Wir nahmen sie nach ärztlicher Vorschrift, und nach zwei Stunden gaben sie uns reine Kuhmilch zu trinken, ohne Zucker, einem jeden zwei Glas. Der Trompeter blies: »Jat borisi!«, das heißt: »Schlaft, o Soldaten!« Wir schliefen ruhig und wachten so gestärkt auf, als wenn wir Kamele wären, und Gott hatte das Fieber von uns genommen und von allen Soldaten. Wir dankten dem allmächtigen Gott und dem Doktor, dem dieses eingefallen war. Der Doktor sagte, die Krankheit müsse durch etwas vertrieben werden, das schlechter sei als sie.

Nach einiger Zeit schickte man uns nach Sana'a. Ich ruhte mich einige Tage aus. Hier

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erhielt ich Nachricht von meinen Eltern, dazu ein Postpaket; ich freute mich sehr darüber. Nach dem Lesen des Briefes dachte ich an Vater und Mutter und Geschwister, ich wünschte ihnen in Gedanken alles Gute, dann antwortete ich ihnen, wie es mir ginge, aber von meinem Dienst schrieb ich nichts. Solange ich in Sana'a war, schlief ich im Hause des Hauptmanns, sechs Monate lang. Eines Tags legten die Araber eine Pulvermine unter die Festung. Der Hauptmann war ein tüchtiger Mann, aber die Araber liebten ihn nicht, weil er keine Bestechungen annahm; deshalb hatten sie unter die vier Ecken seines Hauses Pulver gelegt. Der Hauptmann war abwesend beim Muschir, es war niemand zu Hause außer mir und dem Burschen und der Frau des Hauptmanns, seinem Sohn und seiner Tochter. Um vier Uhr nachts zündeten sie die Lunte an. Zu dieser Zeit war ich nicht in der Festung. Als ich den Knall hörte, lief ich zur Kaserne und benachrichtigte den Wachthabenden und die Soldaten; wir stürmten zur Festung, wir fanden alles eingestürzt, jedoch war das Dach des Hauses auf eine Mauer gestürzt, und die gesamte Familie des Hauptmanns lag darunter. Niemandem fehlte etwas, nur die Scheiben und das Porzellan war in Stücken, die Frau und die Kinder waren ganz gesund. Als sie unter dem Schutt hervorkamen, freute sich der Hauptmann sehr, daß sie unversehrt waren, und ließ nach dem Täter forschen. Die Spione brachten es schließlich heraus, wer der Täter war, und übergaben ihn der Behörde, worauf er verurteilt und den Zeugen gegenübergestellt wurde. Das Urteil lautete, er solle am Tore der Stadt aufgehängt werden, zum Schrecken für andre. Man zog ihm ein Kleid an, auf dem geschrieben stand, daß am Freitag, nach dem Gebet, die Hinrichtung stattfinden werde. Eine unzählige Menschenmenge versammelte sich zur Schau. Der Galgen wurde unter der Festung des Muschirs aufgestellt. Als die Zeit gekommen war, öffnete er das Fenster in der Festung und warf ein Papier herunter, darauf stand geschrieben: »An der Person des Verbrechers Ranisch ibn Hassan El-jani, dem Attentäter Seiner Hochwohlgeboren des Hauptmannes, soll das göttliche Gesetz vollstreckt werden.« Der Strick wurde heruntergelassen, und seine Augen wurden verdeckt. Dann fragte man ihn: »Hast du einen Wunsch?« Er antwortete: »Ich habe keinen Wunsch, ich wünsche nur den Hauptmann umzubringen, ehe ich sterbe, das ist es, was mich bedrückt.« Die Soldaten waren zufrieden, daß den Arabern ein Denkzettel gegeben worden war, und ich, der ich in dem Hause zu schlafen gewohnt war, dankte Allah für meine Rettung, daß ich nicht in dem Hause gewesen war.

Alsbald wurden aus Damre drei Tabors verlangt. Ich befand mich unter der Mannschaft. Der Marsch dauerte dreizehn Tage, jeden Abend lagerten wir zwischen den Bergen und schwarzen Heuschrecken und blieben bis zum Morgen. Nur die Offiziere ritten. Als wir an dem Ort anlangten, schlugen wir unsre Zelte außerhalb der Stadt auf; die Einwohner waren rebellisch und hatten sich eingeschlossen. Um Mitternacht wurden die Berge voll Araber, sie schossen auf uns mit Kugeln. Als die Sonne aufging, sahen wir sie noch auf den Bergen, sie wiesen mit der Hand auf uns und riefen: »Gott helfe euch, ihr Bartabschneider! Gott soll verfaulen lassen eure Mütter! Er lasse euch niemals eure Angehörigen wiedersehen, ihr fetten Esel! Jetzt schlachten wir euch ab in diesem Kampfe. Die Lanzen sollen geschwungen werden, und die Hände sollen die Dolche gebrauchen!« Dabei warfen sie nur mit Steinen. Wir verteidigten uns bis zur Erschöpfung, alsdann blies der Trompeter Sturm auf den Berg. Wir stürmten den Berg wie die Vögel; die Kugeln flogen hin und her, das Blut floß, ich wurde am Fuß getroffen, trotzdem nahmen wir die Bergspitze. Als die Kugel kalt in meinen Fuß eindrang, zwischen Mittelfuß und Knie, fiel ich zur Erde, und wenn meine Kameraden mich nicht mitgenommen hätten, wäre ich für die wilden Tiere liegengeblieben. Nach unsrer Rückkehr nach Damre brachte man mich ins Spital, der Arzt kam, schaute meinen Fuß an und sagte: »Dafür gibt's nur die Amputation.« Als ich dieses Wort hörte, brannte es auf meinem Herzen stärker als glühendes Eisen, und ich schrie, daß ich das nicht wolle. Der Arzt befahl, man solle die Säge und Chloroform bringen, und sagte den Soldaten: »Bindet ihn, und von diesem Chloroform laßt ihn riechen!« Ich wehrte mich und schrie, aber niemand erbarmte sich meiner. Vier kräftige Soldaten drangen auf mich ein, sie waren von der türkischen Sorte, drückten auf meine Brust und fesselten mich. Ich wurde ohnmächtig, erwartete mein Ende und blickte zum Himmel, im Vertrauen auf den, der Wasser und Himmel gemacht hat, und sagte: »O mein Gott, du kennst meinen Zustand, oh, unser Herr Abraham, Gabriel und Mohammed, schickt mir jemand, der mich aus den Händen dieses Tyrannen befreit, ihr seid allmächtig, ich habe niemand als euch!« Beim letzten Wort kam der Kommandant herein und rief: »Haltet ein!« Dann trat er zu mir und rief mich an: »Said!« — Ich antwortete: »Efendi!« — Er sagte: »Mögest du gesund werden! Was ist geschehen?« — Ich erzählte ihm, was vorgefallen war. Er sagte: »Du willst nicht?« — »Nein,« erwiderte ich, »ich will von den Arabern dieser Stadt behandelt

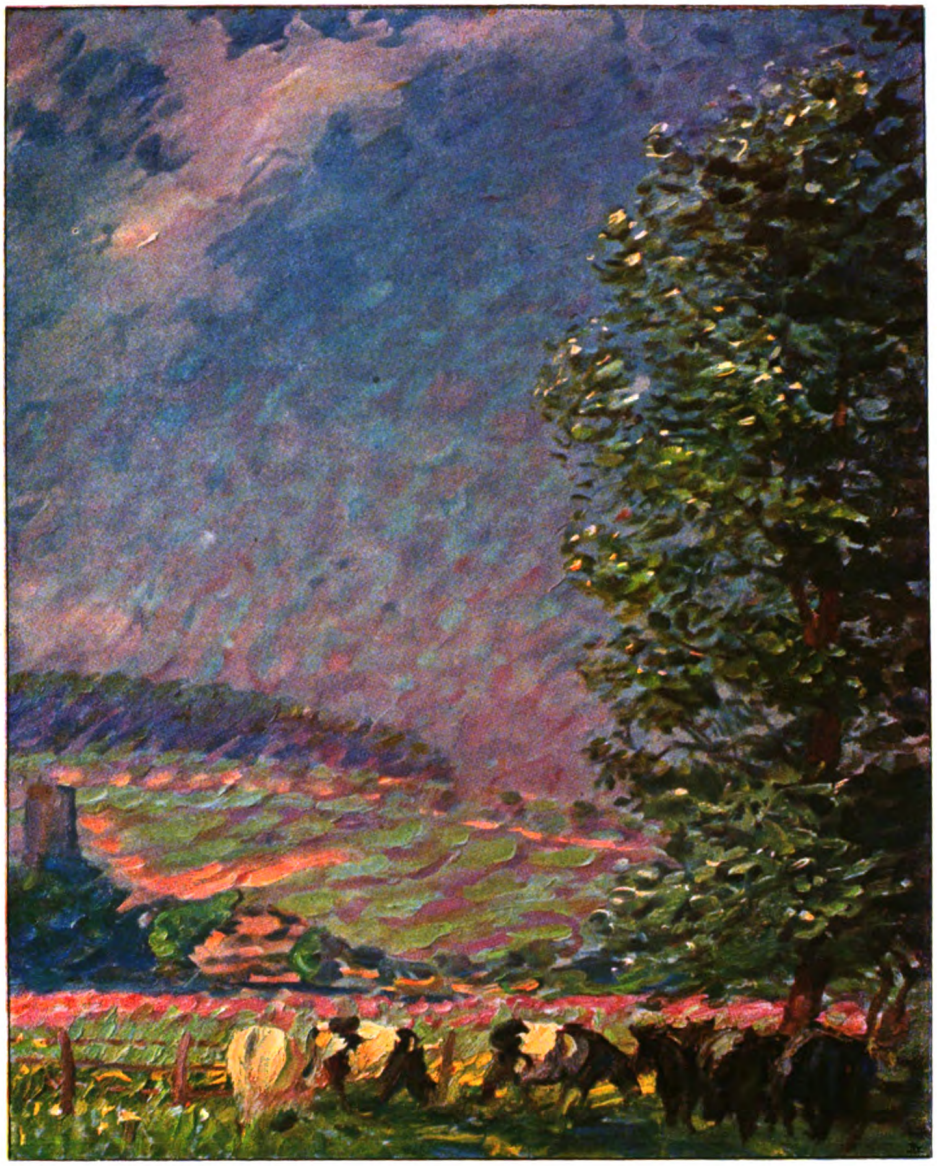
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden.« — Darauf befahl er einem Offizier, er möge nachforschen, ob sich ein arabischer Arzt für Beinleiden in der Stadt befinde, und ihn sogleich mitbringen. Der Arzt sagte zu dem Kommandanten: »O Bei! Es ist unmöglich, daß dieser Mann ohne Operation gesund wird.« — Der Kommandant erwiderte ihm: »Schweig still! Kümmere dich um deine Arbeit!« — Nach wenigen Minuten kam der Offizier zurück und brachte einen alten Mann, einen Araber, würdig und gesetzt. Er sagte: »Friede sei mit euch und die Gnade Gottes!« Wir erwiderten seinen Gruß, empfingen ihn mit Freudigkeit und Ehrerbietung und standen vor ihm auf. Der Kommandant ließ ihn neben sich sitzen und fragte: »Hast du Erfahrung in der Heilung von Knochenbrüchen?« — Er antwortete: »Jawohl!« Nachdem er meinen Fuß betrachtet, sagte er: »Woher bist du?« — Ich antwortete: »Aus Jerusalem.« — Dann fragte er: »Türke oder Araber?« — Ich sagte: »Araber.« Er fragte nach meinem Alter. Ich antwortete: »Dreiundzwanzig Jahre.« — Darauf wendete er sich zu dem Kommandanten und sagte ihm: »Bei deinem Kopfe, am dreiundzwanzigsten Tage ist er dienstfähig.« — Der Kommandant ließ den Termin vom Arzt niederschreiben und drohte, falls der Termin nicht eingehalten werde, mit Gefängnisstrafe.

Ich wurde dem arabischen Doktor übergeben; er nahm mich zu sich ins Haus, gab mir eine besondere Stube und empfahl mich seiner Tochter und Frau. Seine Tochter war fünfzehn Jahre alt, hübsch, ihre Augen waren schwarzgefärbt (mit Antimon), leicht und anmutig, sie sagte: »Willkommen, willkommen! Ich werde ihn bedienen auf mein Haupt und Auge« (d. h. sehr gern). Ihr Vater sagte zu ihr: »Der hochwohlgeborene Kommandant hat gesagt, daß er uns hundert Taler geben will, wenn dieser Jerusalemiter durch unsre Hand gesund wird.« Meine Kleider wurden gewaschen, Wasser wurde heiß gemacht, sie mischten es mit Fenchelwasser, wuschen damit meinen Fuß, gossen Wohlgerüche darauf und umhüllten ihn mit Salbe aus Fenchel. Jeden Tag erkundigten sich zwei Offiziere nach mir. Ich bekam Dattelsirup zu essen, außerdem mittags ein Hähnchen und abends Reis mit Fleisch und saure Milch. Den ganzen Tag vergnügten wir uns mit Erzählungen und Unterhaltungen. Sie fragten mich nach Jerusalem, und ich erzählte ihnen von dem schwebenden Fels in der Omar-Moschee, vom Hebrongebirge, vom Grabe unsers Herrn Jakob, von unserm Herrn Joseph, dem Worthalter, von ihnen allen erzählte ich, auch von der Geschichte der Propheten, sie weinten über die Sünden der Welt. Sie fingen an, mich besser zu pflegen, als wenn ich eins ihrer Kinder gewesen wäre. Die Mutter des Mädchens sagte mir: »So Gott will, o Said, sobald deine Militärzeit vorbei ist, verheirate ich dich mit meiner Tochter, denn ich habe keine andre, und du bleibst bei uns.« Als die Zeit kam, nahmen sie den Verband vom Fuß ab und wuschen ihn mit heißem Wasser. Ich stand auf, als wenn mir nichts geschehen wäre, und dankte Allah, dem König der Schöpfung. Der Mann und sein ganzes Haus freuten sich sehr, besonders seine Tochter. Sie hieß Sureya, und ihre Mutter hieß Sadie, und ihr Vater El Scheich Habschi Ali. Er ging gleich zum Kommandanten: »Ich bringe frohe Botschaft, o hochwohlgeborener Pascha, denn Said ist aufgestanden, als wenn der Löwe aus seinem Versteck springt, ich werde ihn in dieser Stunde vor dich bringen. Ich bitte aber, ihm noch zehn Tage Rast in meinem Hause zu gönnen.« — Der Kommandant antwortete: »Mit Gottes Segen!« — Als der Muschir mich sah, sagte er: »Vah, vah! Möge Allah dem Doktor Unglück schicken; ruft diesen Hörnerträger!« Als man ihn gebracht, sagte der Kommandant zu ihm: »Doktor Bei, kennen Sie diesen Mann?« — Er antwortete: »Jawohl, Efendi!« — »Wo ist Ihre Säge? Vollenden Sie die Operation! In Ihrem Schädel gibt es tausend Operationen! Schere dich fort!« — So ging der Doktor aus den Händen des Kommandanten, in seinem Herzen loderte die Flamme gegen mich. Zufällig war ein Notabel der Stadt anwesend, dieser fragte den Kommandanten, wieso er gerade im rechten Augenblick in das Spital gekommen sei und warum er dem arabischen Arzt hundert Taler versprochen habe. Der Kommandant antwortete: »Ich schlief, da sprach unser Herr Abn el Abbas, der Genosse Moses, zu mir und sagte: ‚Geh ins Spital und befreie den Said von dem Strick, denn er ist von den guten Kindern.' Der Schlaf wollte mich übermannen, ich glaubte zu träumen. Da plötzlich wachte ich auf, ich fand die Sonne am Himmel und die Menschen gehend. Schnell kleidete ich mich an und begab mich ins Spital, so rasch mich meine Füße tragen konnten; ich fühlte, daß ich ein gutes Werk tat. Dort fand ich den Arzt bereit, ihm den Fuß abzunehmen. Wir übergaben ihn dann dem arabischen Doktor, unter dessen Händen ihn Gott genesen ließ. Ich gab hundert Taler aus meiner Tasche, um Gottes willen, ich kaufte damit eine Seele vom Tode los, denn wenn jener seinen Fuß abgenommen hätte, wäre er sicher gestorben.«

Als ich mit dem Scheich heimkehrte, standen schon die Frau Sadie und die Tochter Sureya an der Tür; sie empfingen mich in so herzlicher Weise, als wäre ich lange Zeit von ihnen abwesend gewesen. Der Scheich erzählte ihnen von dem Traum des Kommandanten und sagte: »Auf diesem Manne ruht Gottes Auge.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hans Olde: Kühe unter Pappeln

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Ich blieb zehn Tage lang bei ihnen, aß, trank und ging spazieren, und abends unterhielten wir uns über alte Geschichten. Scheich Ali hatte unter seinen Bekannten überall von mir erzählt, und wo ich mit ihm hinkam, hieß es, Said der Jerusalemiter kommt; ich bekam stets den ersten Platz.

Am Morgen des zehnten Tages begab ich mich mit dem Scheich Ali zur Kaserne. Der Scheich bat um Erlaubnis, mit zum Kommandanten hineingehen zu dürfen. Ich blieb vorschriftsmäßig vor dem Kommandanten stehen. Er schaute mich an, dann fragte er: »Wie geht es dir, Said?« — Ich erwiderte: »Deinem Blicke gemäß, in Allahs Obhut und wie Allah will. Wenn ich in meine Heimat zurückkehre, werde ich in der Omar-Moschee für dich beten.« — Er sagte: »O Said, so Gott will, wirst du dich erholen und bald nach Sana'a gehen, um deinen Paß zu holen, denn die Pässe sind aus Konstantinopel angekommen.« Ich küßte ihm die Hand vor Freude und dankte ihm für alle seine Mühe. Er sagte: »Gehe zurück in das Haus des Scheich Ali, aber morgen in der Frühe begib dich zu den Soldaten, sie sind zur Reise bereit.« Dann gab er mir zwanzig Taler und ein Schreiben für den Muschir, und dem Scheich Ali gab er auch zwanzig Taler für die zehn Tage, die ich bei ihm gewesen war.

Als wir nach Hause kamen, fragten Frau und Tochter, was geschehen sei. Der Scheich Ali sagte ihnen, daß ich nach Sana'a reisen solle, um meinen Paß zu holen. Sie freuten sich sehr, sie glaubten, ich würde meinen Paß holen und nach Damr zurückkehren, um Sureya zu heiraten. Sie bereiteten Brot mit Fett und gekochte Eier und Tauben, Thymian, Oliven und andres, einen ganzen Korb voll, und sagten: »O Said, dieses ist für die Reise, und diese zwanzig Taler, nimm sie, um ein Reittier zu mieten und, nachdem du deinen Paß erhalten hast, hierher zurückzureiten.« — Die Frau Sadie sagte: »In wenigen Tagen werden wir uns über deine Rückkehr aus Sana'a freuen.«

Am nächsten Morgen verabschiedete ich mich dann von ihnen, sie gingen ungefähr drei Meilen mit, sie küßten mich. Wir marschierten drei Tage lang, bis wir in Sana'a ankamen; eine Stunde vor Sonnenuntergang waren wir in der Stadt. Ich ging zur Behörde und gab dem Muschir das Schreiben. Er fragte mich: »Bist du Said?« — Ich sagte: »Ja, mein Gebieter!« — Er besah meinen Fuß und fand ihn heil. Er sagte: »Danke Gott, der das Herz des Kommandanten dir wohlgeneigt gemacht hat, sonst hätte der Doktor dich ruiniert.« — Ich antwortete ihm: »O mein Gebieter, jedes Ding geschieht auf Befehl Gottes; ich danke Gott, daß er dem Kommandanten Botschaft geschickt hat, sonst wäre ich bei den Unglücklichen.« — Er sagte darauf: »Mein Sohn, heute bekommst du deinen Paß, und mit dem ersten Dampfer fährst du in deine Heimat und betest dort für uns.« — Ich küßte ihm die Hand. Der Muschir hieß Mehmed Feïzi Pascha Tscherkeß. In seinem Barte hatte er nur noch wenige Haare, er war aber ein gerechter Gouverneur, alle Araber liebten ihn und lobten seine Eigenschaften. Von ihm ging ich nach dem Sekretariat, wo die Soldaten meiner Abteilung ihre Pässe erhielten. Einer nach dem andern wurde aufgerufen und bekam seinen Paß eingehändigt. So ging es am ersten, zweiten und dritten Tage, mein Name kam nicht heraus. Am vierten Tage befahl der Muschir, es sollten für den Rest der Soldaten keine Pässe mehr ausgegeben werden. Es waren etwa fünfzig Soldaten. Wir fragten nach der Ursache. Da sagte man uns: »In einem Stück Land, fünf Meilen weit vom Schloß des Muschir, soll eine Chaussee gebaut werden. Die sollt ihr machen, und dann erst bekommt ihr eure Pässe.« Wir verlangten den Weg zu sehen und fanden ihn gebirgig und voll großer Bäume. Zum Bau der Chaussee hätten wir drei Jahre gebraucht. Die Soldaten, welche ihre Pässe bekommen hatten, flohen, als sie diese Nachricht hörten, nach Hodeiba, denn sie hatten ihre Pässe bei sich, sie waren keinem Befehl mehr unterworfen. Wir andern blieben in Sana'a, ein jeder von uns weinte über sein Schicksal.

Schließlich aber sagten wir zueinander: »O ihr Brüder, steht auf und laßt uns an der Chaussee arbeiten im Vertrauen auf Allah, daß er den Sinn des Muschir ändert, während wir in der Erde arbeiten.« Wir nahmen Hacken und Schaufeln und sämtliche Arbeitsgeräte und fingen an zu arbeiten; einige begannen zu graben, andre niederzureißen, andre zu mauern, bis zum Tagesschluß. Zum Abendessen bekamen wir weiße Bohnen, Reis mit Fleisch. Wir aßen und schliefen wie Besoffene, besonders ich, der während langer Zeit im Hause des Scheich Ali geruht und nur an Essen und Trinken gedacht hatte. Als ich vom Schlaf erwachte, waren meine Füße geschwollen; ich umwickelte sie mit Lappen, den Kopf hüllte ich in ein Tuch, auf den Rücken band ich ein Bündel Stroh, um leichter Steine tragen zu können. So ging es viele Tage, bis wir schließlich von dem vielen Arbeiten mager und schwach wurden. Am vierzigsten Tage sahen wir von weitem einen Wagen auf uns zukommen, vor demselben waren vier Reiter, dahinter ebenso viele Reiter. Auf unsre Frage, wer in dem Wagen sei, antwortete man, es sei der Harem des Muschir. Da beschlossen wir, miteinander die Insassen des Wagens zu bitten,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich unser anzunehmen. Wir nahmen die Hacken und Schaufeln in die Hand und hielten den Wagen an, nachdem die Reiter vorübergeritten waren. Da öffnete sich die Wagentür, und ein Offizier im Range eines Obersten stieg heraus und sagte: »Ihr Unverschämten, ihr wagt es, den Harem des Muschir auf der Straße anzuhalten?« — Wir antworteten: »Gott behüte, o Bei! Wir hielten den Wagen an im Gehorsam, und nicht als Rebellen.« — Er rief die Reiter herbei; sie stürmten auf uns zu und fragten: »Was wollt ihr?« — Wir sagten: »Wir bitten den Harem des Muschir, uns von dieser Arbeit zu befreien, denn wir sind ganz heruntergekommen. Unsre Kameraden haben ihre Pässe erhalten und sind bereits in ihre Heimat gereist, und wir müssen bei harter Arbeit hierbleiben.« — Die Frau des Muschir hörte uns an, sie war von Geburt eine Araberin. Sie fragte uns, ob wir Türken oder Araber seien. Da weinten wir alle. Sie fragte: »Warum weint ihr so?« — Wir antworteten ihr: »Wenn wir Türken wären, hätte man uns nicht so behandelt.« — »Was wollt ihr nun?« fragte sie. — Wir antworteten: »Wir wollen unsre Pässe, um in die Heimat zurückzukehren zu unsern Angehörigen und Frauen. Wir wollen auch in Jerusalem für dich beten.« — Da befahl sie dem Kutscher, zu halten, zog ein Papier hervor, gab es ihrem Sohne und sagte ihm: »Schreibe ihre Namen auf.« — Er schrieb unsre Namen. Dann sagte sie: »Geht ins Bad, euch waschen, und bei Sonnenuntergang versammelt euch vor meinem Schlosse, und so Allah will, bekommt ihr noch diese Nacht eure Pässe, und morgen schifft ihr euch ein. Für den Fall, daß ihr nicht rechtzeitig nach Hodeida kommt, wird mein Bruder, der Muschir Pascha, telegraphieren, daß der Dampfer auf euch warten soll. Habt ihr sonst noch Wünsche?« fragte sie. — Wir antworteten: »Nein, bei Gott!« — Der Wagen fuhr von dannen. Vorher hatte sie den Reitern, ihrem Sohn und ihren Töchtern befohlen, dem Muschir Pascha nichts davon zu sagen, daß wir den Wagen angehalten hätten, aus Furcht, er möchte zornig werden und uns an unsre Arbeit zurückschicken. Wir gingen in unsre Wohnungen, wechselten unsre Kleider, gingen ins Bad, und als die Sonne unterging, warteten wir alle vor dem Schlosse. Wir machten uns tausend Gedanken. Der Trompeter rief alle Offiziere zusammen; wir hörten das Rasseln der Säbel. Als sie im Schloß anlangten, befahl der Muschir, die fünfzig Soldaten, die zurückgeblieben seien, sollten noch in dieser Nacht ihre Pässe erhalten, Kamele nehmen und von hier abreisen, so daß in der Frühe nicht einer von ihnen mehr in Sana'a sei. Wir waren sehr erstaunt über diese Gnade. Die Offiziere kamen heraus und gaben uns die Pässe, sie waren schon geschrieben und gesiegelt. In einer Stunde bekamen wir die Pässe; man mietete uns Kamele. Wir gingen unter dem Schlosse vorbei, blieben stehen und beteten für den Sultan und für den Muschir. Ein Fenster öffnete sich, und eine verhüllte Gestalt warf silberne türkische Piaster auf uns herab. Wir hoben sie auf und beteten für Ihre Gnaden.

Nachts verließen wir Sana'a im Jemen, und als der Tag erschien, hatten wir eine große Strecke zurückgelegt. So ging es acht Tage lang, bis wir in Hodeida ankamen. Der Dampfer wartete auf uns, denn der Muschir hatte depeschiert: »Wartet auf die Post und fünfzig Soldaten.« — Bei unsrer Ankunft gaben wir alles, was wir an Zeug bei uns hatten, auch unsre Gewehre, ab, bestiegen den Dampfer und reisten ab. Wir waren voller Freude.

Es dauerte acht Tage, bis wir nach Suez kamen; wir blieben bis zum Morgen und bezahlten die Kanalgebühren. Nach zwei Tagen erreichten wir Port Said, nahmen Kohlen und Wasser ein, der Kapitän ordnete die Quarantäne, und dann ging es in der Richtung nach Beirut. Die Luft unsrer Heimat empfing uns. Gott Dank, der uns zurückkehren ließ! Am dritten Tage langten wir in Beirut an. Der Kapitän nahm das Schiffspatent und fuhr ans Land, kam jedoch bald zurück und sagte, daß wir auf fünf Tage in die Quarantäne müßten. Es war Frühjahr, die Blumen blühten, und die Luft war mild. Die fünf Tage vergingen wie ein Tag. Nachdem wir aus der Quarantäne entlassen waren, gingen wir nach Beirut, aßen und tranken in den Basars und kauften Geschenke.

Am nächsten Tage kam der ägyptische Dampfer, der uns nach Jafa brachte. Unsre Freude war unbeschreiblich. Die Bootsleute begrüßten uns und erzählten, daß mein Vater während meiner Abwesenheit gestorben sei. Im Quarantäneamt fand ich meine beiden Brüder H. und J. angestellt; mein Bruder H. an Stelle meines Vaters, und mein Bruder J. an meiner Stelle. Die Sanitätsverwaltung wurde telegraphisch von meiner Rückkehr benachrichtigt. Sie gab den Befehl, mich in meine frühere Stellung einzusetzen. Vorher ritt ich nach Gaza, um meine Militärpapiere in Ordnung bringen zu lassen. Bei meiner Entlassung vom Militär wurde ich zum Gefreiten befördert. Dann kehrte ich nach Jafa zurück, nahm meinen Dienst wieder auf und verheiratete mich.

Allah sei gedankt, daß ich so weit war! Allah segne unsern Herrn Mohammed und denjenigen, der sein Freund ist. Allah möge dem Schreiber dieser Zeilen verzeihen, ihn segnen und ihm gnädig sein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der verlorene Sohn

Von Friede H. Kraze

Der Stadtwall war feucht. Nicht regennaß, sondern die Sonne war kurz vor Niedergang. Ein blasses Ziehen von spinnwebigen Tüchern fing an über den Wiesen am See und an dem Flüßchen entlang. Bald würde es überall flockig sich bauschen.

»Der Fuchs braut!« So sagte man von diesen weichen, verhangenen Nebelabenden, von denen auch der Wall, der rings um das Städtchen lief, eine milde Feuchte annahm.

Der Feldgraue, der an einem Krückstock den Wall entlang schritt, sog den Geruch der Äpfel ein. In den kleinen Gärten, die alle von den Häusern rückwärts bis zu dem Flüßchen reichten, reifte es überschwenglich. Die Hasenköpfe im Garten von Bäcker Thiele hingen dicht an dicht. Ein Ast war schon gebrochen.

Dem Feldgrauen lief das Wasser im Munde zusammen, wie er den Baum sah. Er kannte die Sorte.

Er trat vorsichtig, denn er war noch immer ein wenig unbeholfen, mit dem Krückstock auf das schmale Stegchen, das von der Pforte, ebenso wie von den andern kleinen Türen der Gärten, über das Flüßchen führte. Die Weißdornhecke war gewachsen seit dem verflossenen Jahre! Aber er konnte doch die weißen und blauen Astern und den wunderbaren dunkelroten Phlox blühen sehen. Hinter den Buchsbaumrabatten. Der leuchtete! Auch wenn die Sonne hinter der Kirche ganz verschwunden war, würde dieser Phlox immer noch wie von selber leuchten.

Der Feldgraue sah hinüber. Etwas in ihm schien aus seiner Seele heraus und neben ihn zu treten und mit eignen Augen zu sehen und ihm davon zu sagen. Darüber erstaunte er. Jetzt eben staunte er über diesen purpurroten Phlox. Er erinnerte sich nicht, daß er ihn jemals früher mit Bewußtsein gesehen hatte. Und doch war in den Fiebernächten im Lazarett in Krakau immer dies purpurne Glühen vor ihm gewesen. Er hatte gemeint, es sei das Feuer der brennenden Städte. Oder es sei Blut. Aber zuletzt war es immer diese dunkelflammende Blume, und nicht weit davon hatte sich ein Mädchenkopf zur Erde gebückt.

Er zermarterte sich die Gedanken, warum dieser blonde Kopf sich bückte. Plötzlich ging ein Lächeln über sein Gesicht. Er atmete tief, und seine Nasenflügel blähten sich, als ob er einen Geruch spürte, der ihm eine Erinnerung weckte. Veilchen! dachte er.

Sie blühten in diesem Garten im Herbst zum zweitenmal. Lenchen Thiele hatte damals gebückt gestanden, um sie zu pflücken.

Sogleich trat ein bitterer, hohnvoller Zug um seinen Mund. Das war es ja eben! Alles hing zusammen!

Es schien, als wolle er hastig und zornig das Stegchen zurückschreiten. Aber dann besann er sich wieder.

Als er vor dreizehn Monaten in den Krieg zog, meinte er, daß er draußen niemals mehr an die kleine Stadt zurückdenken würde. Was knüpfte ihn an sie?

Er war ein Waisenjunge. Von seinem Vater hieß es, er sei ein unruhiger Kopf gewesen. Darum hatte er auch zuletzt Bankrott gemacht. Wiewohl das kleine Ledergeschäft schon seit Jahrzehnten der Familie gehörte. Seine Mutter, die bildhübsche und bildsaubere Tochter der Waschfrau, hatte ihrerzeit eine glänzende Partie gemacht. — Zuletzt war das alles aber gleichgültig. Vater und Mutter waren tot. Geld war kein Pfennig mehr vorhanden, nachdem die Gläubiger ausbezahlt waren. Der Kirchspielvogt übernahm die Vormundschaft über den kleinen Jungen, und die alte Großmutter zog ihn auf.

Recht und schlecht hatte sie das besorgt. In der Weise, daß, wenn die Mahlzeiten knapp waren, es doch niemals an Kopfnüssen mangelte. Die Stadt tat ein übriges. Jeden Sonntag mußte er einen Topf Klöße mit Schmorbraten aus der Superintendentur holen, und Weihnachten bekam er vom Kirchspielvogt ein Paar neue Hosen.

Er verabscheute den würdigen Herrn wegen dieser Hosen, die ihn zu einem Ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sprechen auf Fleiß, Gehorsam und ein weiteres Register von Tugenden verpflichteten. Fast hätte er auch den Schmorbraten und die Klöße verabscheut. Nur sein grundloser Jungenshunger verbot ihm diesen Frevel.

Aber er ging an keinem andern Tage der Woche an der Superintendentur vorüber.

Was sein Gelöbnis anlangt, so war nur sein guter Verstand daran schuld, daß es scheinbar nicht völlig mißachtet wurde. Trotz verschiedenen Subordinationsfehlern kam er immer wieder auf die erste Bank. Sogar in der Rektorklasse.

Sein Vormund bestimmte ihn aus diesem Grunde zu der ehrenvollen Laufbahn eines Ratsschreibers.

Der Feldgraue war ganz dicht an das Pförtchen herangetreten. Er stützte sich auf den weißgestrichenen Pfahl, nicht mehr auf den Krückstock allein, als er in seinen Gedanken bis zu jenem Ereignis gelangt war.

Seine Mittagssuppe war kalt geworden an dem betreffenden Tage. Nach langem Suchen und großem Aufgebot fand ihn der Feldjäger am folgenden Morgen fünf Meilen entfernt in einer Scheune schlafend.

Er wollte nach Amerika. Oder er wollte sich erhängen.

Ja, das waren beides beschwerliche Wege.

Nach mehreren Besprechungen zwischen dem Kirchspielvogt, dem Rektor und etlichen Vätern der Stadt wurde beschlossen, den dummen Jungen, der sein Glück mit Füßen trat, zum Schmied in die Lehre zu tun.

Der Feldgraue lächelte plötzlich. Er hatte das Achselzucken, die bedeutungsvollen Blicke und die Stirnfalten gekränkter Selbstgerechtigkeit nicht mit angesehen. Aber ihm war, als sei er bei allem dabeigewesen. Aus Angst vor dem Hanfstrick, der ihnen vielleicht irgendwie zur Last gelegt werden könnte, waren sie so recht auf das Gegenteil verfallen. Die blasse, in schönen Schwingungen und Arabesken sich auslebende Schreiberhand der Zukunft sollte den rußigen Schmiedehammer schwingen.

Nun wohl, ihm konnte das schon recht sein. Kräfte hatte er trotz allem Hungerleiden. Es war gut, einen Amboß unter den Händen zu haben. Man konnte sich einbilden, man hämmerte dann dieses ganze elende Leben zu einem einzigen glühheißen Schrecken zusammen. Und hämmerte und hämmerte ...

Die Schmiede stand vor ihm und alle Gewalt, aller Zorn, die er verhämmert hatte. Er hätte nicht sagen können, wogegen sein Zorn am wildesten tobte und aufbegehrte. Alles erschien ihm falsch, unsinnig, ungerecht in der Welt. Oben saßen die Reichen, die Satten. Unten standen demutsvoll die andern und mußten danken für die Brocken von jener Überfluß. Es gab nur Herren und Knechte, Herrschende und Unterdrückte, Sehnsüchtige und Übervolle. Das waren die Zeiten, in denen es immer bis dicht an Mord und Totschlag ging zwischen Meister, Gesellen und dem unbändigen Lehrling. Denn die harte Arbeit ließ auch die Kraft des jungen Körpers härter werden. Wie hürnen Siegfried, hoch und schlank stand er vor seinem Amboß, von Funken umstoben.

Ja, wer sich so hätte sein Schwert zurechtschmieden dürfen und dem Scheusal, dem Lindwurm, das Haupt herunterhauen!

Er kannte die Geschichte und noch viel andres dazu. Hätte er früher statt zu der Tugendsammlung sich mit Handschlag verpflichten müssen, zu lesen, alles, was ihm unter die Hände geriet, so wäre er niemals zu kurz gekommen mit seinem Gelöbnis. Wie die Dinge lagen, las er auch ohnedem.

Ein weicher Träumerblick dämpfte plötzlich das unruhige Feuer der Augen des Verwundeten. Die wunderbare Poesie der Schmiede stand plötzlich in dem weißen Ziehen der Nebel, die von den Wiesen sich jetzt dicht an den Umkreis der Gärten wagten. Er sah sich nach Hause kommen an einem lauwarmen, huscheligen Herbstabend; er hatte für den Meister einen Weg getan. Von allen Bäumen tropfte es, und der Nebel ließ den Geruch von Pflaumenmus, das jedes Haus süß und überflüssig in seinem kupfernen Kessel kochte, gar nicht aus der Stadt heraus. Dann lag die Schmiede wie die Werkstätte eines Zauberers unter den Kastanien. Die kleinen Scheiben der vergitterten Fenster glänzten jede wie ein großer rotgoldener Edelstein. Drinnen vor der Glut bewegten sich geheimnisvoll zwei dunkle Fabelwesen, deren Schatten wie Flügel an der Wand heraufliefen. Sie holten mit mächtigen Zangen geschmolzenes Gold aus den Flammen. Pink, pank, pink, pank

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hans Olde: Pappeln vor der alten Stadt.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

— sangen der Hammer und der Amboß zweistimmig und wunderbar melodisch gedämpft durch den Nebel. Hier und da fiel eine reife Kastanie mit leisem Klatschen auf die weiche Laubdecke, die jeden harten Tritt auf den Kopfsteinen auffing. In den Gäßchen gingen nur noch wenige Leute. Denn überall hinter den niedrigen Fenstern, die kein Vorhang verhüllte, wurde es hell. Man sah zwischen steifen weißen Gardinen und Blumentöpfen hindurch in alle die kleinen traulichen Zuhause. Die Kinder hatten aufgehört, draußen Pickpahl zu spielen und zu lärmen. Sie saßen um den Tisch mit Spielzeug oder Schularbeiten, und die Mutter strich über wildverwehte Haare oder hob ein Kleinstes in ihren Armen auf. Alles das sah man wie in einem Buch. Lautlos und wunderbar verklärt standen die Bilder des Heimfriedens hinter den Fenstern und dem weichen Weben des Nebels.

Der Feldgraue fühlte plötzlich, wie ihn etwas in der Kehle würgte. Es war dasselbe Würgen, das er damals verspürt hatte, wenn er unter den steinernen Torfiguren des alten Kalandhauses stand und in die erleuchteten Fenster schaute. Er hatte damals keinen Namen gewußt für das, was ihn so bedrängte. Aber er hatte sich zuletzt nur durch ein zorniges Aufstampfen oder durch ein wildes, schreckliches Lied davon befreien können, wenn es ihm nicht in glühheißen Tränen die braunen Jungensbacken herunterstürzen sollte. Er mußte lächeln. Aber eine tiefe Wehmut war in dem Lächeln, wie der Träumerblick immer klarer die Vergangenheit vor ihn hinstellte. Er hatte später den Namen gefunden für das, was den Jungen, den die Leute einen Taugenichts hießen, an jenem Abend zu dem abscheulichen Lied brachte. Der Meister mußte den Gesellen zu Hilfe nehmen, damit zwischen ihnen beiden endlich einmal die Tracht Prügel auf diesen Jungenhosen ihren Platz fand. Aber es waren noch weite Wege, bis er zu jenem Wort kam, das er immer gesucht hatte. Sehr viel stand noch dazwischen.

Alle die Bücher standen zum Beispiel dazwischen, die er im Kalandhause sich geliehen hatte. Wahllos, durcheinander: Brehms Tierleben, Karl May, medizinische Sachen, die Heimburg, Lassalle, Darwin und Jeremias Gotthelf. Alles hatte er verschlungen, und erst jetzt wußte er, daß er in diesen Büchern auch immer nur nach dem einen Wort gesucht hatte.

Auch die Jahre Dienstzeit standen dazwischen. Das war eigentlich eine herrliche Zeit gewesen. Er hatte durchaus beim Militär bleiben wollen. Es war niemals auch nur das Geringste vorgekommen, und man hatte ihm die Gefreitenknöpfe zum Schluß gegeben. Aber in aller Freude darüber und während sein Hauptmann ihm vorschlug, was er selber bei sich immer für ausgemacht angesehen hatte, auszuführen, war plötzlich etwas dagestanden, das hatte ganz entschieden und ganz ohne Widerrede nein gesagt. Er wußte gar keinen Grund, weshalb er die Laufbahn, die ihm gefiel und Vorwärtskommen versprach, aufgeben mußte. Er hätte auch nicht sagen können, was er wollte. Aber er setzte sich an demselben Abend auf die Bahn, und ohne Unterbrechung fuhr er nach Norden hinauf in die kleine Stadt, an die er so wenig gedacht hatte während seiner Dienstjahre, daß er kaum wußte, ob die alte Großmutter, sein Meister, der Schmied, oder der Kirchspielvogt noch am Leben waren.

Ein paar Tage später stand er wieder hinter demselben Amboß. Er nannte sich einen Dummkopf und hieb grimmig drauflos. Was ihn heraufgetrieben hatte, wußte er nicht. Das Wiedersehen mit der alten Großmutter war ohne besondere Rührung verlaufen, aber er war eben gekommen und mußte warten, bis er diesem Namenlosen, das seine Handlungen so seltsam gegen seinen Willen bestimmte, einmal ins Gesicht sehen würde.

Damals waren die Jahre, als er Reden hielt wie Zunder und Blut. Er konnte allen Zorn und alle Gewalt nicht mehr allein durch Hämmern niederschlagen. Er mußte es allen zuschreien, ob sie es nun hören wollten oder nicht, daß das nicht so weiterginge. Daß diese Welt, wie sie war, die denkbar schlechteste war, man mußte sie in Stücke schlagen und eine neue zurechthämmern. Niemand sollte oben sein und niemand unten. Aber wenn jemand schon oben sein mußte, dann sollte es seine Partei sein.

Er beleidigte den Kirchspielvogt damals und höhnte den Amtsrichter. Und es ging immer haarscharf am Gericht vorüber.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Feldgraue am Zaun nahm sein Schnupftuch heraus und wischte über die Stirn damit. Er fühlte den Brand seiner Reden. Wie seltsam weit dies alles zurücklag! Obwohl nicht viel mehr als ein Jahr seitdem vergangen war. Er lächelte ein nachsichtiges Lächeln über sich selber, aber die tiefe Wehmut blieb in dem Lächeln.

Er wußte jetzt, daß dieses Namenlose immer wie eine verhüllte Macht hinter seiner Glut und seinen Reden gestanden hatte. Aber nun — da er den Namen kannte ...

Der Krieg hatte so vieles enthüllt, was tief und in Gründen verschüttet lag. Auch ihm. Dieses Wort, das er immer gesucht hatte. In den Schützengräben hatte es angefangen, in der Ferne zu flüstern. Wenn die andern ihre Pakete von zu Hause auspackten, oder wenn einer seinen Affen als Bollwerk zwischen sich und die Kameraden auftürmte, um dahinter seinen Brief zu lesen. Da hatte er in trotzigem Zorn sich abgekehrt. Er hatte kein Paket bekommen, außer von einem fremden Fräulein. Seine Adresse stand wahrscheinlich auf dem Zettel der vielen, die niemand hatten, der für sie sorgte und betete. Wer aus der kleinen Stadt hätte ihm übrigens schreiben oder schicken können, auch wenn er es gewollt hätte? Er hatte ja niemand seine Adresse gesagt. Seiner Großmutter nicht, dem Kirchspielvogt und dem Meister nicht, und auch nicht Lenchen.

Dufteten die Veilchen nicht stärker? War nicht ein leises Rauschen in der Luft von Mädchenröcken? Flüsterte nicht ein heimliches, süßes Wort?

Der Feldgraue umklammerte den Krückstock so fest, daß die Hand hart wie Eisen aussah. Vielleicht durfte er ihr nicht einmal viel nachtragen. Sie war eben die gehorsame Tochter. Ihr Vater war der reiche Bäcker Thiele. Er aber hieß noch immer der Taugenichts unter den Vätern der Stadt, und die Mädchen fürchteten sich vor seiner Wildheit.

Die Sonne war jetzt untergegangen. Der Feldgraue fröstelte. Er sah sich verloren um. Würde er in den »Eichenkranz« gehen? Irgendwo mußte man ja doch nächtigen. Und eine Heimat ...

Er trat so heftig auf den Weg zurück, daß das schmale Holzbrett schwankte. Das war das Wort, das wie ein glühender Bajonettstich mitten in ihn hineinstieß. Was er alle die Jahre seines Lebens gefragt hatte. Und nie war ihm Antwort geworden. Alle hatten sie eine Heimat, für die sie kämpften und bluteten und starben! Wofür kämpfte er denn? Niemand hoffte auf ihn und betete für ihn und sorgte um ihn. Kein Zuhause öffnete weit die Türen, ihn jubelnd zu empfangen, nachdem er für dieses Zuhause sich hatte zum Krüppel schlagen lassen.

Im nächsten Augenblick pfiff eine Jungensstimme, da wo die Schiffahrtsgasse den Wall überschreitet. Eine andre antwortete, und dann schrie jemand: »Hier ist er langgegangen!«

Gleich danach klapperte es von Holzschuhen auf den Kopfsteinen des Gäßchens, und ein paar Papierlaternen zogen wie große goldgelbe Früchte, die sich auf Wanderschaft begaben, zwischen den dunklen Bäumen entlang.

Tannenberg! dachte der Feldgraue. Der wunderbare Tag, an dem er dabeigewesen war, jährte sich. Überall im Städtchen hatten sie die Fahnen herausgesteckt. Wo man sie nicht oben auf dem Dach angebracht hatte, scherzten sie mit den Hüten der Vorübergehenden. Die Schulkinder, die zur Feier des Tages auf Stelzen liefen, konnten sie mit den Händen reichen.

Sie wollen einen Laternenzug machen für Tannenberg! dachte er, wie er in den tieferen Schatten trat.

»Er hat das Eiserne! Ich hab's gesehen!« schrien zwei kleine Kerlchen mit schrillem Jauchzen. »Bei uns soll er wohnen, sagt mein Vater!« fügte der eine wichtig hinzu.

»Nein, bei uns, in der besten Stube,« sagte der andre. »Weil doch seine Großmutter bloß ein Bett hat. Bei euch ist das nicht fein genug!«

Der Feldgraue mußte leise lachen, wie er zuhörte. Um welchen Glücklichen sich die zwei wohl stritten? Aber irgend etwas schien ihm den Atem zu beklemmen.

Dann kamen mehr Stimmen und Holzpantoffeln und Papierlaternen.

»Wer hat da was zu sagen?« schrie jemand erbost. Der Feldgraue fuhr zusammen. Er kannte dieses zornige Triumphieren. Gleich würde irgend jemand unversehens eins mit der flachen Hand bekommen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Sein alter Meister kommt doch wohl zuerst!«

Und dann jammerte eine alte spröde Frauenstimme: »Wo ich doch gleich frische Blutwurst besorgt hab'! Und seine Mutter mein einziges Kind!«

»Ja, ja,« tröstete jemand.

Und jeden Abend hat sie aus der Bibel für ihn gebetet, weil daß sie doch keine Adresse gehabt hat zum Schreiben. Bloß nicht Sibirien oder ...

Man konnte nicht mehr verstehen. Zu viel Stimmen redeten jetzt durcheinander. Auch der Herr Kirchspielvogt, mit hohem Hut, war plötzlich zwischen dem Gewühl. Er bewegte heftig die Arme und schien erhoben, daß ehrenvolle Ereignisse eingetreten waren, die er immer vorausgesagt hatte.

Der Feldgraue fing an zu zittern. Irgend etwas schien laut dieses eine Wort zu rufen, um das es sich immer gehandelt hatte. Es zog ihm entgegen zwischen diesen bunten, herrlichen Laternen, die wie Wunderfrüchte glänzten, und in jedem der abgebrochenen wunderlichen Sätze schien dieses eine Wort zu singen.

»Ach, Großmutter,« sagte plötzlich eine liebe Stimme, die klang wie Jugendmädchenlachen und Weinen durcheinander, »alles ist gut jetzt! Alles! Daß er nur lebt! Daß er nur wieder da ist!«

In diesem Augenblick trat der Feldgraue aus dem Schatten der Bäume auf den Weg. Er mußte es. Man hätte ihn sonst in das Wässerchen gestoßen. »Da ist er!« schrie es durcheinander und lachte und weinte.

Dann streckten sich Hände aus und Hände, die wollten ihn in die Heimat führen.

Vom Rosenstock, der alle hundert Jahre blüht

Eine Legende von Krafft Albrecht

Mitten im Kreise seiner Jünger stand der Herr. Sein Herz war traurig, denn seine Zeit war bald erfüllt.

»Aber ein kleines, so wird mich die Welt nicht mehr sehen!« Schwer wie Steine fielen die Worte. Grenzenlos einsam stand der Meister, und seine bange Seele schrie nach Hilfe.

Die Jünger aber hörten es nicht. Da trug er seine Not in die Einsamkeit, in die freie Natur. Entlang wanderte er die weiten Straßen Palästinas. Sein Herz nahm Abschied von der Erde. Und wie er so wanderte, geschah es, daß von einem Rosenstock ein paar Blütenblätter herniederfielen, gerade zu seinen Füßen, in den weißen Sand. Da schaute der Heiland auf und sah den Rosenstock in seiner stillen Schönheit. Dunkelrot blühten die Rosen, eine an der andern, blühten und dufteten schwer.

Und der Rosenstock sah Christus und kannte ihn. Er wußte, daß Jesus allen Schmerz lindern könne und daß er Wunder tue, wie man sie noch nie gesehen vor ihm. Wie er des Heilands Angesicht so vor sich sah, hub er an, ihm sein Leid zu klagen; denn auch der Rosenstock trägt Leid. »Meister,« sagte er, »meine erste Rose ist abgefallen; auch die andern sind schon weit aufgeblüht. Die Sonne wird sie nicht mehr grüßen. Heute noch blühen sie rot und frisch, und in ein paar Stunden, morgen, taumeln ihre welken Blätter über die Straßen und Felder. Meine grünen Blätter sterben ab. Mein quellender Saft stockt. Die Glut der Sonne wird selbst meine Wurzeln verbrennen. Hilf mir, hilf mir, Herr! Du bist das Leben. Du wirst auch mich leben lassen!«

»Herr, Herr!« flehten flüsternd auch die Rosen und neigten sich.

Christus hörte die Stimmen und ihr Bitten. »Deine ersten Blüten sind abgefallen, Rosenstock,« antwortete er. »Die andern müssen es auch. Laß Erde werden, was aus Erde ist! Doch du selbst sollst nicht verdorren. Eine Weile nur halte stille. Dann darfst du neu erstehen. Alle hundert Jahre sollen deine Rosen blühen, den Menschenkindern zur Freude!« Segnend berührte der Heiland die Blumen. Wieder neigten sie sich in großem, wortlosem Dank.

Im selben Augenblick lief ein böser Wind durch das Tal, und wie er am Rosenstock vorbeistürmte, entblätterte er alle, alle Rosen.

Schweigend lösten sich Hunderte von purpurnen Blütenblättern. Aber sie taumelten nicht müde zur Erde. In der hellen Luft flogen sie mit einem Jauchzen um Jesus. »Wir werden wiederkommen.« Dann glitten sie herab an seinem weißen Kleid wie schwere rote Blutstropfen.

Christus stand lange still vor dem frohen Sterben. Dann sprach er laut und stark in den stillen Abend hinein: »Auch mir wird geholfen werden. Auch ich werde auferstehen!«

Weiter schritt er, verklärt von der großen Hoffnung, die alle Kreatur erfüllt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Shakespeares Geburtshaus

Unser Shakespeare

Zum 23. April 1916

Von Prof. Dr. Bernhard Fehr (Dresden)

Dreihundert Jahre sind verflossen, seitdem William Shakespeare in seinem stillen Heimatsort Stratford-on-Avon die Augen auf immer geschlossen hat. Inmitten des schrecklichsten aller Kriege, der Deutschland und England entzweit, gedenkt heute die ganze deutsche Kulturwelt des großen Briten, gedenkt seiner als eines deutschen Dichters. Denn fürwahr, Shakespeare ist unser, erworben in langem, mehr als hundertjährigem Geistesringen als köstliches, unvergängliches Gut! Shakespeare hat zu einer Zeit, als der im französischen Bannkreis stehende deutsche Geist sich selber entfremdet war, den kräftigen germanischen Sinn in der deutschen Literatur wieder erweckt und ist restlos in sie übergegangen, so daß uns heute Gestalten wie Hamlet, Othello, Lear, Macbeth, Falstaff, Richard III., Shylock, Desdemona, Cordelia ebenso vertraut sind wie Faust, Wallenstein, Don Carlos, Mephistopheles, Franz Moor, Thekla, Gretchen. Die Schlegelsche Übersetzung, dieses glänzende Endglied langer und schwieriger Versuche, ist uns zum Originalwerk geworden. Wir zitieren es wie einen unsrer Klassiker. Ihm haften nicht die unnatürlichen Bewegungen eines ungelenken Nachahmers an, der jeden Schritt und jede Gebärde dem Original ängstlich abgucken muß. Es bewegt sich aus eignem Willen, aus eigner Kraft. Ja, gelegentlich erhebt es sich durch Schönheit des Ausdrucks über den Urtext empor. So sagt Richard II. bei seinen schwermütigen, wehmutsvollen Betrachtungen der Krone, die fortan das Haupt seines feindlichen Vetters Heinrich Bolingbroke zieren wird, bei Shakespeare (»König Richard der Zweite«, 4. Aufzug, 1. Szene):

William Shakspeare.

Nach dem 1892 entdeckten Ölgemälde

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

That bucket down and full of tears am I,
Drinking my grief, whilst you mount up on high.

Diese schöne Stelle steigert sich in Schlegels Worten zu geradezu majestätischer Größe:

Der Eimer unten, tränenvoll, bin ich.
Mein Leiden trink' ich und erhöhe dich.

Wo ist eine Übersetzung zu finden, die zu einem so natürlichen Wachstum auf dem Boden der Muttersprache geworden ist, wie Schlegels Shakespeare? Wir müssen schon, um Gleichwertiges zu finden, zu Luthers Bibelübersetzung greifen, die nicht einfacher Abglanz der Vulgata, sondern aus sich selber lichtspendende Sonne ist.

Und wo hat bei andern Völkern, bei Engländern und Franzosen, ein fremder Dichter, wie Shakespeare bei uns, volles Bürgerrecht erhalten? Die Engländer können, von den Bibeldichtern abgesehen, keinen einzigen großen fremden Namen nennen, dem sie einen festen Platz in ihrer Literatur gesichert hätten. Die handlungsfreudigen Erzählungen des älteren Alexandre Dumas, die sensationellen Romane Victor Hugos haben bei ihnen allerdings eine bleibende Stätte gefunden. Der persische Dichter Omar Khayyàm ist in Fitzgeralds Übertragung schöner als im Original. Aber welche Bedeutung haben Dumas und Omar Khayyàm und Victor Hugo, insoweit er Romanschriftsteller ist? England ringt nicht um die großen und mächtigen Geister andrer Völker, wie Deutschland um Shakespeare gerungen hat. Seit Rossettis Tagen hat sich eine Schwärmerei für Dante breitgemacht. Aber Dante ist in England nur Mode, nicht geistiger Besitz. Die englischen Literarhistoriker behaupten mit großem Stolz, Coleridge, dessen berühmte Shakespearekritik hauptsächlich auf Aug. Wilh. Schlegels Vorlesungen über »Dramatische Kunst und Literatur« zurückgeht, habe eine Übersetzung von Schillers »Wallenstein« zustande gebracht, die das Original an Schönheit überträfe. Sie glauben das immer noch, obschon von Coleridges Überlegenheit gar keine Rede sein kann und kein gebildeter Engländer jemals in seinem Leben daran dächte, Coleridges Übertragung zu lesen. Es sind auch schon zahlreiche Versuche gemacht worden, Goethes Faust in Übertragungen dem Durchschnittsengländer näherzubringen. Es gibt mindestens fünfunddreißig englische Faustübersetzungen! Aber Faust ist dem Engländer ein bloßes Wort, und die Faustgeschichte kennt er bestenfalls in der schrecklichen Entstellung, die sie im Libretto zu Gounods Oper erfahren hat. Er weiß auch, daß Goethe ein großer Dichter war, und Taylor of Norwich, Carlyle, Lewes, Matthew Arnold, Walter Pater haben ihn immer wieder auf Goethe hingewiesen. Aber trotz Carlyle und Lewes kennt er Goethe nur dem Namen nach, fühlt allerdings, daß es zum guten Ton gehöre, ihn zu zitieren, und so bringt er die Worte »Amerika ist hier oder nirgend«, die Carlyle Goethe in den Mund legt, gelegentlich gern an oder bedient sich der Carlyleschen Umänderung der Generalbeichte »Und im Ganzen, Guten, Wahren« resolut zu leben. Ja, er wagt sich schließlich auch einmal aufs Eis und zitiert eine weniger abgetretene Stelle aus Goethe in der Ursprache, aber unter was für Purzelsprüngen! Der verstorbene hochgelehrte Dr. Garnett läßt in seinem Büchlein über Carlyle den Erdgeist sagen: »Ich sitz' an die säuselnde Webstuhl der Zeit
Und wirke des Gottes lebendiges Kleid.«

Die Franzosen stehen hier nicht günstiger da als die Engländer. Wir können sie aber viel gerechter als diese beurteilen, weil uns jetzt Shakespeare selbst als Vergleichungsgegenstand vorliegt. Allerdings hatten zunächst die Franzosen in ihren Shakespearestudien einen Vorsprung vor den Deutschen. Voltaire schrieb schon 1730 seinen »Brutus«, 1731 seinen »Tod Cäsars«, beides Nachahmungen, das zweite sogar teilweise eine Verkürzung der bekannten Shakespearischen Tragödie. Das war zehn Jahre bevor von Borck seine deutsche Übersetzung von »Julius Cäsar« herausbrachte. Schon 1745 veröffentlichte ein gewisser de la Place zwei Bände Shakespearischer Dramen in französischer Übersetzung, denen bald zwei weitere Bände folgten. Das war fast zwanzig Jahre bevor Wieland (1762—1766) zweiundzwanzig Dramen Shakespeares auf deutsch herauszugeben begann. Ja, man darf wohl behaupten, daß der Streit um den damals allmählich bekannt werdenden Shakespeare, den die Schweizer Bodmer und Breitinger und auf deutschem Boden Johann Elias Schlegel, der Oheim des berühmten Brüderpaares, gegen Gottsched ausfochten, nur deshalb entbrannte, weil

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man sah, wie das die Deutschen immer noch blendende Frankreich sich schon seit einiger Zeit mit demselben Problem beschäftigte. Mit Le Tourneur geht Frankreich 1776 an eine schon viel ehrgeizigere Aufgabe heran, an eine zweite, verbesserte, vervollkommnete Übersetzung Shakespeares. Das war elf Jahre bevor A. W. Schlegel den zweiten großen Wurf in Deutschland wagte. Aber wenn auch die Franzosen den Deutschen zeitlich voraus waren, so halten ihre zwei Versuche einen Vergleich mit Wieland und Schlegel nie und nimmer aus. Schon der Anfänger Wieland steht turmhoch über dem fortgeschritteneren Le Tourneur, dem Nachfolger von de la Place. Aug. Wilh. Schlegel ist auch nicht annähernd von den Franzosen erreicht worden. Das war überhaupt nicht möglich, weil der Franzose Shakespeare im höchsten Falle als eigenartige literarische Erscheinung neugierig betrachtete, innerlich aber ihn nie erfassen konnte. Shakespeare ist germanisch, aber nicht romanisch.

Seit beinah anderthalb Jahrhunderten öffnet der Deutsche seinen Shakespeare und findet dort immer wieder trotz dem Wandel der Zeiten den dichterischen Ausdruck für seine eigenste, tiefinnerste Stimmung. Wie Luthers Bibel, so ward auch Shakespeares Dichtung für den Deutschen auf alle Zeiten hinaus geschrieben. Die deutsche Stimmung mag sich wandeln und ändern, das äußerlich sich gleichbleibende Shakespearische Wort klingt doch immer wieder, der Stimmung der Stunde sich anschmiegend, ewig neu.

So ist auch das bekannte Wort Freiligraths: »Hamlet ist Deutschland«, zu verstehen. Hamlet ist durch das verwandelnde Glas von Raum und Zeit immer wieder anders gesehen worden. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert war er in England Shakespeares beliebtestes Stück, das durch seine feine dramatische Technik, nicht zum geringsten auch durch seine sensationellen Elemente die großen Massen ergriff. Niemand grübelte dem rätselhaften Charakter des Helden nach. Erst 1780 fällt sein eigenartiges Benehmen dem Romantiker Mackenzie auf, und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts legt Coleridge seine eignen Gefühle und Gedanken in Hamlet hinein und macht ihn zu einem romantischen Genie, zu einem Denker und Philosophen. Coleridge stand aber, wie schon angedeutet, unter dem Einfluß der deutschen Romantiker, die Hamlet zu einem noch viel zauberhafteren Wesen, als es Coleridge erschien, gestempelt hatten. Auch die in »Wilhelm Meisters Lehrjahren« von Goethe verfochtene Auffassung Hamlets als eines zweiten Werther steht im Zeichen der Romantik. Herders, Schlegels und Tiecks Erklärungen sind bloße Abarten des romantischen Typus. Entweder ist Hamlet sentimental oder metaphysisch oder grüblerisch. Es ist das schwermütige, nachgrübelnde, aber auch daniederliegende Deutschland, das sein eignes Seelenbild im Hamlet wiederzusehen glaubt. Die Grundzüge dieses Bildes sind auch von den Neu-Hegelianern, von Friedrich Theodor Vischer und später von Kuno Fischer übernommen worden. Hamlets Einzelgespräche werden als bequeme Stickböden benutzt, auf denen verwickelte metaphysische Figuren mit großem Geschick eingeflochten werden, und Shakespeare wird bei der Gestaltung Hamlets eine philosophische Systematik, eine metaphysische Neigung, eine haarfeine psychologische Analyse zugemutet, die er nicht besaß und auf die er selber auch gar kein Gewicht gelegt hätte. Ungereimtheiten werden durch gelehrte, feinsinnige Besprechungen und Hypothesen glattgemacht, und es wird bewiesen, daß zwei mal zwei fünf ist. Die Romantik hat auch unsrer eignen Zeit ihre Auffassung Hamlets aufgedrängt. In der allgemeinen Vorstellung von heute ist der romantische Typus Hamlets noch vorherrschend. Auf diese Tatsache sich stützend, hat denn auch kürzlich Julius Bab in seinem Buche »Fortinbras, oder der Kampf des neunzehnten Jahrhunderts mit dem Geiste der Romantik« den Typus des gesunden Realisten Fortinbras dem kranken Romantiker Hamlet wirkungsvoll gegenübergestellt. (Vgl. Dramatische Rundschau, Februarheft.)

Wer aber seinen Hamlet vorurteilsfrei ansieht — und immer mehr kommen wir wieder dazu, unbekümmert um alle Theorie, uns ganz einfach dem nackten Worte Shakespeares anzuvertrauen —, hat gelernt, in ihm etwas andres als nur den Romantiker zu erkennen. Er hat auch gelernt, in Hamlet nicht ein ausgeklügeltes Buch zu sehen. Er weiß, daß Shakespeare als angelsächsisches Genie große, aber unregelmäßige, ungleiche Arbeit leistet. Byron

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat kein einziges längeres Gedicht schreiben können, das aus einem Guß und aus lauter Edelmetall wäre. Thackerays Romane sind stets von fehlerhaftem Aufbau, manchmal fast planlos. Sie halten sich aber wie Byrons Gedichte durch ihre starken Teile. Wie Byron und Thackeray hat auch Shakespeare gearbeitet. Seine Dramen strotzen von größeren und kleineren Widersprüchen, ziehen auch oft die Handlung unnötig in die Länge. Aber sie versöhnen uns durch die gewaltigen Momente, in die der Dichter die ganze Kraft und den ganzen Reichtum seiner Phantasie hineinlegt. In dieser Weise wirkt auch Hamlet, bei dem die starken Momente häufiger als in den andern Dramen auftreten. Was zwischen diesen helleuchtenden, feuerspeienden Bergesgipfeln liegt, ist öfters schwarze, harte, unfruchtbare Lava. Hüten wir uns, gerade hier den tiefgrabenden Spaten unsrer modernen Psychologie anzusetzen! Werfen wir dieses Werkzeug für einmal in den Winkel! Die Widersprüche Hamlets sind da. Sie fallen einer an eine einfache Psychologie gewöhnten Zeit nicht so stark in die Augen wie uns. Sie rühren zum Teil davon her, daß schon Thomas Kydds »Urhamlet«, den Shakespeare als Quelle benutzte, mit technischen Fehlern behaftet war, die der Umgestalter öfters übernahm, viel mehr aber noch daher, daß Shakespeare sich eine ganz ungeheuer kühne Aufgabe in seinem Hamlet gestellt hatte. Er wollte nämlich den germanischen Recken Amlethus, wie ihn wohl Kydd noch kannte, mit dem feinen Seelenmenschen der Neuzeit, mit dem von Elementargewalten und Ewigkeiten träumenden Seher vereinigen. Die Versöhnung zweier so ungeheurer Gegensätze hat er genial, kühn und geradezu gewalttätig vollzogen. Er hat sich nicht einmal, sondern mehrmals an dieser Gewaltleistung versucht. In dem letzten Versuch, der uns vorliegt, ist der Ausgleich der Gegensätze und Widersprüche noch nicht gänzlich vollzogen. Wir dürfen aber an ihnen nicht klebenbleiben, wir müssen sie ganz einfach als solche hinnehmen. Wir betreten, wenn wir Hamlet lesen, nicht die Welt der Alltagswirklichkeit mit ihren kleinlichen Maßstäben; wir treten ein in die über aller Wirklichkeit stehende Schöpfung gesteigerter Kraft und Schönheit, in die Welt der Kunst.

Die blinden Elementargewalten, die im Menschen schlummern, aber unter der Wucht eines mächtigen Schlages, einer zuckenden Flamme gleich, aus ihm hervorschießen und die dunklen Unendlichkeiten grell beleuchten, wollte Shakespeare in seinem Hamlet zur Darstellung bringen. Unter der Wucht solcher Schläge wird der menschliche Kosmos zum Chaos. Zweimal schlägt das Schicksal mit Macht auf Hamlet ein, daß die Funken sprühen: bei der Erkenntnis der Untreue seiner Mutter und bei der Enthüllung seines väterlichen Geistes. Da verdunkelt sich ihm die Welt der Wirklichkeit in immer trüberem Dämmerlicht. Er wandelt in Nacht. Aber vor ihm, dem Leidenden, erzucken Blitze, die Unendlichkeiten beleuchten, die seine Phantasie allein durchwandeln kann. Dieser Hamlet handelt nicht mehr, er sieht Visionen, Schrecken und Wunder. Der Vorhang der Ewigkeit hat sich vor ihm aufgerollt, und wir, die wir mit Hamlets reicher und feingestimmter Seele fühlen dürfen, blicken mit ihm in die Ewigkeit. Wir sehen aber andre, denen diese Visionen versagt sind; die Königin vor allen Dingen, die den Geist ihres verstorbenen Gemahls nicht sehen kann, wie er durch das Zimmer schreitet im Augenblick, da ihr Sohn Dolche zu ihr spricht, ihn nicht hört, wie er Hamlet warnt, ihn nicht verschwinden sieht. Sie glaubt ihren Sohn im Wahnsinn befangen. Claudius aber, der sich denken kann, was Hamlet gesehen hat, weiß nur allzu gut, daß sein Stiefsohn nicht geisteskrank ist.

Von Zeit zu Zeit will es wieder Tag werden, und Hamlet möchte handeln. Dann aber kommt die Nacht wieder mit ihrer tiefen Beschauung, die kein Handeln duldet. Wir sehen einen Hamlet, der sich selber aus weitester Ferne betrachten kann, wie er geht und spricht in der Welt der Wirklichkeit. Aber so von sich selber aus betrachtet, geht und spricht er wie einer, dessen Wille und Handlungsvermögen in andrer Hand, in der Hand des Schicksals, liegen. Und wie nun endlich, nach dem Schauspiel im Schauspiel, der Prinz zur Tat schreitet, da überstürzen sich seine Handlungen derart, daß er über sich selber erstaunt. Sein Verstand kann der Tat nicht rasch genug folgen. Wie der Schläfer unter dem Baume, in den der Blitz einschlägt, sich mit rasender Eile, getrieben von einer jenseit seines Verstandes

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liegenden Macht, ganz unbewußt in Sicherheit bringt und erst, nachdem er außer dem Bereich der Gefahr, sich auf sich selber und den Vorgang besinnt, so wird Hamlet von der Handlung, oder richtiger vom Schicksal fortgerissen. Und er weiß, daß er unter der Macht des Schicksals steht:

Und dank dem raschen Mute! — Laßt uns einsehn,
Daß Unbesonnenheit uns manchmal dient,
Wenn tiefe Pläne scheitern; und das lehr' uns,
Daß eine Gottheit unsre Zwecke formt,
Wie wir sie auch entwerfen. —

Selbst in der Stunde, wo er das Schwert des Rächers schwingt, thront seine Phantasie immer noch hoch über seinem ungestümen Drängen, schaut zu aus der Ferne, umhüllt vom Unendlichen. Immer noch durchzucken Blitze das Dunkel des Ewigen und erfüllen Lebensaugenblicke mit erhebenden Visionen. Wie endlich sein Auge bricht, erstrahlt ihm als letztes Bild das Ziel seiner ganzen Sehnsucht, holdes Schweigen.

Jetzt ertönt Waffengeklirr. Fortinbras mit seinen tapferen Gefolgsmännern kehrt siegreich aus Polen zurück, vom Schicksal in dieser Stunde gerufen, um dem edlen, in seinen letzten Atemzügen noch zum König gekrönten Hamlet das letzte Geleit zu geben. Wie ein König und ein Held soll Hamlet bestattet werden; denn nicht ein bürgerliches Drama hat sich vor uns abgespielt: heroisch war das Zeitalter, in das wir blickten.

Hamlet, der kühne Träumer, aber auch Hamlet, der Held hehrer Art! Beide sind hier zu finden. Vergessen wir über dem Träumer ja nicht Hamlet, den Helden! Reckenhaft, gewaltig in Sprache und Gebärde ist der Hamlet des letzten Aktes, würdiger Sohn des »königlichen Dänen«, des Horvendil, wörtlich des »Morgensternes«, also Sohn des Lichts, des Sonnengottes! Der Glanz des germanischen Halbgottes ist am Shakespearischen Hamlet noch nicht erloschen. Wie weiß dieser Held in heiligem Zorn zu kämpfen! Wie fürchterlich ringt »Hamlet, der Däne« — so nennt er sich selber in seinem Zorn — mit Laertes im Grabe der Ophelia! Wie wuchtig ist der Schwertschlag, mit dem er den Laertes später in der Vergiftungsszene fällt! Wie schrecklich ist noch sein Kampf mit dem König! Hamlet, der Däne, ist würdiger Freund des edlen, starken Horatio und des tapferen Fortinbras.

Hamlet ist Deutschland! Er ist nicht nur das träumerische, romantische, er ist auch das aufstrebende, starke Deutschland der heutigen großen Zeit. Immer mehr macht sich diese Auffassung auch in der Literaturforschung geltend. Am glänzendsten hat sie Joseph Schick verfochten, der uns ein Hamlet würdiges Monumentalwerk, das Corpus Hamleticum, von dem vor drei Jahren der erste Band erschienen ist, schenken wird.

In der ruhmvollen Zeit Friedrichs des Großen brachte der berühmte Schauspieler Schröder auf der damaligen Bühne Hamlet, den Helden und Führer, zur Darstellung. Heute, wo in Ost, West und Süd die deutschen Kanonen donnern, ist uns Hamlet wieder das, was er in den Tagen des alten Fritz für Preußen war: Hamlet, der Held!

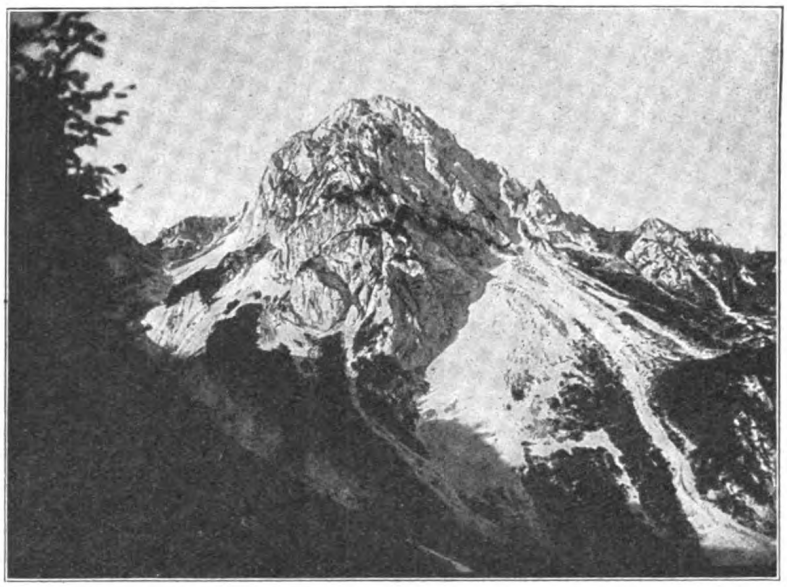
Zwei Sonette von Shakespeare

Im Frühling war ich fern von dir und einsam,
Als buntgeputzter Mai mit stolzem Gang
Rings Jugend wachrief, bis mit ihm gemeinsam
Der mürrische Saturnus lacht' und sprang.
Doch Vogelsang und süßer Blumen Heer,
Die mannigfach durch Duft und Form berücken,
Hieß mich nicht künden eine Sommermär,
Noch sie vom stolzen Schoß der Erde pflücken.
Nicht weißen Lilien hab' ich Lob gezollt,
Ließ nicht der Purpurrose Preis erschallen;
Sie waren nur der Wonne Bild, nur hold,
Nach dir gezeichnet, Vorbild du von allen.
Noch Winter schien's, und weil du fern warst, hatten
Sie mir zum Spiel gedient, als wär's dein Schatten.

Das kecke Veilchen schalt ich: »Tunichtgut,
Hast nicht du deines Duftes Reiz entwendet
Vom Atem meines Liebchens? Ist die Glut,
Die stolz auf deiner zarten Wange blendet,
Nicht kühn gefärbt mit meines Liebchens Blut?«
Die Lilie schalt ich, weil sie dir die Hand,
Den Majoran, weil er dir stahl die Locken;
Die Rosen standen, teils vor Scham entbrannt,
Teils bleich vor Schauder, auf dem Dorn erschrocken.
Und eine stahl, nicht rot, noch weiß, von beiden
Und nahm zum Raub noch deinen Atem dreist;
Doch ließ ein Wurm dafür sie Strafe leiden
Und hat trotz ihrem Prunken sie verspeist.
Mehr Blumen sah ich; keine, die nicht Farben
Und Duft von dir betrügerisch erwarben.

Aus Shakespeares Sonetten, erläutert von Alois Brandl, übersetzt von Ludwig Fulda
(Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der Mittagskofel im Kanaltal.

Bilder vom südwestlichen Kriegsschauplatz Österreich-Ungarns

Vom Reichsrats-Abgeordneten Ritter von Pantz,

Leiter der Zweigstelle Steiermark des k. u. k. Kriegsfürsorgeamtes

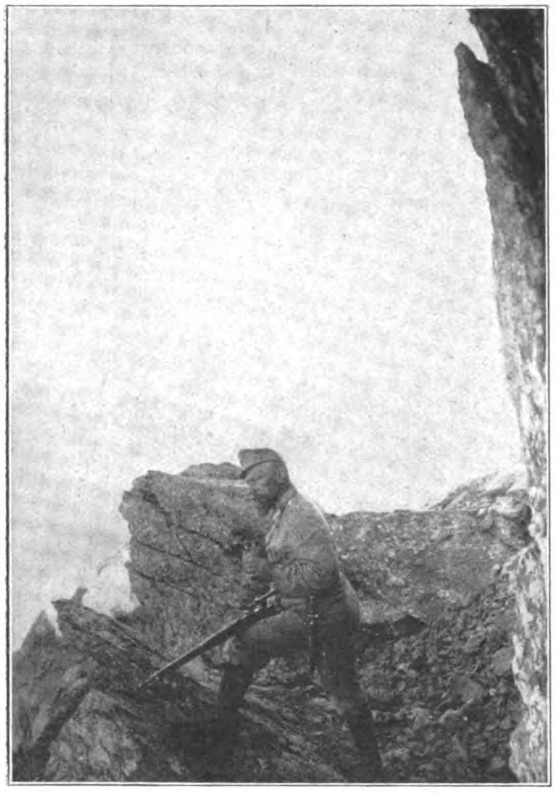
Bei der Vorführung von Lichtbildern unsers südwestlichen Kriegsschauplatzes, die ich am 1. Februar 1916 in Berlin unternahm, sprach Hugo von Hofmannsthal die einleitenden Worte. Darin gab er der Meinung Ausdruck, daß für Österreich-Ungarn die letzte und notwendige »Offenbarung« erst durch den Krieg mit Italien gegeben worden sei. Das ist »unser Krieg«, meinte Hofmannsthal, und er hat recht, denn auf diesem Kriegsschauplatze feiert Österreich seine Wiedergeburt, erweist es seine geschichtliche Notwendigkeit. Mit tückischer Hinterlist hatte unser bisheriger Bundesgenosse seinen Nachbarn Österreich-Ungarn überfallen. Ein Treubruch, beispiellos in der Geschichte, wie Kaiser und König Franz Josef in der herzerhebenden Kundgebung an seine Völker sagte. Aus dem Freunde von einst war im Dunkel der Nacht ein tückischer Feind geworden!

Die Bedeutung dieser Kämpfe im Südwesten ist unermeßlich und kann nicht hoch genug bewertet werden, denn mit berechnendster Klugheit vermeinte Italien zu Werke zu gehen, um Österreich-Ungarn in dem Augenblick den Todesstoß zu versetzen, wo es dieses nach einjährigem Ringen mit Rußland und Serbien bereits für genügend geschwächt hielt. Mit einem Regen von Schrapnells und Granaten hat der welsche Feind die tapferen Landesverteidiger an den Grenzen überschüttet und auf diese Weise gehofft, sich leicht den Weg nach Klagenfurt, Graz und Wien frei zu machen. Das Verdienst Italiens am Vierverbande ist groß, denn bedeutende Kräfte der österreichisch-ungarischen Armee wurden gebunden, und zum zweitenmal war dieser Armee die schwere und undankbare Aufgabe beschieden, einen der Zahl nach vielfach überlegenen, mit frischen Kräften anrückenden Gegner unter den schwierigsten Geländе-

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ein Horchposten

und Witterungsverhältnissen im Hochgebirge und am Steinplateau von Doberdo aufzuhalten und ihm den Weg in das Herz des Reiches zu versperren. Es sind dieselben Helden, die der »russischen Dampfwalze« in den Ebenen Galiziens und in den Karpathen den Weg verrammelt haben, die im Januar 1916 die Felsenburg des Lovcen erstürmten und im Südwesten Österreichs seit nunmehr über zehn Monaten den andrängenden Gegner mit ungeheuren Opfern, unter allen Beschwerden und Entsagungen eines Winterfeldzuges abwehren, unter Mühsalen, deren Überwindung sie mit dem Lorbeer unvergänglichen Ruhmes umwindet.

Seit dem Ausbruch des Weltkrieges fließt in Deutschland und Österreich-Ungarn das persönliche Schicksal der im Hinterlande Verbliebenen zusammen mit dem Schicksal der tapferen Streiter für Deutschlands und Österreich-Ungarns Ehre, Wohlfahrt und Größe. Fragen, deren Lösung uns früher als das Wichtigste erschienen sind, sind ganz in den Hintergrund getreten, und wir finden es kaum verständlich, daß wir uns einmal für Dinge ereifern konnten, die auch nicht annähernd die Tragweite jener Ereignisse haben, die nunmehr unsre Tage erfüllen. Es ist daher nur zu begreiflich, daß unsre innerste Teilnahme den Kriegern gehört, die uns immer neue Wunder an Tapferkeit und Aufopferung erleben lassen, und in deren Händen wir unser Schicksal so wohlgeborgen wissen. Diese Tatsache erweckt in jedem einzelnen eine tiefbegründete Dankbarkeit, die nicht nur in Worten, sondern vor allem in Taten sich zu äußern sucht. Wir mühen uns unablässig, Mittel und Wege zu ersinnen, um unsern heldenmütigen Kriegern beizustehen und ihnen in den Schrecknissen eines bisher unerhörten Krieges das Gefühl der unverbrüchlichen Zusammengehörigkeit mit dem Hinterlande und unsre innige Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen. Diesem Gedanken hat in Österreich-Ungarn die oberste Heeresleitung durch die Schaffung eines dem k. und k. Kriegsministerium angegliederten Kriegsfürsorgeamtes, an dessen Spitze Feldmarschalleutnant Ritter von Löbl steht, Rechnung getragen. Die Zentrale dieses Amtes in Wien hat eine große Organisationskraft bewiesen und dank der außerordentlichen Opferwilligkeit aller Kreise der Bevölkerung namhafte Leistungen im Dienste der österreichisch-ungarischen Armee aufzuweisen. Die Bedeutung dieses Fürsorgeamtes liegt aber nicht bloß im Werte der materiellen Güter, die es der Armee zuführt, noch größer ist deren ideeller Wert in dem schon angedeuteten Sinne. Hat doch jeder einen näheren Verwandten, einen Freund und Bruder draußen im Felde stehen; erfüllt doch jeden das Bewußtsein, daß die Volksgemeinschaft im Hinterlande auch seines Freundes und Bruders mit einer kleinen Gabe gedenkt, erquickend und tröstend.

Die Zentrale des Kriegsfürsorgeamtes hat fast in allen Landeshauptstädten Österreichs — in Ungarn besteht ein eignes ungarisches Kriegsfürsorgeamt — Zweigstellen errichtet. Die Zweigstelle Steiermark des Kriegsfürsorgeamtes leitet der Schreiber dieser Zeilen. Dank der Teilnahme aller Schichten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Bevölkerung der grünen Mark hat sich durch Vermittlung dieser Zweigstelle zwischen den Söhnen des Landes, den Helden des eisernen Korps, und den in der Heimat Verbliebenen ein reger Wechselverkehr entwickelt. Es entquillt dies einem innersten Herzensbedürfnis des Steirers, und je länger der Krieg währt, desto drängender wird seine Sehnsucht nach den Lieben im Felde, desto reiner und inniger seine Opferfreude, und desto reichlicher fließt die Quelle materieller und geistiger Werte.

In den furchtbaren Weihnachtstagen des Jahres 1914 waren die Vertreter des steirischen Kriegsfürsorgeamtes mit ihren Christgaben den tapferen Söhnen des Landes in die tiefverschneiten, unwirtlichen Karpathen gefolgt. Unausgesetzt ist seit dieser Zeit in allen Wechselfällen des Krieges — führten die Wege nun tief nach Osten oder nach dem Süden hinunter — der Verkehr der heimatlichen Kriegsfürsorge mit dem heimatlichen Korps aufrechterhalten worden. Seit aber der tückische Erbfeind im Südwesten über Österreich-Ungarn hereingebrochen ist und die Söhne der Alpen im bunten Verein mit den andern staatstreuen Völkern der Monarchie die Wacht an der Südwestfront bezogen haben, drängte es den Steirer und die Bewohner der gesamten Alpenländer, jeden dieser Helden wie den eignen Sohn mit Liebeswerken zu umgeben. Ein Bruderbund, aus Blut und Eisen geschmiedet, ein Band der Treue, gewoben zwischen den Söhnen der Alpen in heldenmütiger Verteidigung des Ungarlandes im Winter 1914 und den Söhnen der Pußta auf den Felsenburgen der nach dem sonnigen Süden schauenden Alpenriesen im Winter 1915 — das neuerstarkte Österreich-Ungarn!

Den wiederholten Fahrten an die Front ist dank der hohen Förderung des ruhmreichen Kommandanten der Armeen der Südwestfront, des Generalobersten Erzherzogs Eugen und des k. und k. Kriegspressequartiers die Aufnahme jener Bilder zu verdanken, von denen eine kleine Auslese hier zur Wiedergabe gelangt und die mit einigen erklärenden Worten begleitet sein sollen.

Von der schönen blauen Adria, von Triest, dem Hamburg unsers Südens, über das auf mäßiger Anhöhe gelegene Steinplateau von Doberdo, das Isonzotal, das Massiv des Krn, das Save- und Kanaltal, das Gailtal über die Tiroler Grenzwege bis zum azurblauen Gardasee und hinauf in die Firnen des Ortler zieht sich die ungeheure Front, gegen die der tückische Feind nun bald ein Jahr schon vergeblich anrennt, Hekatomben an Menschenopfern bringt und Schlappe auf Schlappe erleidet.

Die wenigen Bilder schon führen den Lesern die ungeheuren Schwierigkeiten vor Augen, welche die österreichisch-ungarische Armee auf diesem Kriegsschauplatz zu überwinden hat. Auf mäßiger Anhöhe über der Adria liegt das Steinplateau von Doberdo und Komen, die Verteidigungsstellung gegen die Hauptmacht der italienischen Armee. Eine unwirtliche karstige Hochebene, deren Landschaftsbild von Steinen und dazwischen lagerndem niederem Gestrüpp beherrscht wird. Schlechte Straßenverhältnisse, kein Wasser, verheerende Wirkungen der feindlichen Geschosse beim Einschlagen

Ein Mörser in Feuerstellung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Winters Anfang

in das steinige Terrain und dazu ungeheure Schwierigkeiten beim Ausbau der Stellungen! Auch in den letzten Monaten vor Ausbruch des Krieges konnte trotz der drohenden Kriegsgefahr wenig vorgekehrt werden, um »dem Verbündeten« keinen Vorwand zum Treubruch zu geben. Trotz all diesen ungeheuren Schwierigkeiten hat die österreichisch-ungarische Armee ihre bei Kriegsbeginn eingenommenen Stellungen behauptet, und das militärische Ingenieurkorps hat es verstanden, in wenigen Monaten die unwirtliche Hochebene mit einem Netz guter Straßen, den erforderlichen Bahnen, mit Wasserleitungen bis in die vordersten Stellungen zu versehen.

Auf der westlichen Abdachung dieses Plateaus gegen das Isonzotal und Görz zu liegt der vielumstrittene Monte St. Mihele, eine Erhebung in der Höhe von etwa dreihundert Meter, die in diesem Kriege zur Festung wurde, mit der Aufgabe, den Besitz von Görz und Triest zu sichern. Vier große Schlachten, von denen zwei bis zu vier Wochen bei vielfacher feindlicher Artillerie- und infanteristischer Übermacht währten, wurden am Plateau von Doberdo um den Besitz des Monte St. Mihele ausgekämpft. An dem eisernen Wall der heldenmütigen Landesverteidiger zerbrach die Hauptmacht der italienischen Armee. Die Blüte des italienischen Heeres ging hier in sich fortgesetzt wiederholenden wütenden Stürmen erfolglos in den Tod, und ein gefangener italienischer Offizier erklärte beim Verhör, daß er befürchte, das Plateau von Doberdo werde zum Friedhof seines Königshauses werden. Im Gegensatz zur steinigen Hochebene von Doberdo la-

Schützengraben im Hochgebirge

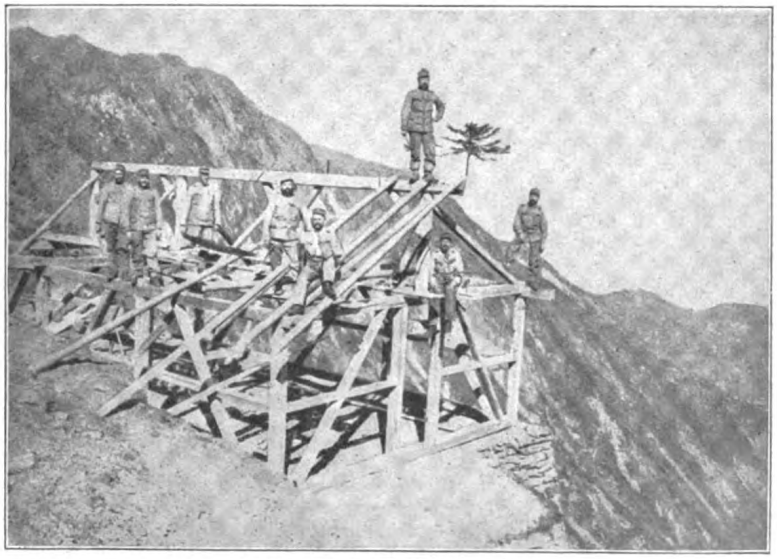
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gert die italienische Armee in den herrlichen Niederungen des Tieflandes mit prächtigen Straßen, ausgedehnten Eisenbahnnetzen, reichlicher Wasserversorgung in tiefem, weichem Boden, in dem die Geschosse der österreichisch-ungarischen Artillerie weitaus nicht jene furchtbaren Verheerungen anzurichten vermögen, wie dies durch die feindlichen Geschosse am Steinplateau von Doberdo der Fall ist. Und trotz diesen so ungleichen, für die österreichisch-ungarische Armee so unvorteilhaften Stellungen, trotz der vielfachen artilleristischen und infanteristischen Übermacht haben die tapferen Truppen Österreich-Ungarns in Kämpfen, die zu den blutigsten dieses Weltkrieges gehören, dem mächtig andrängenden Feind den Weg in das geliebte Vaterland zu versperren vermocht.

Die Offiziersherberge zur schweren Granate

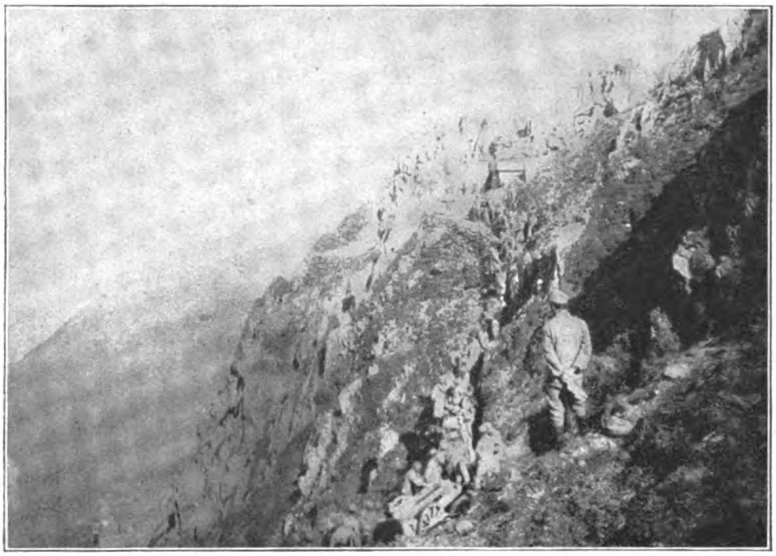
Westlich des oberen Isonzotales liegt, den Karawanken vorgelagert, das Massiv des Krn, einer der unwirtlichsten Berge unsrer südlichen Alpenwelt mit einer Höchsterhebung von fast dreitausend Meter. Auch der Krn wurde in diesem Kriege zu einer vielberannten Festung, die der welsche Feind trotz opferreichen Anstrengungen nicht zu überrennen vermochte. Ganze Dörfer sind am Gipfel des Krn entstanden, und die militärischen Techniker haben es vermocht, in kurzer Zeit trotz dem Feuer der feindlichen Artillerie auf die Höhen dieses Berges prächtige Straßen zu führen, über die Wände Aufzüge herzustellen, elektrisches Licht hinaufzuleiten und für gute Beheizung zu sorgen, so daß die in Eis und Schnee ausharrenden Landesverteidiger mit allem, was die Erhaltung des menschlichen Lebens erfordert, reichlich versorgt sind.

Vom Krn aus zieht sich über die Tiroler und Kärntner Grenzberge bis zum Ortler eine ununterbrochene Kette von Bergriesen,



Hüttenbau mit Gleichenfest

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

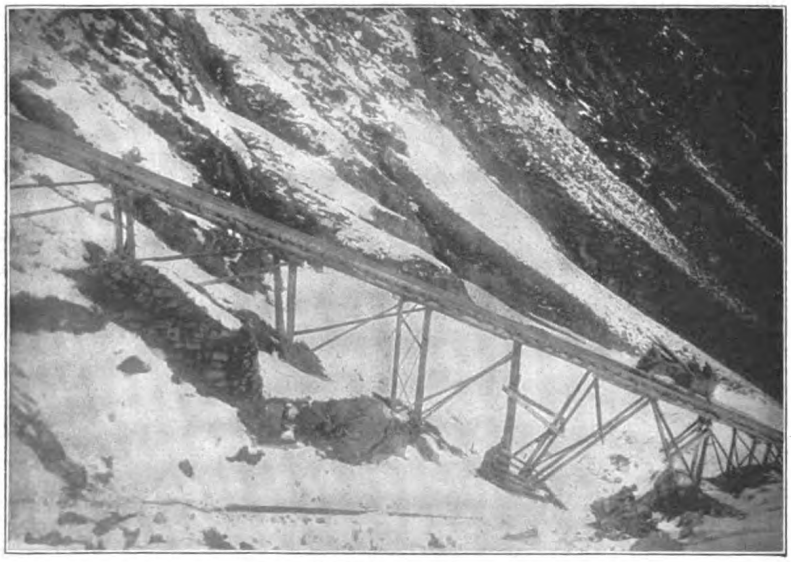


Geschütztransport auf die Kammhöhe

auf deren Kämmen und Sätteln die tapferen österreichisch-ungarischen Landesverteidiger trotz Sturm und Schnee im Ungemach der winterlichen Hochgebirgswelt standhalten und nicht wanken. Auf diesen Höhen erreicht der Schnee auf der Schattenseite oft eine Tiefe von acht bis zwölf Meter, und die nördlichen Lehnen sind es ja, auf denen die österreichisch-ungarischen Truppen stehen. Die Grenze zieht über die Kämme. Die südlichen Abhänge liegen im italienischen Staatsgebiet, und auf diesen lagern, durch die sonnige Lage begünstigt, bei einer durchschnittlichen Schneehöhe von nur vier Meter die italienischen Truppen.

Die Winterlandschaften, die hier zur Darstellung gelangen, stammen aus der ersten Hälfte des Monats Oktober, woraus die Leser die Unwirtlichkeit dieser Gebiete entnehmen und einen Schluß auf die Härte des Winters in den Hochgebirgsstellungen der österreichisch-ungarischen Truppen ziehen können.

Zu Beginn des Krieges, wo es galt, rasch die Geschütze in wichtige Höhenstellungen zu bringen, und man noch der notwendigen Straßen entbehrte, mußten die Geschütze oft mit übermenschlicher Anstrengung, aber doch mit Menschenkraft in ihre Stellungen gebracht werden. Eins der Bilder veranschaulicht diese Herkulesarbeit. Ein andres zeigt am Dachfirst einer im Bau befindlichen Hütte trotz feindlichem Geschützfeuer das Fichtenbäumchen: die wackeren Werkleute, Söhne der österreichischen Alpenwelt, feiern das Gleichenfest. Die alten Volksbräuche sind ihnen heilig, von ihnen läßt der überlieferungstreue Sinn der österreichischen Alpenbewohner nicht, auch wenn sie in Not und Todesgefahr die geliebte heimatliche



Aufzug vom Tale

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Scholle vor dem andrängenden Erbfeind verteidigen müssen.

Ein besonders fesselndes Bild — fesselnd zumal für alle die, denen diese Straße zwischen Landro und Schluderbach aus ihren Dolomitenwanderungen vertraut ist — zeigt die niedergelegten Hotelgebäude in Landro. Nur die kleine Kapelle ist stehengeblieben: die Hotelgebäude mußten dem Erdboden gleichgemacht werden, um der österreichisch-ungarischen Artillerie den freien Ausschuß zu sichern.

Die niedergelegten Hotelgebäude in Landro

Mit einer ungeheuren Begeisterung wird dieser Krieg von der österreichisch-ungarischen Armee geführt. In den bedrohten Grenzländern ist vom Jüngling bis zum Greise alles zu den Waffen geeilt und hat so durch die Bildung freiwilliger Schützenregimenter das stehende Heer verstärkt. Tiroler, Kärntner und steirische freiwillige Schützen haben sich um die Verteidigung des Landes, besonders zu Anfang des Krieges, hohe Verdienste erworben und stehen bis heute wetterhart und todesmutig im Kampfe. Ein Geschlecht, seiner Väter wert, dieser Väter, die vor hundert Jahren ruhmvoll den Kampf gegen den korsischen Eroberer für Deutschlands Ehre und Freiheit in Verteidigung der geliebten Heimat gekämpft haben, Söhne aller Nationen zusammenfassend, ein Bild unvergänglichen Ruhmes und unüberwindbarer Wehrhaftigkeit.

Grillparzers altes Wort wird hier neu bekräftigt: »In deinem Lager ist Österreich!«

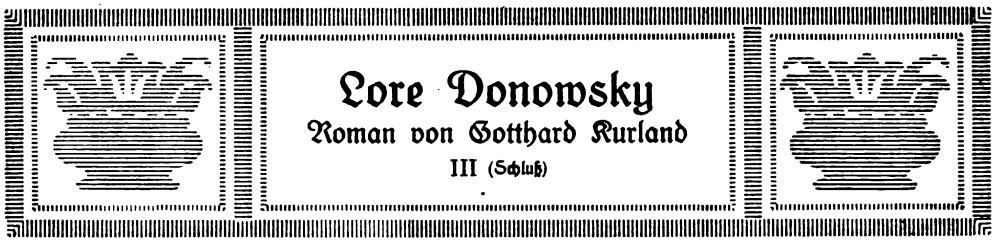
Nach Sonnenuntergang

Du kamst, erregt vom Sonnenuntergange,
Die Dünen glänzten durch die Abendluft.
Du rührtest mit dem Schritt der Tänzerin
Die gelbe Erde an. Ich saß im Garten,
Und glüh'nden Herzens fühlt' ich, wie du kamst.

Du kamst! Du kamst! Du tratest in die Pforte
Und rissest eine Rose vom Gesträuch
Und küßtest sie und warfst sie in die Winde
Und flogst an meine Brust und riefest: »Sonne!«
Und braun und göttlich glänzten deine Schultern,
Und herber Duft des Meeres hing an dir.

Hans Bethge

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Lore Donowsky

Roman von Gotthard Kurland

III (Schluß)

Die Thomssens waren wieder abgereist. Nach einem großen Abschied, besonders von Trude, einem langdauernden, zärtlichen. Es war still im Hause geworden.

Frau Donowsky war mehr allein als sonst und mehr ihren Gedanken überlassen. Sie saß am Fenster ihres Wohnzimmers. Die klaren Tage waren verschwunden, ein feiner Regen ging schon seit gestern mit einem sirrenden Klingen zur Erde nieder. Wie in Schleier waren alle Dinge da draußen gehüllt, jede Kraft war aufgelöst, wie untergegangen in der Eintönigkeit ringsum.

Es begann dämmerig zu werden. Die ersten Lichter leuchteten. Hier eins, dort eins. Dann zuckten viele dieser glitzernden Punkte auf, einer nach dem andern, in gerader Linie, daß sie wie eine Kette goldener Perlen waren.

Wie märchenhaft das ist! dachte die junge Frau. Wie zauberhaft! Sie blinzelte zu den Lichtern hinüber, schloß die Augen bis auf einen schmalen Spalt, und die Lichter waren wie Strahlenbündel, die schimmern und flimmern. Als wär' ich ein Spielkind! verspottete sie sich gleich darauf.

Nun wollen wir uns die Lampe bringen lassen, dachte sie, und arbeiten oder was Vernünftiges lesen! Was Kühles, Verständiges. Nicht einen dieser törichten Romane, die von nichts zu reden wissen als von Liebe. Und in denen diese Liebe brennt wie ein Feuer. Aber sie vergaß, aufzustehen und nach der Lampe zu klingeln.

Sie erinnerte sich an »damals«, an die Zeit, da sie und ihr Mann miteinander verlobt gewesen. So viel Respekt war in seiner Liebe, so viel Zurückhaltung in der ihren. Einmal — das hatte ihr damals einen fast drolligen Eindruck gemacht —, einmal hatten sie einen kleinen Streit miteinander gehabt: Kurt hatte dienstlich eine Reise gemacht, eine von vier, fünf Tagen. Als er wiedergekommen, war es, als sei er von einer Weltreise zurückgekehrt. So stürmisch war er in seinen Liebkosungen gewesen. So, daß sie gelacht hatte. Hell aufgelacht. Da hatte er sie verwundert angesehen. »Wie du kühl bist!« hatte er gesagt. »Und ich bin vor Sehnsucht fast vergangen.«

»In diesen vier Tagen?« hatte sie gefragt. Mit lustigen, neckenden Augen.

»Ein Tag wäre dafür genug gewesen, ein einziger,« hatte er geantwortet. »Du hast dich gar nicht nach mir gesehnt?« hatte er hinzugesetzt.

Sie hatte nicht nein gesagt, aber sie hatte gesagt: »Ich wußte ja, daß du heute wiederkommen würdest.«

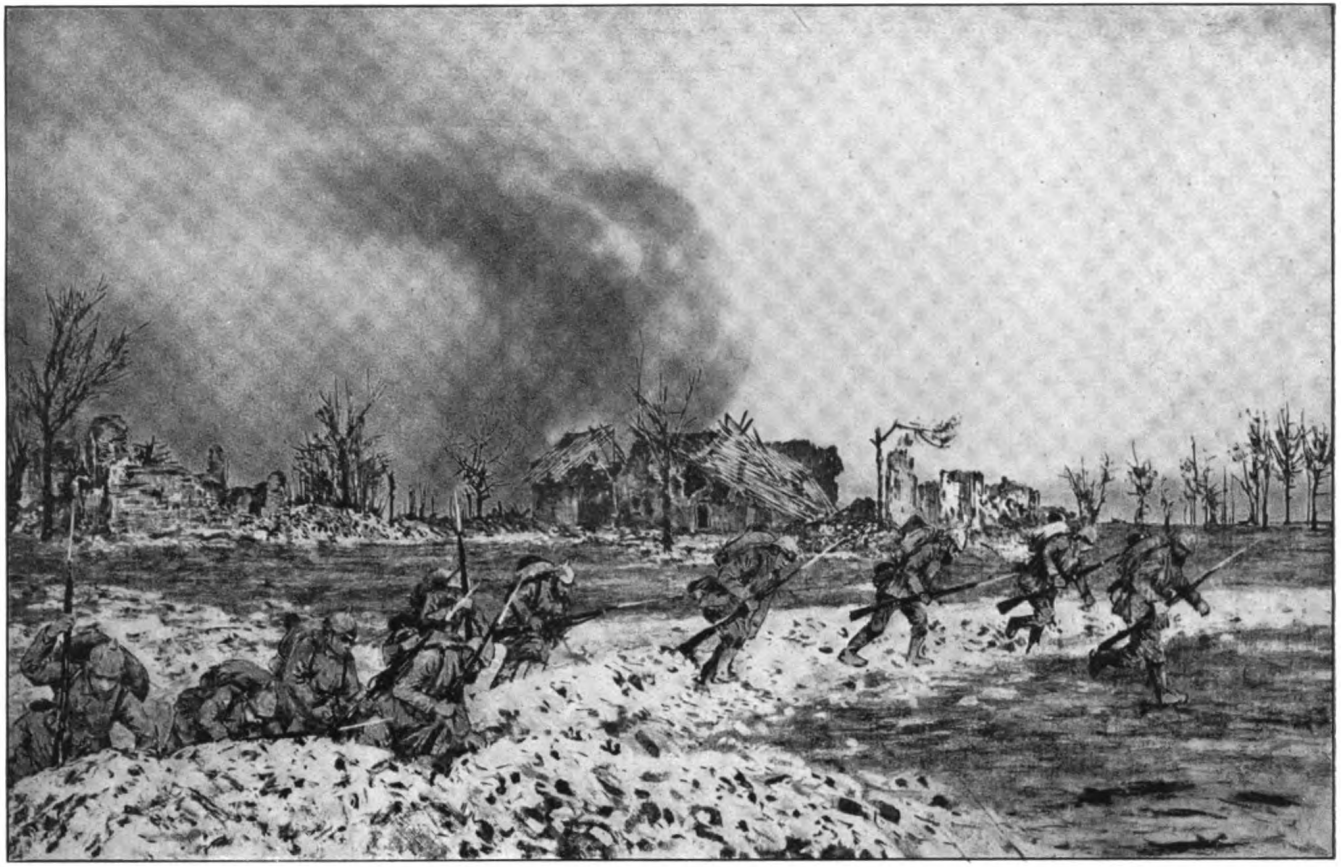
»Ja, allerdings, das wußtest du.« In aufsteigender Erregung hatte er es erwidert. »Nun ja, wo gnädiges Fräulein das wußten, da wäre ja jede Sehnsucht lächerlich gewesen. Du hast ganz recht.« Dann, allmählich, war seine Verstimmung verflogen.

Dieser kleine Streit damals war bald vergessen gewesen. So viel Bewunderung, so viel Anbetung auf der einen Seite, so viel Genugtuung, so viel tiefe Befriedigung über diese Huldigung auf der andern — wie leuchtender Sommerhimmel hatte es über ihnen gelegen, an dem die luftigen Wolken verschwinden, leicht und schnell, wie sie gekommen. Frau Donowsky mußte lächeln, wie sie jener fernen Tage gedachte, jener frohen Zeit, die über die Herzen streicht, weich und sanft wie mit Flügeln. Wie lange Jahre waren seitdem verflossen! Wie lange Jahre! Sie waren einander gleich gewesen, diese Jahre, merkwürdig gleich. Ihr Leben war das Leben einer glücklichen Frau gewesen. Einer glücklichen und jungen Frau. Einer glücklichen, jungen — und schönen Frau, wie man sie nannte. Wirklich, sie selber fand sich nicht so besonders schön. Aber daß andre sie schön fanden — das trug man ihr zu. Die Frauen taten es mit Worten, die Männer mit Blicken, soweit das gestattet ist.

Eins war seltsam dabei: es gab keine Frau in ihrer Bekanntschaft, die ihr ihre Schönheit geneidet hätte. Und man weiß doch, es ist eine so bittere Eifersucht in den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Carl Kappstein: Zwischen Witry le Reims und Reims

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Herzen vieler Frauen auf diejenigen unter ihren Schwestern, deren Schönheit die der andern in Schatten stellt. Eine ihrer Bekannten hatte ihr sogar einmal gesagt: »Du bist weit schöner als sie alle. Trotzdem — sie gönnen dir diese Schönheit, denn sie fürchten sie nicht.« Und als sie diese Bemerkung nicht verstanden, hatte jene hinzugesetzt: »Und warum fürchten sie sie nicht? Weil du nichts mit ihr anzufangen weißt. Weil du, eine so gescheite Frau, in diesem Punkte — verzeih! — dumm bist! Total dumm! Weil du deine eigne Macht nicht kennst.«

»O doch, die kenne ich,« hatte sie geantwortet, »mein Mann liegt mir zu Füßen.«

Die Freundin hatte gelächelt. Diese gute, brave Lore! hatte dies Lächeln bedeutet. Nun ja — ihr Mann! Aber der ist doch nicht gerade die Welt! Die ganze Welt! Von Koketterie hatte sie doch wirklich nicht die Spur, diese gute Lore Donowsky.

Als dann das Kind da war, da hatten die Freundinnen gesagt: »So, nun ist's gut! Nun hat sie alles, was sie nur wünschen kann. Einen Mann, ein Kind — mehr brauchen diese beneidenswerten Frauen nicht. Sie gehen durch die Welt wie mit verbundenen Augen. Was es Verlockendes in ihr gibt, sehen sie nicht. Sie sind wie gesättigt von Glück, wie erfüllt von Frieden.« Und sie hatten ihr gesagt: »Du Beneidenswerte! Du Glückliche!« Ja, sie hatten recht gehabt. War sie nicht glücklich und beneidenswert?

Frau Donowsky schrak auf aus ihrer Erinnerung. Was war denn? Ach so, ja: da war eine Glocke gegangen. Wer kam denn? Das Mädchen trat ein und meldete: »Fräulein von Weylen!«

»Ah, ich lasse bitten!« Frau Donowsky war aufgestanden. »Und die Lampe!« setzte sie hinzu. »Bringen Sie gleich die Lampe!«

Das Mädchen ging wieder hinaus, und Frau Donowsky eilte der Besucherin entgegen. »Wie nett, daß du kommst, Otti!«

»Störe ich dich nicht?« fragte Fräulein von Weylen.

Nein, natürlich, sie störte nicht. Ganz im Gegenteil: sie kam gerade recht. »Ich habe hier gesessen und die Zeit totgeschlagen,« sagte Frau Donowsky, mit dem Gast ins Zimmer tretend. »Du weißt, ich liebe die Dämmerung. Wie eine Fledermaus. Aber gleich kommt die Lampe.«

»O nein, keine Lampe!« bat Fräulein von Weylen. »Da ist ja ein köstliches Zwielicht, da in deiner Ecke am Fenster. Von der Laterne draußen auf dem Trottoir.«

»Schön! Also keine Lampe!« Frau Donowsky ging zur Klingel und bestellte die Lampe wieder ab. »Ja, es ist nie ganz dunkel hier,« sagte sie zurückkommend. »Und das Gute ist, sie steht so weit links, die Laterne, daß man ihre Flamme nicht sieht. Man merkt nur an der Helligkeit, daß sie da ist.«

»Ja,« sagte das junge Mädchen, »ein netter Winkel zum Plaudern!«

»Fast ein Winkel zum Beichten. So,« fuhr Frau Donowsky fort, die Freundin in den Sessel am Fenster drückend, »Gnädigste nehmen in diesem Beichtstuhl Platz. Und nun gebeichtet, wenn ich bitten darf!«

»Vorausgesetzt, daß Gnädigste was zu beichten haben, wolltest du sagen,« lachte Fräulein von Weylen.

»Nein, das wollte ich durchaus nicht sagen. Denn natürlich haben Gnädigste was zu beichten, weil Gnädigste eine junge Dame sind. Weil Gnädigste eine sehr hübsche junge Dame sind. Und hübsche junge Damen, die nichts zu beichten haben, nicht die kleinste Schwärmerei, nicht das leiseste Herzklopfen — gibt es die?«

»Ja, wart' mal,« sagte Fräulein von Weylen heuchlerisch, »was wäre denn da gleich?«

»Ach nein,« wandte Frau Donowsky ein, »was man erst suchen muß, das rechnet nicht mit. Nein, die Sünden, die ganz obenauf liegen, die man mit Händen greifen kann, die alle Welt uns ansieht — die meine ich,« sagte sie neckend.

»Alle Welt uns ansieht ...?« fragte Fräulein von Weylen unsicher.

»Ja, ja, uns ganz deutlich ansieht.« Frau Donowsky blickte Fräulein von Weylen forschend wie ein Polizeidiener an. »Sogar, wenn es fast dunkel im Zimmer ist,« kam es leise hinterher.

Fräulein von Weylen zuckte wie nichtverstehend die Schultern. »Nun, weißt du, wenn hier jemand zu beichten hat — dann ...«

Frau Donowsky überlief ein Erschrecken. »Dann ...?« fragte sie gepreßt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Dann bist du es, meine liebe Lore!«

»Ich?« machte die schöne Frau wie außer sich vor Erstaunen. Aber ihr war zumute wie einem Menschen, der sich frei gefühlt hat, dem man aber plötzlich die Hand auf die Schulter legt: Gefangen! Verhaftet! »Da möcht' ich doch aber wirklich wissen ...« sagte sie.

»Was du zu beichten haben solltest, meinst du? Nun, allerlei, sollt' ich denken.«

»Ich zerbreche mir den Kopf.«

»Ohne Erfolg?«

»Selbstverständlich! Ohne jeden Erfolg.«

»Ach!« machte die Freundin. »Wie man so blind sein kann! Blind gegen sich selber, mein' ich. Die andern — oh, das ist eine Sache für sich. Da ist man sehr scharfsichtig. Da sieht man mitunter sogar, was gar nicht da ist.«

Frau Donowsky erwiderte nicht gleich auf diesen Angriff, sie war in Nachdenken versunken. Aber es war doch nicht möglich ... es konnte doch nicht sein ... niemand hatte ihn gesehen, damals auf dem Wege im Tiergarten, als dieser Ausdruck in seinen Augen war, dieser Ausdruck, der sie erschreckt hatte. Niemand konnte wissen ... Ah nein! Ganz unmöglich! beruhigte sie sich. Und sie sagte, mit der schönen Sicherheit derer, die der Welt ein reines Gewissen zu zeigen gewohnt sind: »Du vergißt, liebe Otti, daß ich nichts zu beichten haben darf! Sehr im Unterschied zu euch, die ihr noch frei seid. Du vergißt, daß ich eine Frau bin. Und eine Mutter,« setzte sie leise hinzu.

»Nein, ich vergesse nichts, meine Gnädige!« lachte das hübsche Mädchen. »Aber trotzdem — wenn man mich fragte: ‚Wer ist die gefährlichste Frau von allen Frauen, die du kennst?', dann würde ich sagen: ‚Frau Lore Donowsky. Ohne allen Zweifel.'«

»Ach!« spottete Frau Donowsky.

»Ja, ganz ohne Zweifel — Frau Donowsky. Sie macht uns Konkurrenz, uns jungen Mädchen, wie es kaum gestattet ist.«

»Aber erlaub' mal!« begehrte Frau Donowsky auf.

»Wie es kaum gestattet ist,« wiederholte Fräulein von Weylen. »Jawohl. Aber sie kann nichts dafür, die Ärmste!« setzte sie hinzu.

»Gottlob! Mir fällt eine Last von der Seele!«

»Denn sie hat ihre Augen nicht geschaffen, mit denen sie die Herzen verzaubert,« fuhr die andre fort.

»Nein, das ist wahr, das hat sie nicht,« sagte Lore Donowsky.

»Und ihre Haare nicht, die wie goldene Schlingen sind.«

»Nein, die auch nicht.«

»Und ihre ganze köstliche, strahlende Erscheinung nicht, die uns alle in Schatten stellt,« sagte Otti von Weylen begeistert.

»Nicht übertreiben, bitte!« lachte Frau Donowsky.

Die Freundin schien es indes nicht zu hören. »Und darum ist sie im Grunde auch nicht verantwortlich für alles Unglück, das sie mit diesen Gottesgaben anrichtet.«

»Wirklich nicht?« spottete die andre. »Aber weißt du,« fuhr sie fort, »wenn man von jemand so schlimme Dinge behauptet, dann muß man auch Beweise für solche Behauptung haben. Wo habe ich denn so großes Unglück angerichtet, wenn ich fragen darf?« Sie sagte es leichthin, aber sie fürchtete sich vor der Antwort.

»Wo?« fragte Fräulein Otti. »Nun, überall. Ist das genug?«

»Beweis genug, meinst du? Nein, durchaus nicht. Sondern du mußt mir im Gegenteil alle meine Opfer nennen. Mit Vor- und Familiennamen. Wenn du das kannst, dann ...«

»Oh, was willst du,« erwiderte Fräulein von Weylen, »kann es einen größeren Beweis für Gefährlichkeit geben, als wenn man sagen muß: Allen ist sie gefährlich. Ohne eine einzige Ausnahme?«

»Also es gibt niemand ...?« fragte Frau Donowsky. Aber mitten im Satz hielt sie inne.

»Dem sie nicht gefährlich ist? willst du fragen.«

»Nein, das wollt' ich nicht sagen. Ich wollte im Gegenteil fragen: Also es gibt niemand, dem sie gefährlicher ist als allen andern?« Es war wie im Scherz gesprochen.

»Wart' mal,« antwortete Fräulein von Weylen, »da müßt' ich mich erst besinnen. Nein,« sagte sie dann. »Nein, ich glaube nicht. Zuweilen allerdings hab' ich gedacht ... aber das war ein Irrtum ... Es ist mit ihm nicht anders als mit allen andern.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Mit wem?« fragte Frau Donowsky.

»Mit Herrn von Rauth,« war die Antwort.

»Oh, mit Herrn von Rauth ...!« sagte die schöne Frau. Die Worte klangen, als schöben sie das Thema beiseite.

»Nein, ich sagte ja schon, es war ein Irrtum meinerseits,« erklärte Otti von Weylen. »Das wäre ja auch unerhört,« setzte sie hinzu, »wenn Herr von Rauth sich einbilden würde ...«

»Sich einbilden würde ...?« fragte Frau Donowsky.

»Daß eine Frau wie Lore Donowsky für ihn einen Funken von Interesse haben könnte, das was andres zu bedeuten hätte als das Interesse, das man für jeden guten Bekannten hat,« antwortete Fräulein von Weylen. »Oder wenigstens haben kann,« setzte sie hinzu.

»Ja, sich das einzubilden, wäre eine Lächerlichkeit,« gab Frau Donowsky der Freundin recht. Es war ein seltsam entschiedener Ausdruck in den Worten. So, daß die andre den Kopf hob. Ach, wie das wohltut, dachte sie, solche Festigkeit zu sehen! Anlehnen möcht' ich mich an diesen sicheren Halt. Und sie sagte: »Ich kann mir gar nicht vorstellen, Lore, daß du einmal nicht Herrin deiner selbst sein solltest. Alles, was uns andre bewegt ...« Sie sprach nicht weiter.

»Das läßt mich kühl, willst du sagen.«

»Ja, das will ich sagen. Das berührt dich gar nicht.«

»Nein, das berührt mich gar nicht.« Wie ein Echo klang es. »Übrigens,« fuhr Frau Donowsky fort, »das wäre doch auch ein schlechter Freundschaftsdienst, den ich dir erwiese, wenn ich diesen Herrn von Rauth ...«

Bei dem Namen hob Fräulein von Weylen den Kopf. »Wenn du diesen Herrn von Rauth ...?« fragte sie, als jene innehielt.

»Wenn ich ihn dir fortkapern wollte,« schloß Frau Donowsky.

Otti von Weylen war es heiß geworden. Sie kommt auf ihn zurück, dachte sie. Sie weiß, wie es in mir aussieht. Als wenn ich von Glas wäre! »Oh — fortkapern?« lachte sie. »Das scheint mir kaum nötig, daß du dir die Mühe des Fortkaperns zu geben brauchtest. Falls du ihn erobern wolltest, mein' ich.«

»So?« machte Frau Donowsky. »Meinst du, man erobert einen Mann dadurch, daß man nicht den kleinen Finger um ihn rührt?«

»Ja, das mein' ich,« war die Antwort. »Das ist die richtige Art. Wenn du nicht einen Blick an ihn verschwendest, dann wird er dir zu Füßen fallen. Wenn du nicht mit der Wimper zuckst, dann wird er dir seine Liebe gestehen.«

»Sieh mal an, wie gut du Bescheid weißt!« spottete Frau Donowsky.

»Das wissen wir alle,« sagte Otti von Weylen.

»Die wir Ausbunde von Koketterie sind, willst du sagen,« half Frau Donowsky, als die Freundin zögerte.

»Immer sagt man uns Koketterie nach, wenn wir uns nur die Freiheit nehmen, klug zu sein, schlau zu sein,« beklagte sich Fräulein von Weylen.

»Ja, ihr habt ein schweres Leben, ihr jungen Damen!« lachte die andre. »Weiß der Himmel! Keiner möchte mit euch tauschen!«

»Nein, im Ernst nicht,« versicherte Otti von Weylen. »Glaubst du, ich möchte ich sein, wenn ich nicht ich wäre?« lachte nun auch sie. »Aber schönstens bedanken würd' ich mich.«

»Nun ja, jung sein — hat ja am Ende nicht viel Wert!« spottete Frau Donowsky. »Und hübsch sein auch nicht!« fuhr sie fort. »Und angebetet sein erst recht nicht!«

»Ich widerspreche dir nicht,« höhnte Fräulein von Weylen. »Du mußt es ja wissen!«

»Ja, ich habe es sagen hören.«

»Rund um dich' her, meinst du.«

»O ja,« machte Frau Donowsky, »von verschiedenen Seiten.«

»Ich hätte das wahrhaftig hören mögen, was man rund um dich her gesagt hat,« lächelte Otti von Weylen. »Und ich hätte es sehen mögen,« setzte sie hinzu.

»Sehen?« fragte Frau Donowsky.

»Ja — sehen! Sehen, was sie mit den Augen sagen.«

»Davon weiß ich nichts,« sagte Frau Donowsky. »Auf Augensprache versteh' ich mich nicht. Selbstverständlich nicht. Aber nun laß mich in Frieden,« fügte sie hinzu. »Wir verheirateten Frauen zählen nicht mehr mit.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Wo von Kokettieren die Rede ist, meinst du.«

»Ja, das mein' ich. Und wo von Anbetung die Rede ist. Und von derlei Torheiten. Für uns gibt es unsre ‚vier Wände', Haus, Mann, Kinderstube — und damit gut.«

»Das ist auch ein Reichtum sondergleichen!« sagte Fräulein von Weylen überzeugt. »Und doch haben wir Frauen, denen das nicht Glück genug ist. Verstehst du das?«

»Nein,« antwortete Frau Donowsky.

»Das war doch zum Beispiel der Fall bei Adele. Die war doch verwöhnt. Förmlich eingewickelt in Wohlleben und Glück.«

»In Glück?« machte Frau Donowsky zweifelnd. »Sie hatte kein Kind.«

»Nun ja, allerdings nicht. Aber sonst hatte sie alles, was sie wünschte und nur wünschen konnte. Einen Mann hatte sie ...«

»Na, dieser Mann ...!« warf Frau Donowsky ein. »Ich weiß nicht recht ...«

»Nun, ich denke doch, daß da völlige Harmonie —«

»Und die hätte ihr doch eigentlich genügen müssen, meinst du.«

»Selbstverständlich. Aber nein, bei der ersten Versuchung, die an sie herantrat, bei dem ersten ...«

»Bei dem ersten Sturm, der über sie dahinbrauste ...« half Frau Donowsky weiter.

»Ja, das wollt' ich sagen,« nickte die andre.

»Da verlor sie die Besinnung, meinst du,« sagte die junge Frau.

»Ja, tatsächlich,« antwortete Fräulein von Weylen, »da verlor sie die Besinnung. Vollständig. Anders wenigstens könnte man sich ihr Benehmen nicht erklären.«

Frau Donowsky hatte wie versunken dagesessen. »Ja, es war unglaublich,« sagte sie wie für sich. »Und sie hätte sich doch festhalten können an dem, was sie hatte. Sich anklammern. Sie hatte doch diese völlige Harmonie ... diese Harmonie zwischen sich und ihrem Mann.«

Die Freundin blickte verwundert auf.

Es war ein so seltsamer Ton in den Worten der schönen Frau, ein fast höhnischer Ton. »Aber ein Sturm, weißt du,« sprach diese nach einer Weile weiter, »es fragt sich, wie stark der war, dieser Sturm. Wenn er sehr stark war ... ein richtiger Sturm, der alles, was ihm in den Weg kommt, niederwirft ...«

»Der mag es ja immerhin gewesen sein,« gab Fräulein von Weylen zu.

»Dann war sie verloren,« sagte Frau Donowsky. »Dann hätte kein Widerstand sie retten können.«

Eine kurze Weile war Schweigen, beide schienen in ihre Gedanken versunken.

»Weißt du,« sagte dann Fräulein von Weylen zögernd, »kennenlernen möcht' ich die schon mal, diese Leidenschaft.«

»Aber um Gottes willen!« rief Frau Donowsky entsetzt. »Oh, Kind, was für eine Rede!«

»Wieso?« fragte die Freundin. »Es muß doch wundervoll sein, so ganz von einem Gefühl beherrscht zu sein ...« Sie hielt inne.

»Das alle andern Gefühle totschlägt,« warf Frau Donowsky erregt ein. »Wie mit Keulen!«

»Alle die Gefühle, die kleiner sind als sie, schwächer, mattherziger. Was liegt an solchem Totschlag!«

»Ja, gewiß,« sagte die schöne Frau, »was schadet das, daß die Liebe totgeschlagen wird, die reine, friedliche Liebe! Und die Treue! Und Freundschaft und Vertrauen! Und was es sonst noch Schönes gibt!« Es klang ein schneidender Hohn durch die Worte hindurch.

»Du möchtest sie also nicht kennenlernen, scheint mir.«

»Nicht um die Welt! Ich würde fliehen vor ihr, so weit ich fliehen könnte!«

»Oh, oh!« sagte die Freundin. »Man sollte sich fürchten, wenn man dich so hört.«

Man vernahm jetzt Schritte auf dem Korridor vor der Zimmertür, leichte Kinderschritte und die Schritte einer Erwachsenen. Dann kam ein Klopfen gegen die Tür, wie von einer kleinen Faust.

»Oh,« rief Frau Donowsky aufstehend, »Geduld, mein Fräulein, Geduld! — Sie will guten Abend sagen,« erklärte sie Fräulein von Weylen, schon unterwegs zur Tür.

Im nächsten Augenblick war die Tür geöffnet. Die Kleine kam herein mit der strahlenden Miene der Kinder, denen das ganze Haus gehört.

Frau Donowsky schickte die Bonne fort. »Sie kann ein Weilchen dableiben.« Die Bonne ging.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Was willst du denn?« fragte Frau Donowsky die Kleine neckend. »Wer braucht dich denn?« Und sie stellte sich vor dem Kinde auf und versperrte ihm mit ausgebreiteten Armen den Weg.

Die Kleine versuchte unter den Armen der Mutter durchzuschlüpfen, erst rechts, dann links, dann wieder rechts und wieder links. Unermüdlich war sie in ihrem Bemühen. Und ein trillerndes Kichern klang ihr dabei von den Lippen. Ihr helles Kleidchen glitt wie eine taumelnde Blume in dem Dämmer des Zimmers hin und wider. Sie wurde eifriger und eifriger, immer von neuem versuchte sie das Hindernis zu nehmen. Zuletzt, wie es ihr gar nicht gelingen wollte, lehnte sie sich resigniert gegen die Knie der Mutter. Die nahm das Kind mit schnellem Griff in beiden Armen hoch und trug es zum Fenster. »Da!« sagte sie und setzte ihre Last Fräulein von Weylen auf den Schoß. »Da hast du uns!«

»O je!« rief Otti von Weylen lustig und nahm das Kind in ihren Armen gefangen. »Wen haben wir denn da?«

Die Kleine beugte sich vor, wie um zu sehen, ob diese Gefangennahme eine ungefährliche Sache sei. Und dann, wie sie in das lachende Antlitz über sich sah, lachte sie selber hell und laut und lehnte sich in den umklammernden Armen des jungen Mädchens zurück, wohlig und geborgen, wie ein kleiner Vogel im Nest.

»Wer ist das?« fragte die Mutter. »Tante ...?«

»Tante ...« wiederholte das Kind.

»Tante Otti,« sagte die Mutter.

»Tante Otti,« sprach das Kind ihr nach.

»Liebe Tante Otti,« fuhr die Mutter fort.

»Liebe Tante Otti,« wiederholte das Kind. Und es richtete sich auf, stemmte die Händchen gegen die liebe Tante Otti und hielt sein Mäulchen deren Gesicht entgegen.

»Soll ich einen Kuß haben?« fragte Fräulein von Weylen. Und sie neigte sich nieder und küßte die Kinderlippen. »Oh, der war fein, der Kuß!« lachte sie dann.

»Fein!« lachte auch das Kind und schlug in die Hände.

»Ist sie immer so freigebig mit ihren Küssen?« fragte Fräulein Otti. »Die meisten Kinder muß man um diese Gnade fast fußfällig bitten.«

»Ach nein,« antwortete Frau Donowsky geheimnisvoll. »Da ist ein kleiner Trick dabei. Zu diesem Kuß ist sie abgerichtet.«

»Ach so!« machte Fräulein Otti wie enttäuscht. »Und ich dachte, er käme aus ihres Herzens Grunde.«

»Nein, nicht ganz,« lachte Frau Donowsky. »Er kommt vielmehr von Fräulein Mia. Sie hat ihr das Kunststück mühsam beigebracht. Eines Tags komm' ich ins Kinderzimmer,« erzählte sie. »‚Da ist Mama!' ruft Fräulein. ‚Mama!' jubelt das Kind und läuft mir entgegen. ‚Liebe Mama! heißt es, Trude!' kommandiert Fräulein. ‚Liebe Mama!' sagt das Kind. Und zugleich hält es mir sein Mäulchen entgegen. ‚Was denn?' frage ich. ‚Trude will einen Kuß von Mama,' erklärt Fräulein strahlend. Das war eine ganz neue Nuance in unsern Liebkosungen,« fuhr Frau Donowsky fort. »Bisher hatte ich immer die Kleine abgeküßt, gar nicht erst auf ihre Initiative gewartet. Jetzt aber ... ‚Sie kann es!' frohlockte Fräulein. ‚Trude kann es!' — ‚Was kann Trude?' frage ich ein wenig erstaunt. ‚Das, was gnädige Frau soeben gesehen haben,' antwortet Fräulein triumphierend. ‚Noch mal, Trude!' kommandiert sie. ‚Da ist Mama!' ruft sie. Das Kind läuft mir entgegen. ‚Da ist die liebe Mama!' Das Kind hebt das Köpfchen, streckt mir die Arme entgegen, sein ganzes kleines Gesicht. Ich begreife. ‚Ach so, ich verstehe!' lobte ich. ‚Das haben Sie sehr schön gemacht, Fräulein!' Fräulein war ganz stolz über ihren Erfolg. Trude mußte ihre Sache noch ein paarmal wiederholen. ‚Wie eine kleine Schauspielerin, wenn das Stichwort fällt,' sage ich anerkennend. ‚Ja, sie weiß jetzt ganz genau, daß Liebe und Kuß zusammengehören,' sagt Fräulein mit einem Hauch von Mutwillen.«

»Du läßt ja deiner Tochter nette Grundsätze einimpfen!« lachte Fräulein von Weylen.

»Ja, ich habe auch zu Fräulein gesagt: ‚Jetzt können Sie ihr das meinetwegen noch beibringen. Jetzt noch. Aber wenn sie größer ist, erwachsen, achtzehn, zwanzig Jahre alt ...' — ‚Dann brauche ich's ihr nicht mehr beizubringen,' antwortet mir da augenzwinkernd der kleine Racker von Fräulein. ‚Dann macht sie's ohne Kommando.'«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Famos!« lachte Otti von Weylen. »Ist dies kleine sanfte Fräulein so schlagfertig?«

»Wie 'n alter Haudegen! Das richtige Berliner Kind!« Frau Donowsky klingelte jetzt nach Fräulein. »So, nun haben wir genug von dir, Trude! Nun gute Nacht!«

»Oh!« machte Fräulein von Weylen bedauernd, als sie das Kind hergeben mußte. »Nun hab' ich niemand mehr, den ich liebhaben kann!« Und sie legte die Hände vor die Augen und tat, als wenn sie herzbrechend weine. Trude saß zuerst ganz erstaunt. Dann bemühte sie sich, der Sache näherzukommen. Sie duckte sich, um der Tante von unten her ins Gesicht zu blicken. Nein, nichts zu sehen: die Finger lagen wie ein festes Gitter auf dem Gesicht vor ihr, und die Tante weinte noch immer erbarmungswürdig. Da ging sie der Angelegenheit auf den Grund: sie versuchte ihren kleinen Zeigefinger in die schmalen Spalten zwischen den Fingern zu bohren. Das wollte und wollte nicht gelingen. Sie seufzte tief auf vor Anstrengung. Dann, plötzlich, lockerten sich die Finger — und auf einmal fielen alle zehn herunter, wie von ebensoviel Kugeln getroffen. Das Kind jauchzte im Siegesgefühl. »Hurra!« jauchzten Tante und Mama mit. Dann gab es einen schnellen Abschied, und die Tür fiel hinter Fräulein und dem Kinde zu.

»Nun wär's aber Zeit für mich, zu gehen,« sagte Fräulein von Weylen.

»Wenn du überhaupt gehen willst,« erwiderte Frau Donowsky. »Aber bleib doch da zum Tee. Wir haben allerlei Nettes zum Abendbrot.«

»Das glaub' ich,« sagte das junge Mädchen. »Das ist, wenn ich nicht irre, nichts Ungewöhnliches, daß ihr das habt.«

»Aber heute ist es extra gut,« suchte Frau Donowsky zu verlocken. »Erstens hat Martha eine delikate Pastete im Backofen, zweitens ...«

»Oh, hör' auf!« unterbrach die Freundin sie. »Die Pastete allein schon könnte alle meine Grundsätze umwerfen.«

»Grundsätze? Wieso?«

»Ja,« antwortete Fräulein von Weylen, »du weißt, mein Grundsatz ist, nie abends fortzubleiben von Hause, wenn ich es nicht vorher gemeldet habe. Wozu sollen meine Eltern sich ängstigen?«

»Ja, gewiß,« spottete Frau Donowsky, »das Kindchen könnte überfahren werden. Oder in den Kanal geweht werden. Oder von bösen Leuten in 'nen Sack gesteckt und gestohlen werden. Das Kindchen weiß sich in Berlin nicht zu benehmen, es ist in Krähwinkel zu Hause.«

»Spotte nur,« sagte Fräulein Otti. »Ich halte es trotzdem für meine Pflicht ...«

»Und nach der Pastete haben wir Roastbeef,« fuhr die Versucherin fort.

»Ach, hör' auf!« bat Fräulein Otti. »Das Herz tut mir weh von so viel Versuchung.«

»Und eins hätt' ich fast vergessen,« schien es Frau Donowsky plötzlich einzufallen, »wir haben ja auch einen Gast. Herrn von Rauth.« Sie sagte es etwas obenhin.

»Herrn von Rauth?« fragte Fräulein von Weylen fast erschreckt.

»Ja, Herrn von Rauth. Also alles in allem genommen: Pastete, Roastbeef mit Remoulade, Herr von Rauth. Bleibst du? Oder handelst du nach deinen Grundsätzen?« So, nun werden wir ja sehen ..!« triumphierte es in den Worten.

Fräulein von Weylen war einen Augenblick ganz still.

»Nun, was haben Euer Gnaden zu beschließen geruht?« fragte Frau Donowsky nach einer Weile.

»Eine Verbindung von den Genüssen des Abends mit meinen Grundsätzen,« war die Antwort.

Aha! frohlockte Frau Donowsky bei sich.

»Ich werde jetzt gehen«, fuhr Otti von Weylen fort, »und zu Hause melden, daß ich zum Tee nicht zurückkomme. Bei der kleinen Entfernung bin ich in einer halben Stunde zurück.«

»Sehr schön!« stimmte Frau Donowsky zu. »Oder noch einfacher: wir schicken Luise hin.«

»Ja, das wär' allerdings sehr nett von dir,« erklärte Fräulein von Weylen. »Dann bleib' ich mit Freuden.«

Das glaub' ich! dachte Frau Donowsky verschmitzt. »Wegen der Pastete und wegen der Remoulade,« sagte sie unschuldsvoll.

»Versteht sich, wegen der Pastete und wegen der Remoulade,« bestätigte Fräulein Otti.

»Ja, sieh,« fügte Frau Donowsky mit einem Lächeln des Übermuts auf den Lippen hinzu, das man aber nicht sehen konnte, da sie jetzt etwas im Dunkeln saß, ein wenig

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus dem Laternenschein zur Seite gerückt, »ich weiß ja, daß du dir nicht viel aus Herrn von Rauth machst. Aber deinetwegen abbestellen können wir ihn doch nicht geradezu.«

»Denkst du, ich bin von Sinnen?« fragte Fräulein von Weylen.

»Ja, nicht wahr, das geht nicht, das siehst du ein?«

»Jawohl, das seh' ich ein,« sagte Fräulein von Weylen heuchlerisch. »Verlangst du noch mehr Verstellung von mir?« lachte sie.

»Verstellung?« fragte Frau Donowsky. »Wieso Verstellung?«

»Weil ich mir aus Herrn von Rauth durchaus nicht weniger mache als aus allen andern Herren meiner Bekanntschaft.«

Dann war wieder eine kurze Pause in der Unterhaltung.

Einige Minuten darauf trat Donowsky ins Zimmer. »Ohne Licht?« fragte er seine Frau.

»Wir sind uns Licht genug, wir zwei,« antwortete die.

»Zwei?« fragte er näherkommend, mit vorgestrecktem Kopf. »Ah, mein gnädiges Fräulein!« grüßte er. »Jetzt erkenne ich Sie erst in dieser Mondscheinimitation!«

»Fräulein von Weylen macht uns die Freude, zum Tee zu bleiben,« sagte Frau Donowsky.

»Ich bin entzückt,« erwiderte ihr Mann, sich einen Stuhl zu den Damen rückend.

»Ja, ich bin so unbescheiden, Ihnen in Ihr Menü zu fallen.«

»Hoffentlich verlohnt es sich!« sagte Donowsky zu seiner Frau gewendet.

»Ich sollt's meinen,« entgegnete die triumphierend. »Erstens verlohnt sich's des Menüs wegen. Und zweitens — der Gesellschaft wegen. Rauths wegen.«

»Richtig, Herr von Rauth kommt ja. Allerdings, wenn man den als Gast zu bieten hat ...!«

Wär's ein wenig heller, so könnt' ich jetzt sehen, wie rot sie wird, kam es Frau Donowsky. »Ja, denk' dir,« spottete sie, »mit Herrn von Rauth hab' ich ihr verhältnismäßig wenig Eindruck gemacht.«

»Oh, ‚wenig Eindruck' ist etwas zuviel gesagt,« widersprach Fräulein von Weylen lachend.

Wie phlegmatisch sie tut! dachte Frau Donowsky. Wenn ich nicht wüßte, wie es in dir aussieht, mein Kind ...!

»Ist Ihnen Herr von Rauth nicht sympathisch?« fragte der Regierungsrat.

»Aber sehr sympathisch!« versicherte Fräulein von Weylen.

Zu sympathisch! dachte Frau Donowsky. Und sie mußte sich hüten, es zu sagen.

»Ich sollte auch meinen, er müßte eigentlich allgemein gefallen,« bemerkte Donowsky. Mit allgemein gefallen will ich nicht sagen: er muß Hinz und Kunz gefallen. Nein, das mein' ich durchaus nicht. Leuten von Geschmack muß er gefallen, Leuten von Erziehung ...«

»Kurzum: Leuten wie uns,« sagte seine Frau.

»Und den Jungen, Unverheirateten unter uns noch extra!« meinte Donowsky, ritterlich gegen Fräulein von Weylen den Kopf neigend.

»O ja, natürlich!« antwortete die. »Wir Unverheirateten sind jedenfalls unbefangen in unserm Urteil,« setzte sie mit gut gespielter Harmlosigkeit hinzu. »Durch niemand beeinflußt.«

»Sie stichelt, Kurt!« lachte Frau Donowsky. »Merkst du das? Sie macht euch Ehemänner schlecht, euch Tyrannen, die ihr eure armen Frauen beeinflußt, daß sie Angst haben, den Mund aufzutun.«

»Ach nee!« machte Donowsky belustigt. »Gibt es solche Frauen? Ich habe sie noch nie gesehen.«

»Lore scheint sich jedenfalls zu ihnen zu rechnen,« spottete Fräulein Otti.

»Ja,« erwiderte Frau Donowsky launig, »ich gehe durch die Welt mit niedergeschlagenen Augen. Ich wage keinen Mann anzusehen.«

»Und auch sie wagt kein Mann anzublicken — nicht wahr, Herr Regierungsrat?« wandte sich das junge Mädchen an den Hausherrn. Seine Frau hatte es wie ein Schlag durchfahren.

»Nein, keine Rede!« lachte er.

Plötzlich erklang die Korridorglocke. »Da ist Herr von Rauth schon!« sagte er aufstehend.

Die Hausfrau klingelte, daß man nun die Lampe bringe. Alle drei gingen in das anstoßende erleuchtete Zimmer. Wie gut, daß Otti da ist! dachte Frau Donowsky. Ihr war, als müsse sie sich umgeben mit andern, sich hinter ihnen verbergen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn sie hier allein stehen sollte, jetzt, wo er eintreten würde in der nächsten Minute ...! Und sie legte die Hände fest um die Knäufe eines Stuhles, der vor ihr war. Ich will gar nicht an mich selber denken! nahm sie sich vor. Ich will Otti beobachten. Das wird amüsant sein, sehr amüsant! Ach Gott, welche Albernheit! schalt sie sich dann. Jetzt also — Haltung! nahm sie sich in Zügel.

Herr von Rauth trat ein. Er küßte den Damen die Hand. »Sehr erfreut, Herr von Rauth, daß Sie uns das Vergnügen machen!« begrüßte ihn Frau Donowsky. Handkuß ist eigentlich eine schöne Sache, dachte sie. Man kann einander anblicken dabei, aber man braucht nicht geradezu. Mama ... wenn sie hier neben mir stände ... Mama würde sagen: Seltsam, er sieht dich nicht an!

Otti hat er voll angesehen, konstatierte sie in der nächsten Minute bei sich. Sie streifte die Freundin mit den Augen. Sie hat sich gut in der Gewalt! dachte sie. Wer nicht wie ich weiß, wer nicht einmal ahnt ...

Die Herren hatten einander freundschaftlich die Hand geschüttelt. Wie nett der ist, solcher Handschlag! kam es Frau Donowsky. Wie gute Kameraden sehen sie aus, alle Männer, die einander die Hand schütteln. Und mitunter ... häufig sogar ...

»Was sagen Sie zu der Überraschung?« fragte sie Herrn von Rauth, der sich soeben von Fräulein von Weylen und dem Hausherrn abwandte und zu ihr herantrat.

»Zu welcher Überraschung?« fragte Herr von Rauth unbefangen.

»Nun, konnten Sie vielleicht erwarten, Fräulein von Weylen hier zu treffen? Wo Sie zu uns beiden allein eingeladen waren?«

»Nein, nein, ganz richtig!« antwortete Rauth. »Das konnte ich nicht erwarten. Sehr hübsch, diese Überraschung!« sagte er mit einer kleinen Verneigung. »Wenngleich der ursprüngliche Plan ...« setzte er hinzu.

»Faute de mieux wäre der auch annehmbar gewesen,« lachte Frau Donowsky. »Ich verstehe.«

»Ich strecke die Waffen,« sagte Rauth lächelnd, die Achseln zuckend.

»Ah, so lass' ich mir's gefallen!« erwiderte sie anerkennend. »Mein Mann drückt sich in solchem Fall anders aus.«

»Was tut mein Mann?« fragte Donowsky aus einer Pause seines Gesprächs mit Fräulein von Weylen herüber.

»Der macht nicht aus allem, was er mir zu sagen hat, ein Kompliment für mich,« antwortete seine Frau. »Wie Herr von Rauth soeben tat,« fügte sie erläuternd hinzu.

»Dafür bin ich der Ehemann,« verteidigte sich Donowsky gutlaunig. »Einige Vorteile hat jede Lebenslage.«

Es wurde gemeldet, daß angerichtet sei. Man ging ins Eßzimmer und setzte sich zu Tisch. »Ah, also, da hätten wir Versuchung Nummer eins!« sagte Fräulein von Weylen, als ihr die Pastete gereicht wurde. »Mir scheint, ich bin sehr klug gewesen, diesem kostbaren Dufte nach zu urteilen.«

»Ich hätte nie gedacht, daß du so materiell wärest und man dich mit einer Pastete locken könnte!« neckte Frau Donowsky. »Wir haben nämlich Fräulein von Weylens Gesellschaft heute abend lediglich dieser Schüssel zu danken,« erklärte sie Herrn von Rauth.

»Oh, diese Verleumdung!« widersprach die junge Dame. »Höchstens dieser Schüssel mit,« setzte sie hinzu.

»Ach ja, ich vergaß, da waren noch einige andre verlockende Einzelheiten,« gab Frau Donowsky zu. Sie warf dabei auf die Freundin einen übermütigen Blick, den diese auffing und warnend erwiderte. Daß du nicht eine Silbe weiter sagst! flehte diese Erwiderung.

Diesem etwas unruhigen Anfang der Unterhaltung folgte ein behaglicher, ruhiger Fortgang. Alles, was gesprochen wurde, bewegte sich im Rahmen des Gewohnten. Man hätte meinen können: Da sind vier Leute der Gesellschaft zusammen, die sich im Grunde nichts zu sagen haben. Infolgedessen sprechen sie von Dingen, die sie mäßig interessieren und im Grunde persönlich wenig angehen. Aber es ist, als wäre das, was sie sich mitteilen, das einzige, was einer Mitteilung wert ist. Wir machen Toilette für unsre Seele wie für unsern Körper, dachte die Herrin des Hauses. Wir lügen unser ganzes Leben lang. Als wenn wir nichts Besseres zu tun wüßten. Und dabei möchte man die Minuten festhalten, die Sekunden, die wir vergeuden wie Kinder!

Im Laufe der Unterhaltung kam die Rede

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf einen modernen Roman, der gleich nach seinem Erscheinen großen Erfolg gehabt.

»Und das Merkwürdige an der Sache ist,« berichtete Donowsky, »dieser große Erfolg war eine große Überraschung. Selbst für Fachleute ersten Ranges. Ich hörte gestern im Klub davon sprechen.«

»Ja, er scheint die Kritik völlig überrumpelt zu haben,« bemerkte Fräulein von Weylen.

»Komplett!« bestätigte Donowsky. »Aber die Erklärung hierfür!« sprach er weiter. »Dafür muß es doch eine Erklärung geben! Erstens«, zählte er an den Fingern her, »soll keine Reklame für das Werk gemacht sein. Nicht die geringste. Ferner war der Autor bis jetzt durchaus keine Größe, sondern ganz im Gegenteil: homo novus. Aber absolut! Und nun — dieser Riesenerfolg!«

»Dann steckt der Erfolg in der Sache selbst,« sagte Herr von Rauth.

»Sie haben den Roman gelesen?« fragte Frau Donowsky.

»Nein, noch nicht. Aber das wäre meiner Ansicht nach die einzige Erklärung.«

»Ist es auch,« stimmte Frau Donowsky zu. »Ich habe das Buch gelesen.«

»Und wie urteilen Sie?« fragte Rauth.

»Es wäre ein Wunder, wenn es keinen großen Erfolg gehabt hätte,« sagte sie mit ruhiger Entschiedenheit.

»Ja,« lächelte Donowsky, »wir sind da in Differenzen miteinander, meine Frau und ich. Seltsamerweise,« fügte er hinzu, »denn die Herrschaften können sich kein friedfertigeres Ehepaar denken als uns.« Eine leichte Selbstgefälligkeit lag in den Worten, so, als wenn sie sagen sollten: Und ich meinerseits, ich habe, versteht sich, ein wesentliches Verdienst an dieser Friedfertigkeit.

»Also du meinst, daß ein Mißerfolg ein Wunder gewesen wäre?« kam Fräulein von Weylen auf Frau Donowskys Worte zurück.

»Ein Wunder, ja,« wiederholte die. »Denn da ist eine Kraft der Empfindung in dieser Erzählung, eine solche Kraft, daß man von ihr gepackt wird, mitgerissen. Hat der Autor das aber erreicht, so ist er souverän: er lenkt uns, wie er will. Wir interessieren uns leidenschaftlich für seine Geschöpfe, wir lachen und weinen mit ihnen. Uns ist, als lebten sie.«

»Und das Motiv dieses Romans?« fragte Herr von Rauth.

»Das übliche,« erklärte Frau Donowsky, »das moderne: unbefriedigte Ehe, Scheidung.«

»Immer dasselbe,« sagte Fräulein von Weylen ein wenig entrüstet. »Früher konzentrierte sich das Interesse des Lesers auf die weltbewegende Frage: Kriegen die beiden sich? Jetzt heißt das Thema: Werden sie sich wieder trennen, die beiden? Eigentlich könnte man nun einmal etwas Abwechslung verlangen,« setzte sie launig hinzu.

»Abwechslung?« entgegnete Rauth. »Die wird man finden, wenn der Romandichter die Wirklichkeit wiederzugeben weiß. Überreiche Abwechslung!«

»Nein, die Abwechslung mein' ich nicht,« sagte Fräulein von Weylen. »Die Wirklichkeit mag für ein und dasselbe Motiv eine große Abwechslung bieten, sicherlich kann man es darum auch sehr verschieden behandeln. Das bestreit' ich nicht. Aber warum soll nicht mehr Abwechslung in den Motiven selbst sein? Warum immer dasselbe: zwei, die äußerlich zusammengehören, innerlich aber mit keiner Faser ihres Herzens. Wen, um alles in der Welt, interessiert es, ob sie's fertigbringen, sich zu trennen, oder nicht?«

»Alle die, die mit diesen beiden sympathisieren,« erwiderte Rauth. »Ich meine, alle die, die in derselben Lage sind wie sie.«

»Aber sonst niemand,« beharrte Fräulein von Weylen.

»Mehr Leser sind nicht nötig, um einem Roman eine weite Verbreitung zu geben.«

»Sie urteilen pessimistisch, Herr von Rauth,« erklärte Fräulein von Weylen.

»Im Gegenteil, mein gnädiges Fräulein, ich konstatiere einfach. Ich konstatiere, daß wir es hier bei diesem Motiv mit einem Konflikt zu tun haben, um den die Künstler in aller Welt sich bemühen. Und sich bemühen werden, solange ...«

»Solange ...?«

»Solange dieser Konflikt bestehen wird.«

»Hoffentlich besteht er noch lange! Damit die armen Romandichter was zu schreiben haben.«

»Länger als wir selber, glaube ich,« sagte Rauth.

»Und auch, wenn das nicht der Fall wäre — ist ein Konflikt gelöst, kommt ein andrer,« warf Donowsky ein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Ja, gewiß,« nickte Rauth, »um Konflikte braucht man, glaube ich, niemals verlegen zu sein. Höchstens um derartig ausgiebige, wie die Ehekonflikte sind,« setzte er hinzu.

»Woran das nur in aller Welt liegen mag, daß speziell die Ehekonflikte diese Eigenschaft haben?« bemerkte Donowsky.

»Sehr schwieriges Thema meiner Ansicht nach. Jedenfalls ein Thema für derartig gründliche Abhandlung, daß es kaum an einem Abend wie diesem zu bewältigen sein dürfte.«

»Kaum!« stimmte Donowsky gutlaunig zu. »Wir können es auch um so mehr links liegenlassen,« fuhr er fort, »als wir unserseits nur ein theoretisches Interesse an ihm haben können. Denn zum Teil sind wir überhaupt noch nicht verheiratet,« sprach er weiter, »wie unsre verehrten Gäste« — er neigte ein wenig den Kopf gegen Fräulein von Weylen und Herrn von Rauth —, »zum Teil sind wir gut verheiratet.«

»Ja,« sagte Frau Donowsky scherzend, »es sind nicht gerade die Normalehen, die mustergültigen, die den Romanschreibern in die Hände fallen.«

»Und die dann so lange zwischen den Fingern herumgedreht werden, bis kein heiler Faden mehr dran ist,« sekundierte ihr die Freundin munter.

»Gottlob doch ein Trost für alle Musterehen!« fand Frau Donowsky. »Weil sie der Welt nicht interessant genug sind, werden sie wenigstens nicht von ihr zerzaust.«

»Im allgemeinen nicht, nein, das ist richtig,« sagte Herr von Rauth. »Wenngleich — in sensationsarmen Zeiten kommt es doch auch vor, daß ‚die Welt' sich an Dingen vergreift, die für sie unantastbar sein sollten. Sie ist ja nicht gerade skrupulös in ihrem Gewissen.«

»Nein, weiß Gott, das ist sie nicht!« stimmte Donowsky zu. »Daher mag's auch kommen, daß so viele sehr anständige Menschen das ‚Urteil der Welt' sehr niedrig bewerten.«

»Solange sie persönlich nicht davon betroffen werden,« sagte seine Frau, wie in Gedanken versunken. Sie sah auf und begegnete Rauths Blicken, die wie in Verwunderung auf sie gerichtet waren.

»Wer selbständig ist, innerlich selbständig,« erwiderte er dann ruhig, »der kümmert sich überhaupt nicht um das Urteil der Welt. Mag diese Welt beschaffen sein, wie sie will.«

»Oh!« machte Donowsky erstaunt.

»Bitte, mich nicht mißzuverstehen,« entgegnete Rauth. »Es liegt bei jenen nicht Mißachtung dieses Urteils vor. Einfach — sie brauchen dies Urteil nicht. Sie haben selber eins, das mitunter an Strenge nichts zu wünschen übrigläßt. Es ist klar, daß Menschen mit starker Selbstzucht andrer Leute Erziehung nicht brauchen, auch nicht die der ganzen Welt.«

Man erwiderte zunächst nichts, man schien nachzudenken.

»Aber wenn viele Menschen eine so famose Selbstzucht haben,« fragte Fräulein von Weylen, »wie kommt es dann ...?«

»Gnädiges Fräulein meinen sicherlich, wie kommt es dann, daß es so viele Skandale in der Welt gibt?« half ihr Donowsky weiter. »Hab' ich recht?« fragte er.

»Durchaus!« antwortete die junge Dame. »Man kann beide Augen zudrücken, sich beide Ohren zuhalten — man sieht und hört doch von diesen Skandalen. Sie passieren. Rund um uns her. Das ist doch ein sehr schlechtes Zeugnis für alle gerühmte Selbstzucht, scheint mir,« setzte sie hinzu.

»Oder ein sehr gutes Zeugnis für menschliche Tatkraft,« sagte Herr von Rauth. »Was die Welt einen Skandal nennt, ist nicht immer ein Skandal. Anderseits kann das, was sie eine tadellose Ehe nennt, in Wahrheit der größte Skandal sein.«

»Und Sie meinen,« fragte Donowsky, »die menschliche Tatkraft, die in solchem Tohuwabohu Ordnung schafft, kann man nur loben?«

»Unbedingt!«

»Aber bei Anwendung dieser Tatkraft kann allerlei zugrunde gehen,« warf Donowsky ein.

»Glücklicherweise!« erwiderte Rauth. »Alles geht zugrunde, was morsch und überlebt ist.«

»Fort damit!« schnippte Donowsky mit den Fingern. »Tabula rasa gemacht! O ja, warum nicht? Aber wissen Sie, Herr von Rauth,« setzte er hinzu, »Sie reden da einer recht kräftigen Rebellion das Wort.«

»Einer Rebellion gegen Übelstände, wollen Sie hoffentlich sagen,« verteidigte sich Herr von Rauth.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Ich dachte, meine Herrschaften, dies Thema wäre ein zu schwieriges, um es heute abend zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen,« warf Frau Donowsky neckend dazwischen. »Daß wir uns doch mit Vorliebe um Dinge kümmern, die uns nichts angehen!«

»Die uns aber angehen können,« bemerkte Fräulein von Weylen.

»Können!« warf Donowsky ein. »Nun ja, gewiß — wir können in alle möglichen Lagen kommen. Wenn wir nicht auf unsrer Hut sind, heißt das.«

»Wenn wir aber auf unsrer Hut sind,« fragte Rauth, »dann haben wir unser Schicksal meistens in unsrer Hand, wollen Sie sagen?«

»Im großen und ganzen — ja, glaube ich,« antwortete Donowsky.

»Ich glaube das nicht,« widersprach Rauth. »Ich glaube, daß wir Menschen viel zu kurzsichtig sind, zu kurzsichtig und zu schwachsichtig, um Gefahren, die an uns heranschleichen, immer rechtzeitig zu erkennen. Ich glaube, daß wir sie häufig erst erkennen, wenn wir keine Möglichkeit mehr haben, sie abzuwehren.«

»So wie wir dem Dachziegel nicht mehr ausweichen können, wenn er uns schon auf den Kopf fällt, meinen Sie,« bemerkte Donowsky.

»Ungefähr so, ja.«

»Allerdings,« gab Donowsky zu, »Gefahren, die über uns herfallen, ohne vorherige rücksichtsvolle Ankündigung — schwierige Sache! Fatal schwierig!«

»Jetzt möcht' ich mir die rücksichtsvolle Ankündigung gestatten, daß unser Menü beendet ist,« sagte Frau Donowsky. »Und wenn es den Herrschaften recht ist, so könnten wir daher die Tafel aufheben. Unsre Ehekonflikte können wir ja auf ein andres Terrain mit hinübernehmen,« setzte sie munter hinzu. »Da wir uns, wie es scheint, nicht von ihnen trennen können.«

»Ach, wir haben gut reden von Ehekonflikten,« sagte Donowsky, »wir, die wir nichts mit ihnen zu tun haben.«

»Ja, natürlich,« sagte Fräulein von Weylen, »wer im sicheren Hafen ist, was kümmern den die Stürme!« Es klang ein leiser Spott hindurch, so als wollte sie sagen: Das ist mal 'ne Leistung, da unparteiisch zu sein!

Frau Donowsky schlug der Freundin auf die Schulter. »Richtig, Kindchen!« sagte sie anerkennend.

Sie standen auf von Tisch. Der Hausherr zeigte Herrn von Rauth an der Wand einen Claude Lorrain, von dem man vorhin gesprochen hatte; Frau Donowsky gab dem Diener beiseite einen Auftrag. Fräulein von Weylen stand eine Minute allein in der Fensternische, scheinbar ganz versunken in die Schönheit einer großen roten Azalee. Wie seltsam Lore das soeben sagte! dachte sie. Überhaupt ... sie ist merkwürdig ungleich in letzter Zeit. Einmal ist so eine Festigkeit in ihr, so eine Sicherheit ... Und dann, sobald man die Hand umdreht ...

»In Gedanken?« fragte Frau Donowsky jetzt. »Hoffentlich in angenehmen!«

»Versteht sich,« antwortete Fräulein von Weylen. »Wenn man euer Gast ist ...«

»Und zwar nicht allein ...« warf die andre hin.

»Hör' mal, meine liebe Lore,« sagte das junge Mädchen leise, »du spionierst, wie mir scheint.«

»Stimmt!« entgegnete die schöne Frau lustig. »Ich halte mütterlich meine Hände über deinen Scheitel. Ich bewahre dein Herz ... Vor dem da,« sagte sie hastig und gedämpft, da jetzt Rauth zu den Damen kam. Frau Donowsky blickte ihrem Manne nach, der durch die Portiere ins Nebenzimmer ging und dort an seinen Schreibtisch trat, wo er etwas zu suchen schien. Sie verließ Fräulein von Weylen und Rauth und folgte Donowsky bis zur Schwelle des Nebenzimmers. »Was suchst du, Kurt?« rief sie ihm von da aus zu. »Kann ich dir helfen?«

»Danke, danke!« rief er zurück. »Ich komme im Moment. Ich suche die Broschüre, von der wir sprachen.«

Frau Donowsky ging wieder zu ihren Gästen. Nun bin ich neugierig auf ihrer beider Augen, dachte sie. Und unter halb niedergeschlagenen Lidern hervor blickte sie ihnen entgegen. Gottlob! durchfuhr es sie wie ein erlösendes Erkennen. Nun weiß ich, triumphierte es in ihr, nun weiß ich ... Wie eine Flut heißen, pulsenden Lebens durchdrang es sie. Da ist kein Atom in ihm, das ihr gehört! Sie möchte jubeln, aller Welt die Hände entgegenstrecken. Es ist eine Wonne, zu leben! Eine Wonne, zu atmen! Aber bin ich denn von Sinnen?

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dachte sie. Ach, es ist nichts als dieses kostbare Lebensgefühl! sagte sie sich. Jung sein, gesund sein, glücklich sein! Man ist wie geblendet, alles ist wie in Sonne getaucht. Sie stand jetzt neben ihren Gästen in der Fensternische.

»Du bist ein Genie in Blumenpflege, Lore!« sagte Fräulein von Weylen, wandte sich gegen das Fenster und neigte sich nieder auf die Fülle der roten Blüten. »Oh, dieser Duft!« sagte sie. »Dieser feine, vornehme Duft!« Und sie vergrub das Gesicht in der blühenden Pracht.

Frau Donowsky wagte nicht, Rauth anzublicken, aber sie wußte, als sähe sie es mit weit offenen Augen: wie von Feuer umloht stand sie da! Und jetzt traf ihr Blick unwillkürlich auf Rauth. Sie zuckte zusammen. Und dann sah sie erglühend, hilflos zu Boden.

»Ja, ein wundervoller Blumenflor!« antwortete Rauth Fräulein von Weylen.

Jetzt kam Donowsky von seinem Schreibtisch zurück. »So, das hätten wir!« sagte er. »Hier, bitte!« reichte er Rauth die Broschüre. »Wenn Sie sie mitnehmen wollen?«

»Tausend Dank!« sagte Herr von Rauth.

Für den Rest des Abends war Frau Donowsky in einem seltsamen Zustande. Sie machte die gute Wirtin, sie beteiligte sich lebhaft an der Unterhaltung, sie war von frischer, angeregter Laune. Und dabei war ihr zumute, als laste ein Bann auf ihr. Als müsse sie achtgeben, sich nicht zu verraten. Ob ihre Augen sind wie immer? Ob sie nicht merken, Otti und Kurt, wie ihr die Wangen glühen, die Schläfen klopfen? O nein, gewiß nicht! Sie hat sich ja im Zügel. Fest, gewaltsam. Sie weiß, was sie sich schuldig ist. Und ihrem Hause, ihrem Mann und ihren Gästen. Da darf nichts Schwüles sein, nichts Heimliches. Es kann wohl einmal ein Hauch darüberwehen, ein heißer Luftzug — ihr Leben bleibt doch rein und durchsichtig. Kann nicht der reine, klare Sommertag durchzittert sein von fernem Wetterleuchten?

Jetzt hörte sie die andern lachen. Über einen Witz, den ihr Mann soeben erzählte, den er gestern aus dem Klub mitgebracht. »Kostbar!« freute sich Fräulein von Weylen. »Kostbar!« kam es wie ein Echo von den Lippen der schönen Frau.

»Aber, Liebste, wo hab' ich denn nur meine Gedanken?« sagte da mitten in die Unterhaltung hinein Otti von Weylen. Sie hatte nach ihrer Uhr gesehen. »In fünf Minuten Mitternacht!« Erschrocken war sie aufgestanden.

Herr von Rauth hatte sich gleichfalls erhoben. Wenn gnädiges Fräulein gestatte, werde er sich die Ehre geben ...

Fräulein von Weylen versicherte, daß sie sehr dankbar für Herrn von Rauths Begleitung sein würde; die Gastgeber erklärten ihren Gästen, es sei noch viel zu früh zum Aufbruch. Im Gegenteil, schon zu spät, behaupteten diese. Dann Abschiednehmen, letzte Worte, Handkuß, Händeschütteln — und die Donowskys waren allein.

»Wie leer das auf einmal ist!« sagte der Regierungsrat.

Seine Frau schrak zusammen bei diesen Worten. Als hätte er in meiner Seele gelesen, dachte sie. »Ja,« antwortete sie lachend, »doppelt so leer als bisher.«

»Kopfrechnen — sehr gut!« sagte er anerkennend.

Übrigens — man konnte noch einige Minuten auf die Veranda hinausgehen. Es war so eine milde, weiche Luft. Ein Sternenhimmel — köstlich!

»Da — da war eine Sternschnuppe!« rief Donowsky, gerade als sie hinaustraten. »Hast du gesehen?«

Nein, sie hatte sie nicht gesehen.

»Du hast deine Gedanken noch bei unsern Gästen,« setzte er hinzu. »Es war übrigens ein sehr hübscher Abend. Bequeme Unterhaltung. Ruhig, angenehm, nicht aufregend.«

»Nein, aufregend nicht die Spur,« gab sie ihm recht. Sie mußte an sich halten, um nicht aufzulachen.

»Man wird ausgezeichnet danach schlafen.«

»Ausgezeichnet,« sagte sie.

Also diese kleine Otti Weylen gestern abend ...!« sagte Donowsky. Er saß in seinen Schreibtischstuhl zurückgelehnt, hatte die Arme hinter dem Kopf verschränkt und blickte dem Rauch seiner Zigarette nach.

Seine Frau sah von ihrer Zeitschrift auf. »Was denn? Was ist mit ihr?« fragte sie, als er nicht weitersprach.

»Na, famoser Geschmack beiderseits, wollt' ich nur sagen.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Beiderseits?«

»Ja, gewiß,« antwortete er. Er entsann sich doch richtig, nicht wahr? Da war doch diese Anbetung von Rauths Seite ...?

»Anbetung?« Aber der dachte nicht an Anbetung! Nicht mit einem Schlage seines Herzens.

»Na, einerlei!« erklärte er. »Wenn da auch jetzt noch eine gewisse Einseitigkeit herrschte in dieser Angelegenheit — wenn der erst wissen würde, der Rauth, was für ein Goldfisch die ist, diese kleine Weylen ...«

»Das würde den zur Anbetung bringen, meinst du?« fragte Lore.

»Versteht sich!« lachte er.

»Pfui!« sagte Frau Donowsky in heller Empörung. »Wie kannst du Rauth das zutrauen! Der verkauft sein Herz doch nicht gegen bar!« setzte sie spöttisch hinzu.

»Käme auf die Barsumme an!« lachte Donowsky skeptisch.

»Die ist doch nur für die Leute von Wichtigkeit, die überhaupt zu kaufen sind,« erwiderte seine Frau verächtlich. »Für andre ist die Höhe solcher Summe total gleichgültig.«

»Hm!« machte Donowsky lächelnd.

»Was würdest du gesagt haben, wenn man dir solche Handlungsweise zugetraut hätte?« fragte sie.

»Mir?« Er war ganz verwundert. »Aber, mein gutes Kind, bei mir wäre solche Sache ausgeschlossen gewesen. Einfach ausgeschlossen.«

»Gewiß,« gab sie zu, »du brauchtest dich nicht kaufen zu lassen. Das ist richtig. Aber nimm mal an,« fuhr sie eifrig fort, »du hättest nichts gehabt als dein gutes Gehalt. Gar nichts. Was hättest du getan?«

»Dasselbe, was ich getan habe,« antwortete er. »Genau dasselbe. Haarscharf dasselbe. Dich geheiratet hätte ich. Dich allein.«

»Aha! Und vermutlich wärest du sehr empört gewesen, wenn man gesagt hätte: Hat denn der gar nicht gewußt, der Donowsky, daß dies Fräulein Thomssen kein Vermögen hat? Daß er sich mit der verlobt, statt eine bessere Partie zu machen?«

»Und ob ich empört gewesen wäre!« gab Donowsky lebhaft zu.

»Nun also!« triumphierte Frau Lore. »Was du dir verbeten hättest, braucht Rauth sich ebenfalls nicht gefallen zu lassen. Nicht im mindesten.«

Donowsky hatte sich vorgeneigt. »Schade,« sagte er neckend, »daß Herr von Rauth dein famoses Plädoyer nicht hört! Das müßte ihm doch kolossal imponieren, wie du dich seiner annimmst!«

»Imponieren? Was sich von selbst versteht: daß man einen Abwesenden, der angegriffen wird, verteidigt, das braucht doch eigentlich nicht so besonders zu imponieren.«

»O bitte!« widersprach Donowsky. »Eine schöne Frau versteht sich auch von selbst, und doch imponiert sie mir immer von neuem.« Jedes Wort und jeder Blick war eine Huldigung.

»Schade,« revanchierte sie sich lachend, »daß diese schöne Frau dich nicht hört! Das müßte der doch kolossal imponieren, wie du ihr schmeichelst.«

»Wie ich ihr die Wahrheit sage, meinst du. Ach, liebe Zeit, nein,« fuhr er fort, »die schöne Frau, die ich meine, die ist verwöhnt. Der imponiert nichts, gar nichts.«

»Die Ärmste!« spottete sie.

»Der Ärmste! willst du sagen.«

»Ja, ja, du hast recht, sie sind beide zu beklagen.« Sie sagte es leichthin, aber es klang ein scharfer Ton in den Worten. »Nur, es ist möglich ...« wollte sie fortfahren, doch sie hielt erschreckt inne.

Donowsky indes bemerkte es nicht, er studierte den Rest seiner Zigarette. »Ich werde doch wieder zu meiner alten Marke zurückkehren,« sagte er nachdenklich. »'s doch 'n ganz andres Aroma!«

Nur, es ist möglich, sie wissen nicht, wie sehr sie zu beklagen sind, hatte Lore Donowsky sagen wollen.

Frau Donowsky war wie ruhelos. Sie sprach mit ihrem Mann, sie spielte mit dem Kinde, sie machte sich mit irgendwelchen Arbeiten zu schaffen, wie sie nur konnte. Nur nicht zur Besinnung kommen, zum Nachdenken! Nur andres hören als diese Stimme ihres Gewissens! Nur nicht allein sein mit diesem mörderischen Gewissen, das einem Frieden und Glück totschlägt! Und das Kind? Hier ist mein Platz! sagte sie sich, schickte die Bonne aus dem Kinderzimmer fort mit einem Auftrag, zog die Kleine zu sich heran, spielte mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihr, lachte mit ihr, überschüttete sie mit den süßen Schmeichelnamen, die einer Mutter von den Lippen fallen. Aber dann, plötzlich, versank sie in Träumerei, vergaß, wo sie war, schrak zusammen bei der Stimme der Kleinen, so daß das Kind zu ihr aufsah, verwundert und forschend. Seufzend stand sie auf und schob es von sich. »Mia soll wiederkommen,« sagte sie. Sie rief die Bonne herbei. »Bleiben Sie jetzt hier, ich habe vor Tisch noch einen Besuch zu machen.«

Dann war sie draußen. Wie der helle Sommertag funkelt! dachte sie. Wie er strahlt! Wie schön die Welt ist nach diesem Regenschauer heut früh! Und dann wieder ging sie dahin wie eine Schlafwandelnde, sah nichts von aller Frische, aller Herrlichkeit, die um sie hergebreitet lag.

Ein Grauen war in ihrer Seele. Ein Moment nur war da gewesen, an diesem Abend vor drei Tagen, ein einziger Moment ... und dieser eine Moment hatte ihr Dasein aus allen Fugen gebracht. Hilflos war sie jetzt, wie losgelöst von aller Welt. Was soll werden? Gott im Himmel, was?

War sie denn schlecht? Ja, gewiß ist es schlecht, wenn man pflichtvergessen ist, wenn man die Hand ausstreckt, sehnsüchtig, verlangend, nach einem neuen Glück ...

Aber sie war doch rein und treu gewesen alle die Jahre! Kein Gedanke war in ihrem Hirn gewesen, den nicht alle hätten wissen dürfen, kein Gefühl in ihrem Herzen, dessen sie sich zu schämen gehabt! Als sie Rauth zuerst gesehen ...

Nein, nicht weiterdenken! Die Augen zu Boden zwingen, einen Schritt nach dem andern machen ...! Nicht denken! Da war sie schon an der letzten Querstraße. Sie ging schnell, lief fast — und wußte es nicht. Sie stand vor dem Hause der Freundin, zog die Glocke, hastete die Treppen hinauf. »Gnädige Frau zu sprechen?« fragte sie oben den Diener, der ihr öffnete. Nein, gnädige Frau war ausgegangen. Sie stand einen Augenblick, als begreife sie nicht. Dann eilte sie die Treppen wieder hinunter.

Nun also wieder nach Hause! dachte sie.

Wie sie sonst froh gewesen war bei diesem Gedanken! Da erwartet man sie, im Hause, im Kinderzimmer, da freut man sich, daß sie kommt — wie köstlich, solch Heim zu haben! Wenn sie ganz nahe gewesen, hatte sie zu der Kleinen, die Fräulein auf der Fensterbank ihr entgegenhielt, hinübergewinkt, das Kind hatte sein Näschen gegen die Glasscheibe gedrückt und hatte in die Hände geklatscht. Jetzt, mit jedem Schritt ging sie langsamer, wie die gehen, die sich fürchten, ans Ziel zu kommen. Auch drinnen im Hause kein Friede! Wie arm sie geworden ist, wie bettelarm!

Arm? Sie, Lore Donowsky — arm? Wo hatte sie denn ihre Gedanken?! Da war ja seit jenem Abend diese strahlende Helle, die sie erfüllte, diese flammende Glut, die sie verzehrte, diese Leidenschaft, die sie gefangenhielt! Ihre ganze blühende Jugend jauchzte in ihr. Reich war sie, reich!

Dann wieder fielen die Vorwürfe über sie her. Wie Raubvögel. Der Mann, der dich liebt! raunten sie ihr zu. Das Kind, das dich nicht entbehren kann!

Ja, ja, der Mann, der sie liebt! Der sie vergessen würde — so bald, so bald! —, wenn er sie nicht mehr sähe!

Aber das Kind, das kleine hilflose Kind! Das sich anklammert, fest, zärtlich! Oh, so zärtlich und fest!

Ja, ja, sich anklammert, dachte sie, gewiß! An mich — oder an Fräulein. Es kommt darauf an, wer zufällig in seiner Nähe ist. Wir brauchen sie, unsre Kinder, sie aber — sie brauchen uns weniger, als wir denken. Was verlangen sie denn von unserm Herzen? Auf unsre Hände blicken sie. Ob die »was Schönes« für sie haben, einen Kuchen, ein Bonbon. Aber ob das nun unsre Hände sind oder beliebige andre ... Nein, man ist nirgend unentbehrlich, kam es ihr in bitterer Erkenntnis, nirgend in der ganzen Welt. Sie erschauerte, als ob ein Frost sie schüttle mitten im Sommer.

Otti? verwunderte sich Frau Donowsky. Otti kommt? Jetzt schon? So kurz nach neulich abend? Ah so! Sie begriff. Sie trat vom Fenster zurück. Als sie der Freundin entgegenging, mußte sie ein Lächeln unterdrücken. »Freue mich sehr, liebe Otti!« rief sie ihr entgegen.

»Hoffentlich komme ich dir nicht ungelegen,« erwiderte Fräulein von Weylen, mit abgewandtem Gesicht ihren Sonnenschirm an den Garderobehalter hängend.

Oh, keine Idee! Niemals kam sie ungelegen, versicherte die junge Frau lebhaft.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Erregung stieg plötzlich in ihr auf, eine Unruhe ... Sag', warum du kommst! hätte sie bitten mögen. Schnell, sag' es mir! Quäl' mich nicht! Aber sie gab sich Mühe, sich keine Unruhe merken zu lassen, nicht die geringste Unruhe. »Komm,« sagte sie freundlich obenhin, »wir wollen uns ein behagliches Plauderstündchen machen. Und was befehlen Gnädigste? Kaffee, Kakao, Tee?«

»Tee, bitte!« sagte Fräulein von Weylen. »Und wenn dir's recht ist,« setzte sie hinzu, »laß uns nicht hinaus auf die Veranda gehen. Laß uns hier im Zimmer bleiben.«

»Versteht sich!« entgegnete Frau Donowsky. »Es ist viel zu warm draußen.«

»Und so blendend hell,« sagte Fräulein von Weylen.

»Ja, an solchem Tage sitzt man am liebsten im halbdunklen Zimmer,« stimmte Frau Donowsky zu. Nichtswürdig harmlos kam es ihr von den Lippen. »Was meinst du zu dieser Ecke hier?« fragte sie.

»Vortrefflich!« versicherte Otti von Weylen.

»Was brauchen wir uns auch deutlich zu sehen?« setzte Frau Donowsky hinzu. »Wir kennen uns ja so genau, eine die andre. Gewissermaßen auswendig.«

»Ja,« stimmte die Freundin zu.

»Was die eine sagen will, weiß die andre schon im voraus,« sondierte Frau Donowsky.

Otti Weylen antwortete nicht, aber sie schlug die Augen nieder.

Du kannst lange warten, mein liebes Kind, dachte Frau Donowsky, ehe ich dir dein Geheimnis abfrage! Wenn du mir's nicht selber zu Füßen legst ...

Sie sprachen von den verschiedensten Dingen, nur nicht von dem, was ihnen am Herzen lag.

»Übrigens war es neulich abend sehr hübsch bei euch,« bemerkte da Fräulein von Weylen plötzlich.

Also endlich! frohlockte es in Frau Donowsky. »Wundert dich das?« fragte sie lächelnd.

»Nein, bewahre!« war die Antwort. »Man ist es ja eigentlich nicht anders bei euch gewöhnt. Aber es hat mir diesmal ganz besonders gut gefallen.«

»Nicht möglich!« lachte die schöne Frau. »Übrigens ist es auch andern Leuten so ergangen.«

»So?« sagte Otti Weylen. Es kam gesucht phlegmatisch.

»Meinem Manne nämlich,« sagte Frau Donowsky neckend. »Kaum hattet ihr den Rücken gewandt, da hat er euer Loblied in allen Tonarten gesungen. Es war zum Eifersüchtigwerden!« setzte sie munter hinzu.

Fräulein von Weylen lachte.

Ich bin neugierig, wie sie nun die Rede auf Rauth bringen wird! dachte Frau Donowsky.

Das Mädchen hatte den Tee serviert und war wieder hinausgegangen. Da hörte man die Korridorglocke. Das Mädchen kam zurück mit einem Strauß prachtvoller heller Rosen. Unten am Strauß war ein Briefchen befestigt.

»Von wem denn?« fragte die junge Frau erstaunt, als sie die Blumen in Empfang nahm. »Ah so,« verstand sie im nächsten Augenblick, »Rauths Handschrift! Es ist gut,« sagte sie dem Mädchen, das wieder hinausging. Frau Donowsky öffnete den Brief und las die wenigen Worte, die auf der Visitenkarte standen: »Dies sind die erwähnten Malmaison-Rosen. Darf ich mir gestatten, meine gnädigste Frau, sie Ihnen zu übersenden?« Sie reichte die Karte der Freundin. Auf deren Antlitz stand eine Erregung, daß die schöne Frau erschrak. »Sehr aufmerksam von Rauth,« sagte sie. »Wir sprachen von Malmaison-Rosen neulich abend,« erklärte sie. »Das heißt, er sprach davon, Herr von Rauth. Ich gestand, daß ich nicht wüßte, welche Sorte Rosen man so nennte.«

»Aber nun weißt du es,« sagte Otti von Weylen. Sie hatte den Strauß vom Tisch genommen und vergrub ihr Gesicht in den Blumen. »Herrlich!« sagte sie entzückt.

»Und zu denken, daß er ihn gleichfalls geatmet hat, diesen herrlichen Duft!« neckte Frau Donowsky.

»Wer ‚er'?« fragte Fräulein von Weylen wie nicht verstehend.

»Nun, der Bote, der ihn gebracht hat,« antwortete Frau Donowsky niederträchtig unbefangen.

»Und der Gärtner, der die Rosen geschnitten hat,« ergänzte Otti spottend.

»Stimmt!« sagte Frau Donowsky. »Der gleichfalls. Ach, Kind, nun hör' mal,« setzte sie hinzu, »nun spiel' nicht weiter Komödie!«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Ich — Komödie?« Otti von Weylen tat sehr erstaunt. »Wieso denn Komödie?« fragte sie. Es lautete aber verzweifelt unsicher. »Ach Gott, ja, Lore,« sagte sie dann, »es nutzt nichts. Ich seh' es ein. Ich gebe es auf, irgend was vor dir verbergen zu wollen.«

»Das ist verständig,« lobte Lore Donowsky. Aber ihr war nicht sehr wohl zumute bei der Aussicht, die sich so plötzlich eröffnete. »Aber gründlich bekennen — oder gar nicht!« sagte sie. Dann werd' ich um so eher wieder Frieden haben, dachte sie. Jetzt stillhalten ... eine kleine Weile ... nicht mit der Wimper zucken! »Also dein Fall ist hoffnungslos, Otti?« fragte sie.

»Hoffnungslos?« Fräulein Otti starrte mit weit offenen Augen. »Um des Himmels willen, Lore! Hoffnungslos — das wäre entsetzlich!«

»Nein, du verstehst mich falsch,« setzte Frau Donowsky auseinander. »Ich meine, du bist derartig verliebt, daß keine Hoffnung ist, daß du von dieser Liebe wieder gesund werden könntest. Von dieser Krankheit.«

»Krankheit?« sagte Otti Weylen lächelnd. »Oh, Lore, ich bitte dich! Wie kann Krankheit sein, was das strahlende Leben selber ist!«

Frau Donowsky sprach nicht sogleich. »Gewiß,« sagte sie dann, »das strahlende Leben selber. Aber an diesem strahlenden Leben kann man zugrunde gehen.«

Auf Otti Weylens Antlitz lag ein solcher Schimmer von Glück, daß es Frau Donowsky erschütterte. So ahnungslos, wie du bist, du armes Ding! dachte sie. Und das Mitleid brannte in ihrem Herzen. Sie muß doch der Möglichkeit ins Auge sehen, dachte sie, wenigstens der Möglichkeit, daß Rauth nicht an sie denkt, mit keinem Gedanken. Und sie sagte: »Du bist ganz sicher, daß auch er, daß auch Rauth ...?« Ihr wollten die Worte nicht über die Lippen.

»Daß auch er mich liebt, meinst du?« half Otti. Wie Jubel klang es von dem jungen, blühenden Munde. »Ja, ich bin ganz sicher, daß er mich liebt,« sagte sie dann leise und sah zu Boden. »Ganz sicher, denn ich fühle es.«

Da ist keine Hilfe für diese arme Otti! begriff Frau Donowsky. Nicht die geringste! Sie ist wie umgarnt, wie ausgeliefert an ihre Illusionen. Und doch — wie beneidenswert sie sind, denen die Liebe ist wie ein Sommermorgen! So klar, so hell! kam es ihr einen Augenblick. Und wir Armen! Wir Gequälten! Wir mit der goldenen Fessel an unsrer Hand! Wir, die kämpfen müssen! Sie stand auf und suchte irgend etwas auf der Kredenz, die im dunkelsten Winkel des Zimmers war. Als sie zurückkam, blieb sie hinter Otti Weylens Sessel stehen, legte ihr beide Hände auf die Schultern und neigte ihr Antlitz auf den Scheitel der Freundin. Solche süße junge Liebe! dachte sie. Und die muß sterben! Wie grausam das Leben ist! Als sie die Augen hob, waren sie voll Tränen. »Du Glückliche!« sagte sie. »Daß du so sicher bist!« Und so blind! dachte sie bei sich. Nicht mit einem Atemzuge will ich ihre Illusionen stören! nahm sie sich vor. Das einzige Glück, das sie hat! Sie wird sie früh genug erfahren, ohne mich, die harte, bittere Wahrheit! Dann sah sie sich selber im Spiegel gegenüber, und sie dachte: Gottlob, sie achtet auf nichts, auf gar nichts. Sonst müßte sie ja merken ... Wie verstört seh' ich aus! dachte sie. Wie ein Mensch, der den festen Boden unter den Füßen verloren hat!

Otti Weylen hatte wie versonnen gesessen. Jetzt hob sie den Kopf. »Weißt du,« sagte sie, »neulich abend hab' ich einen Moment lang einen furchtbaren Schreck gehabt. Das war ... das war, als wir nach Tisch zusammen drüben in der Fensternische standen, Rauth und wir beiden.«

Frau Donowsky ließ ihre Hände sinken, plötzlich, wie auf Befehl, verließ ihren Platz hinter dem Stuhl der Freundin und setzte sich wieder. »Was war denn da?« fragte sie wie verwirrt. »Was dich so furchtbar erschrecken konnte?«

»Es sah aus,« sagte die Freundin, »es sah wahrhaftig so aus, als hätte Rauth vergessen, wo er war, als hätte er vergessen, neben wem er stand ...«

»Weiter!« sagte Frau Donowsky, als die andre innehielt. »Was soll er noch vergessen haben?« Es kam hart, fast rauh.

»Alles schien er vergessen zu haben,« antwortete Fräulein von Weylen. »Alles, was er dir schuldig ist, alle Ehrerbietung.«

»Ehrerbietung?« Frau Donowsky reckte sich auf. »Nun erlaub' aber gütigst!«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Carl Kappstein: Kolonne bei Fort Berru

Aus der zweiten Kriegsbilder-Ausstellung der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

»Ja, versteh! Es sah so aus, sage ich. Es kann ja nicht sein, natürlich nicht. Du, die du eine Frau bist, eine Mutter. Es wäre ja lächerlich, das in Wahrheit zu vergessen.«

»Ja, es wäre lächerlich,« sagte Lore Donowsky. »Aber ...« fuhr sie fort, »was hat er eigentlich verbrochen?« Leicht obenhin fragte sie es, wie man manchmal das fragt, was kaum über die Lippen will. »Du sprichst ein wenig rätselhaft,« setzte sie hinzu.

»Nein,« sagte Otti von Weylen. »‚Verbrochen' hat er nichts. Keine Rede davon! Nein, es war vielmehr, als wäre er nicht Herr seines Bewußtseins. Wie eine Erstarrung schien es auf ihm zu liegen. Als wäre er ausgeliefert an eine furchtbare Gewalt, ihr an allen Gliedern gebunden ausgeliefert — Da hat Rauth neben dir gestanden, ein wenig zurück. Da hat er dich angesehen ...«

»Nun?« fragte Lore Donowsky.

»Wie man die ansieht, der man gehört für Zeit und Ewigkeit,« sagte Fräulein von Weylen.

Frau Donowsky saß mit niedergeschlagenen Augen. Für Zeit und Ewigkeit! Die Worte durchfuhren sie wie Gluten. »Ich weiß nicht ...« sagte sie, »ich begreife nicht ... Es ist mir unverständlich .... ganz unverständlich ...«

»Ja, nicht wahr, das ist rein unmöglich bei Rauth?« fragte Fräulein von Weylen, sich näher zu der Freundin neigend.

Frau Donowsky blickte auf. Da sah sie in den Augen der andern eine Erregtheit, eine fragende Angst ...! Sag', daß ich es bin, die er liebt! flehten diese dunklen Augen.

Ich will dir helfen, armes, süßes Ding! durchfuhr es die schöne Frau in heißem Mitleid. Und sie sagte — fest und klar, wie man die lauteren Wahrheiten sagt —: »Ja, das ist rein unmöglich bei Rauth.«

»Ich wußte es! Ich wußte es!« jubelte Otti Weylen. »Sieh,« fuhr sie fort, »ich habe immer und immer daran denken müssen, Lore kann es nicht sein, die er liebt, Lore darf es nicht sein. Wenn er also ...«

»Wenn er also tatsächlich eine liebt,« fuhr Frau Donowsky fort, »dann kann es nur ... Fräulein Otti von Weylen sein,« schloß sie, leicht und spielerisch. »Merkwürdig logisch!« lachte sie auf.

»Nicht wahr?« fragte strahlend die Freundin. »Und der Ausdruck seines Gesichts,« fuhr sie fort, »der galt also gar nicht dir ...«

»Sondern dir,« lachte Frau Donowsky.

»Nein, das wollt' ich nicht sagen,« erwiderte Otti zögernd.

»Doch, doch, das wolltest du sagen,« unterbrach Frau Donowsky rasch. »Nur, weil ich ihm zufällig im Wege stand, fielen seine Augen auf mich, statt auf dich, meinst du.«

Otti von Weylen war errötet. »Glaubst du ... daß es so gewesen ist?« kam es ihr hastig von den Lippen. »Hältst du das für möglich?«

»Warum nicht?« sagte Frau Donowsky mit niedergeschlagenen Augen. So lügen müssen! kam es ihr. So nichtswürdig lügen!

»Gott sei Dank!« atmete Fräulein von Weylen auf. »Ach, wie bin ich froh, daß ich gekommen bin!« setzte sie hinzu. »Ich habe mir so schwere Gedanken gemacht,« fuhr sie fort, »so traurige!«

»Und nun siehst du, wie einfach alles ist.«

»Ja, so einfach!« stimmte Otti ein. »So lächerlich einfach!«

»Es kann gar nichts Einfacheres geben,« nickte Frau Donowsky. »Nimmst du noch eine Tasse Tee?« fragte sie.

»Ja, gern,« antwortete Otti von Weylen. »Übrigens — blaß find' ich dich heute,« setzte sie hinzu. »Sehr blaß.«

»Das muß der Reflex von dem wilden Wein draußen auf der Veranda sein,« meinte Frau Donowsky.

Man war in den letzten Tagen des August. Die Tage waren lastend vor Hitze, drückend vor Schwüle von früh bis in die Nacht.

Die Menschen, die die Straßen entlang eilten, spähten nach jedem bißchen Schatten aus. Wenn sie ihn fanden, unter den Markisen vor den Ladenfenstern, vor den offenen Fenstern eines Bräus, gingen sie langsamer und genossen die Kühle wie ein Labsal. Dazwischen trotteten, hasteten die Vielen, die schnell vorwärtskommen müssen, mag es ihnen angenehm sein oder nicht.

Frau Lore Donowsky ging mit in dieser Menge hastig eilender, ermüdet schlendernder Menschen. Nun war sie schon an der Wilhelmstraße. Jetzt nur noch Leipziger Platz, Potsdamer Platz, dann Bellevue-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

straße — und dann, unter den Bäumen, würde es frischer sein.

Was war denn nur heute? Es lag ein seltsamer Druck auf ihr, fast eine Furcht wie vor kommendem Unheil. »Das gibt ein Wetter!« hörte sie einen Herrn zum andern sagen. »Das haben w'r noch vor Nacht.« Unwillkürlich ging sie schneller, wie um sich vorher in ihrem Hause in Sicherheit zu bringen. Ah, da wird man geborgen sein!

Geborgen? Vor Unwetter — ja; vor den Stürmen von außen war man behütet im Frieden des Hauses. Aber die andern Stürme ...! Sie schauderte. Sie ging und ging, der lärmende Verkehr umbrandete sie, sie schien es nicht zu spüren. Auch nicht, daß es ruhiger um sie her wurde, als sie dem Tiergarten näherkam.

Jetzt blickte sie auf: sie war schon fast daheim, ihrem Hause gegenüber. Ein Fenster im Zimmer ihres Mannes stand offen. Es wird eben drinnen noch schwüler sein als im Freien, dachte sie. Jetzt trat Donowsky ans Fenster. Er blickte forschend zum Himmel hinauf, eine Sekunde lang nur. Dann hörte sie ihn ins Zimmer hineinsprechen; er mußte Besuch haben.

Da klang der erste Donner, nur erst ein Grollen war's. Höchste Zeit! dachte sie und ging über den Fahrdamm auf die andre Seite hinüber. In der nächsten Minute läutete sie an ihrer Korridortür. »Wer ist denn beim Herrn Regierungsrat zu Besuch?« fragte sie.

»Der Herr Legationsrat von Rauth,« war die Antwort.

»Ah so!« sagte sie mechanisch.

Sie ging den Korridor hinunter in ihr Ankleidezimmer, mit bebenden Fingern ihren Hut losnadelnd.

Übrigens — warum sollte Rauth nicht kommen? Er hatte ja neulich so sehr bedauert, ihren Mann zu verfehlen. Da wollte er einfach seinen Besuch wiederholen und hatte Kurt heute getroffen. Ach, überhaupt, der Besuch galt offenbar nur ihm, sie würde gar nicht hineingehen. Sie atmete erleichtert auf. Aber nein, die da drinnen hatten doch selbstverständlich gehört, wie sie geläutet hatte. Keine Rede davon, daß sie sich verleugnen konnte!

Seltsam! dachte sie. Rauth muß kein Gefühl dafür haben, was er diesem Hause antut! Daß er ihm nicht fernbleibt! Diesem Hause und seinem Frieden! Seltsam war das bei ihm, der sonst so feinfühlig war, so diskret und rücksichtsvoll! Sie sah im Spiegel, wie erhitzt sie war. Von dem langen Weg, dachte sie. Und von der Schwüle.

Vielleicht wollte er ... Sie badete ihre Hände, die glühend waren, im kühlen Wasser. Ah, wie das wohltat! Ja, vielleicht wollte er sie um Entschuldigung bitten wegen neulich abend ... Mit Worten, falls er sie allein zu Hause träfe, mit Blicken, falls ein andrer, ihr Mann ... Ah, schalt sie sich, was hatte sie sich zu fürchten? Hatte sie irgend etwas getan, irgend etwas gesagt, was die treueste, reinste Frau zu tun, zu sagen sich scheuen wird?! Nein, suchte sie sich zu beruhigen. Sie hatte wohl gefühlt, wie Rauth kaum Herr seiner selbst zu bleiben imstande war, wohl gefühlt, wie er durchbebt war von Leidenschaft. Und der gleiche Sturm hatte auch sie erfaßt gehabt: alles, was wie schwelendes Feuer gewesen, diese letzte Zeit hindurch, war aufgelodert in ihrem Blut wie eine einzige Flamme. Wie eine Flut von Licht und Glanz war es über sie beide dahingegangen, daß sie wie geblendet gewesen, atemlos in staunendem Entzücken. Das war Liebe, das war Leidenschaft, das war die Sonne, die die Welt durchglüht!

Ihre Gedanken flogen wie gejagt. Ruhe! befahl sie sich, Ruhe! Sie würde jetzt gleich hineingehen müssen, sie konnte nicht warten, bis man sie holen würde: »Der Herr Regierungsrat läßt die gnädige Frau bitten!« O nein, sie kam schon, sie nahm alle Kraft zusammen, sie würde mutig allem entgegengehen, dem sie nicht ausweichen konnte. Wenn sie in die Tür tritt ... wenn sie ihm gegenübersteht — sie wird den Kopf hochhalten wie die, die von keiner Last der Schuld gebeugt sind, sie wird ihm in die Augen sehen, offen, wie die blicken, die nichts zu verbergen haben. Oh, gewiß, sie wird ... Da stand sie schon vor der Tür des Nebenzimmers, da hatte sie den Türgriff niedergedrückt, da trat sie ein. Im nächsten Augenblick ging sie über den Teppich, der das Geräusch ihrer Schritte schluckte.

»Guten Abend, Herr von Rauth!« sagte sie, über die Schwelle des Herrenzimmers tretend. »Bedaure, nicht früher gekommen zu sein!« setzte sie konventionell hinzu, dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gast die Hand reichend. Sie hatte den Kopf erhoben und sah ihn an, die Lider lagen schwer auf ihren Augen und verhüllten sie halb, als wollten sie sie davor schützen, sich zu verraten.

»Meine gnädigste Frau,« sagte Rauth, vom Handkuß aufblickend, »und ich bin sehr glücklich, nicht schon früher gegangen zu sein.« Mit einem Lächeln sagte er es, leicht und liebenswürdig, wie man die gesellschaftlichen Artigkeiten sagt.

»Sehen Sie, Herr von Rauth,« verabschiedete sich Donowsky, »ich lasse Sie in guten Händen zurück. Tut mir, wie gesagt, aufrichtig leid, nicht länger das Vergnügen haben zu können. Aber Sie wissen: Dienst vor allem!«

»Aber versteht sich!« entgegnete Rauth. »Da bedarf's durchaus keiner Entschuldigung! Wenn also gnädige Frau gestatten ...« setzte er hinzu.

Frau Donowsky erwiderte, daß es ihr das größte Vergnügen sein würde, wenn Herr von Rauth ihr Gesellschaft leisten wolle. Und dabei dachte sie: Wär' ich doch hundert Meilen weit von hier!

Donowsky ging, die beiden blieben allein. »Wie das schwül geworden ist!« sagte die schöne Frau. »Erdrückend schwül!«

Rauth zuckte die Achseln. »Wenn ein solches Unwetter im Anzuge ist!« antwortete er. »Man fühlt die Spannung durch alle Nerven hindurch. Man ist in solchem Falle eben Kreatur wie der elendeste Wurm.«

»Ohne die mindeste Gottähnlichkeit,« stimmte Lore Donowsky bei.

»Ja,« erwiderte Rauth, »die ist uns nur selten beschieden. Nur in den seltenen Momenten ...« Er hielt inne. Frau Donowsky hatte aufgeblickt, als er nicht weitersprach. Aber jetzt hielt sie die Blicke gesenkt. Einen Kampf hatte sie in seinen Zügen gesehen: Bleib Herr über dich! Bleib fest! Sink ihr nicht zu Füßen, dieser angebeteten Frau! »Nur in den Momenten, wo wir im Ringen mit uns selbst die Sieger bleiben,« schloß er. Aber seine Worte waren tot, als glaube er selber nicht, was seine Lippen redeten.

Es ist, als baute er eine Mauer um sein Herz, dachte Frau Donowsky. Wie stark er ist! fühlte sie. Ja, er hat Kraft, die qualvolle Kraft der Entsagung.

Dann klangen seine Worte an ihr Ohr. Ihr war, als kämen sie aus weiter Ferne. Sie raffte sich zusammen: Achtgeben! ermahnte sie sich. Zuhören, wenn man zu uns spricht! Und sie gab acht, sie hörte zu, mit der aufmerksamen Miene, die die Wohlerzogenheit fordert. Sie nickte zustimmend, sie hatte jene kleinen Zeichen des Einverständnisses bei der Hand, jene kurzen Einwürfe, die so lebhaftes Interesse an dem Mitgeteilten zu heucheln wissen. Sie unterhielten sich, scheinbar so gleichmütig, wie sich zu jeder Stunde des Tags unzählige Menschen unterhalten. Sie hatten sich fest im Zügel, jeder von ihnen. Wir wissen, was wir uns selber schuldig sind, sagten ihre Mienen.

Frau Donowsky saß in ihren Sessel hineingeschmiegt, ihre Arme lagen auf den Seitenlehnen. Wie in tiefer Ruhe saß sie. Aber sie hörte ihn sprechen, und ihre Nerven vibrierten unter dieser Stimme, die weich und dunkel war; sie blickte ihn an, wie man den anblickt, der spricht, aber ihr Auge trank den betörenden Reiz dieses Antlitzes, daß ihre Seele erbebte. So sehen, so hören in Ewigkeit! kam es ihr. Und zustimmen, antworten wie im Traum! Da — sie fuhr zusammen. Was hatte er soeben gesagt?

»Vielleicht in einem Vierteljahr, vielleicht schon in einigen Wochen,« schloß er jetzt.

Sprachlos saß sie, wie vernichtet.

»Es kommt darauf an, wann mein Nachfolger ...« sprach er weiter. Mitten im Satze stockte er.

Da war dieses Antlitz ihm gegenüber wie in Glut getaucht, da starrten diese Augen wie zu Tode erschrocken. »Sie verlassen uns?« kam es in Hilflosigkeit von diesen Lippen.

»Ja, es kommt darauf an, wann mein Nachfolger ...« wiederholte er wie stammelnd. Er sprach wie ohne Bewußtsein seiner selbst, er sah, wie jetzt alle Farbe aus ihren Wangen gewichen war. Wie ein Strom brennenden Feuers hatte ihn die Erkenntnis durchdrungen: sie ist dein, diese geliebte, angebetete Frau! Mit jedem Pulsschlage, jedem Atemzuge dein!

Sie versuchte sich zusammenzureißen. »Das ist ... das wird uns beiden, meinem Mann und mir ...« Sie konnte nicht weitersprechen und sah zu Boden. »Wir werden sehr bedauern,« fuhr sie fort, »tatsächlich sehr bedauern ...« Die gesellschaftliche Redensart erstarb, es war, als zer-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brächen die Worte auf ihren Lippen. »... Sie zu verlieren,« kam es leise hinterher. Sie blickte nicht auf, aber sie fühlte, wie seine Blicke sie umfingen. Ihr war, als versänke die Welt um sie her, als wären nur sie beide lebend, atmend, erglühend in einem irren, unseligen Glück.

Da krachte der erste starke Donner, so plötzlich, daß sie zusammenfuhr. Unwillkürlich hob sie die Augen: ein Strahlen lag auf seinem Antlitz, das zu ihr niedergeneigt war, ein Ausdruck völliger Selbstvergessenheit. Im nächsten Augenblick würde er zu ihren Füßen ...

Da flog die Tür auf. Das Kind kam hereingelaufen, mit einer Gebärde des Schreckens, die Augen weit geöffnet. »Mama!« rief es in heißer Angst. »Mama!«

Es stürzte ihr entgegen, die sich erhoben hatte, um es in den Armen aufzufangen. »Komm, Trude!« rief die Bonne erregt hinter ihm her. »Du darfst nicht, Trude!«

Aber das Kind war der Mutter eilig wie eine kleine Katze auf den Schoß geklettert, hatte sich fest an sie gedrückt und hielt das Gesichtchen, das es mit seinen Händen bedeckte, an ihre Wange gepreßt.

»Verzeihung, gnädige Frau!« entschuldigte sich das Fräulein. »Aber ich konnte sie wirklich nicht halten. Wie der schlimme Schlag kam, lief sie mir fort.«

»Es ist gut,« sagte Frau Donowsky, »sie kann dableiben.« Die Bonne ging wieder hinaus. Da fuhr ein greller Blitz durch den dämmerigen Raum. Das Kind war zusammengezuckt, es wühlte sein Köpfchen so fest der Mutter gegen die Schulter, daß Frau Donowsky lächeln mußte.

»Aber, Trude!« sagte sie beruhigend. »Aber, Trude!« Sie fühlte die zitternden Händchen des Kindes an ihrem Halse, sein glühendes Gesichtchen. Und plötzlich fühlte sie sein Herz schlagen wie das Herz eines geängstigten kleinen Vogels.

Da war es, als ob eine warme, wohlige Welle sie überflute. Tief senkte sie den Blick. Als sie ihn wieder hob, waren alle Feuer in ihm erloschen. Nichts mehr war in ihm als das Erbarmen der Mutter. Und als das Glück, das tiefe, reine Glück dieses Erbarmens. Komm zu mir, mein Kind! rief es in ihr. Ich will dich schützen! Mein Leben lang!

Rauth hatte den Wandel auf den Zügen Lore Donowskys gesehen. Mit heißem Erschrecken. Bis in die tiefste Seele hinein war er aufgewühlt: so schlagen die Pforten des Paradieses zu vor dem, der gezaubert, dies glühende, berauschende Leben an sich zu reißen.

Ein Gefühl bitterer Reue war aufgesprungen in ihm und wollte ihn ersticken. Wie in einem Taumel hatte er sich erhoben; kaum Herr seiner selbst, stand er vor der geliebten Frau, um Abschied zu nehmen. »Leben Sie wohl!«

»Leben Sie wohl!« antwortete sie, jetzt gleichfalls aufstehend. Und ihre Augen sahen ihn an, Augen, die klar waren bis zum Grunde. Vor dem ruhigen Blick dieser Augen wurde er selber ruhiger; es war, als streife dieser Blick kühlend die Wunden seiner Seele. Sie reichte ihm die Hand, über das schutzsuchende, angsterfüllte Kind hinüber. Und er küßte diese schützende Hand — wortlos, wie in Ehrfurcht.

An Gustav Falke

Ein letzter Gruß aus dem Felde

Ich fühle noch den Druck der Hand
Beim Lebewohl an deiner Pforte;
Um meine Wehmut legtest du
Den Schimmer deiner Abschiedsworte.

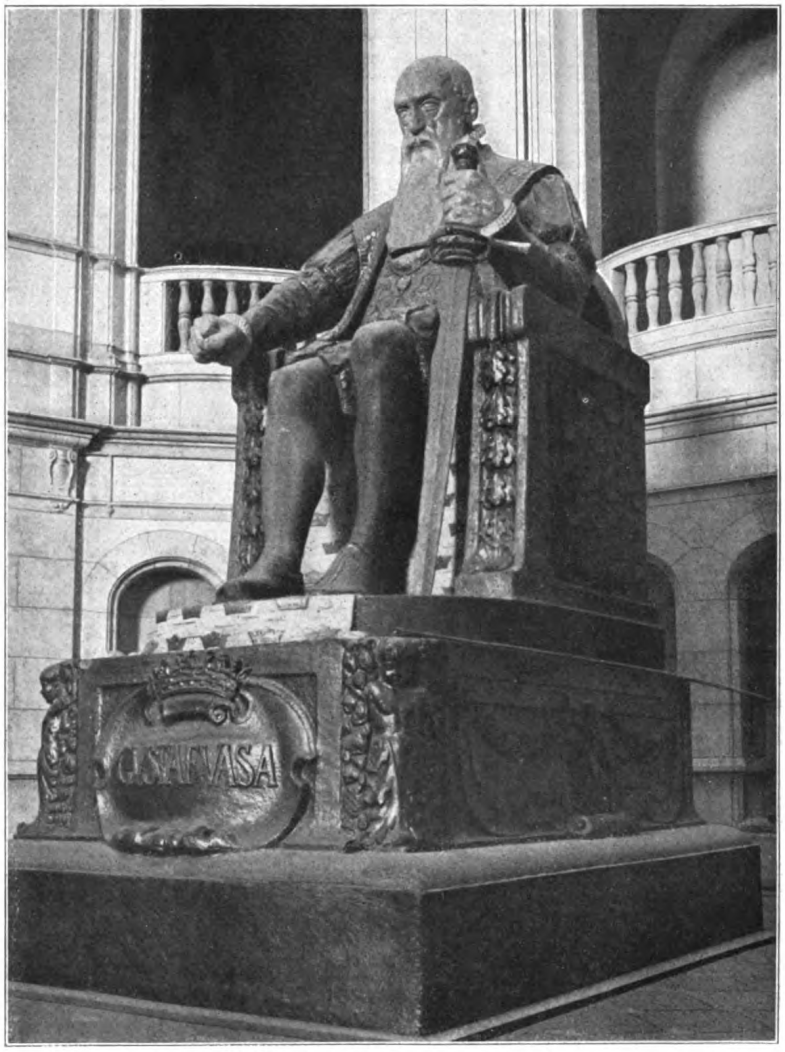
Ich hör' noch deiner Stimme Ton
Und dann ein leises Türeklinken,
Seh' deine Dichteraugen noch,
Ein letztes Grüßen, letztes Winken.

So deutlich alles, daß ich mein',
Es ist nicht wahr, was sie jetzt sagen,
Daß deine Flamme jäh erlosch,
Daß sie dich schon hinausgetragen,

Daß um dein Haus Erinnerung nur
Hinwandelt mit gesenktem Flügel,
Indes der Wind den Kranz schon streift,
Der Liebe Kranz auf deinem Hügel.

Günther Pogge

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Gustav Wasa. 1907. Stockholm, Nordisches Museum

Carl Milles

Von Walther Unus

Als der zweiundzwanzigjährige Schwede Carl Milles von Stockholm nach Paris fuhr, um Bildhauer zu werden, hatte er schwerlich einen klaren Begriff von Kunst und sicher eine recht geringe Kenntnis von Kunstwerken überhaupt. Er folgte vor allem der unbezwinglichen Sehnsucht in eine Ferne, wo man lernen und sich betätigen könnte. Ja, daß Paris das Ziel wurde, erschien schließlich beinah wie das Ergebnis eines Zufalls.

Milles hatte keine frohe Jugend gehabt, vor allem vielleicht, weil er seine Mutter früh verloren. Die Schatten einer einsamkeitsfrohen Schwermut lagen darüber. Aber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schon in der Schule fing er zu schnitzeln an und verkaufte oder verschenkte seine Erzeugnisse an Schulkameraden, wie auch von Leibl erzählt wird. Um der meist so qualvollen Frage, was der Junge werden solle, ein Ende zu machen, wurde er zu einem Tischler in die Lehre gebracht. Er hielt die Lehrzeit durch, wurde Meister und machte sich sogar selbständig, aber in der ganzen langen Zeit brannte die Sehnsucht weiter und drückte ihn das Bewußtsein, nicht an den richtigen Platz im Leben gekommen zu sein. Schon war er, um der Qual ein Ende zu machen, bereit, als Lehrer der — schwedischen Gymnastik nach Santiago auszuwandern, als ein winziger Geldpreis der Gewerbeschule diesen Plan im letzten Augenblick umwarf und für Paris entschied.

Carl Milles

Paris lag damals den nordischen Ländern sehr nahe: seit mehr als einem Menschenalter beherbergte es ganze Schwärme künstlerisch strebender Dänen, Norweger und vor allem Schweden. Für alle und auch für Milles galt, was Strindberg von sich sagt: »Die leichte gallische Natur, die der schwermütige Schwede als sein Komplement bewundert, nahm ihn gefangen.« Daß Milles, unerfahren in der Kunst und auch ohne wesentliche technische Kenntnisse, jung, germanisch-weltschmerzlich bewegt und vor allem bald ohne die geringsten Mittel und daher in den nächsten Jahren der bittersten Not ausgesetzt, nicht gleich starke und schwächliche Kunst unterscheiden konnte, ist nicht erstaunlich. Die süße Eleganz des romanischen Formgefühls machte ihren Einfluß geltend, daneben bestimmte ein von sozialem Mitleid beeinflußter Naturalismus die Arbeit der ersten paar Jahre. Es waren seine eigentlichen Lehrjahre. Glücklicherweise war er schmiegsam genug, eine Reihe gefälliger Vorlagen für die Pariser Bronzeindustrie zu arbeiten, die so französisch aussahen, daß wohl keiner der vielen internationalen Käufer eine Ahnung davon hatte, daß er die ersten Versuche eines großen nordischen Künstlers erwarb. Der Verdienst daraus gab Milles wenigstens einigermaßen die Möglichkeit, weiterzuarbeiten, ja, er fand sogar die Mittel, ein paar größere Arbeiten zu vollenden, die ihm schließlich Beachtung und Medaillen einbrachten. Auch diese Arbeiten zeigten, wie schon ihre Auszeichnung vermuten läßt, vor allem die von der Zeit hochgeschätzten Eigenschaften: sie waren gefällig im Motiv, abgerundet im Aufbau und von zierlich-fertiger Technik. Einem oberflächlichen Beobachter hätte um die innere Selbständigkeit des jungen Künstlers bange werden können.

Da geschah etwas sehr Merkwürdiges. Zu den wenigen Beziehungen, die Milles mit Schweden unterhielt, gehörten gelegentliche Beteiligungen an den im Mutterland ausgeschriebenen Denkmalswettbewerben. Und nun bewies er plötzlich mit dem nachher so berühmt gewordenen Entwurf zu einem Sten-Sture-Denkmal, daß der Mann, der bisher so bescheiden und erfolgreich französische Kunst machte, einem ganz andern Geschlecht angehörte.

Der Name Sten Sture war allerdings wohl geeignet, im Herzen eines Schweden große Empfindungen zu wecken. Dieser Held hatte für vierzig Jahre das dänische Joch vom Lande gewälzt, das seit der kalmarischen Union darauf ruhte. Selber aus adligem Geschlecht, hatte er mit nur wenigen seines Standes die Empörung unter den Bürgern und Bauern geschürt. Unter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Gesang des Georgsliedes waren dann seine Scharen mit Bogen und schwedischen Streitäxten am Brunkeberg gegen die Artillerie König Christians gestürmt und hatten gewonnen. Im endlich errungenen Frieden sorgte Sten Sture für die Wiederbebauung des verwüsteten und ausgesogenen Landes, gründete die Universität Upsala, führte einen Abwehrkrieg gegen Rußland, bis er schließlich von einem falschen Freunde hinterrücks ermordet wurde. Wie eine Granitklippe seines Heimatlandes ragt sein Andenken aus einem Wust von Brand und Mord, Bürgerkrieg und allgemeiner Versklavung.

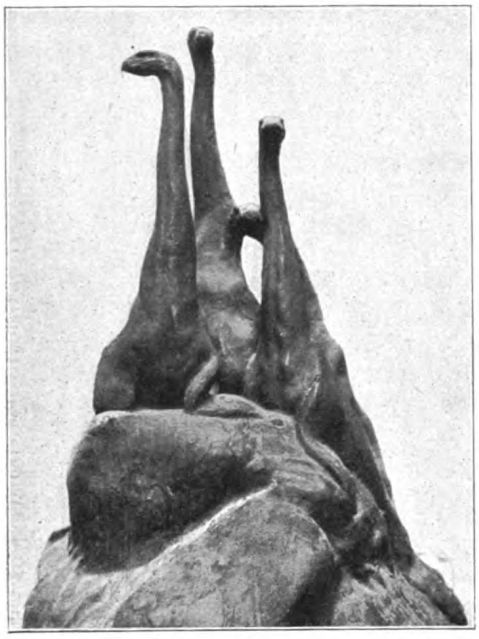
Sten-Sture-Denkmal. Skizze. 1902

Der junge Genius von Carl Milles fand eine Lösung, deren gesammelte Kraft die Stockholmer Preisrichter mehr verblüffte als zur Bewunderung hinriß. Man gab ihm den vierten Preis, indem man, wie so oft, Entwürfe herkömmlicher Art aus Bequemlichkeit bevorzugte und auch zur Ausführung bestimmen wollte. Glücklicherweise setzte sich eine Protestbewegung durch, die im ganzen Lande Anhänger fand und vorerst mindestens den Erfolg hatte, den Künstler sofort in den Vordergrund zu stellen.

Trotzdem der erste Entwurf nur in kleinem Maßstab angelegt und natürlich noch nicht bis in alle Einzelheiten durchgefühlt war, ist es wohl erlaubt, in diesem Werke schon die Grundzüge zu erkennen, die Milles durch alle Wandlungen hindurch nie verlassen hat. Sein erstes frei erschaffenes Werk bestimmte nicht nur äußerlich die Zukunft des Künstlers — nicht nur dem Publikum, sondern vor allem ihm selbst wurde plötzlich die Spannweite seiner Begabung klar und stärkte mit Recht sein Selbstvertrauen: wenn man, wie billig, seine sämtlichen bisherigen Schöpfungen übersieht, so umfassen sie das ganze Gebiet vom Zierlichen bis zum Monumentalen. Was er der gesunden französischen Schulung zu danken hatte, war gewiß wichtig: sie hatte ihn an ein unermüdliches Naturstudium als an die Grundlage aller Arbeit gewiesen und ihn zugleich als das Wesentliche jedes künstlerischen Schaffens den Wert

Prof. Julius Kronberg. Bronze. 1902
Gothenburg, Museum

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Plesiosaurier. Um 1900

der Form gelehrt, ohne den kein Kunstwerk besteht.

Beides hatte Milles mit sicherem Instinkt sofort begriffen, und alles, was er geschaffen hat, trägt daher ohne jede Ausnahme, selbst wenn es nicht ganz geglückt ist, jenen Charakter der Kostbarkeit, den besonderen Reiz einer eignen Atmosphäre geistig-sinnlicher Herkunft.

Sofort verständlich und anerkannt war seine ungewöhnliche Fähigkeit, monumental zu gestalten. Beim Sten-Sture-Entwurf, dessen Figurengruppe damals noch eine starke Beeinflussung durch Rodin zeigte, beschränkte sich diese, was Originalität anbelangt, freilich auf den Unterbau, ehemals Sockel genannt. Daß Milles gleich die große Wichtigkeit dieses Denkmalsteils erfaßte, bedeutete eine Tat. Es war ja gerade der Punkt, in dem das neunzehnte Jahrhundert, trotz seiner großen Fruchtbarkeit an Denkmälern, am kläglichsten versagt hatte. Gedankenlos wurden mehr oder minder dicke Klötze aufeinandergeleimt, und ihre harten Kanten und Lisenen hielten den Blick unten fest, statt ihn hinaufzuleiten. Sie tragen, neben der schlechten Platzwahl, die Hauptschuld, daß sich so selten einer die Mühe nimmt, ein Denkmal dieser Zeit überhaupt anzusehen. Milles überwand diese Fehler durch sein Gefühl für das Organische und fand später Gelegenheit, zu beweisen, daß seine Phantasie für jede Aufgabe neue und ursprüngliche Lösungen zu schaffen verstand.

Vorerst freilich fanden sich für den jungen Meister, der seinen Wohnort bis zum Herbst 1904 in Paris behielt, noch vielfache kleinere Arbeiten.

Eine lange Reihe Kleinbronzen, Szenen aus Paris, holländische Bauern und Bäuerinnen, Genreszenen waren eigenartig und tüchtig genug, in Paris selbst Nachahmer zu finden. Auch die ersten Bildnisse entstanden.

Milles war auch damals kein sklavischer Nachahmer des Impressionismus. Er hat z. B. niemals Rodins häufige Gewohnheit nachgemacht, neben fertig ausgearbeiteten Teilen Stellen im rohen Material stehenzulassen, um durch dieses pi-

Schwingen. Bronze. 1908
Aufgestellt in Stockholm (Museum), Gothenburg, Upsala

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kante, aber im Grunde doch ziemlich barbarische Mittel die Aufmerksamkeit zu wecken und die eigne Phantasie des Beschauers anzustacheln. Eine seiner schönen Gruppen aus dem Jahre 1906 hat er übrigens zu Anfang des Krieges der Hamburger Künstlerhilfe gestiftet. Indessen hatte er noch in Paris ein Feld gefunden, das seinen Neigungen sehr entsprach und zugleich den Vorzug hatte, schöne Modelle umsonst zu stellen: den Jardin des plantes. Das Jahr 1903 sah bereits die erste Gruppe seiner »Spielenden Elefanten«, denen noch manche ähnliche mit immer neuen Reizen folgen sollte. Es machte sich jetzt bei Milles immer mehr das Bestreben geltend, in seinen Bildwerken eine Summe von Charakterzeichen zusammenzuzwingen, was ihm bei seiner bisher lediglich naturalistisch-pleinairistischen Schulung nicht immer recht gelang; daneben für eine Weile auch jene Neigung zum Pomphaften und Großartigen, die man den Schweden überhaupt gern nachsagt. Zum Beleg diene das schöne Bildnis des Professors Kronberg. In andern Arbeiten der Zeit könnte man eine gewisse Unruhe bemerken: ein Anzeichen der beginnenden Wanderjahre des Künstlers.

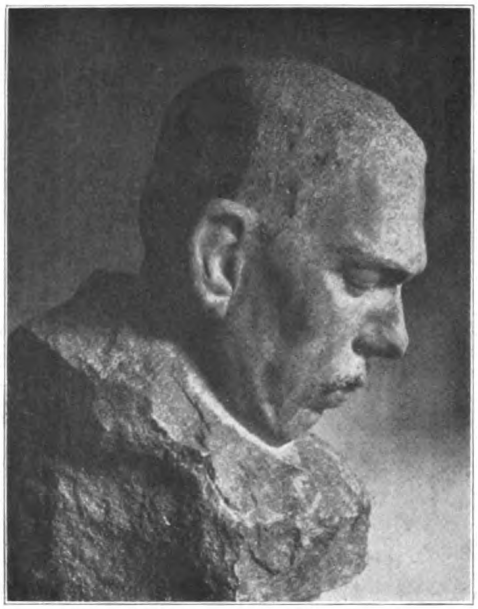
Die Töchter des Dichters Franzén. 1910
Von seinem Denkmal im Stadtpark zu Härnösand

Immerhin blieb er noch eine Weile in dem mächtigen Bannkreis von Paris; und als er durch größere Reisen seinen Gesichtskreis erweiterte, Italien und dann München kennenlernte, in das er 1904 eine Zeitlang übersiedelte, wird er nicht ohne tiefen Dank von Paris geschieden sein.

Inzwischen erteilte ihm die Heimat zwei weitere Aufträge: er arbeitete für das Stockholmer dramatische Theater ein paar Marmorsockel für die Leuchter des Vorsaals und die Kolossalstatue des Gustav Wasa für die Halle des Nordischen Museums. Die Sockelreliefs verursachten ihm viel Ärger: er machte sie in München nach Münchner Kindern, und die Bierbäuchlein der sehr natürlich aufgefaßten, lebhaft zwischen Girlanden spielenden Geschöpfe erregten in Stockholm allgemeine Entrüstung. Gegen den künstlerischen Wert der Arbeit — sie war übrigens sein erstes größeres Werk in echtem Material — ist nicht das geringste einzuwenden; sie ist dem Künstler immer besonders lieb gewesen, und ihre Qualitäten rechtfertigen diese Empfindung durchaus. Er versöhnte die erregten Gemüter mit dem Wasa, der für die Monumentalbildwerke des Meisters eine Wendung bedeutet.

Milles war, als er den Auftrag übernahm, nicht mehr der einsame, schwer erregte Jüngling, sondern ein Mann, der seiner Kräfte bewußt war und ihnen gebieten konnte, wo er wollte. Aber auch der Stoff war ein ganz andrer als beim Sten Sture. Gustav Wasa ist der große König der schwedischen Renaissance: vornehm, schön, weise,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der Schriftsteller Gustav Stridsberg. Granit. 1910
Stockholm, Nationalmuseum

Der Dichter Oskar Levertin. Herme. Eichenholz. 1910
Stockholm, Nationalmuseum

gebildet, kunstliebend. Er ordnete das Land, er führte die Reformation durch, er gab ihm als unverlierbares Gut für alle Zeit das Bewußtsein seiner Einheit. Nicht um seine einzelnen Taten schwebte der Glanz der Größe, als vielmehr über seinem ganzen Leben. Große Geduld und große Klugheit waren seine fruchtbarsten Gaben, und seine Kühnheit, sagt der Chronist, »war solcher Natur, vor welcher der bloße Krieger erblaßte.« Wenn Anders Zorn seinen Wasa als flüchtigen Jüngling in Bauernkleidung zu seinen Bauern sprechen läßt, so paßt das für die Hügel bei Mora. Milles wählte mit sicherem Instinkt für den feierlichen Innenraum den Greis.

Seeadler. Schwarzer Granit
Landhaus des Prinzen Eugen

Man denkt an den letzten Reichstag, da Gustav im Begriff ist, dem irdischen Glanz Lebewohl zu sagen, und ihn nur die schwere Sorge beseelt, wie er bei den drohenden Streitigkeiten in der eignen Familie das Werk seines Lebens, das Wohl seines Landes sichern soll.

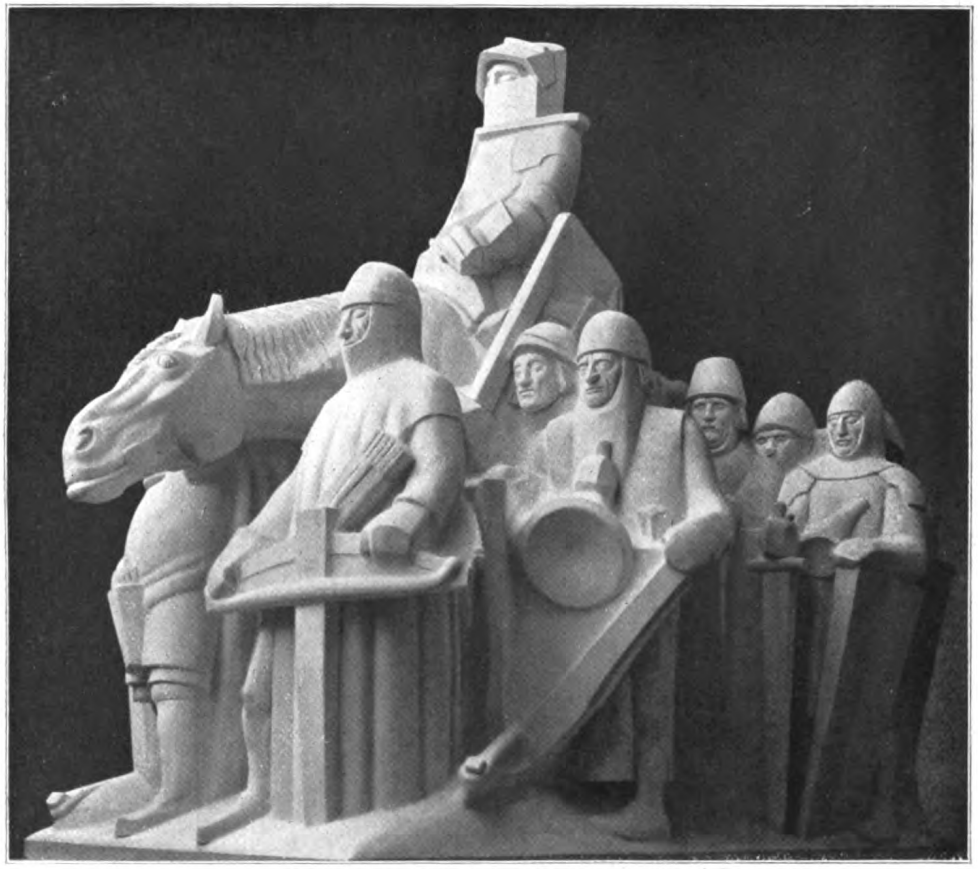
Keinem, der die architektonisch durchaus nicht ideale Ehrenhalle des Nordischen Museums betritt, wird sich die Erinnerung an den wahrhaft königlichen Greis je wieder verwischen, der dort thront und der trotz seinem weißen Bart so gar nicht an verblasene Wodansideale gemahnt, sondern ein ganzer Mensch ist. Man sagt, daß Milles weder von Sten Sture noch von Gustav

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wasa viel mehr als sein bißchen Schulwissen gehabt habe, als er ihre Denkmäler schuf, und wenn man das auch nicht buchstäblich nehmen darf, so bleibt doch für den Künstler der unschätzbare Beweis bestehen, wie merkwürdig stark seine Fähigkeit ist, das innere und äußere Wesen einer Persönlichkeit in monumentaler Form zu gestalten. Das Bildwerk steht vorläufig noch in dem vom Künstler bemalten Gipsmodell da, dessen Farben: Altgold, Zinnober, Sämischgelb und Fleischfarben, so glücklich zusammenstimmen, daß man die bedenkliche Hinfälligkeit des Materials vergißt. Aber die geplante Ausführung in Holz läßt aus Mangel an Mitteln immer noch auf sich warten.

Von allen Werken des Meisters läßt der Wasa den Einfluß Münchens am deutlichsten erkennen. Die beruhigte Stille des Aufbaues, der organisch feste Zusammenschluß der menschlichen Erscheinung, der gedämpfte Ton der Farben, selbst das Renaissanceornament sind Elemente der Kunst, die er dort erlebt hat. Der Genius Adolf Hildebrands war vor ihm vorübergegangen, und aus seiner neuen Lehre hatte Milles mit bewundernswürdiger Selbständigkeit die Folgerungen gezogen, die ihm wahr erschienen.

Bei der Arbeit in dem erst halbfertigen, zugigen Museumsbau und auch wohl infolge der vielen Entbehrungen in den Pariser Jahren hatte die Widerstandsfähigkeit seines Körpers bedenklich nachgelassen. Während er ein paar frühere Krankheitsanfälle verhältnismäßig leicht überwunden hatte, wurde jetzt eine lange vollständige Arbeitspause notwendig. Er verbrachte sie zumeist an den italienischen Seen, wochen- und monatelang in erzwungener Untätigkeit im Liegestuhl, nur von der Liebe seiner Gattin betreut, mit der er seit dem Jahre 1905 in glücklicher Ehe verbunden war. Man sollte



Gruppe des Sten-Sture-Denkmals. 1913

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwedens Tauschhandel im Mittelalter. Schwarzer Granit. 1914
Eines der vier Reliefs für die Enskildabank, Stockholm

meinen, daß ein Mann wie Milles, der seit je vor Arbeitsfieber brannte, mit Unbehagen an diese Zeit zurückdächte. Das ist nicht der Fall. Gerade die vollkommene äußere Ruhe gab ihm willkommene Muße zur künstlerischen Einkehr in sich selbst und zum stillen Plänemachen. Schon während eines Aufenthalts in Garmisch, das zur Nachkur ausersehen war, begann die Schaffenskraft ihre neue Frische zu erweisen. Hier kam ihm auch der Gedanke zu einem seiner schönsten Bildwerke: den »Schwingen«. Sie sind ein Bild seines eignen Ichs, das sich wieder in den Himmel schöpferischen Gestaltens sehnt. Es ist verständlich, daß dieses Werk seinen Namen in der schwedischen Heimat am bekanntesten gemacht hat und mehrere Städte Wiederholungen aufstellten. Ich glaube kaum, daß Milles die Verse Goethes gekannt hat, in denen der Ganymedesmythos eine uns allen jetzt natürlich scheinende Umformung erfahren hat:

Hinauf! Hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In eurem Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!

Aber man kann sich unmöglich eine vollkommenere Parallele derselben Empfindungen vorstellen; das ist um so verblüffender, als sich beide Kunstwerke mit demselben mythologischen Bilde verbinden. Der strenge Naturalismus der Skulptur wird von einem kühnen und phantastischen Umriß zusammengehalten, der die Art des geistigen Gehalts höchst glücklich bezeichnet.

Überhaupt brachten die nächsten Jahre dem Künstler eine Fülle fruchtbaren Schaffens. Er konnte sich auf einer Klippe der großen Insel Lidingö nahe bei Stockholm ein Haus nach eignem Plan bauen, und die erste Arbeit, die er dort vollendete, waren die beiden schwarzgranitenen Adler für das Landhaus des Prinzen Eugen von Schweden, des Malers im kunstfreundlichen schwedischen Königshause. Diese Adler gehören zu Milles' wichtigsten, zu seinen entscheidenden Werken. Jene frühe Empfindung stolzen Ernstes, die in dem Granitsockel zum Sten Sture ihre erste Offenbarung gefunden hat, ist nie wieder zur Ruhe gekommen, und Milles hat auch nie die Ausdrucksfähigkeit dieses wahrhaft schwedischen Steins wieder vergessen. Er erkannte in ihm nicht nur die Möglichkeit, Unbeugsamkeit, Einigkeit, Ewigkeit zu symbolisieren, wie er es für jenen Unterbau brauchte, sondern die eigentümliche Struktur, das Flimmern seiner Kristalle, die Verschiedenheit seiner Bestandteile stellte selbst flüchtige Beweglichkeit dar. Es ist ja das Vorrecht genialer Naturen, für ihre Zwecke aus dem Material neue Ausdrucksmöglichkeit herauszuholen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Voraussetzung bei allen Arbeiten aus diesem Stoffe ist freilich ein nie ganz verklingender Grundton von Monumentalität.

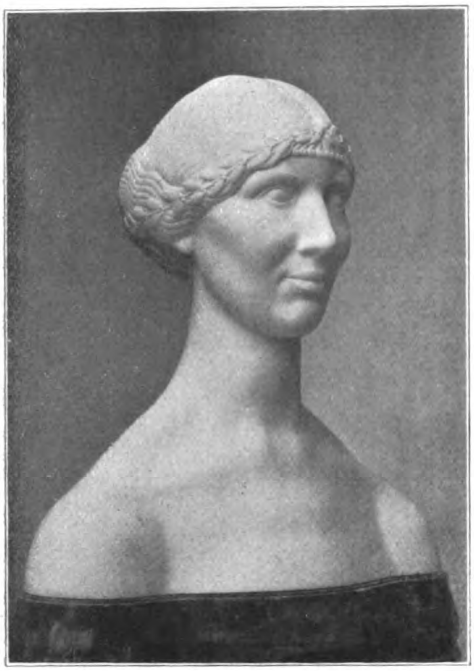
Das monumentale Element seiner plastischen Begabung führte Milles natürlich mit Vorliebe immer wieder zu neuen Denkmalsaufgaben. Es ist das typische Schicksal aller Monumentalbildhauer, daß ihnen nicht alle Blütenträume reifen. Unter seinen vorläufig noch Entwurf gebliebenen stehen in vorderer Reihe ein Reiterdenkmal für Karl XV., eins für den Volksbefreier Engelbrecht, einen Vorläufer Sten Stures, und ein sehr bemerkenswertes Industriedenkmal, dessen Verwirklichung noch zu erwarten ist. Ausgeführt sind dagegen das auf den Chemiker Scheele, in dem es Milles gelang, eine geistige Tätigkeit ohne Allegorie, ohne große Geste zu unmittelbarer plastischer Wirklichkeit zu machen, schon im Aufbau der Gestalt des Gelehrten ein Meisterwerk höchsten Ranges; und das auf den Dichter Franzén, dessen Sockelgruppe wir abbilden. Es sind die Töchter des Dichters, die leibliche und die der Phantasie, denen beiden er seine Werke widmete. Die erste sitzt lauschend, den Kopf in die Hand gestützt, die andre, leichter geartet und doch ihre Schwester, legt ihr ganz leise die Hand auf die Schulter, als könnte sie jeden Augenblick in den Stein oder in den Wald verschwinden.

Allmählich, gegen 1912, war Geld genug zusammengekommen, um an die Aufrichtung des vierzehn Meter hohen Sten-Sture-Denkmals denken zu können. Milles war sich längst darüber klar geworden, daß er die Bildhauerarbeit daran nicht in der Freilichttechnik ausführen würde, die er ihr vor zehn Jahren gegeben hatte. Nicht, als ob er die Arbeit von damals verachtete oder Rodin geringschätzte — gerade die Arbeit der nächsten Zeiten zeigte ihn mehrfach mit Problemen beschäftigt, die sich mit denen Rodins berührten —, es war doch aber mehr der Zufall der Zeit gewesen, daß diese künstlerische Sprache damals in Paris die erste gewesen war, die er kennen und beherrschen lernte, und nicht seine eigne. Dann fühlte er gewiß auch einen Widerspruch, der ungelöst zwischen dem Geist des Sockels und der Gruppe in der Höhe bestand. In der Umarbeitung ist die malerische und romantische Ritterlichkeit verschwunden, zusammen mit den in der Luft zitternden Kleidern und den blitzenden Speerspitzen. Ein furchtbarer Ernst spricht aus den arbeitsgewohnten Werkmannen, die um ihr nacktes Dasein bis zum letzten kämpfen werden, aus jeder Miene, aus jedem Gewand, aus dem witternden Kopf des elenden Ackergauls, einem jener letzten Pferde, die die gierigen Dänen dem ausgeraubten Lande gelassen haben.

Damit war die Einheit zwischen Sockel und Gruppe erreicht: beide scheinen gleich unüberwindlich. Abermals hatte sich für Milles die Zeit gewendet: weder durch Poetisierung der Natur, wie in der ersten Pariser Zeit, noch durch rückhaltlose Hingabe und Nachbildung, wie in den »Schwingen«, schien es möglich, den ganzen seelischen Inhalt, den er aussprechen mußte, zur Er-

Engel. Verschiedenfarbiges Holz. 1912
Saltsjöbaden, Kirche

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Bildnis. 1914. Marmor

scheinung zu bringen. Wenn auch Milles, was sehr bezeichnend für ihn ist, in keiner dieser Formensprachen bis an die letzten möglichen Grenzen geht, sondern immer seinen plastischen Takt bewahrt, so lassen sich die Tendenzen doch zweifellos feststellen, und ebenso jetzt die Abkehr von ihnen. Er sucht nach dem dauernden Wesen hinter dem wandelbaren Weltbild, und so werden die Gestalten des Sten Sture Sinnbilder ewiger Gefühle, ewigen Wollens. Nicht aber unter Vernachlässigung ihrer wirklichen Erscheinung, sondern durch Steigerung des Eigentümlichen. Dieser Weg ist dem strengsten Naturalismus durchaus verschlossen. Das Organische der Welt, das diesem als das höchste Erkennbare entgegentritt, erscheint, sobald das unlösbar Rätselhafte der Welt auftaucht, wohl noch als notwendig, aber nicht mehr als entscheidend. Hinter ihm und über ihm gibt es gewaltige Kräfte, die auch das Organische erst formen, und für deren Darstellung das geordnete Weltbild unsrer Sinne mit seinem gleichmäßigen Verlauf in Raum und Zeit äußerlich und unwichtig ist.

Diese Anschauungen, die schon bei der Formung der Sten-Sture-Gruppe am Werke waren, fanden ihren künstlerischen Ausdruck in dem reichen bildnerischen Schmuck, den Milles für die von dem Architekten Boberg neuerbaute Offenbarungskirche in dem Badeort Saltsjöbaden schuf. Das Hauptstück darunter ist die große Bronzetür. Zwischen losem Rankenwerk sind acht Einzelreliefs angebracht, die das Los des Menschen auf Erden glossieren; auch die beiden mächtigen Schlösser sind mit symbolischem Bildwerk geschmückt. In der Kirche befindet sich ein Taufstein aus schwarzem Granit, vier Reliefs aus durchscheinendem Alabaster und zwei Engel, von denen wir einen hier abbilden. Alle Werke sind im Anschluß an die großen Werke der romanischen Zeit gebildet, also mit bewußter Beschränkung aller naturalistischen Mittel. Der Nachdruck liegt ganz und gar auf dem plastischen Ausdruck der seelischen Vorgänge und Zustände. Wer sich gleich auf diese Anschauung einstellt, wird sofort durch das Auge in den wirklichen Gehalt der Bildwerke eindringen und die Strenge verständlich finden, mit der jede unwesentliche Naturnachbildung vermieden ist.

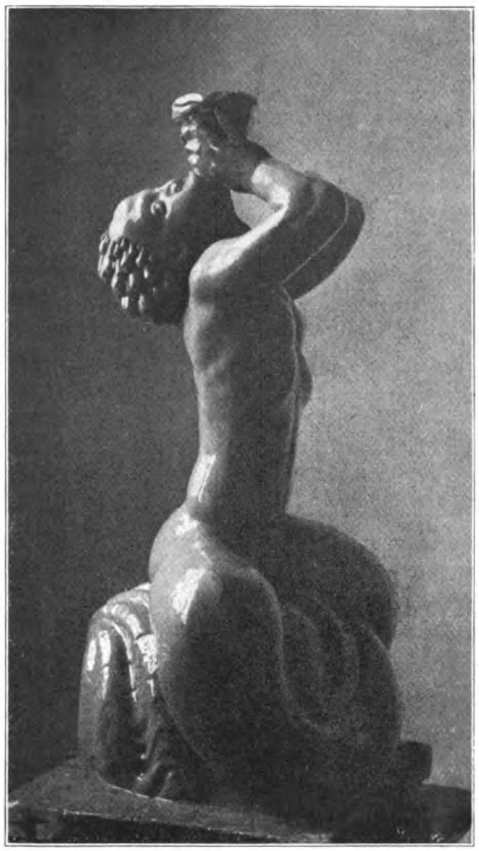
Neben diesen großen Werken war eine

Tänzerinnen. Muschelkalk. 1914/15

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fast überreiche Fülle kleinerer Arbeiten einhergegangen. Außer neuen Elefantengruppen waren die »Spielenden Bären« für den Stockholmer Berzeliipark entstanden — diese aus grauem Granit —, zu der früher geschaffenen Reihe von Bronzebildnissen gesellte sich eine neue, wichtigere Anzahl, für die der Künstler noch persönlichere Techniken wählte. Unter ihnen ist die aus grauer Eiche geschnittene Hermenbüste des Dichters Oskar Levertin, jetzt im Nationalmuseum, und die ebendort befindliche des Schriftstellers Stridsberg aus schwarzem Granit, einem Material, das Milles gerade für Bildnisse jetzt mit Vorliebe anwendete.

Auf der großen Baltischen Ausstellung in Malmö 1914 hatte jede der vier Nationen einem ihrer Bildhauer eine Sonderausstellung gegönnt: der Schwede war Milles. Er brauchte nur aus seiner Werkstatt die Ausbeute der letzten Jahre zu zeigen — die Fülle von verschiedengestaltigem Leben und Farben war ein Triumph, dessen internationale Wirkung nur der große Krieg vorläufig verdeckte. Freilich bleibt zweifelhaft, ob bei der germanischen Note alle seine Arbeiten überall leichtes Verständnis finden würden. Ein Beispiel wird das klarmachen: Milles war jetzt in das Alter gekommen, wo sich beim germanischen Menschen der Humor einzustellen pflegt, und von ihm hatte er sein redlich Teil abbekommen. Humor pflegt stark national gefärbt zu sein, und ihm verdanken wir neuerdings kostbare Meeresphantasien, wahre Offenbarungen einer wirklich schöpferischen Plastik, und Brunnenfiguren wie jenen Triton nach Berninis Barberinibrunnen, dessen Abbildung mit dem Entzücken an Berninis schönem Werk die völlige Selbständigkeit des Schweden in allem wirklich Bildnerischen dartut. Neben dem gleitenden Geheimnis des bewegten Wassers hat er sich in den letzten Jahren mit einem zweiten Thema, ebenfalls einem Thema der Bewegung, befaßt: dem tanzenden jungen Weibe. Als er es zuerst aufnahm, schien es, als sollte der Magus seiner Jugend, Rodin, neue Gewalt über ihn gewinnen. Denn die stürmische Bewegung, die er zur Darstellung bringen wollte, forderte daneben gebieterisch ruhende Elemente, um den Gegensatz festzulegen und die Skulptur nicht in spielerische Raserei entarten zu lassen. In der



Triton. Motiv nach Berninis Barberinibrunnen
Polierte Bronze. 1915

zweiten Phase dieser Bemühungen glaubte er die gewünschte Hemmung durch die Benutzung altgriechischer Elemente gefunden zu haben; die Gruppe der beiden Mädchen in Muschelkalk war ihr schönes Ergebnis. Noch aber schien ihm das Motiv nicht erschöpft: eine große Gruppe in Bronze verzichtete auf jedes solches Hilfsmittel, löste die beiden Mädchen voneinander und gab ihrer Tanzbewegung durch ein bedeutenderes Format die statuarische Feierlichkeit. Neben ihnen, in mehr als zweijähriger Arbeit, entstand die Standuhr in parischem Marmor. Auch hier galt es, den Reiz junger Mädchen zu schildern, aber in stillbelebtem Gang, die wie die Zeit langsam und gleichmäßig und schweigend vor uns auftauchen und wieder in den Schatten verschwinden. —

Milles ist erst vierzig Jahre alt. Überblickt man den Kreis seiner Schöpfungen, so ist der erste Eindruck der einer verwirren-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Standuhr mit den vier Tageszeiten. Parischer Marmor. 1915

den Fülle. Die Zahl seiner Werke, die Mannigfaltigkeit seiner Stoffe und Ausdrucksmöglichkeiten haben etwas Proteisches. Doch scheiden sich die Werke dem Betrachter bald in Gruppen, die in organischer Verbindung miteinander stehen. Nicht Proteus, sondern Prometheus ist der richtige Name für Milles' Genius. Selten ist ein Künstler so ganz von einem einheitlichen, aber in seiner Offenbarung so vielfältigen Willen beherrscht worden: plastische Gebilde zu schaffen, und von der einzigen künstlerischen Ehrlichkeit beseelt, die ihm sein gutes Gewissen gibt: nur Erlebtes zu gestalten. Daher seine Wandelbarkeit; alles, was er fühlt: Menschen, Dinge, Kunstwerke, werden ihm zu neuen, zu plastischen Erlebnissen; nicht umsonst legt er Wert auf die Entstehungsjahre seiner Arbeiten:

Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick.

Eine faustische Natur, ein immer Suchender, der in jedem neuen Werk sein Ich wiederfindet, ein Mensch, trotzdem er ein großer Künstler ist.

Schon dankt ihm Schweden ein paar seiner großen Monumente, und alle seine Museen bewahren Proben jener Arbeiten, deren Reiz ja nur im Original genossen werden kann. Dem Künstler aber, der eben erst auf der Mitte seiner Lebensbahn angelangt ist, strömen die Quellen seiner Phantasie und Gestaltungskraft reicher als je zuvor.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Briefe der Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva) an einen deutschen Gelehrten

Mitgeteilt von Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt

Im März 1904, als ich in Dessau herzoglicher Hofbibliothekar war, kam mir ein Buch Carmen Sylvas in die Hände, das die Leidensgeschichte ihres 1850 geborenen, 1862 gestorbenen jüngeren Bruders, des Prinzen Otto zu Wied, in ergreifenden Worten schilderte und mit dem warmen Herzblute der großen Märtyrin auf dem Throne geschrieben war; hatte sie doch selbst ihr einziges Kind in der zartesten Blüte hinscheiden sehen müssen, immer freilich getragen, gehoben und geläutert durch Hoffnung, Standhaftigkeit und Gottvertrauen. Auf meine Veranlassung schrieb meine Frau der Königin im März 1904, und so entspann sich ein Briefwechsel, der bis 1914 dauerte, wo der Königin Augenleiden ihr Schonung abnötigte und ihren Briefwechsel mit uns beiden beendete. Die vielfachen Beziehungen meiner Urgroßeltern zu Neuwied und seinem Hofe, wie meiner Großeltern, des nassauischen Kammerherrn Freiherrn Ludwig von Ziegesar und seiner Frau, die einst dem Herzen des ritterlichen Prinzen Viktor zu Wied († 1812) nahegestanden, endlich auch meine Geschichtswerke gaben dem Briefwechsel eine ganz persönliche Note. Die Königin, eine vielleicht manchmal durch ihren hohen Idealismus über das Ziel hinausschießende Natur, war von so tiefem sittlichem Ernst erfüllt, von solcher Menschenliebe und Herzenshuld beseelt, daß ihre Briefe an meine Frau und mich uns stolz und glücklich machen, und der geistige Verkehr mit ihr, die wir selbst trotz ihren wiederholten Einladungen leider nie sahen, uns eine liebe Erinnerung bleiben wird.

Nun aber soll sie selbst sprechen!

Bukarest, den 29. März 1904.

Sehr geehrte Frau Hofrat!

Ihr freundlicher Brief hat mir sehr große Freude gemacht, ist es doch immer eine Genugtuung, verstanden zu werden, zumal wenn man irgendein Lieblingskind hat, von dem man sich einbildet, daß es mehr geraten ist als die andern!

Es war sehr lieb von Ihnen, es mir zu sagen, und es ist ein echter Beweis, daß Sie sich mit mir eins gefühlt haben in den Stunden, da wir zusammen plauderten. Und was kann mehr erfreuen als das Gefühl, mit denen eins zu sein, denen man hat Freude machen wollen; denn während man schreibt, hat man das eigentümliche Gefühl, als führte man ganz vertraute Zwiegespräche.

Ich denke mir Ihre Stellung außerordentlich angenehm in dem schönen Dessau, eine schöne Bibliothek zu haben und die Mittel, dieselbe zu vergrößern und zu verschönern. Haben Sie vielleicht auch einige wertvolle Manuskripte und Inkunabeln? Das wäre schön! Das ist meine Leidenschaft, zumal da ich selbst viele Missalen und Inkunabeln gemalt und geschrieben habe und mich brennend dafür interessiere. Ich hatte niemals gemalt, als ich das erste Manuskript der Art in der Bibliothek meines Schwiegervaters entdeckte, und es war das berühmte »Anch Io«, das aus meinem Herzen brach, und acht Tage darauf hatte ich das erste bereits begonnen! Seitdem habe ich sehr viele gemacht und habe immerfort dieselbe Freude daran. Sobald die Tage heller werden, findet man mich an der Arbeit, und ich stehe oft in zehn bis elf Stunden nicht vom Maltisch auf, wenn nicht andre Pflichten mich rufen. Ich male wirklich naiv, wie die alten Maler, nicht weil ich es suche, sondern weil ich nicht mehr kann als die, da ich nichts gelernt und keine Gelegenheit habe, Akademie zu machen. So muß ich allein erfinden, und nur die Natur war mein einziger Lehrer, die ich mit der größten Gewissenhaftigkeit und Ungeschicklichkeit nachgebildet habe. Die Leute haben oft gedacht, ich hätte die Blätter in das Buch geklebt, weil ich nicht wußte, daß man Schatten dahinter malen muß, wenn es loskommen sollte. Es brauchte ja auch nicht loszukommen, es war ja nur Flächendekoration, die ich trieb. Ich wußte auch nicht, daß man die Sachen im

Carmen Sylva

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Willkommen in meinem Hause«
Carmen Sylva daheim

Hintergrunde verschwommener halten muß; das habe ich alles erst von den vollendeten Malern später gesehen und begriffen. ...

Wir haben so innig teilgenommen an den letzten Ereignissen in Dessau.* ... Wir sind immer so weit fort, daß wir nur sehr selten das Glück haben, unsre Lieben wiederzusehen, und oft hat der Tod dazwischengestanden, da, wo man ihn am wenigsten erwartete. Am schwersten war für mich die achtundvierzig Stunden lange Reise an meiner Mutter Sterbebett; bei jeder Station zu fürchten, daß hier die schlimmste Nachricht mich schon erwartete, und im ersten Augenblick nicht mehr erkannt zu werden, erst am andern Tage, als ein Lichtstrahl auf mein Gesicht fiel. Es war schwer! Aber ich gehöre zu denen, die denken, daß der Tod uns die Lieben wiedergibt, die das Leben von uns getrennt hielt, denn sie sind uns gewiß viel näher, wenn wir sie nicht zu sehen glauben!

Ich werde Ihnen meines Bruders Leben schicken lassen, das wird Sie gewiß interessieren. Es hat wenigstens den Vorzug, wahr zu sein wie das eigne Gewissen, was ich von den andern Dingen, die über mich geschrieben werden, nicht behaupten kann. Da steht so viel unwahres Zeug drin, gut oder bös gemeint, ganz gleich. Ich lese nie, was man über mich schreibt, da mir die vielen Lügen merkwürdig unangenehm sind und ich nicht ganz philosophisch kalt dabei bleiben kann.

Nun aber muß ich von Ihnen Abschied nehmen und danke noch einmal herzlich für Ihren lieben Brief und für das liebevolle Eingehen auf meine Gedanken. Mit den besten Wünschen für Ihr ferneres Wohlergehen von Herzen die Ihre. Elisabeth.

Bukarest, den 8. April 1904.

Meine sehr Verehrten!

Ihre freundlichen Briefe haben mir so große Freude gemacht, daß ich trotz eilender, dringender Arbeit zuerst antworten muß. Wie schön muß Ihr Zusammenarbeiten sein, wie herrlich, der Sekretär seines Mannes sein zu können! Das muß eine ganz besondere Freude sein. Und der Schüler von Treitschke zu sein, erscheint mir als ein hohes, unschätzbares Glück! ...

Alles, was Sie mir über meine Familie schreiben, macht mir natürlich ganz besondere Freude, denn ich wäre, wenn das für einen denkenden Menschen möglich wäre, stolz auf mein Geschlecht. Jedenfalls gehöre ich sehr gern demselben an, da es so viele denkende Männer aufzuweisen hat und ich viele davon sehr liebgehabt habe. Mein Großonkel Max* war der unermüdliche Erzähler, dem ich stundenlang lauschte; er starb erst nach meinem Vater, als ich schon vierundzwanzig Jahre alt war. Er war ein prachtvoller Mensch, eisern fleißig! Sein letztes Buch schrieb er mit zweiundachtzig Jahren. Es war eine Feuerseele bis zum letzten Hauch. Meine Großtante Luise starb im Jahre 1864, einen Monat nach meinem Vater, und Onkel Carl, der Maler, sechs Monate hernach. Mein Vater war ja ein großer Denker und Künstler und so reif durch sein unsägliches Leiden, ein wahrer Märtyrer! Ah, wenn Sie den gekannt hätten! Er war doch die Krone von allen. Ich habe viel für ihn und mit ihm arbeiten dürfen: abschreiben und ihm vorlesen stundenlang jeden Tag. Wir haben ein großes Seelenleben zusammen gelebt. Einer meines Geschlechts, den ich sehr liebhabe, war der Kurfürst Hermann von Köln, der der Freund und Korrespondent von Luther und Melanchthon war und die Reformation in seinem Sprengel zur Hälfte durchgeführt hatte. Er konnte aber die andre Hälfte nicht dazu bringen und mußte abgehen in die Einsamkeit

* Herzog Friedrich I. von Anhalt war am 24. Januar 1904 gestorben.

* Prinz Max zu Neuwied starb am 3. Februar 1867, seine Schwester Luise am 18. April 1864, Fürst Hermann zu Wied, der Vater der Königin, am 5. März 1864, Fürstin Marie, ihre Mutter, am 24. März 1902. — Hermann von Wied, Erzbischof von Köln, regierte 1515 bis 1547, wo er abdankte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des damalig noch aufrechtstehenden Schlosses Altwied an dem Wiedbach, natürlich verkannt und verfolgt, seiner großen, weiten Ideen halber. Wenn er hätte siegen können, so wäre der ganze Dreißigjährige Krieg nicht gewesen. Aber vielleicht war die Spaltung der Kirche notwendig, um mehr Leben hineinzubringen, und da mußte der Einzelne mit seinen großen Ideen geopfert werden. Neuwied ist von einem Vorfahren von mir als Freistatt für alle Konfessionen erbaut, und so muß ich mein Leben lang seine Ideen zur Wahrheit machen, da alle Konfessionen und Religionen sich in unserm Hause vereinigen und mein ganzes Leben ein Bewahrheiten des Evangeliums meiner Großtante Luise ist. Nathan der Weise! das war ihr A und O, ihr Herzensglauben, so daß meine Mutter ihr ihren lebenslangen Wunsch erfüllte und zu ihrem achtzigsten Geburtstag eine Aufführung von Nathan dem Weisen mit Liebhabern im Schlosse von Neuwied veranstaltete, und sie gab sich solche Mühe, daß es wirklich wundervoll war, schöner als auf mancher Bühne. Aber meine Mutter mußte sich hernach zu Bett legen und mehrere Wochen liegenbleiben und immerfort die Nächte lang »Nathan« hersagen, den sie nicht mehr loswerden konnte. Jede Geste hatte sie den Menschen einstudiert, eine wahre Riesenaufgabe der Liebe!

Die Prinzessin von Oranien* zählt auch unter meine Ahnen; sie hängt im Schlosse von Neuwied und in Sinaia auch in Schwarz, mit dem Schädel ihres Gemahls unter ihrer Hand. War sie eine bedeutende Frau? Sie war, glaube ich, die Mutter von vier Königen oder wenigstens regierenden Fürsten; ich bringe sie aber nicht mehr zusammen. Sie hängt auch in Braunfels und in Laubach, da sie uns allen Ahne gewesen ist.

Es macht mir ganz besondere Freude, einmal ein bißchen Familiengeschichte besprechen zu können, ein Luxus, den ich mir hier nie gestatten kann, da es keinen Menschen interessieren würde. Die denken: Es ist besser, man hat große Allianzen — als wenn die jemals gegolten hätten im Völkerkampf! —, und wären furchtbar erstaunt gewesen zu erfahren, daß ich lieber eine von den Wieds bin als von den Hohenzollern oder den Koburgern oder Bourbonen, deren Namen sie kannten, während der meine ihnen völlig unbekannt war. Hier hat man keine Ahnung davon, was ein »Geschlecht« sagen will, und daß es auf seine Macht durchaus nicht ankommt; daß das im Gegenteil eine Kleinigkeit ist, wenn man die geistigen Erbschaften bedenkt, die man mitträgt. Sie sprachen immer von Nassau, weil das wenigstens ein regierendes Häuslein war, und meines mediatisiert. Das war ihnen sehr fatal; daß es aber mindestens so alt ist wie alle die regierenden zusammen, das war ihnen natürlich nebensächlich. Und wenn sie gar gewußt hätten, daß ich gern zu meinem Hause gehöre und lieber als zu irgendeinem andern! Daraus kann man sehen, daß es sehr der Mühe wert ist, seinen Erben ein großes geistiges Vermächtnis zu hinterlassen, die Neigung zum Guten, zum Fleiße, zur Aufopferung, zu weiten, großen Gedanken! Das ist das einzige Erbe, auf das es ankommt, und wenn Ihnen Gott Kinder schenkt, dann suchen Sie, daß sie immer denken, sie wollen so fein wie der Vater und womöglich wie noch andre aus der Familie, die sich ausgezeichnet haben.

Ich las einmal ein sehr interessantes Buch von Pantenius über die Verhältnisse in den Ostseeprovinzen; da ist ein junges verarmtes adliges Mädchen Gouvernante geworden und hält sich sehr brav, auch den Zumutungen ihres Herrn gegenüber, weil sie denkt, sie wolle dem heiligen Namen ihres Vaters keine Schande machen. Zufällig hört sie im Nebenzimmer die Herren beim Billard über ihren Vater sprechen und sagen, daß er ein Schuft gewesen!

»Mein Wald«
Buchzeichen Carmen Sylvas

* Amalie von Oranien, geb. Gräfin zu Solms-Braunfels, starb am 8. September 1675, Fürstin Amalie Zephyrine zu Hohenzollern-Sigmaringen, geb. Prinzessin zu Salm-Kyrburg, Urgroßmutter des Königs Karol von Rumänien, 17. Oktober 1841. Beide waren hochberühmte Frauen, deren Leben ich beschrieben habe.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da denkt sie: Wenn dem so war, dann brauche ich nicht besser zu sein als er, und wirft sich dem Gutsherrn in die Arme. Dazu ist es eben gut, seinen Erben einen guten Namen zu hinterlassen; sie werden auf die Bahn des Guten gern und mit Freuden geführt.

Nicht wahr, wie wunderschön ist Braunfels! Ich hoffe, man hat es nicht ganz verdorben, denn es ist wirklich altertümlich und großartig schön mit vielen Treppen und unheimlich kleinen Gängen und Gewinkel, und in der Poterne die abgehauene Hand mit dem Spruch: »Wer hier den Burgfrieden bricht, wird also gericht.« Das Schloß hat mir vorgeschwebt, als ich Rauchenstein beschrieb und meine Großtante Luise, deren kleinen Liebesroman ich Ulrike von Horst Rauchenstein in den Mund lege! Aber der war wahr! Das liebe, liebe Tantchen! Ich sehe sie noch jung werden, als Mama zum Scherz den Marquis Tresigny melden ließ und mein Bruder in Eskarpins erschien, vier Jahre alt, und sich vor ihr mit einem Gedicht auf ein Knie niederließ. Aber ihre Bewegung war derart gewesen, daß meine Mutter ganz erschrocken war. Ich bin schon wie die Großmütter, ich erzähle gern, nicht wahr? Aber ich finde auf einmal jemand, der gern erzählen hört und den es nicht langweilt oder zu langweilen scheint. Vielleicht besuchen Sie mich alle beide in Segenhaus? Der König erzählt mir oft von seiner Urgroßmutter, die er noch sehr gut gekannt und die seine Patin war (er heißt ja auch Zephyrin), und deren Bruder auf dem Schafott fiel. Sie dachten gar nicht, daß wir alle die Menschen so gut gekannt und ihnen sogar nahegestanden haben, von denen Sie nun die Geschichte studieren! Das ist für uns noch alles Gegenwart, was Ihnen schon wie ferne Vergangenheit erscheint. In der Familie des Herrn von Mayenfisch müßten sich noch Sachen über sie finden; Frau von Rheinbaben, die Tochter des Herrn von Mayenfisch, muß gewiß noch Sachen haben, denn Herr von Mayenfisch hat fünf Generationen Hohenzollern gedient. Er war Page der Fürstin Amalie Zephyrine und der Sammler des ganzen Museums in Sigmaringen. Er verstand sich auf Altertümer wie niemand und hat oft meinen Schwiegervater geärgert, wenn der meinte, etwas Wunderbares gekauft zu haben, mit seinem kurzen, trockenen »S'isch nicht aecht!«

Wenn der Herzog erlauben würde, daß man die eine oder die andre Initiale in seinen kostbaren Büchern photographierte, so würde ich sehr dankbar sein, denn ich bin immer glücklich, wenn ich so etwas sehe. Wenn ich es auch nicht kopiere, so gibt es immer Ideen. Ich schicke Ihnen mein Exlibris mit und die Photographie, die ich zu dem Zweck habe machen lassen; ich denke, es paßt zu meinem Nom de plume. Es ist wenigstens der wirkliche Wald, in dem ich großgeworden bin und der mich zum Dichter herangerauscht hat. Er war mein Vertrauter in all den Stürmen meiner Jugend, die nicht klein waren.

Ich habe immer die Idee, daß, wenn ich die Geduld hätte, in unsern Archiven zu stöbern, ich manchen Stoff finden würde zu einem Stück. Mich lockt es immer noch, in Altwied und Braunberg und all den Ruinen um Neuwied herumzustöbern und aufzudecken und Sachen zu schreiben, Wahrheit und Dichtung. Und manchmal ist die lautere Wahrheit das Allerschönste; mein letztes kleines Buch »In der Lunca« ist lauter Wahrheit. Lunca ist auf rumänisch das Flußgelände, die Au, immer das Schönste im Lande und das Fruchtbarste. Ach Gott, ich habe so furchtbar viel zu tun und schreibe immerfort an dem Brief, als plauderte ich! Das ist das Gefährlichste an der Maschine, daß man vollständig das Gefühl verliert, als schreibe man, und auch das Maß für Zeit und Länge geht im Geplauder dadurch verloren. Die Feder ist eine Beschränkung, weil sie müde macht und mehr Platz einnimmt; da kommt einem gleich ein Brief unbescheiden lang vor, während der Maschinenbrief oft eine kleine Broschüre ist, und man merkt es gar nicht! Man plaudert fort und fort und kann kein Ende finden, weil die Maschine so endlos ist und immer gleich willig und gleich bequem.

Nun aber tausend Dank Ihnen beiden für Ihr warmes Interesse, für die Mühe und Liebe; ich hoffe, Sie werden mich besuchen, wenn ich im Sommer in Segenhaus bin!

In herzlicher Dankbarkeit die Ihre.

Elisabeth.

Bukarest, den 15. Juni 1904.

Sie müssen nicht denken, liebe Frau Kleinschmidt, daß Sie bei mir in Vergessenheit geraten, wenn ich auch keine sehr gute Korrespondentin bin! Ich bin nur so übernommen gewesen, daß alles bei mir ein wenig nachgelassen hat. Nicht nur hab' ich viel Arbeit gehabt, sondern noch viel mehr Sorgen, denn wir sind beinah an einer Hungersnot gewesen, und die ersten Regentropfen lockten Tränen der Dankbarkeit in meine Augen! Aber wenn man von zwei Uhr morgens bis elf Uhr abends immerfort ans Fenster läuft, von da an das Thermometer oder Barometer und wieder ans Fenster, da sieht es mit jeder Arbeit scheu aus. Man kann eigentlich nichts mehr tun; dazu die Müdigkeit vom ganzen Winter, die so groß ist, daß ich selbst das Geräusch der Schreibmaschine angreifend finde, das ich sonst kaum bemerke. Ich habe schon alle möglichen dämpfenden Unterlagen gesucht und endlich gefunden, daß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arth. Ludw. Ratzka: Meine Frau

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

es einfach meine eigne Müdigkeit ist, die den Lärm nicht mehr verträgt. Ich bin einfach zu müde. Aber ich hoffe, Sie besuchen mich in Segenhaus, das ich nicht fortgeschenkt habe. Die Zeitungen machen immer alles verdreht und geschmacklos! Ich habe etwas viel Schöneres aus Segenhaus gemacht, wenigstens soweit es meine schwachen Mittel bis jetzt erlauben; etwas, das ich seit zwanzig Jahren geträumt habe: ein Heim für die Müden, aber durchaus kein Pfründnerhaus, sondern es können ebenso müde Kinder da ausruhen, als ältere Leute, die aber ihrem Berufe ganz und gar angehören. Eben habe ich Diakonissinnen dort; es kommt eine Schuldirektrice, die ich nur aus ihren schönen Briefen kenne, die mir aber so ruhebedürftig schien. Dann geht meine hiesige junge Oberin von meinen barmherzigen Schwestern hin und eine rumänische Waise, der ich dort ein Heim geboten. Bald kommt das kleine Geigengenie Florizel de Reuter hin und wahrscheinlich ein rumänisches Wunderkind oder vielmehr bereits große junge Künstlerin, und wenn einmal ein Schriftsteller in der Stille von Segenhaus ein Werk vollenden wollte, so wäre er ebenso willkommen. Alle Überarbeiteten sollen dort zeitweise Ruhe finden, nicht eine Sorte Menschen, sondern alle Sorten, solange ein Bett frei ist. Ich erhalte das aber einstweilen von meinem Nadelgeld, da ich auf Gottes Welt nichts besitze, als was man mir gibt. Ich habe nur sehr große Opfer gebracht, allen disponibeln Schmuck, der nicht Familienschmuck ist, verkauft, meiner Mutter ganzes Vermächtnis, viele Sachen von meiner Hochzeit, so daß ich habe ein kleines Haus daneben bauen können, damit die alten Freunde meiner Mutter immer ihre alten Zimmer fänden. Nun verkaufe ich noch einen schönen Gobelin nach England. Ich brauche keinen Schmuck und keine Gobelins; ich brauche Platz für müde Menschen, und ich denke, wenn ich alles geopfert haben werde, so werde ich auch Schenkungen bekommen, wie ich schon ein paar habe, aber noch lange nicht genug, um das kleinste Kapital anzulegen, da ich zu viele Reparaturen habe und die ganze Dienerschaft meiner Mutter behalten habe, auch ihre alte Kammerfrau, die sterbend dort liegt und die ich versprochen habe, bis zum letzten Atemzuge zu hüten. Ich habe sogar zwei Schwestern dort, um sie zu pflegen und nachts bei ihr zu wachen. Ich denke, daß die Wohltat noch größer ist, Menschen ruhen zu lassen, die zu ihrem oft so schweren Berufe zurückkehren wollen und dann auch wieder können, sobald sie zu Kräften gekommen sind, ohne von Geld und Sorge während der Zeit erdrückt zu werden. Ich denke manchmal an eine geschickte Berichtigung in den Zeitungen, aber jetzt schon bin ich von unerfüllbaren Bitten überflutet; wie würde es dann erst sein! Es soll ein Heim für die Müden sein, ohne Ansehen des Ranges, der Stellung, nur überarbeitete Menschen, die nicht krank sind, nur müde, denn für Kranke ist es zu weit von jeder ärztlichen Hilfe. Aber die Müden danken Gott für die Aussicht, den Wald, die Stille, den Frieden. Eine Pflegetochter meiner Mutter unterhält und verwaltet mir das, und so gut, und ich habe mir zwei winzig kleine Stübchen, wahre Schiffskabinen, von drei Meter auf zwei Meter, reserviert, in denen ich alle die teuersten und ältesten Andenken zusammengetragen habe.

Ein Zimmer meiner Mutter habe ich eben dieser Pflegetochter Baronesse von Loë gegeben, denn mir war es unmöglich, das zu ertragen. Aber so weiß ich, daß nicht ein Stück von seinem Platz gerückt wird, und daß die Zimmer doch lebenswarm bleiben und freundlich, nicht wie eine Gruft. Die Arme ist so leidend, daß sie viel liegen muß und dankbar ist für die Ruhe, und dabei die schönste Ordnung hält, Küche und Keller gut hält, daß die Leute auch gut essen, wenn auch sehr einfach, so einfach wie ich selber. Ich denke, es kann eine sehr große Wohltat werden, wenn ich es erst ganz organisiert haben werde. Es wird eine Schwierigkeit sein über die Aufnahme, das muß ich erst noch finden. Aber es wird immer nur für eine Zeit sein, so daß viele das Glück genießen können, sich auszuruhen. Dem Wunderknaben Florizel de Reuter habe ich da ein Heim geboten, denn das arme Kind verdient mit seinem Bogen sein und seiner Mutter Leben seit dem achten Jahre! Dort will er auch seine erste Oper schreiben, zu der ich ihm den Text schreibe. Er hat schon seine eigne Symphonie in Wien, Straßburg und Athen dirigiert und ist erst eben zwölf Jahre alt, spielt dazwischen mit Bleisoldaten und freut sich an Blumen. Das wird reizend sein, den zu haben, denn ich finde ihn viel müder, als er es selbst ahnt. Ein Kind fühlt sich ja eher aufgeregt, wenn es zu müde wird.

Ich selbst will mich dort ausruhen, denn der Winter, der sich bis jetzt ausgedehnt hat, was die Anstrengungen betrifft, hat mich sehr müde gemacht, und ich weiß gar nicht, wie ich die nächsten Wochen ertragen soll, bis es so weit ist, daß der König nach Gastein geht. Diese letzten Monate hätten einen Riesen müde machen können mit der quälenden Sorge. Ach, nun regnet es endlich, aber an vielen Orten hilft es nicht mehr. Nur das Vieh wird noch gerettet, das schon anfängt massenhaft Hungers zu sterben mit Erde im Magen! Man hat eine wahre Todesangst, hinaufzusehen, ob ja das Gewölk sich nicht bricht! Ich suchte immer den König aufrechtzuerhalten und sagte ihm,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Regen sei sicher schon seit mehreren Tagen, aber er wollte es gar nicht mehr glauben. Ich betete an meinem Fensterchen, ich sprach mit Gott, und er schien mir immer Antwort zu geben, und die Wolken verdichteten sich; aber der Abend kam, und kein Tropfen war gefallen. Es gibt Distrikte, in denen es seit zehn und elf Monaten nicht geregnet hat, die aussehen wie die Tenne, wie die Wüste! Weizen und Gerste sind schon verloren, aber das Leben der Bauern kann noch gesichert werden — oder verloren sein, wenn der Mais gerettet wird. Man sagte, noch drei Tage könnte es der Mais aushalten, und nun regnet es! Mir ist es ganz schwach zumute, erst recht jetzt, wo die Todesangst nachläßt und Hoffnung erblüht! Ich fühle mich, als könnte ich umfallen vor Erschöpfung! Solange die Angst so groß war, ließ ich nicht nach, den König zu ermutigen; oft konnte er selbst das nicht vertragen, er wollte mich lieber auch hoffnungslos sehen. Manchmal kann man kein Trosteswort mehr vertragen, wenn die Angst alles übersteigt, was man an Mut und Tragfähigkeit in sich hat. Man muß hier leben, um zu begreifen, was wir durchgemacht und wie müde wir sind. Der König fiel zusehends ab und ging so matt; er ist nicht mehr jung, die Elastizität ist nicht mehr groß, und die Sorgen werden dann zu drückend.

Mein Brief blieb liegen, und beim Durchlesen finde ich, daß er eine rechte Jeremiade ist und daß er Sie langweilen wird. Man sollte gar keine Briefe schreiben, wenn man es gerade zu schwer hat, weil man doch kein ganz deutliches Bild geben kann und nur die andern ermüdet und quält. Aber es war zu furchtbar! An einigen Orten haben die Bauern angefangen, sich gegen die Grundbesitzer zu erheben wegen der Weiden und Gärten, in die sie das Vieh mit Gewalt hineinführen wollen, und die Grundbesitzer fürchten, daß sie dann im Winter alle zusammen verhungern. Wenigstens die Blätter an den Bäumen hätten sie gern für den Winter aufgehoben. Wenn aber bis dahin das ganze Vieh fällt, dann hat man mit Aufheben nichts gewonnen. Es sieht eben hier trostlos aus, und ich denke nur immer, daß wir schon sehr schlimme Zeiten überlebt haben, und sind noch ganz anständig herausgekommen. Ich habe das Gefühl, daß mein Brief gar nicht interessant ist und zu lang, und daß ich Ihnen in zwei Worten hätte sagen können, woran Sie nun viel zu lange lesen müssen. Aber ich war so benommen von der Angst, daß auch der Stil darunter hat leiden müssen. War ich wenigstens deutlich? Haben Sie verstanden, daß Segenhaus ein Heim für die Müden jedes Berufes sein soll, und daß ich dafür alles opfere, was ich besitze, sogar die Perlenkette, die mir meine Mutter mit sterbenden Händen um den Hals getan? Es ist so hart, gar nichts zu besitzen, wenn man so viele gute Ideen hat! Ich wollte, ich könnte Ihnen meine kleine protestantische Kirche hier zeigen; die ist ganz bestickt und gemalt mit lauter Sprüchen, und um den Altar herum lauter Lilien auf dunkelrotem Samt.

Eben habe ich die Freude, die kleine Schönburg,* deren Mutter eine Prinzessin von Wittgenstein war, bei mir zu haben. Sie ist erst achtzehn Jahre alt und Waise, und nun hat sie mir Gott in die Arme und ins Haus geführt, damit das Kind sein Sehnen nach Mutterarmen und ich mein Sehnen nach dem Füllen meiner leeren Arme stillen kann. Sie ist ein reizendes Mädchen, und ich habe ihr gleich allerhand Stunden eingerichtet, Harfenstunden und Singstunden ersten Ranges bei einer Viardotschülerin, die ihre Schülerinnen über die ganze Welt schickt. So ist auch wieder etwas Helles in mein Leben gekommen, da es drohte, zu dunkel zu werden.

Nun will ich aber meinen Brief nicht noch verlängern, der Sie schon müde genug machen wird. Ich sage mir beständig den schönen Vers her: »Dulde, gedulde dich fein; über ein kleines ist deine Kammer voll Sonne.« Aber solange die Pein dauert, erscheint sie unermeßlich groß!

Wenn ich von einigen Buchstaben nur Photographien bekomme, so bin ich ganz glücklich. Tausend Dank! Elisabeth.

Bukarest, den 29. März 1907.

Es ist merkwürdig, lieber Herr Hofrat, wie das rechte Wort zur rechten Zeit erquicken und trösten kann! Ihr lieber Brief mit seiner warmen, schlichten Teilnahmebezeugung aus so tiefem Herzen und aus so tiefer Kenntnis der Geschichte hat mir wohler getan als viele große Reden und die Bitte um Beschreibungen, deren ich vollkommen unfähig wäre in diesem furchtbaren Augenblick. Sie wissen schon, denn Sie wissen, wie es immer und überall gewesen ist. Man hat das Gefühl, ins Mittelalter zurückgeworfen zu sein und der Gegenstand eines entsetzlichen Fiebertraums, weil man zu viel Entsetzen gelesen hat und es nicht vergessen kann! Man meint, es könne nicht Wirklichkeit sein.** Nur eine Freude habe ich, das ist die Würde, mit der alle die Menschen den Zusammenbruch ihres Vermögens, das Verbrennen ihrer ganzen Habe ertragen. Da war

* Prinzessin Sophie zu Schönburg, geb. 1885, ist die Gemahlin des Fürsten Wilhelm von Albanien.

** Hier handelt es sich um die furchtbare Hungersnot in Rumänien.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorgestern ein Mann beim König, der war durch redliche Arbeit Millionär geworden und hat zwölf Kinder, und heute ist er mit weißen Haaren ein Bettler. Und das sagte er mit solcher Ruhe und so einfach, daß der König ihm wiederholt in tiefer Rührung die Hand auf die Schulter legte. Es war ergreifend, dieser Herr und dieser Untertan, beide in harter Arbeit ergraut, am Ende der Tage, mit dem Gefühl, daß alles zusammenbricht, was sie erarbeitet hatten, beide ohne Klage, würdevoll, still, ergeben. So kommen immer noch schöne Augenblicke in dem Graus und Entsetzen. Die Zeitungen sind nicht zu ertragen; natürlich sind es ja lauter Judenblätter, die sprechen nur von den Juden, welche diesmal wirklich verhältnismäßig sehr wenig gelitten haben, wenn man denkt, daß sie fast die ganze Moldau innehatten durch die ungeheuren Pachten, wogegen die walachischen Gutsbesitzer zum großen Teil ruiniert sind und ihre Schlösser dem Boden gleichgemacht. Sie wissen nicht wohin, da sie meistens nur zur Miete wohnen in der Stadt oder in ganz kleinen Häusern und alles auf dem Lande haben. Und es ist ganz ohne Unterschied der guten und schlechten Herren. Zu einigen sind die Bauern gekommen und haben gesagt, daß es ihnen gar nicht einfällt, aufzustehen, aber daß die Banden sie mit Leben und Brand und Mißhandlung bedrohen, wenn sie nicht mitgehen. Es scheint ein lang organisierter Plan zu sein. Wir haben nun eine Armee von 80 000 Mann auf den Beinen, im Augenblick, wo wir uns von der Hungersnot erholt hatten, wo die Getreide aufgespeichert lagen, zum großen Teil bereits verkauft, und wir auf die Schiffahrt warteten, um die Donau hinabzufahren.

Es sind einige Menschen, die sich wirklich selbst vergessen haben in diesen Tagen und ausgerufen haben: »Ach, hätte doch der arme König im vorigen Jahre im vollen Glanze sterben dürfen, statt das zu erleben!« Und doch, wie gut fürs Land, daß der weise Fürst noch am Steuer steht! Ich will nicht sagen, daß es nicht das Leben kosten kann, denn nur durch unendliche Pflege habe ich ihn so weit heraufgebracht. Das letzte Wort von Professor Noorden war: »Aber nicht denken, daß Sie jemals wieder so arbeiten können wie früher, oder daß Sie viel Gemütsbewegung ertragen können!« Wer fragt eben danach, was er ertragen kann oder nicht? Wenn mein Gottvertrauen nicht so unerschütterlich wäre, dann könnte ich murren. Aber ich denke, daß Gott weiß, warum der arme König diese furchtbare Zeit erleben muß am Ende seiner mühseligen und dornenvollen Laufbahn. Wir wollen ganz fest auf dem Standpunkt der Geschichte stehenbleiben und sagen, daß solche Umwälzungen wahrscheinlich in der Entwicklung der Völker notwendig sind. Ich finde die Beschreibungen so abgeschmackt, daß ich sie gar nicht lesen kann. Als ob die Menschen alle so roh und ungebildet wären und nie etwas gelesen hätten! Oder ist es Freude am horror, das oft die Menschen wie einen angenehmen Reiz empfinden? Wenn sie mittendrin wären, so würde ihnen dieser Genuß vergehen, und sie würden Gott danken, nichts mehr zu hören!

Es kommen auch niedliche Sachen vor: In der Moldau kamen die Bauern zu ihrer alten kränklichen Herrin, und sie empfing sie freundlich wie immer: »Was wollt ihr, Kinder?« Nun trugen sie ihre Wünsche vor, und sie sagte zu allem ja und dann noch dies und das und immer: »Ihr sollt es haben.« Und zufrieden zogen sie von dannen. Nach einer Stunde kamen sie wieder. »Nun, was noch? Seid ihr denn noch nicht zufrieden?« Sehr verlegen: »Ja, wir wollten Sie bitten, ob wir nicht ein paar Fensterscheiben zerschlagen dürfen, sonst werden wir von den andern mißhandelt.« — »Gut, Kinder, zerschlagt die Fensterscheiben, wenn es euch beruhigen kann.« Die Grausamkeiten gegen die Tiere sind schwer zu ertragen; dabei werden diese bald verhungern. Alle Vorräte sind verbrannt, und die Felder sind schneebedeckt. Gestern sagte jemand, es sei in dieser Nacht der Weltuntergang. Ich lächelte nur: »Gott sei Dank, wäre es nur so, es wäre leichter als was wir erleben, viel leichter!«

Ich war so traurig, daß ich Sie vor zwei Jahren nicht in Segenhaus sehen konnte. Aber da war mein armer Bruder sterbenskrank, da konnte ich niemand empfangen. Jetzt soll es ihm etwas besser gehen, aber sein armes Töchterchen wird wieder steifer und unbeweglicher. Bei der ist das Ende schauerlich! Sobald die Zähne sich auch schließen, muß sie verhungern, das ist das Ende dieser entsetzlichen Krankheit. Ich hatte gehofft, meine Schwägerin von Flandern beim König lassen zu können und ein paar Tage an den Rhein zu eilen, wenn wir einen kleinen Urlaub fürs Ausland bekommen konnten. Nun aber scheint mir der Urlaub mehr als problematisch! Meine Schwägerin selbst war so sehr leidend den ganzen Winter und ist selbst großer Pflege bedürftig. Kurz, es ist einmal wieder recht dunkel geworden. Man muß nur sehr still und geduldig sein und nicht klagen, denn jedes Wort der Klage schwächt und macht weich. Wenn das Schicksal so furchtbar ist, verstummt die Klage von selbst.

Noch einmal innigen Dank für Ihren lieben Brief, der allein mir wohlgetan hat. Ihnen und Ihrer lieben Frau das Wärmste, und hoffentlich einmal ein Begegnen in Segenhaus, so Gott will. Wenn ich wieder atmen kann,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erzähle ich von der Blindenstadt, für die ich rastlos arbeite, auch in diesem Augenblick.

Elisabeth.

Bukarest, den 25. März 1909.

Ich bin eben wieder an einem neuen Buche. Komisch, so Gedanken, wie sie mir bei der Nacht kommen, ohne Folge und doch auseinander entspringend. Ich nenne es Insomnia. Dann verlangt niemand einen logischen Zusammenhang, und ich kann meinen Gedanken freie Bahn geben. Es wird wohl schon einige Leser finden, die die »Geflüsterten Worte« gern hatten. Es ist auch so ein Geflüster, nur höher hinauf, an die großen Fragen greifend und versuchend, ein klein wenig Himmel herabzuholen, da man ihn eben so ganz vergißt. Die Automobile sind eben zu wichtig, da ist für den Himmel kein Platz.

Ich schreibe das mit Bleistift, damit kein Geräusch die Gedanken stört und die Hand nicht zu müde wird. Das geht so schnell; aber es wäre gewiß ein großer Vorteil, wenn man sich dadurch nicht zu einem wahren Geplauder hinreißen ließe, ganz vergessend, daß man überhaupt schreibt. Mir ist es immer wie ein Gespräch, bei dem die Maschine mitspricht, als hätte sie auch eine Meinung und eigne Gedanken. Sie äußert sie jedenfalls etwas unbescheiden. Ich habe jetzt solch ein schönes Schreibzimmer, die Wände nur Bücher, der Schreibtisch von mir erfunden für die drei Maschinen. Er ist in Nußbaumholz, und die Maschinen spazieren herbei je nach Bedürfnis. Die Lampen sind so gut verteilt, daß es keine dunklen Ecken gibt und doch ein sehr sanftes Licht ist, das der Heimlichkeit keinen Eintrag tut. Sie würden es schön finden. Die Bilder sind alle im Musikzimmer und machen da Stimmung während der Musik, wirken auch auf die Künstler mit ihrer Herrlichkeit, so daß die ganz entzückt sind, in so vornehmer Umgebung zu spielen. Aber meine schönsten Sachen habe ich in einem winzigen weißgetünchten Loch geschrieben, das nicht einmal direktes Licht hatte und einen Mönch als Nachbar. Die Umgebung inspiriert nicht, wenn die Inspiration nicht im Menschen wohnt. —

Mein Brief ist liegengeblieben, weil ich gar zu viel zu tun hatte, nachdem ich selbst sechs Wochen krank zu Bett gelegen hatte und nun noch den König wieder ein bißchen krank hatte. Beim Überlesen finde ich meinen Brief so schlecht geschrieben, daß ich recht um Verzeihung bitten muß, Ihnen die Mühe des Lesens aufzuladen! Ich war aber noch so außerordentlich schwach, daß selbst das Wenige mich außerordentlich anstrengte. Ich möchte Ihnen von der Blindenstadt erzählen, deren Bau begonnen hat, fast ohne Geld, aber das Geld kommt. Ich habe einige gute Menschen, die mir helfen, und da arbeite ich getrost. Denn es ist wie ein Wunder, was alles für mich in der Stille geschieht! Dabei habe ich noch die große Schwierigkeit, daß viele reiche Juden nicht geben wollen, weil sie sich einbilden, daß ich auf die Judenfrage einen Einfluß haben könnte und es nur nicht will. Ich habe in der »Vatra Luminoasa« gezeigt, wie ich die Juden behandle! Aber das hilft noch sehr wenig. Und die unerhörtesten Sachen sind über die Judenverfolgung hier im Auslande geläufig verbreitet. Rußland ist noch gar nichts dagegen. Ich glaube, das tun die Juden selbst, damit ihre Glaubensgenossen ihnen mehr helfen vom Ausland aus. Es würde mir Geld zuströmen ohne die furchtbare Mühe, wenn das nicht wäre; denn es gibt so viele reiche Leute, die gern geben, die oft gar nicht wissen, was sie mit ihrem Gelde machen sollen! Schade! Wenn ich den Menschen nur begreiflich machen könnte, wie viel Gutes sie tun könnten. Und ich stehe so allein! Ich habe von der Regierung gar keine Hilfe, denn die haben andre Katzen zu bürsten und begreifen noch gar nicht, wo ich hinauswill, und da finden sie es unnötig und meinen, ich würde nur den Pauperismus vermehren im Lande, statt zu sehen, daß die Bettler verschwinden und statt dessen Bürger entstehen, die ihr Brot verdienen und ihre Familien ernähren wie die andern. Im zweiten Jahre haben sie schon für hunderttausend Franken Ware geliefert, das kann man doch nicht Pauperismus nennen. Das ist doch ganz großer Broterwerb! Nun, ich hoffe, man wird das einsehen und mir helfen, und der liebe Gott hilft mir in der wunderbarsten Weise! Die Flamme brennt ja unablässig im Herzen, und da kann es nicht fehlen. Man muß nur die große Flamme nicht erkalten lassen, sowenig wie die Vestalinnen. Das war doch auch nur ein Symbol, aber wie heilig hielt man das, das Feuer! Und wenn es auch manchmal vulkanisch ungeduldig wird, so schadet es nicht, dafür sind genug Menschen so kalt. Ich möchte manchmal Wärme aussenden unter die Menschen, nur ein wenig Feuer! Das wäre der größte Dienst, den man der Menschheit leisten könnte, ein wenig Feuer!

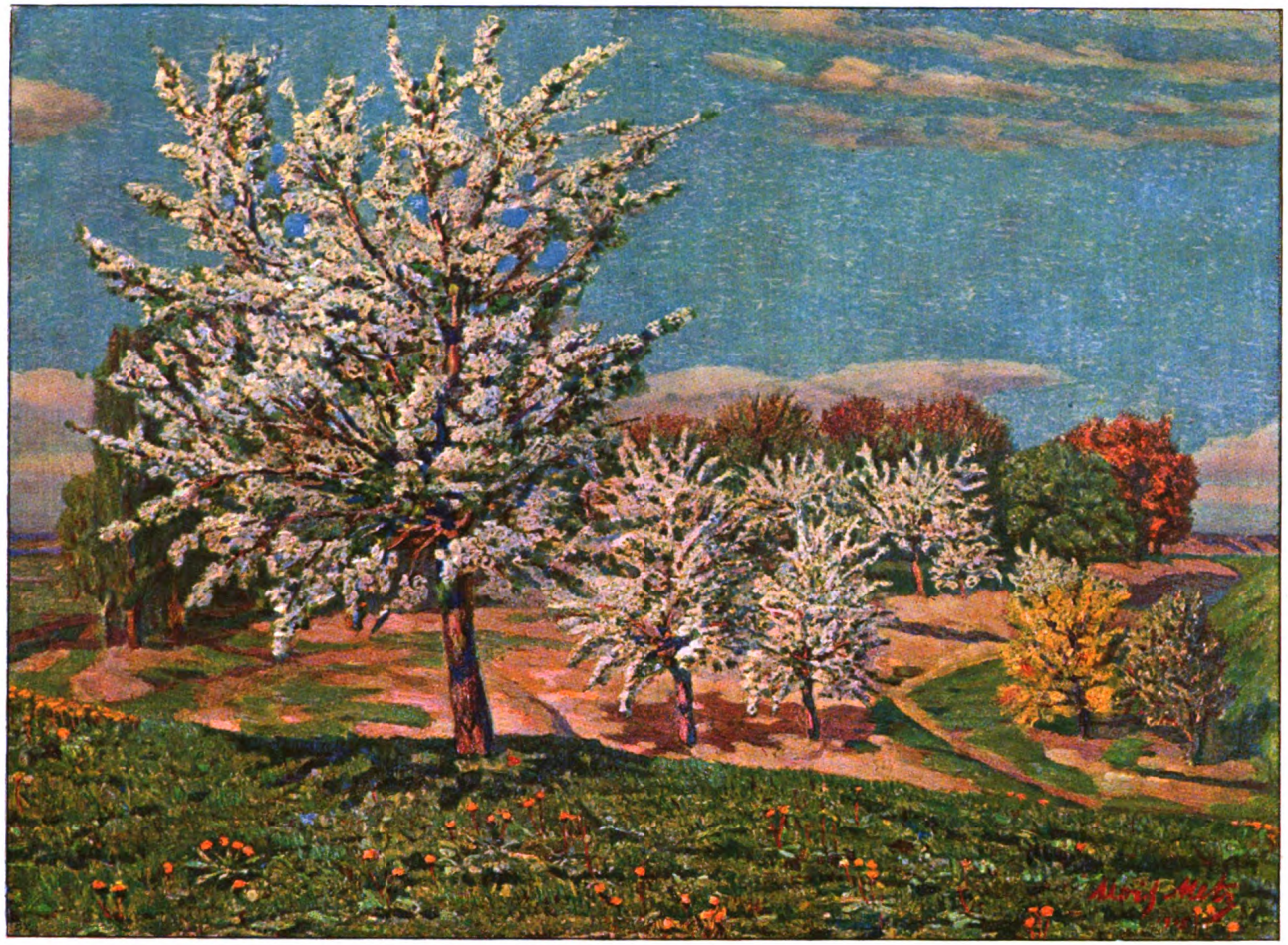
Ich war wieder Krankenpflegerin und sah meinen Schreibtisch nicht trotz dem neuen Buche, das schon 160 Seiten hat. Aber nun ist der König wieder besser.

Ich schicke ab, sonst bekommen Sie den Brief nie!

Elisabeth.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Alois Metz: Kirschblüte

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1915

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Marie von Ebner-Eschenbach

Marie von Ebner-Eschenbach

Worte des Gedenkens von Dr. Georg J. Plotke

13. September 1830 — 12. März 1916

Wir vom jüngeren Geschlecht eilen uns heute sehr, alles Vorhandene geschichtlich zu betrachten. Der Tod Marie Ebners ist aber tatsächlich ein entscheidender Abschluß; der letzte Glanz einer großen literarischen Zeit versinkt, die letzte hohe Gestalt einer Dichtergruppe, die uns Zurückblickende wie eine Verwandtschaft gütiger, geistiger Köpfe anmutet, ist von uns gegangen. Zu derselben Zeit, in der von Goethes Mund die letzten orphischen Worte erschollen, hat Marie Ebner ihre ersten Laute mit Kinderlippen geformt. Was all den Künstlern jener nun abgeschlossenen Zeitspanne, die wir mit dieser größten deutschen Dichterin seit der Droste-Hülshoff zu Grabe tragen, gemeinsam war, das prägte sich am reinsten in Marie Ebner und Paul Heyse aus.

Sie sind beide in ihrer aristokratischen Haltung zum schärfsten Erfassen alles Lieblichen und Leidvollen im Menschenleben gelangt, sie haben uns beide ein unvergeßliches sozialethisches Vermächtnis hinterlassen. Sie haben beide von den vollen Tonnen des Goethischen Erbes das reichste Vermächtnis gewonnen. Sie sind die Fortsetzer der Goethischen Bildungs- und besonders Humanitätsgedanken. In einer schwindelnden Höhe, in der Notwendigkeit, ist

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beiden die gemeinsame Wurzel des Reinsittlichen und des Reinschönen verklammert.

Was der Neuklassizismus auf langen Umwegen in unsern Tagen mühselig wiedergefunden hat, scheinbar eine Neuentdeckung, ist diesen beiden Künstlern als angeborene Erkenntnis eigen, aus der Zeit heraus, der Goethes Kunstgefühl stark bewußt war. Wer in österreichischen Adelskreisen seine Jugend zu Metternichs Tagen verlebt hat, wer als geistige, aristokratische Natur in den achtundvierziger Kämpfen heranreifte, dem mußte das Goethische Ideenerbe stets gegenwärtiges Erlebnis werden. Es mußte sich verbinden mit dem Willen, fortzusetzen und an einer vielfarbigen Umgebung sozial das zu vollstrecken, was bei Goethe eben in der kühlen Höhe des Ideals geblieben war. So gelangten bei Marie Ebner Stammes- und Standesunterschiede durch Kämpfe zur Einigung. Und so wird sie wiederum zeitlos als der unverlierbare Persönlichkeitstypus des der Entwicklung, der Erfüllung großer Menschheitsgedanken gläubig Hingegebenen. Von romantischen Nachströmungen bleibt sie unberührt. Selbst in ihren märchenhaften Erzählungen und Parabeln ist ein starkes Thema von Anfang an unverkennbar. Wir können sie uns vorstellen wie Rahel Varnhagen in dem ewigen, ringenden Wunsch, »nicht dumm zu bleiben«, aber ungebrochen und unversehrt zur Leistung heranwachsend. Ihr Leben, ihre Persönlichkeit ist die erfüllende Ergänzung ihrer Dichtung. Mit der beschaulichen Serenitas Goethes vereint sich der bei Marie Ebner stärker betonte, glühende Trieb Schillerischen Tätigkeitsdranges. Ihr wie Heyse ist Heiterkeit Leben und Bewegung, Traurigkeit dagegen Ruhe und Tod, beiden wird Mitleid und Ehrfurcht zum Grundzug ihrer Dichtung. Marie Ebner, die Schwesterseele Heyses, ist die herbere Natur. Ein Sichausleben in Liebesschönheit bleibt ihr fremd, sie ist skeptischer gegenüber der großen Leidenschaft und der Unendlichkeit der Liebe. Ihren Gestalten steht sie mit derberer Realistik näher. Es fehlt jene dünne Luftschicht zwischen ihr und ihrem Stoff, dafür gelangt sie nur selten zu dem großen Stil Heyses.

Was die beiden trennt, sind die slawischen Elemente Marie Ebners, die sie nicht nur mit dem wesenverwandten Turgenjeff, sondern gelegentlich sogar mit Dostojewski zusammenführen. Es ist eine gewisse mystische Richtung, die auf kurze Schuld lange inbrünstige Buße folgen läßt, die den echt menschlichen Golgathaweg der Entsühnung härter bis zum Grabe führen läßt, als wir es bei der beschaulichen Heiterkeit der Dichterin eigentlich annehmen müßten. An Turgenjeff erinnern auch die Probleme zwischen Weltdame und Dienerin, die bäuerliche Umwelt, die Zusammenknüpfung zweier Gefühlskreise, die Kämpfe von Generationen und Weltanschauungen. Freilich wird ihre Menschenliebe nie durch den russischen Pessimismus überschattet, ihre Helden versinken nicht in Schwachheit, es geht bei ihr hart auf hart bis ans Ende. In der Wahl ihrer Stoffe trifft sich die Verschiedenheit der dichterischen Richtungen und Völker. Es sind beispielsweise Stoffe darunter, wie sie Zola mit blutigem Naturalismus behandelt, und diese eigentümlichen Elemente, die in der Rassenmischung der Dichterin beruhen, haben neben dem dankbareren Kulturbewußtsein Österreichs mit verursacht, daß die sturmlaufende Jugend des deutschen Naturalismus diese Kunst ungehechelt ließ. Auch hat sie ja niemals Gestalten des städtischen Proletariats zu zeichnen versucht.

Die Grundlagen, die wir in diesem Kriege wieder klar herausgearbeitet sehen: die tiefe deutsche Verinnerlichung alles Lebendigen und Gedanklichen, die germanische Beseelung, die über allem Hader lebendigen Allgemeingefühle, überwiegen bei ihr und bringen die eigentlich widersprechenden Grundtöne ihrer Natur zum Einklang.

Das nicht sehr umfangreiche Lebenswerk Marie Ebners steht vor uns als eine Einheit, als eine geschlossene Truppe von Fortschrittskämpfern im Dienste höherer Sittlichkeit, im Ringen nach menschlicher Vervollkommnung. Marie Ebner hat sich nicht erst aus dem Dunkel enger Verhältnisse emporringen müssen. Ihr Kampf gegen die geistige Taubheit der oberflächlichen österreichischen Adelskreise ist kein tragischer, vielmehr bleibt er für sie die Quelle humoristischer Behandlung. Die Welle des geistigen Überflusses, die einen Heyse mühelos emporgetragen hat, schwillt auch zu ihr hin. Der erste Dramatiker ihrer Zeit, Grillparzer, die berühmtesten Dramaturgen, Eduard Devrient und Laube, der tiefste Theoretiker, Otto Ludwig, begleiten mit förderndem Wohlwollen ihre ersten Schritte; Otto Ludwig freilich, ohne daß sie es ahnt. Sonst wäre sie »zu ihm hingepilgert, hätte seinen Worten gelauscht wie den Worten des Evangeliums, hätte auf seinen Tadel geschworen und gewiß gesagt: Herr und Meister, ich habe mir zuviel zugetraut und will es nicht mehr tun«. Sie wäre dann nicht den Dornenpfad gegangen, der sie von ihren begabten, aber mit Recht vergessenen Dramen endlich — erst in ihrer Lebensmitte — zur Erzählung führte, ihrem eigentlichen Felde, das sie in drei Stoffkreisen meisterlich zu beherrschen gelernt hat. Was ihre dichterische Welt auf ihrem begrenzten stofflichen und landschaftlichen Boden zu einem Universum wachsen läßt, ist eben die sozialethische Weltanschauung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser freigeistigen Aristokratin, der in seiner vornehmen Stille tief leidenschaftliche Kampf gegen »das Schädliche« — kalter Egoismus, Lieblosigkeit, »moralische Mordbrennerei« —, der sich bis zu dem ausgesprochenen Willen steigert, die Träger solcher entwicklungsfeindlichen Gewalten zu vernichten.

Wenn wir die dramatischen Arbeiten Marie Ebners unbeachtet lassen, so darf nicht vergessen werden, welch großen Gewinn die Dichterin aus ihren Bemühungen um den Bühnenlorbeer für ihre Erzählungskunst gezogen hat: die scharfen Umrisse ihres Grundgedankens, die selbstentäußernde und straffe Gliederung, die Fähigkeit, ihren Aufbau mit immer bedeutenderem Lebensgehalt zu füllen, ohne der großen Gefahr aller Frauenerzählung, ins Uferlose zu geraten, je zu erliegen; kurzum: die innere Form.

Mit ihrer ersten Erzählung »Ein Spätgeborener«, zugleich einer spröden Satire auf das Wiener Journalistentum, hat Marie Ebner ihre eignen dramatischen Hoffnungen zu Grabe gesungen. Sie leitet damit die Reihe ihrer Künstlernovellen ein, deren satirische Einstellung einer aussterbenden Literaturgattung angehört. In diesen Künstlernovellen hat die scheinbar den Tageskämpfen ferne Dichterin, durch die aber doch der Strom ihrer Zeit hindurchgegangen ist, maßvoll und in zarter Verhüllung ein gut Teil ihres ästhetischen Bekenntnisses abgelegt. Also auch Vorgänge in unsrer Literatur und Kunst, die sich seit 1880 im allgemeinen von klarer, großer Leistung zu haltlosem Experimentieren zurückgebildet hat, werden in ihren Schwächen von ihr bekämpft. Ohne Groll, demütig und darum starkmütig, entsagt der Held der Erzählung, Andreas Muth, dem dichterischen Ruhm. Er hat erkannt, daß seine epigonische dramatische Dichtung für Menschen geschrieben ist, die schon tot sind, und daß er mit seinen weltfremden Idealen und seiner schüchternen Liebe nicht in diese verzwickte Welt hämischer Journalisten und gescheiter Diplomaten paßt. Auf lebenswahreren Boden stellt sich die nächste Künstlererzählung, »Lotti, die Uhrmacherin«, in der wiederum ein Literat geschildert wird, diesmal aber einer, der den gleichzeitig aufschießenden Poeten des Naturalismus satirisch angeähnelt ist. Dieser Halwig verläßt mit seiner Jugendliebe den gesunden Boden seiner zweifellosen Begabung, wird Sensationsschriftsteller niederer Art ohne künstlerische Ehrlichkeit und die höhere Wahrheit echter Poesie. »Da ward dem Tier im Menschen jede Regung abgelauscht und mit schamloser Genauigkeit auseinandergesetzt. Da war eine erzwungene, erlogene Sinnlichkeit, aus der die offenbare Ohnmacht mit bleicher Fratze hervorgrinste ... Im großen ganzen — die klägliche Mißgeburt des schreibseligen Jahrhunderts — der Sensationsroman.«

Noch schärfer wirkt die Satire »Bertram Vogelweid«, denn hier wird das Schädliche schlechthin, werden die krankhaften Folgen des Naturalismus und die Verallgemeinerung der Hauptideen Friedrich Nietzsches bekämpft. Es sind fünfzehn Jahre seit dem Erscheinen der »Lotti« vergangen. Marie Ebner stellt sich in dieser Dichtung als die einzige nicht Angegriffene der alten Schule entschieden auf die Seite jener scheinbar überwundenen Meister ihrer Zeit, der Freytag, Heyse, Storm und andrer, in der sicheren Erkenntnis ihrer unvergänglichen Leistung, die nicht wie alles, »was heute modern genannt wird, morgen unmodern sein wird«. Überhaupt hat man bei diesen Künstlernovellen, die alles Strittige in so unpersönlicher Sachlichkeit behandeln, das Gefühl, daß Marie Ebner die höhere Gerechtigkeit vertritt, zu der ihre über den Parteien stehende Kunst die innere Berechtigung verleiht. Ihre Ästhetik steht ja für uns, die wir sie historisch und jedem Tageskampf entrückt betrachten dürfen, unendlich über all den verworrenen Kunstansätzen, denen bei allem sozialen Geschrei die Erkenntnis fehlt, daß man auch in der Kunst nichts ist, wenn man der Liebe nicht hat. »Bertram Vogelweid« ist der geistreiche Journalist, der im Grunde ein bloßes Formtalent besitzt, typischer Neurastheniker, aber nicht eigentlich dekadent. Er flüchtet sich zur Erholung aufs Land und stößt dort gerade mit allem möglichen Poetengelichter zusammen, mit lyrischen Nichten und sogar einem modernen Dekadenten, der in seiner anmaßenden Schwäche sich für einen »Übermenschen« hält. »Talent, mein Lieber, ist viel und — nichts. Was du daraus machst, und was dieses Du für ein Ding ist, darauf kommt es an, zuerst mache du dich, dann wirst du vielleicht etwas machen aus deinem Talent.« Die späte Novelle »Die Visite« rechnet dann mit der preziösen, lächerlichen Art moderner Blaustrümpfe ab.

Ergänzt wird der Bekenntnisgehalt dieser Satire durch die ernsten Malernovellen »Ihr Traum, Erlebnis eines Malers« und »Verschollen«. Bekämpft die Dichterin in der ersten den schaurigen Pessimismus der Naturalisten durch ihren Glauben an die Leibverklärung und die Güte der Natur, so stellt sie in der zweiten Novelle, die zu ihren bedeutendsten gehört, der großen Gestalt eines prometheischen Malers, der auch in seiner besten Leistung kein Genüge findet, einen künstlerisch wie menschlich gleich unehrlichen Vertreter der jungen Generation gegenüber. »Überproduktivität ist ein Schwächezustand. — Den Ruhm des Cinquecento haben Greise begründet, den des zwanzigsten Jahrhunderts zu begründen schicken Kinder sich an.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das sind einige dieser Ewigkeitsworte, von deren geistigem Gehalt die Erzählungen durchstrahlt bleiben.

Ungleich reicher ist natürlich das Weltbild, das in ihren beiden andern sich stets schneidenden Stoffkreisen der Gesellschaft und des ländlichen Proletariats sich enthüllt. Überall durchdringen sich gegenseitig die verschiedenen Schichten und Anschauungen; sie sind untrennbar, wie im persönlichen Leben der Dichterin ihr wechselnder Aufenthalt in Stadt, Schloß und Dorf. Auch hier ist immer der starke, lebendige Strom der österreichischen Geschichte sowohl wie der zeitbewegenden leitenden Gedanken zu verspüren. In einem einzigen schmalen Buch hat die Dichterin aber alles, was an Weltanschaulichem sie bewegte, niedergelegt, in einem klaren, großen Gemälde, dessen geistige Bedeutung den Leistungen eines Montaigne und Larochefoucauld ebenbürtig ist: in ihren »Aphorismen«. Sie besitzt hier nicht nur die große freigeistige Geste der französischen Grandseigneurs, sondern darüber hinaus ist sie auch »ein Kinderherz unter einem Mannesschädel«. Jeder ungeordnete Kopf versteht es heute, »Geistesblitze« zu bilden. Was Marie Ebner uns in ihrem Aphorismenbuche, das ich für das Wichtigste ihres Lebenswerkes halte, geschenkt hat, ist aber von allen übrigen Schöpfungen dieser Kunstgattung unendlich verschieden. Es ist die Summe ihrer Eindrücke vom Leben und der Kunst, es ist zugleich aber auch der auf die schlichteste Formel gebrachte Auszug ihres eignen dichterischen Werkes. Und so entsteht die seltsame Tatsache, daß diese Aphorismen wiederum wie eine Dichtung wirken. Es ist Zarathustra, der vom Berge der Einsamkeit herabgewandelt kam zu den Hütten der Armen und den Palästen der Reichen und mit ihnen leiden und lieben, kämpfen und entsagen, lachen und weinen gelernt hat, der nun nicht mehr aus der Öde seiner Vereinzelung heraus mit uns spricht. Die höhere Logik, höher als die der reinen Vernunft, die des Gefühls, das aus der Erkenntnis seinen Saft gesogen hat, herrscht überall vor; wir stehen in dieser Wirklichkeit, wie auch in vielen ihrer realistischen Erzählungen, unter dem Zauber des Märchenhaften: der Gedanke wird auf seinem reinen Wege wieder ganz Gefühl. In diesen eigentlich formlosen Aphorismen steht Marie Ebner auf der Höhe ihrer sprachlichen Kunst. Sie sind innerlich ungleich formvollendeter als die streng dichterischen Sprüche Heyses. Nur zwei will ich hier anführen: »Die Kunst ist im Niedergang begriffen, die sich von der Darstellung der Leidenschaft zu der des Lasters wendet« und »Liebe alle Menschen, nur Leidende aber sei dein Kind«. Erst wer die Aphorismen Marie Ebners kennt, ist imstande, die Größe ihrer künstlerischen Leistung voll zu würdigen.

In die Zeit des Vormärzes führt eine Anzahl von Erzählungen, wie »Er läßt die Hand küssen«, »Jakob Szela«, »Der Kreisphysikus«, die wohl später der reinen Kulturgeschichte angehören werden, wenn auch als immer lebendiges Blut in den Adern dieser Dichtungen das heiße, empörte soziale Mitgefühl Marie Ebners flutet. Das Bild des wahren Edelmannes, der sich in seiner Lebensführung des »Noblesse oblige« immer bewußt ist, der verpflichtenden Kraft, die in seiner Stellung liegt, hat sie oft gezeichnet. Viel öfter aber sind es Vertreter des Adels, in denen diese schädlichen Mächte der Lieblosigkeit, der gedankenarmen Grausamkeit leben, für deren Bekämpfung sie sich ganz einsetzt. Die Aristokratin Marie Ebner ist innerlich zum Liberalismus schon früh übergegangen; aber sie ist Sozialistin geworden, als der Liberalismus sich verwässerte und den Mächten des Kapitals unterordnete. Diesen Schritt zum inneren Sozialismus hat sie eigentlich schon in dem ersten Roman »Božena« 1876 getan. Die Hauptgestalt besitzt — hierin können wir uns ganz dem Urteil der mütterlichen Freundin Luise von François anschließen — Shakespearische Eigenkraft und Tiefe, sie ist eine Kentgestalt aus dem Volke. Mit der endgültig bewußtgewordenen geistigen Kultur der Dichterin vereint sich schon hier ganz ihre große seelische und soziale Wärme, »in reinen Formen ein geistiges Noblesse oblige«. Die niederen Stände werden voll durchdrungen von der starken Adelung des sittlichen Willens. Auf eine kurze Verirrung folgt ein Leben der Buße; aber diese Buße ist keine bleiche Entsagung, sie besteht in treuer Wirksamkeit innerhalb eines anvertrauten Pflichtenkreises. Der Adel des Namens, der dem Adel der Seele dieser dienenden Frau gegenübergestellt wird, ist schon in diesem Roman Träger des Schädlichen, des Ewiggestrigen, das zur Dumpfheit hinabzieht. Reine Naturen stehen gegen verschnörkelte Unnaturen. Und dabei geben die schlichten Grundlinien ein Bild der inneren Umformung der Jahre 1840 bis 1860. Was aus romanhaften Elementen der umgebenden und kurz vorhergegangenen Literatur mit übernommen ist, bleibt so gering, daß die originale Frische auch für uns heute nicht gemindert wird. Das geschichtlich Tatsächliche ist hier wie auch später durch die eingeborene Märchenhaftigkeit — wieder die Logik des Gefühls — ins Zeitlose gehoben.

Noch tiefer dringt Marie Ebners soziale Erkenntnis in dem nächsten Roman »Das Gemeindekind« (1887) in die Seele des Niedriggeborenen. Dieser Roman ist ein Höhepunkt unsrer Literatur im neunzehnten Jahrhundert.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bedenken wir, welche Behandlung dieser Stoff, das Sträflingsproblem mit Bekenntnis und Entsühnung, von Auerbach über Anzengruber bis Sudermann erfahren hat, und vergleichen wir damit diese herbe und starke Abwandlung durch Marie Ebner, so erscheint sie uns als die einzige, die das Ichor der Unsterblichen, das Götterblut der großen und starken Sicherheit besessen hat. Der Sohn eines Raubmörders und einer unschuldigen Zuchthäuslerin gelangt im harten Kampf mit den dunklen Gewalten seines Charakters und seiner sozialen Stellung zur Überwindung aller hemmenden Mächte, wird ein tätiger und gütiger Mensch. Das ist ein neuer Begriff der sittlichen Freiheit und eine entscheidende Überwindung des öden deterministischen Zeitgeistes. Aus den samentragenden Furchen dieser schlichten Grundlinien wächst wiederum ein Weltbild empor. Flaubertsche Objektivität, märchenhafter Duft, durch Humor gemilderte, durch Satire gesteigerte Herbheit durchdringen und befruchten sich gegenseitig. Dabei ist »Das Gemeindekind« ebenso wie »Die Totenwacht« in seinen schlichten Grundgesetzen ein Schulbeispiel für »das Rührende von besonders herber Art«, und Johannes Volkelt hat es in seiner »Ästhetik des Tragischen« als Musterbeispiel gewählt, in einem Werke also, das von der Antike aus die Weltliteratur auf die Reinheit der tragischen Gesetze hin untersucht. Eine Natur wie Marie Ebner setzt in ihrem Schaffen voraus, daß die Welt ein organisierter Körper ist. Daraus entspringt ihre Überzeugung, daß die genaue Kenntnis eines Menschen sie befähigt, eine ganze Welt mit verschiedenen Individuen zu bevölkern. Der Mikrokosmos enthält alle Keime des Universums. Die eine heimatliche Landschaft, die sie meistens schildert, wächst darum ebenso zur Welt, wie die eine Grundidee der Güte, die durch Erkenntnis gewonnen ist, sich zu einer Art umfassenden philosophischen Systems entwickelt. Jede größere Dichtung Marie Ebners ist daher gedanklich eine neue frohe Botschaft der Menschenliebe, stofflich eine bewegte Durchdringung aller Kreise. Ganz in die Kulturgeschichte kann sich wohl der alte Theodor Fontane, mit dem man sie oft, und zwar mit Recht, verglichen hat, nach Verlauf soundsovieler Jahrzehnte eingliedern, niemals aber Marie Ebner.

Man vergleiche nur die stofflich verwandten Erzählungen, unter denen ich besonders »Unsühnbar«, die große Dichtung der österreichischen Aristokratie, und das Fontanische Gegenstück »Effi Briest« herausgreife. Was uns heute ein gut Teil unsrer Erzählungsliteratur realer erscheinen läßt, das wird diese gerade später der Kulturgeschichte einordnen, während die »zeitlosen« Elemente einen dauernden und unvergänglichen Höhenglanz über das Werk Marie Ebners ausgießen. »Unsühnbar« ist ästhetisch wieder ein Schulbeispiel für »das zufällige Entspringen des Tragischen aus dem Charakter«. Die Heldin Gräfin Dornach leidet lebenslang an dieser ihr selbst unbegreiflichen Überrumpelung ihres reinen eigentlichen Wesens durch sinnliche Begierde, und sie wird durch ihr Büßertum eine Heilige.

Aber auch Marie Ebner, diese gütigste der Frauen, ist in ihrer maßvollen vornehmen Art einmal nahe daran, Menschenhaß zu trinken aus der Fülle der Liebe, und zwar in der letzten ihrer größeren Dichtungen »Glaubenlos?«. Der Gedanke des alten Habrecht im »Gemeindekind«: »Die Menschen, die Menschen, man muß sie lieben, und will ja — aber manchmal graut einem; es graut einem sogar sehr oft« tritt uns in diesem schwer ringenden Kooperator Leo Klinger nahe, der am Werte der menschlichen Natur, für deren Veredlung er lebt, schier verzweifelt. Es handelt sich für die allem Dogmenkram entrückte Dichterin nicht darum, nach Art ihrer literarischen Zeitgenossen den Kulturkampf und rein religiöse Zweifel zu behandeln; das bleibt ihr nur Nebensache. Das Problem ist bei ihr unendlich verinnerlicht und wiederum ins Reinmenschliche emporgehoben. Hier steht Marie Ebner sittlich am höchsten und freiesten. Diese Abstufung der Charakterwerte in den Gestalten des Romans ist von einer erkennenden Bekennerin geschaffen. Die Kritik des Herzens, nicht die Religion gibt diesem Priester — der wie sein Pfarrherr von Lessingschem Geiste überhaucht ist — endlich nach qualvollen Kämpfen die Kraft der innerlichen Befreiung. Was ihm im großen versagt war, gelingt ihm im kleinen. Nicht die umgebende elende Menschheit kann er läutern, aber einzelne Armselige, Verirrte, und die Herzen der Kinder liegen hingegeben zu seinen Füßen. In der Gewißheit, tätig zu sein und für die bessere Zukunft zu wirken, liegt ihm schließlich genug an Lebenswerten, und er bleibt als Priester auf seinem Posten. Dies Wesentliche hat er erkannt und erobert, sein Kampf ist aus der Verneinung zur tätigen Leistung gelangt.

Und das ist auch Marie Ebners letzter Weisheitsschluß. Sie glaubt trotz allen Enttäuschungen, trotz dem vielen Schädlichen im allgemeinen Zeitgeist an die seelische Kraft der Menschen, besonders an die der Geringen, in deren Entwicklung ihr die ganze Zukunft zu beruhen scheint. Das ist ihre Religion. Darum hat sie, die Kinderlose, in ihrem Leben wie in ihrer Dichtung die meisten Kinder. Die vier Generationen, die sie in ewig neuer hoffnungsreicher Frische um sich schart, bleiben ihr eine Gewähr für die Erfüllung dieses »Vorwärts! Weiter!«, das wie ein Sehnsuchtsruf ihre

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganze Dichtung durchklingt. Alles, was diese sichere Hand berührt, empfängt Seele, auch die armseligste Kreatur. Ihre Hundegeschichten »Krambambuli« und »Die Spitzin«, ferner die Pferde, die sie schildert, bleiben unvergeßlich. Und nie eine Spur von Gefühlsseligkeit, wenn man auch dies starke Menschenherz leise zittern zu fühlen meint. Alles Vorhandene ist ihr notwendig. Auch vom Tiere kann Veredlung auf den Menschen überstrahlen; auch vom Tiere kann man lernen, nicht nur vom Kinde. Zu frühe Entsagung hält sie für erbärmlich. Und doch herrscht Entsagung als edelste Kraft bei ihren Schöpfungen vor. Diese Entsagung ist aber nie der feigen Scheu vor Mächten des Herkommens entsprungen, die sie ja unablässig bekämpft, vielmehr ist Marie Ebners Entsagung Überwindung, und darum stärker als das Überwundene, und sei es die heißeste Leidenschaft.

Zu den höchsten Lebenszielen gehört ihr die Persönlichkeitsausbildung; die Selbstentwicklung eines Weibes steht ihr höher sogar als die Ehe. Diese überherben Frauennaturen, die sie fast nordisch in der »Totenwacht« und etwas frembartiger in »Mažlans Frau« und »Božena« gezeichnet hat, tragen Forderungscharakter in sich. Dabei überrascht uns immer wieder die unsagbare Frauenhaftigkeit, die tiefe Scham, die nicht zur Aussprache der feinsten Gefühlsdinge kommen kann.

Unter Marie von Ebner-Eschenbachs Novellen sind einige, die zu unserm klassischen Bestand gehören werden. Da ist dieses vornehme, bescheidene Selbstbildnis, das sie im »Muff« gegeben hat; da ist der erschütternde »Vorzugsschüler«, der sich mit den modernen Schulfragen auseinandersetzt; da ist in »Uneröffnet zu verbrennen« diese furchtbare Züchtigung der blinden Eifersucht; da greift uns ein Problem, das Heyse nie zu behandeln wagte, die Ehe von alterndem Mann und jungem Mädchen, in der geistigen Atmosphäre dieser Dichterin ans Herz; und in dem feinen »Oversberg« wird uns eine solche Unwahrscheinlichkeit wirklich gemacht, daß ein männlicher Charakter in abhängiger Stellung im Hause seiner früheren Braut bleibt, auf deren Hand er aus rein äußerlichen Gründen zugunsten eines tief Widerwärtigen verzichtet hat; und dann die köstlichen »Freiherren von Gemperlein«, die im Kern die ganze Ebner, mit Humor und Ernst, Olympierin und Sozialistin, Schloßfrau und heilige Elisabeth, enthalten. Mit dieser Erzählung ist Marie Ebner eigentlich erst in die große Literatur eingetreten, hier war »eine Natur, persönliche Kraft und Anmut, Feinheit, Takt und Seelenadel, Standesvorzüge als erhebende Macht gegenüber traditionellen Vorurteilen.«

Das Lebensfeindliche bleibt für Marie Ebner immer das Plebejische; dazu gehört der Standeshochmut, freilich auch alles, was mit dem »Ferkeltalent« des Naturalismus zu tun hat. Sie bleibt frei zwischen jedem Oben und Unten, keine Partei, keine Kaste kann sie für sich allein beanspruchen.

Das Abendrot einer ganzen literarischen Zeitspanne, die seit den achtziger Jahren eine organische Fortbildung oder Abwandlung nicht erfuhr, versinkt mit Marie Ebner in dem Blut- und Tränenmeer dieses Krieges. Eine der vornehmsten Künstlergestalten des neunzehnten Jahrhunderts ist dahingegangen, zugleich eine starke Kämpferin und eins der adligsten Menschenbilder, dessen persönliches Leben ein Vorbild der Treue und der tiefen sittlichen Gläubigkeit bleibt.

Diese Frau ist zugleich auch die letzte, von der man behaupten darf, daß der Strom eines ganzen Jahrhunderts, mit Forderungen, Leitgedanken, Sehnsüchten und Enttäuschungen, durch sie hindurchgegangen ist: dies innerliche, noble Lebenswerk ist öffentliche Dichtung. Das persönliche Ich der Schöpferin mit seinen Problemen ist nie das Herz ihrer Dichtung, ihre Existenz ist ein Hunger nach Erkenntnis, nach Erweiterung des Weltbildes, des Außerpersönlichen. Diese öffentliche Dichtung muß nach allen Experimenten uns durch diesen Krieg wiederkehren, wenn wir nicht endlos verarmen und in einer entgötterten Welt leben wollen. Dichter nach Art Marie Ebners, treue Eckarte ihres Volkes und ihrer Zeit, werden es immer als die vornehmste Aufgabe des Künstlers betrachten, die Vertiefung der sittlichen Begriffe, die Bildung der Herzen zu fördern, die sich dann mehr oder minder leidenschaftlich an den Kämpfen der Zeit zu beteiligen haben. Diese Art Dichtung bleibt in ihrer Zusammenschmiedung verschiedenartigster Gefühls- und Kulturkreise zugleich Volks- und Höhenkunst.

In dieser Vertreterin des vornehmsten Alt-Österreichs sind gleichzeitig die inneren Kämpfe von Rassen und Ständen in der verbündeten Monarchie »zum ewigen Frieden« gelangt. Daß wir Reichsdeutschen sie so tief als deutsche Dichterin empfinden, das soll uns eine Gewähr für die Zukunft bleiben. Wir vom jungen Geschlecht werden Marie Ebners Werk ebenso wie das der Besten unter ihren Mitstrebenden nach diesem Kriege neu erringen und als unveräußerliches Bildungsgut uns bewahren. Denn nicht die Privatschmerzen können Welt und Kunst regieren, sondern Allgemeingefühle und fruchtbare Gedanken müssen das Entscheidende bleiben, wie sie jetzt auch in uns zu stürmischem Leben erwacht sind.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus einem zeitlosen Tagebuch

Von Marie von Ebner-Eschenbach

(Dritter Teil)

Ostern

Ostern, Auferstehungsfest! — Wie viele Ostertage haben wir schon erlebt, wir alten Wiener, an denen uns empfindlich fröstelte und jeder Blick zum Himmel ein Blick in unendliches Dunkelgrau war, an denen ein scharfer Nordwest große Schneeflocken vor sich her jagte, die, niederfallend, der Stadt für einige Augenblicke wenigstens ein winterliches Aussehen gaben. Und dennoch: wem verbindet der Gedanke an Ostern sich nicht mit etwas sonnig Durchleuchtetem und Verheißungsreichem!

Ist das die Zeit, in der man von Gräbern sprechen darf und von Friedhöfen?

Vielleicht wohl. Über Gräber geht ja der Weg zur Auferstehung, und die Blumen, die aus Gräbern blühen, sind ihr lieblichstes Symbol. So hielt ich eine Vorfeier zu den kommenden Festen bei meinen Besuchen der römischen Campi santi. Einer der kleinsten, aber der poetischste ist der katholische Friedhof der Fremden bei der Cestius-Pyramide. Wenn seine Pforte sich hinter uns geschlossen hat, ist uns die Welt und ihr Getriebe versunken: wir selbst kommen uns vor wie Abgeschiedene, unerreichbar den Sorgen und Anforderungen des Tages in diesem kühlen, stillen Friedensport. Die Luft ist feucht und etwas schwer und trägt uns kräftigen Erdgeruch, von feinem Blumenduft durchweht, entgegen. Ruhevolle, weihevolle Stille herrscht, nichts ist laut, nichts ist bunt, kein Ton, keine Farbe. Zypressen, herrliche, in ihrer Vollkraft stehende Bäume, ragen pfeilgerade empor. Sie sind reihenweise auf den Boden gepflanzt, der stufenartig zur alten Stadtmauer aufsteigt. Ihnen zu Füßen liegt Grab an Grab unter einfachen Kreuzen, schlanken Obelisken, großen Katafalken, kostbaren, oft von Meisterhand ausgeführten Denkmälern. Aus dem Dunkelgrün des Efeus, aus Einfassungen von Buchs, aus üppig blühenden Veilchenbeeten schimmern sie hell hervor. Kaum erwehrt man sich des kindischen Gedankens: Könntet ihr doch wissen, ihr armen Toten, wie schön ihr gebettet seid!

Mein erster Weg führt zu einem Grabe, dessen Marmorplatte den teuren Namen Theo Schückings trägt. Ihre Schwester Gerhardine, die Witwe des freisinnigen Abgeordneten Heinr. Rickert, hat in den schneeig weißen Stein die Worte meißeln lassen:

Du wählst das Gute, weil's das Gute ist,
Und eh' du wähltest, hast du es getan.

So war sie, in diesen zwei Zeilen ist ihr ganzes Wesen gekennzeichnet. Wohl jedem, der sie gekannt hat! Er hat erfahren, daß Menschen leben, für die das Gute tun heißt, dem Gesetz ihrer eigensten Natur entsprechen.

Theo Schücking ruht in der Nähe des kleinen Tempels, in dem die Asche ihrer mütterlichen Freundin Malwida von Meysenbug beigesetzt wurde. Das Frühjahr 1903 hat beide hinweggerafft, die vielgefeierte Verfasserin der »Memoiren einer Idealistin« und die feinsinnige Tochter des Schriftstellerpaares Levin und Luise Schücking. Rom, das ihre geistige Heimat gewesen ist, birgt nun ihren Staub, und liebreich bewahren treue Freunde, die hier leben, ihr Gedächtnis. Nicht vielen der Schläfer in diesem Gottesacker wird das zuteil. So mancher, sogar berühmte Name erweckt in uns nicht mehr das Bild einer Persönlichkeit. Und die andern, die hier Verlassenen? ... Ein Blick auf ihr Denkmal, und wir gehen vorbei. Da liegt eben auch einer oder eine von denen, die herkamen aus oft weiter Ferne, sich Gesundheit zu holen oder Trost im Leide, Zerstreuung oder Nahrung für ihren Wissensdurst, ihren Schaffensdrang. Gar oft aber auch greift uns der Inhalt einer Inschrift an das Herz. Wir lesen vom schweren Abschied, den Eltern von einem vielgeliebten Kinde genommen, für das sie Genesung erhofften im milden Süden; wir erbauen uns an einem hehren Bibelspruch, werden von freudiger Rührung erfüllt bei jeder mit frommer Zuversicht ausgesprochenen Hoffnung auf ein seliges Wiederfinden im ewigen Lichte.

Ein Grab ist auf diesem Campo santo

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

da hat der Schmerz der Sprache keinen Ausdruck entlehnt, er nahm von ihr nur die Worte: Maria Obolensky, Pietroburgo 1855, Luglio. Roma, Marzo 1873. Dafür hat die bildende Kunst eine erschütternde Beredsamkeit entfaltet und ein unvergleichliches Denkmal aufgerichtet. Es erhebt sich vor uns unter einem leichten Glasdach; die Säulchen, die es tragen, sind von Efeu umrankt, er umschlingt sie in üppigen Gewinden, er klettert schon über das Dach, breitet, wie beschützend, grüne Ärmchen über die erblindeten, milchweiß gewordenen Scheiben. Mild abgedämpft fällt durch sie das Licht auf einen kleinen Bau aus Marmor — eine Gruft. Zur Spalte geöffnet ist einer ihrer eisenbeschlagenen Türflügel. Zwei hohe Stufen führen zum Eingang hinab, und auf der oberen ruht eine junge weibliche Gestalt. Sie trägt ein einfaches Gewand, dessen Falten sich dicht und weich an den zarten Körper anschmiegen. Ihr feiner Rücken ist gebeugt wie unter einer schweren Last, sie hat den Kopf abgewendet von der schauerlichen Tiefe und blickt vor sich hin, trostlos, wie fragend: Muß es sein? Ich bin so jung und doch nicht jung genug, um leicht zu sterben wie Kinder sterben, weil sie noch nicht ahnen, wie schön das Leben sein könnte, wie köstlich schön!

Diese Gedanken schweben auf ihrer Stirn, ihr holdes Dulderangesicht spricht sie aus, das ganze Bildwerk atmet eine Trauer, von der jede kleinste Einzelheit durchatmet ist, jede Falte des Gewandes, jede Strähne der linden, reichen Haare, jeder Finger der verschränkten Hände. Gefaltet liegen sie auf dem rechten Knie, das linke ist gestreckt, und schon steht der Fuß auf der nächsten Stufe zum verhängnisvollen Eingang ... Du armes Kind! Je mehr ich mich in deinen Anblick versenke, je mehr belebst du dich, und bekannte Züge sehen mir aus deinen Zügen entgegen. Du hast eine leid- und anmutsvolle Schwester, ein Dichterkind, aus dem Geist und dem Herzen Turgenjews geboren, Lisaweta Michailowna. Sie hat das Glück mit Augen geschaut, hat es in ihren Armen schon gehalten und, kaum errungen, verlassen. Du hast vom Glück vielleicht nur geträumt, und deine Sehnsucht ist verewigt in diesem beseelten Stein.

Ich habe das Werk bewundert und geliebt, aber den Namen des Meisters, der es schuf, nicht gewußt. Jüngst erst wurde er mir genannt: Antocholsky — und nun war das Geheimnis der Vollendung, die ich angestaunt hatte, mir gelöst.

Am Tage unsers Besuches des Friedhofs der Fremden fanden mein treuer Wandergefährte und ich uns auch im National-Museum ein, das wir besonders lieben. Nicht bloß um der Schätze willen, die es enthält, auch als Bauwerk. Vor mehr als anderthalb Jahrtausend ein Teil der Diokletians-Thermen, dann Kartäuserkloster, heute der Aufenthalt edelster Reste griechischer und römischer Kunst. Sie füllen die Säle des ersten Geschosses, die herrlichen, nach Michelangelos Entwürfen erbauten Säulenhallen; sie sind eingezogen in die einstige Domäne der schweigenden Brüder. Das kleine Haus eines Kartäusers umschloß außer dem Wohnraum eine Loggia, die zu einem Gärtchen führte. Die Mauern, von denen es umgeben war, begrenzten eng sein irdisches Bereich, hemmten aber nicht seinen weiten, freien Ausblick zum Himmel. Wer war's, der zuerst das Gärtchen bebaut und gepflegt hat? Wer tat es nach ihm, und wer hat das Erbe ihres Fleißes angetreten? Wer hat die Zelle bewohnt, von deren Wänden uns jetzt heitere Darstellungen hellenischer Feste anlächeln, als diese Wände noch kahl und rauh waren und ihr ernster, ihr einziger Schmuck ein Kruzifix gewesen ist? — Hat ein menschen- und freudenmüder Weltmann vor ihm gekniet? Hat einen Forscher und Denker alle Weisheit und Wissenschaft auf weiten Umwegen am Ende hierher geführt zu den Füßen des Kreuzes? Hat vor dem Dornengekrönten ein großer Büßer auf dem Angesicht gelegen, und mußte auch sein Gebet lautlos sein, und der Aufschrei seiner Inbrunst und seiner Reue auf seinen Lippen sterben?

Wenn sie wiederkehren könnten, die stummen Mönche — wenn sie den Kreuzgang durchschreiten würden, der in seiner großartigen Einförmigkeit aufs Auge wirkt wie ein langgehaltener feierlicher Orgelton aufs Ohr — wenn sie ihn belebt sähen von den Werken einer heidnischen Kunst — Entweihung müßte es ihnen erscheinen, und überall träte sie ihnen entgegen, auf Tritt und Schritt, wie in der Säulenhalle auch in dem zum Garten umgewandelten Klosterhof. Sie grüßt noch aus Trümmern, die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kunstvoll auf dem Boden zerstreut oder in grünen Gebüschen halb verborgen sind, ein Widerschein antiken Geistes spiegelt sich in Michelangelos Delphinenbrunnen, dem Mittelpunkt dieser Wunderwelt.

Als wir, vom Campo santo kommend, an ihn herantraten und seinen springenden Wasserstrahl im Sonnenglanz schimmern sahen, berührte es uns eigentümlich ergreifend, daß auch hier — eine Tote lag: eine halbtausendjährige Riesin mit grauem, schrundigem Leibe. Wie ein vorweltliches Ungeheuer nahm sie sich da hingestreckt aus: die vorletzte der noch übriggebliebenen Zypressen, die Michelangelo gepflanzt hat. In einer stürmischen Februarnacht ging sie zur Rüste. Hätte sie Widerstand geleistet, kurze Zeit, ein paar Wochen nur noch! Die Rosensträuche, die rings um sie her sproßten und bis hinauf in ihre höchsten Äste zierliche Ranken spannen, fingen schon an zu knospen. Wie bald, und sie hätten die Welke, die Morsche wieder umblüht und umduftet und jeden ihrer dürren Zweige und abgestorbenen Äste mit den Feuerfarben des Lebens und der Jugend geschmückt.

Aber — sie hat nicht mehr warten gewollt: zu bös hatte der strenge Winter ihr mitgespielt, zu arge Fröste hatten ihren greisen Körper durchzittert. Genug! knisterte es die verwitterte Rinde entlang; genug! brach es dröhnend aus den Höhlen ihres gewaltigen Stammes. Wie knapp am Boden abgehauen sank sie nieder und ließ ihre Wurzeln der Erde und verletzte in ihrem Sturze keins der ehrwürdigen Reste in ihrer Nähe. Sacht legte sie ihr noch von einigen dunklen Zweigen gekröntes Haupt auf den Boden hin, den Michelangelos Fuß betreten hat.

Gedanken und Lesefrüchte

Ich war längst nicht mehr jung, hatte gelernt, gelesen, gelitten, nachgedacht, bevor ich Umschau hielt in meinen Manuskripten, eine Auswahl von dreihundert Aphorismen traf und sie veröffentlichte. Das erste Urteil über mein Büchlein erfuhr ich durch eine zwanzigjährige Hausgenossin.

»Ach, Frau Baronin,« sagte sie, »wenn ich mich hinsetzen wollte — in einer Stunde hätte ich ein solches Buch beisammen.«

Sie war wirklich überzeugt, daß dazu nichts gehöre als ein bißchen Sitzfleisch.

*

Mein leitender Gedanke bei »Rittmeister Brandt«: Die Erziehung bedeutet viel bei dem Gros der Menschen. Über die ganz schlechten vermag sie nichts, über die ganz vorzüglichen fast nichts, sie sind meistens den Erziehern zu sehr überlegen. Heranziehen, zu sich heranziehen — o Weisheit der Sprache! —, in dem Sinne er-ziehen wird ein weiser und edler Mensch einen andern von Natur edlen Menschen immer können.

*

Das Vogelkind quiekt: Gib, gib, gib!
Die Vogelmutter zwitschert: Nimm, nimm, nimm!

Am 4. April 1878.

Nach dem Mißerfolg der »Božena«.

Es geht mir mit meinen Erzählungen, wie es mir mit meinen Dramen gegangen ist. Die ersten errangen einen ehrenvollen Erfolg, die nachfolgenden bereiteten mir Enttäuschungen auf Enttäuschungen.

Ich habe ein Ende gemacht mit dem Schreiben von Theaterstücken, ich werde hoffentlich die Kraft haben, mit der Schriftstellerei überhaupt ein Ende zu machen. —

Diese Worte finde ich viele Jahre später in einem alten Notizbüchlein. Die ersehnte Kraftprobe wurde nicht abgelegt.

*

In seinem Werke »Russische Zustände« behauptet E. B. Lanin, der Russe sei der Wahrheitsliebe, »dieser lebendigen Kraft des menschlichen Fortschritts«, vollkommen bar, und zitiert folgende russische Sprichwörter:

Das Lügen begann mit der Welt und wird erst mit der Welt sterben.

Der Roggen schmückt das Feld, und die Lüge verschönert die Sprache.

Traure nicht um die Wahrheit, sondern suche dich gut zu stellen mit der Falschheit.

Von der Falschheit lebt der Mensch, und sie ist nicht das Kraut, daran er stirbt.

Lügen ist nicht wie Teigkauen, man erstickt nicht daran.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Ansage

Eine Kriegsgeschichte von Wilhelm Vogelpohl

Wartende Ruhe lag über dem kleinen Dorfe. Auf den Feldern rundum reifte die Sonne das goldene Brot, der heiße Mittagswind duftete schwer vom Atem der Ernte. Die Häuser hatten ihre grauen Dächer tiefer herabgezogen und schliefen. Lautlos glitten die Schwalben durch die flirrende Luft. Nur irgendwo in einer Scheune sprang helles Sensendengeln auf.

Jetzt klapperten Türen und Fenster in die Stille. Der Briefbote fuhr durchs Dorf und ließ sich langsam die Straße hinabtragen. Der junge Mensch machte seine Runde zum erstenmal und hatte sich über allem Suchen und Fragen verspätet. Seinen Vorgänger holte vor wenigen Tagen das Vaterland.

Harrende Frager hielten den Boten an. Aber der brachte heute nur einen Brief für den alten Hüsemann, der im letzten Hause unten am Holze wohnte.

Für Gerd Hüsemann kamen schwere Sommer- und Herbsttage. Sein Sohn und Erbe kämpfte irgendwo draußen in Rußland, er selber trug seine neunundsechzig Jahre und war nun doch der einzige Mann im Hause und bei der Feldarbeit, die sich Tag um Tag mehrte. Aber er redete darüber nicht. Wozu auch? Es quälte die Frauen, die jede kommende Stunde härter drückte und stiller machte, und nahm ihm die Last nicht ab. Er wollte tun, was er konnte.

Der Briefträger traf den Bauer vor seiner Scheune. Er langte ihm den Brief über den Hagen, der Hof und Garten umgrünte. »Hier is 'n Feildbreef for ju, Vadder!« rief er den Alten an, der zwischen drei, vier Sensen stand, eine nach der andern mit dem Daumen auf ihre Schärfe prüfte, in den Händen wog und um sich schwang, um sich die leichteste und beste auszusuchen.

»Dat is man god.« Er drehte sich um und griff nach der Botschaft. »He hew oll länger os veerteen Dage nich schriewen, un nich eener kann seggen, wat in de Tid oll passeert is.«

Er setzte sich auf eine Wagendeichsel, die aus der Scheune herausstach, öffnete den Brief und nickte, als er die großen, stakigen Buchstaben seines Sohnes erkannte. Die Augen des Bauern waren im reinen Lichte des Tages klar und stark geblieben. Langsam, aber mühelos las er Wort für Wort, jedes leise mitsprechend. Oft durchsuchte er die einzelnen Sätze mehrere Male, hielt eine ganze Weile inne, um dann wieder von vorn zu beginnen. Es dauerte lange, ehe er fertig war, und seine werkschweren Hände zuckten, als er das Blatt sorgsam zusammenlegte und ins Haus trug. Auf der Diele erwarteten ihn seine beiden Töchter, die willig und tapfer harte Männerarbeit zwangen, seit der Bruder im Felde war. »Willem hew schriewen.« Damit gab er ihnen den Brief und ging auf den Hof zurück.

Die Mädchen liefen in die Stube, drängten die blonden Köpfe zusammen, um gemeinsam zu durchleben, was der Bruder von dem fernen wilden Lande erzählte. Obgleich der Brief diesmal länger war als die früheren, kamen sie schnell damit zu Ende. Aber die Sorgenschatten wollten nicht weichen aus ihren Augen. Zwei volle Wochen hatten die ersehnten Worte gebraucht, um die Heimat zu finden. Und zwei Wochen waren im Kriege eine endlose Zeit, eine Zeit voll Ungewißheit und Tod, voll Hoffnung und unnennbarem Weh. Dabei begriffen sie nicht, warum der Bruder heute so wenig von sich selber sagte, viel weniger als sonst, sondern immer nur von den grenzenlosen Feldern sprach, die er gesehen, dann wieder von den wüsten Wegen, die seine Füße festgehalten hatten und die schwarz und schleichend durch die Ebene krochen, immer weiter — ohne Ende. Nun war der Tod über diese Felder gestürmt, und das Elend glotzte aus Gräben und Furchen. — Aber zwei Tage lang hatten sie gemäht, dicht hinter der Front, vom Morgen bis tief in den Abend hinein, um das herrliche Korn vor dem laufenden Feuer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu retten. Und morgen mähten sie wieder. Gestern hatten sie noch spät in der Nacht auf den Garben gesessen, die rundherum lagen, jeder still mit seinen Gedanken. Und dann spielte einer ganz leise auf der Mundorgel — und es war wie in der Heimat. Aber die Nacht glutete blutigrot wie zum jüngsten Tage.

Schweigend und mit fragenden Gesichtern saßen die Mädchen hinter dem seltsamen Briefe, als die Mutter aus der Kammer kam. Seit zwei Jahren wollten die mageren Glieder der Frau die volle Bürde des Tagewerks nicht mehr in einem tragen, sie mußte es teilen, so schwer es ihr auch wurde. Als damals das Pferd ihren Zweiten, den Hermann, erschlug, kniete sie mitten auf der Straße neben dem Sterbenden, wischte ihm das sickernde Blut aus dem Gesicht und kühlte seine keuchende Brust. Kein Klagelaut kam über ihre Lippen. Mit dumpfer, ruhiger Stimme gab sie dem Jungen die letzten Gottesworte mit auf den Weg. Aber die Furchen, die ihr um Mund und Augen lagen, wurden von Augenblick zu Augenblick tiefer und dunkler. Auf ihrer Stirne leuchtete eine wunderbare Kraft, also, daß sich die andern leidvoll und ergriffen wegwenden mußten. Als dann die Männer den Toten auf einer Leiter heimtrugen, ging sie aufrecht wie eine Erscheinung hinter ihm her. Zu Hause aber sank ihr Leib matt zusammen und lag zwei Tage in einem todgleichen Schlafe. Als sie erwachte, ruhte ihr Junge schon neben der Kirche. Die frühere Gesundheit des Körpers kehrte ihr nicht zurück, ihre Seele aber war stark und furchtlos geworden in den grauenvollen Stunden, als sie das Tor des Todes zweimal geöffnet sah.

Nun saß sie schmal und aufrecht am Tische, die welken, blaugeaderten Hände ruhend übereinandergelegt.

»Wat hew Willem schriewen?«

Die Mädchen waren um die Antwort verlegen und schoben ihr den Brief zu. Sie faßte das Blatt mit beiden Händen, hob es so zu den Augen empor, wobei sie die Arme auf den Tisch stützte, und lehnte den Kopf weit zurück, während sie las. Es war still in der Stube wie an einem Sonntage. Die Blicke der Mädchen ruhten forschend auf dem Gesicht der Mutter. Was wird sie sagen zu dem Briefe, aus dem sie selber nicht klug wurden? Oder wird sie schweigen wie der Vater? — Und sie warteten.

Von draußen her läutete der Strich einer Sense. Irgendeiner von den Nachbarn begann zu mähen.

Die Mutter las lange. Noch immer saß sie steil und aufrecht da. Als sie zu Ende war, legte sie den Brief zu den andern in die Tischlade. »Hew Vadder den Breef oll sehn?«

Die Mädchen nickten.

»Hew he wat seggt?«

»Nei.«

»Wi drüwet nich klagen, wenn wi an anner' Lüe denket. Willem is met Gott gesund, un't Feild steht god. Un use Herrgott bliw bi us.« Sie sagte die letzten Worte mit einer tiefen Zuversicht, die stark genug war, alles Leid der Welt zu überwinden. »Ower for Vadder is de Breef hart un oll'ns, wat Willem dor schriew, wenn he an sin eegen Feild denket. Dat vorgitt he nich.« Sie schwieg und sah zum Fenster hinaus. Gleich hinterm Garten lagen ihre Ackerstücke nebeneinander, gelb oder dunkelgrün, in langen Streifen. Und ihre Augen bekamen einen wundersamen Glanz. »For Vadder is't nich lichte.« Dann stand sie auf, um ihre Arbeit aufzusuchen.

Die beiden Mädchen gingen über die Diele auf den Hof, aber den Vater fanden sie nicht mehr. Die Sensen hingen in einer Reihe auf den Pflöcken an der Scheunenwand. Keine fehlte. Wo der Vater sein mochte? Er hatte vom Mähen gesprochen, aber dazu hätte er ihnen Bescheid sagen müssen. —

Gerd Hüsemann stand vor seinem Roggenfelde. Es schob sich dicht am Holze hin, nur durch einen schmalen Fußpfad davon getrennt, und reichte an der Gegenseite bis an die Straße, die zum nächsten Dorfe führte. Im Osten teilte ein grüner Kehrweg die nachbarlichen Äcker. Der Schlag war nicht groß: in einer halben Stunde bequem zu umgehen. Was von seinem Roggen nicht zwischen diesen Grenzen lag, war nicht der Rede wert. Aber zwei Pferde ließen sich zur Not darauf halten. Gerd Hüsemann legte die Hand über die Augen. Die Sonne flimmerte über dem reifen Korn, das die Ähren tief herniederhangen ließ. Eine Woche noch, dann war alles herein und geborgen. Wenn nur das Wetter gut

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blieb. — Eine Windwelle lief über die weiße Fläche. Helle Lichter sprühten auf und sprangen hinter ihr her. Die Halme knisterten in der Mittagsglut. Der Bauer schrak auf. Herrgott im Himmel! Wenn das Feuer wäre! Ein paar Stunden — und alles ist tote Asche. — Woher ihm der Gedanke nur in den Kopf kam? Wie konnte das Feuer sein? Hundertmal hat er hier gestanden und dem Lichterspiel zugesehen, in allen Jahren. Und er weiß es genau: die Sonne ist's — die Sonne, die auf dem Korn brütet, daß die Luft hüpft wie eine Schar junger Lämmer. Was er da eben gedacht hatte, das war Frevel und Gotteslästerung.

Aber der Junge, der Willem, hatte doch davon geschrieben. In seinem Briefe stand's. Und mit Grauen denkt Gerd Hüsemann an das große Hageln vor acht Jahren. Hier am Holze standen sie damals auch — fast das ganze Dorf zusammen —, weinend die Frauen, stumm und düster die Männer. Alles war zerschlagen, überflutet, in den Grund gestampft; keinen armen Halm hatten sie geerntet in dem Jahre. Sie fühlten aber die Hand Gottes in dem Unglück und trugen die Not in Demut und Geduld.

Und nun schrieb der Junge: »Sie verbrennen ihr eignes Korn!« Konnten Menschen das? Was sie pflügten und säten und wie eine Gottesgabe hegten und hüteten in Angsten und Hoffnung — zerstören und verbrennen mit tierischer Wildheit? Das war Wahnsinn und Sünde zugleich. Allein der Gedanke daran trieb dem Bauer das heiße Entsetzen durch das Blut. Und nun erst das alles mit ansehen — er wäre gestorben davon. Was hatte Willem gesagt? Nicht zu übersehen war das Feld. Und wenn sie tagelang marschierten zwischen den borstigen Weidenköpfen, auf lautlosen Wegen — die Felder nahmen kein Ende. Was war dagegen sein kleines Ackerstück? Nicht wiederzufinden. Doch nun flackerte die rote Lohe über dem gelben Korn, von den Menschen selber hineingeworfen, und schwarzer Qualm verhüllte Himmel und Sonne.

Aber sieh! Da mittendrin standen graue deutsche Soldaten. Ihre Gewehre hatten sie aus den Händen gelegt und die Helme abgenommen. Mit geneigtem Nacken standen sie da, umwölkt von Rauch und wogender Glut. Weiter vorn lärmte die Schlacht; aber sie achteten nicht darauf. Ruhig und gleichmäßig ging der Schwung ihrer Arme, immer von rechts nach links und wieder zurück. Und sie mähten, mähten, mähten. Gerd Hüsemann spürte das Wiegen in seinen Armen, in seinem ganzen Körper. Er hörte ganz deutlich den scharfen, klirrenden Schnitt der Sense. Und Halm sank zu Halm, Mahd wellte sich neben Mahd, Garbe folgte auf Garbe in langen Reihen, wie er es nie gesehen in seinem Leben. Und weiter mähten sie. Nun war der erste drüben am andern Ende und richtete sich auf, der zweite dann, der dritte, der vierte — alle in gleichen Abständen. Mit der platten Hand wischten sie den tropfenden Schweiß von der Stirn und legten die Sensen über die Schulter. Langsam und aufrecht kamen sie näher und schritten wie Sieger daher, wuchtend und schwer. Immer größer wurden sie, übermenschlich groß. Und da — da! Mitten unter ihnen ging sein Junge, wie die andern voll heiliger Freude. Straff und fest umspannten seine Finger den Sensenbaum, trotzig und breit traten seine Füße in die Stoppeln, daß sie krachten und brachen. Sein Junge! Er hatte mit den andern gemäht und das Feld des Feindes gerettet wie ein Christenmensch. Gierig warf das Feuer seine spitzen Zungen noch nach den Garben hinüber, aber die letzten Flammen fielen tot in die graue Asche zurück.

Unwillkürlich hastete Gerd Hüsemann ein paar Schritte nach vorn, den Mähern entgegen. Aber dann sah er nichts mehr in der leeren Weite. Dicht vor ihm leuchtete wieder sein Roggenfeld in der weißen Nachmittagssonne und wußte nichts von Krieg und Brand und Verwüstung. Da wallte ein Glanz in seinen Augen auf, und voll inbrünstiger Liebe ließ er die Ähren durch seine rauhen Hände gleiten, behutsam und glücklich, wie man Kinder streichelt. Dann ging er am Holze hin, jeden Halm sorgsam zurücklegend, der über den Weg geschlagen war und unter die Füße kommen konnte.

Vom Mähen aber wurde heute nichts mehr.

Am Abend dieses Tages konnte Gerd Hüsemann den Schlaf nicht finden. In ihren Kammern hörten die Frauen seinen schlürfenden Gang auf der Diele, lagen mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

offenen Augen und horchten in beklemmender Unruhe hinaus. Und sie dachten an den Brief. — Der Vater ging auf die große Einfahrtstür zu, rüttelte an dem Schieber, der ihre breiten Flügel zusammenhielt, stemmte eine Latte dahinter, deren unteres Ende er auf die Diele drückte. Nun mußte sie fest sein. Eines Atemzuges Länge stand er still. Was trieb er hier noch? Die Mädchen machten doch alle Abende die Türen zu. War jemals einer zu nachtschlafender Zeit in sein Haus gekommen? Nein, so weit er denken konnte, nicht. Aber die Türen standen den ganzen Tag offen. Er blickte hinter sich, stieß den Fuß in die Ecken, in denen der fahle Schein der Sommernacht saß, und überall stieß er ins Leere. Et is ton Grüwwen vannacht! dachte er. Dann suchte er vor den Kühen entlang, die satt und klumpig im Nachtdunkel dalagen, stöhnten und schnoben im Schlafe. Er griff über die Krippen nach den Ketten: alle waren geschlossen und sägten klirrend durch ihre Ringe. Wieder blieb er stehen und horchte hinüber nach der andern Seite, wo der Braune stand, raschelnd sein Heu aus der Raufe riß und mit den Lefzen im Wasser klatschte. Aufgeschreckt von dem Geräusch gab der Hahn auf seinem Wiem einen langen kreischenden Warnlaut, der jäh und scharf durch die Stille schnitt. Gerd Hüsemann schubderte zusammen und schob die Hände in die Tasche: es fröstelte ihn in dieser Julinacht. Et is ton Grüwwen in sin'n eegen Huse! — — —

In dieser Nacht hatte Gerd Hüsemann einen grausen Traum. Seine Augen sahen ein unermeßliches Erntefeld; Sonne glänzte darüber. Weit, weit am Himmelsrande verdämmerte die goldene Flut im Silbernebel. — Plötzlich blitzte ein Stern in der Ferne auf, mitten am Tage. Gerd Hüsemann kniff das hagere Gesicht zusammen: er grübelte. — Da kam schon ein zweiter aus dem Grau heraus, dann ein dritter — und nun waren es unzählige. Und die Sonne stand hoch und hell am Himmel. Aber die Sterne wuchsen und wurden rote Glutbälle, rollten gegeneinander in stürzender Flucht, barsten an den Rändern und warfen grelle Brandgarben auf zum Himmel. »Leewer Gott! Dat is de jüngste Dag.« Gerd Hüsemann muß hineinstarren in das Entsetzen; seine Stirn wird naß, seine Glieder fliegen. Eine Feuerwolke verschlingt die Sterne, drohend und schreckenvoll wie ein Blutmeer liegt sie am Osthimmel. Langsam hebt sie sich höher, schiebt sich nach vorn. Dann reißt ein Sturmstoß sie auseinander und schleudert die lodernden Fetzen hinein in das reife Korn. Und sie fressen schwarze Gänge hindurch, immer breiter, immer tiefer, immer gieriger. Ganz deutlich sieht er es. »Dat Korn brennt, Lüe, dat Korn! Helpet!« Gerd Hüsemann will es schreien. Aber seine Kehle ist trocken und zugeschnürt, der Atemstrom kann nicht hindurch. Und das Feuer rast und fliegt durch die Felder, ein leises, wehes Wimmern und Weinen klagt aus den brennenden Halmen. Näher kommt es, immer näher. Und kein Mensch ist zu sehen. Er muß zu den Nachbarn, schnell, schnell! Ihre Felder verderben: ihr Roggen, ihr Weizen — alles. Aber Gerd Hüsemann kann kein Glied rühren, keinen Laut aus dem Halse bringen. O Gott, o Gott! — Da, was ist das? Aus den Furchen hervor, ganz nah, kriechen drei, vier wüste Menschenwesen mit wilden Fratzengesichtern, und ihr Lachen ist wie das Geheul toller Hunde. Und mit qualmenden Bränden rennen sie auf sein Roggenstück zu. Wie todwund stöhnt der Bauer auf. — Ein Fall, ein Krach auf der Diele. Da springt er aus dem Bett, reißt die Hosen über, sucht mit den Füßen die Holzschuhe und stolpert hinaus.

»Minske, wat is di?« fragt sein Weib mit erschreckter Stimme hinter ihm her.

Aber er hörte es nicht mehr. Auf der stillen Diele kletterte der hallende Laut seiner Schritte an den Wänden empor. Das gelbe Mondlicht blickte durch die Stallfenster, stöberte durch das Hühnerloch, rieselte durch Giebelklappe und Balkenluke auf die Diele nieder. Gerd Hüsemann ging um die Lichtinseln herum. Da stieß sein Fuß an die Latte, die er gestern abend gegen die Tür geklemmt hatte. Sie mußte sich gelockert haben und war umgeschlagen. Als der Schieber nicht nachgeben wollte, ging er durch den Pferdestall und kroch durch die Luke hinaus. Der Braune steckte den Blessenkopf neugierig hinter ihm drein. Auf dem Hofe war es dämmerhell. Rotgelb glänzte der Mond im Osten. Ein Käuzchen kam aus dem Holze, schattete über Gerd Hüsemann hin, schrie und verschwand

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Eulenloche seines Hauses. Und das geheimnisvolle Singen und Atmen webte wieder durch die Sommernacht.

Gerd Hüsemann aber lief quer über die Bleiche, durch das nasse Gras, drängte sich durch eine Lücke im Hagen und riß seine Füße über ein Kartoffelstück hinter sich her. Nach wenigen Minuten war er vor seinem Roggenfelde. Die Halme bogen sich noch schärfer als am Tage, die Ähren hingen tiefer, herabgezogen von der Last des Taues, der in langen Ketten daran blinkte. Und jeder Tropfen hielt einen roten Funken Mondlicht gefangen. Der Bauer griff hinein in das Geleucht, und es erlosch in seiner Hand. Ähren und Stroh waren naß, kalt und weich. Gott sei Dank! Es war nur ein höllischer Traum gewesen. Sein Atem ging ruhiger. Er blickte auf und horchte in die Stille. Über ihm in den schwarzen Baumkronen nagte und flügelte das Nachtgetier, daß es wie leise tropfender Regen klang. Und er fühlte die feuchte Nachtkühle durch sein dünnes Hemd dringen, auf Schultern und Armen, und von den Beinen her krochen Frostschauer an ihm hinauf. Er war naß bis über die Knie. Heimgehen will er und schlafen: es ist ja nichts. Und morgen soll der Roggen gemäht werden. Als er sich umdrehte, sah er drüben am andern Ende des Feldes etwas Dunkles. War das ein Mensch? Oder war's der Ellernbusch, der oben an der Straße neben der Brücke als Wegzeichen warnte? Aber der Busch konnte es nicht sein. Die dunkle Gestalt bewegte sich auf und nieder, obgleich sich kein Windhauch regte. Da stand jemand in seinem Roggen. Was sollte das heißen? Hatte er doch nicht geträumt? Und wieder packte ihn die Angst und jagte ihn am Holze hin. Auf halbem Wege hielt er ein: nun sah er es deutlich, ganz deutlich. Da stand ein Mensch und mähte, mitten in der Nacht, ruhig und sorglos, als wäre es sein eignes Korn. Klang das nicht wie Sensenschnitt? Und nach jedem Schwung reckte sich der Mäher hoch auf, daß er dunkel über die weiße Fläche hinausragte. Gerd Hüsemann suchte in seiner Erinnerung: dies hatte er schon einmal so gesehen in vergangenen Jahren. Es war ein heißes, rasches Grübeln. Und dann schoß ein jähes Erschrecken durch seinen ganzen Leib: er wußte, wer der nächtliche Mäher war. »Du leewer Gott, de Junge! Dat Meihen kann ik doch god olleine. Un dorto maket he den wieten Weg, ganz ut Rußland hierhen.« Die Gedanken fliegen durch sein Gehirn. »Ower god is't doch, dat he hier is. Dat will ik em seggen. Un so met eenmol. Kinner, Kinner, wat sik de Frunslüe woll fröet!« Seine Schritte werden schneller, er beginnt zu laufen. Das lange Gras in der Furche schlingt sich um seine bloßen Füße, seine Holzschuhe werden naß und glitschig inwendig. Er muß achtgeben, daß er sie nicht verliert. Und die dornigen Braken langen aus dem Walde nach ihm, häkeln sich an seine Hose, an sein Hemd und peitschen ihm Gesicht und Hände. Neben ihm blüstert ein Wild, aufgeschreckt, tiefer ins Holz hinein. Nun hat er den Kehrweg, da kommt er schneller vorwärts. Er nimmt die Holzschuhe in die Hand und läuft auf den Busch zu. An der Ecke oben steht der Roggen unberührt, kein Schnitt ist gemäht. Und der Busch legt sich grau und massig über den Straßengraben, nur einen dicken, laubigen Strunk reckt er hoch über das Feld. Einen Augenblick verharrt Gerd Hüsemann, seine Knie wanken. Es ist nichts, nichts als der Busch. Aber da, weiter vor ihm, ist die Gestalt wieder.

He will no Hus, denkt Gerd Hüsemann. De Roggen is to natt ton Meihen. Ower he kann nich in't Hus herin. Ik mot em de Dür upmaken. Du leewe Tid, wat hew de Junge for'n Weg achter sik — un met de Seeßen up'n Nacken! Er zieht seine Holzschuhe an und läuft auf dem Steinwege seinem Hause zu. Die weißen Wände schimmern durch die Bäume des Gartens. Aber er kommt der Gestalt nicht näher, keinen Schritt. Sie scheint vor ihm zu fliehen, denn nun wendet sie sich nach rechts, an der Roggenbreite vorbei dem Holze zu.

»He geht vorkehrt, he geht vorkehrt! Liek ut, Willem! Willem! Junge, töw mi!« Seine Stimme ist dünn und matt. Gegen den Wald hin sieht er nichts mehr. Er springt über den Graben, läuft, stolpert, strauchelt, ruft — und dann steht er wieder an derselben Stelle am Holze. Und drüben an der andern Ecke mäht sein Junge noch immer und reckt sich nach jedem Schnitt hoch auf. Gerd Hüsemann muß sich setzen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er ist naß am ganzen Leibe, seine Glieder schlottern, seine Füße, seine Hände, sein Gesicht brennen in stechendem Schmerz. Er weiß nicht, wie lange er so gesessen hat. Im Dorfe schlägt es drei. Der Morgen schauert herauf, eine erste Lerche steigt. Da ging Gerd Hüsemann langsam nach Hause, müde und steif vor Kälte, und eine dunkle Ahnung lastete auf seiner Seele.

Drei Tage später war die Ernte in vollem Gange, nur Gerd Hüsemann mähte noch nicht. Er trug seine Schultern aufrecht wie sonst, aber seit jener furchtbaren Nacht fielen seine Füße schwerer zur Erde als früher. Die Gestalt des Mannes glich einem Turme mit düsteren Mauern, dahinter die Seele einsam rang und litt. Nur seine Augen suchten seltsam in die Ferne und schienen zu warten. Immer einen Punkt suchten sie in endloser Weite, starr und brennend, und ließen ihn nicht los. Aber seine Lippen blieben verschlossen.

Die vier Menschen taten schweigend ihre Arbeit, die Zeit schlich hin, und eine angstvolle Stille lauerte im Hause. —

Gerd Hüsemann hatte den Braunen im Geschirr und spannte an, um ein Fuder Klee vom Felde zu holen.

Da kam seine Frau aus dem Garten über den Hof. Sie trug einen Korb mit Bohnen in der Hand und ging ins Haus. In der Hoftür blieb sie stehen und fragte: »Vandage müet wi auk woll anfangen to meihen, Gerd?«

»Ik weet nich,« antwortete der Bauer, ohne aufzusehen. »Ik mot no töwen. Ik töwe up Willem.«

»Wat seggst du, Minske? Up Willem? De hew doch gar nich schriewen, dat he kümmt. Dat begriep ik nich.«

»Willem kümmt, Annem'rie, du kannst di dorup vorlauten. He hew sik anseggt. Ehgistern nacht hew he sik bi mi anseggt.«

»Anseggt ...?« Ihre Stimme bebte, es nebelte ihr vor den Augen, und sie tastete nach dem Türpfosten.

Gerd Hüsemann sah es nicht. »De ganze Nacht stönd he in'n Roggen to meihen, de Junge. Un nu mot ik up en töwen.« Er war fertig und fuhr vom Hofe auf die Straße.

Die Frau aber stand noch in der großen Tür, hoch und starr, ihr Körper schien ohne Leben. Sie hatte die Augen geschlossen, und ihre Seele war allein. Nur die Lippen bewegte sie leise: »Willem hew sik anseggt — anseggt —! Ik gläuwe nich an Vorgeschichten, nei! ... Ower so, os use Herrgott et will!« Eine Weile stand sie so: sie betete, zweifelte, hoffte, litt. Dann drehte sie sich langsam um und schritt aufrecht und sicher die Diele hinauf. —

Als Gerd Hüsemann mit dem vollen Wagen zurückkam, bog der Briefbote gerade auf seinen Hof. Er brachte heute wieder einen Brief aus dem Felde, aber der Bauer erkannte im Augenblick, daß die Aufschrift nicht von seinem Sohne war. Er zuckte zusammen und sagte kein Wort. Er verbarg den Brief in der Hosentasche, fuhr den Wagen auf die Diele, nahm dem Pferde das Geschirr ab und schüttete frisches Häcksel in die Krippe. Dann ging er schweigend an den Frauen vorüber in die Stube. Sein Schritt klang kurz und fest, auf seinem Gesicht lag harte Entschlossenheit. Am Tische las er den Brief, der aus Rußland kam und die einfache Mitteilung des Kompagniefeldwebels enthielt, daß der Gefreite Wilhelm Hüsemann den Heldentod fürs Vaterland gestorben war. Dreimal mußte der alte Mann die paar Zeilen lesen, ehe er die düsteren Schicksalsworte ganz begriff. »Nu is he oll hier, use Willem.« Und wieder hielten seine Augen die eine Stelle in der schreckenvollen Ferne. Dann las er weiter. Denn unter der bitteren Todesnachricht stand von der Hand eines andern noch etwas geschrieben: »Mein lieber Herr Hüsemann! Wir verlieren in dem tapferen Toten einen stillen, treuen Kameraden und nehmen herzlich teil an Ihrem Schmerz. Aber Sie dürfen stolz sein: er ist gestorben für unsre niedersächsische Heimat, für ihre Menschen und ihre Felder, von denen er oft mit glänzenden Augen sprach, wenn er die grauenvolle, frevelhafte Verwüstung hier sah. Er war glücklich, daß er sie vor den wilden Schrecken des Krieges bewahren durfte. Bei friedlicher Erntearbeit traf ihn das feindliche Geschoß, zwischen gelben Garben hat er ein würdiges Grab gefunden.« Dann kam der Name des Hauptmanns, unter dem Wilhelm Hüsemann in Osnabrück seine beiden Jahre gedient hatte.

In heißer Erregung war der Bauer ans offene Fenster getreten. Seine Blicke wan-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

derten hinaus und suchten sein Feld. Wie ruhig es dalag und leuchtete in goldener Reife! Und überall jubelten Sensenstrich und Sensenschnitt.

»Dat Willem dat no erliewet hew — oh, wat is dat gob!« Leise ging Gerd Hüsemann in die Kammer, nahm seinen Abendmahlsrock aus dem Schrank, den hohen Hut aus der Schachtel und kleidete sich um. Er wollte gleich mit dem Briefe zum Vorsteher und dann das Geläute bestellen. Aber das Anziehen fiel ihm heute seltsam schwer. Er vergriff sich in den einzelnen Stücken, und die Knöpfe entglitten seinen Fingern.

Unterdessen wirtschaftete seine Frau am Herde. Die beiden Mädchen hantierten auf der Diele, aber es war keine Ordnung in ihrem Tun. Sie wunderten sich, daß der Vater um diese Zeit so lange in der Stube saß. Als er dann in seinen Kirchenkleidern aus der Tür trat, sank die alte Frau leise stöhnend auf einen Stuhl, und die Mädchen drängten sich weinend an ihre Schultern.

Hoch aufgerichtet stand Gerd Hüsemann vor ihnen. Seine Augen blickten ins Weite, aber seine Stimme war ruhig und klar. »Ji müet ju nich vorfehren, dat Willem bliewen is,« sagte er. »Ik hewwe dat oll lange aunt — sit de Nacht, dat he dor in'n Roggen was.«

Er schwieg und sah hinaus, während die drei unter Tränen den Brief lasen.

»Grient man nich, Kinner. Et is je hart for us olle, ower et mot woll so sin un usen Herrgott sin Wille. Dorin müet wi us fügen. Un wat dor unner in'n Breefe steht: hewwet ji dat richtig vorstaun? Wat mi dat fröet! Jüst os in de Heimat hew Willem sin Graw. Nu will ik met den Breefe no'n Vorsteher un denn de Klokken bestellen. Un nau Middag küent wi anfangen to meihen.« Er nahm den Brief und ging hinaus.

Nur das leise Weinen und Schluchzen der Schwestern irrte durchs Haus, aber dazwischen klangen die gläubigen Trostworte der Mutter.

Am frühen Nachmittage hakte Gerd Hüsemann eine Sense von der Scheunenwand, trug Hammer und Dengelkloß in den Schatten eines Baumes und begann zu klopfen. Pänk, pänk, pänk ... Hart und hell tönten die Schläge, ganz wie früher, und keiner traf vorbei. Pänk, pänk, pänk ...

Als er fertig war, legte er den Hammer auf den Kloß, schlug die Sense über die Schulter und rief die Mädchen. Und risch und fest schritt er durch den Garten, seine Augen sahen weder nach rechts noch nach links, stur voraus blickten sie. Und hoch über seinem Haupte blinkte die Sense. Wie ein Schnitter Gottes war er anzusehen. Und Gerd Hüsemann mähte, als wäre er zwanzig Jahre jünger geworden. Die Glut der Sonne ermüdete ihn nicht, und der rinnende Schweiß konnte seine Kraft nicht ermatten. Und hinter ihm rafften und bündelten die beiden Schwestern still und staunend, was von seinen Schnitten fiel.

Und als gegen Abend die Betglocke ging, lag der dritte Teil des Feldes in Garben. Gerd Hüsemann stützte sich auf seine Sense und faltete die Hände. Erst drei, dann fünf, dann sieben Glockenlaute liefen durch die klare Luft. Aber die Glocke schwieg heute abend nicht. Ihre Schwestern oben im Turm stimmten ein in ihr Rufen und hoben einen Gesang an, der über die Dächer wogte, über die Felder, über die Nachbardörfer, daß die Menschen ihre Arbeit hinlegten und einander fragten: »Für wen ist das?« Und die es wußten, sprachen: »Für Willem Hüsemann.«

Aber Gerd Hüsemann, der Vater, stand einsam vor seinem Felde und horchte in das Geläute. Und seine Augen sahen fern im roten Abendgolde das friedvolle Grab seines Jungen.

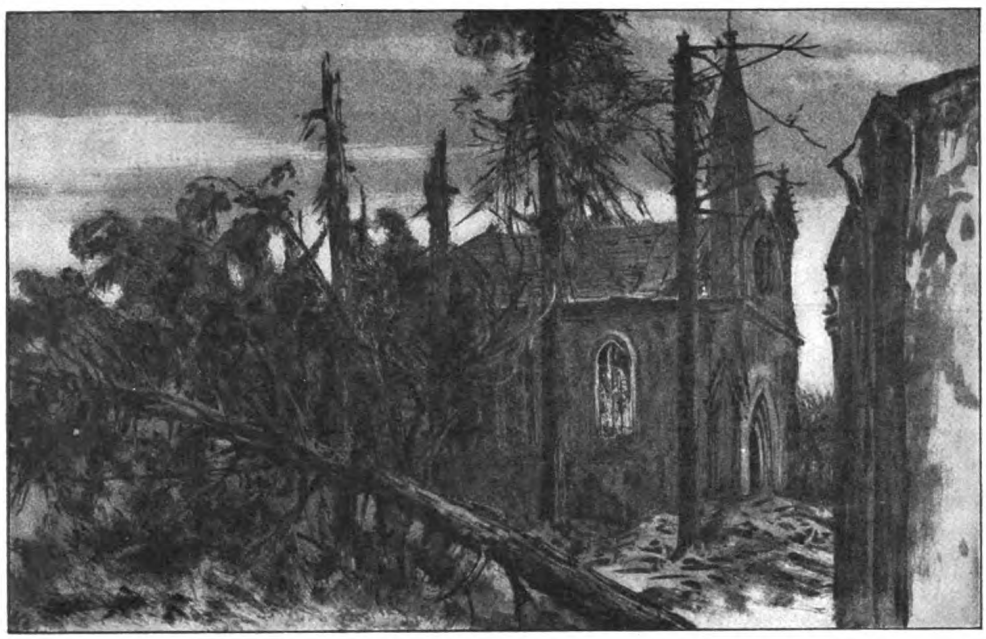
Sehnsucht

Heut war die Welt ein Frühlingsbaum,
Der ganz in weißen Blüten steht.
Heut ging der Tag im frommen Traum,
Wie eine Nonne im Gebet.

Heut sang mein Blut so kühn und wild —
Erst such' ich noch den Weg nach Haus,
Dann stell' ich vor dein liebes Bild
Mein Herz wie einen Rosenstrauß.

Heinrich Zerkaulen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Carl Kappstein: Schloßkirche — Chateau Brimont, Reims

Von Kunst und Künstlern

Hans Thoma: Mariä Himmelfahrtstag — Rudolf Schäfer: Lasset die Kindlein zu mir kommen — Alois Metz: Kirschblüte — Hans Olde: Pappeln vor der alten Stadt und Kühe unter Pappeln — Arthur Ludwig Ratzka: Frauenbildnis — Kriegsbilder von Carl Kappstein und Hans Kohlschein — »Trauer«, Holzbildwerk von Ernst Barlach

Dem Künstler ist erlaubt, auf vielerlei Arten fromm zu sein. Man sieht's an den Bildern von Hans Thoma und Rudolf Schäfer, die sich in diesem Hefte zusammenfinden. Das von Thoma ist eine lachende Landschaft aus den Tagen, wo die Natur auf der Höhe ihrer sommerlichen Schönheit steht: Wolken, Bäume, Wiese und Bach — alles jubelt in der Wonne der Erfüllung, und doch liegt eine andächtige, Schweigen gebietende Stimmung über dem Land, etwas, das uns mit sanfter Gewalt zum Niederknien und zur Anbetung zwingt. »Mariä Himmelfahrt« hat Thoma sein Bild genannt; er wird den 15. August also in dieser stillleuchtenden Schönheit einmal erlebt haben. Aber sie auch uns andern mitzuteilen, dazu gehörte sein reingestimmtes, frommes Gemüt, sein kindlich religiöses Fühlen, das mehr aus Natur und Volkstum als aus Bibel und Katechismus schöpft.

Rudolf Schäfer dagegen ist religiöser Zeichner mit Absicht und Bewußtsein. Er zitiert gewissenhaft aus Markus 10, 14: »Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes«, und stellt in die Mitte des Bildes die Figur Christi mit den milden Zügen und dem langwallenden gescheitelten Haar, wie sie uns überliefert worden ist. Im übrigen aber ist auch hier alles heimatlich, deutsch und volkstümlich. Betrachten wir nur einmal die Kinder! Diese Verbindung von Schüchternheit und Zutraulichkeit, dieses Gemisch von Steifheit und Anmut, gibt es das woanders als bei uns? Und wenn, könnte es ein deutscher Maler anderswo so liebevoll beobachten, so echt und getreu wiedergeben? Zu achten, nein, zu neunen sind sie auf dem engen Raum vereinigt: vom Fünfjährigen, der mit dem Herrn und Heiland schon ganz kameradschaftlich tut, bis herab zum Wickelkind, dem ein Abglanz des Himmelreiches aus den Augen lacht, das die weichen Patschhändchen auftut, als wollte es die Herrlichkeit greifen, und jedes dieser Kindlein ist schon eine kleine Persönlichkeit für sich. Mag dieses oder jenes, etwa der trotzige Bub zur Linken mit dem Blumenstrauß oder die Kleine zur Rechten mit dem Finger im Mund, ein wenig an Ludwig Richter gemahnen — was tut das? Überlieferung ist noch längst keine schwächliche Nachempfindung. Im Ganzen, im Aufbau, in der Gruppierung, im inneren Leben wirkt das Bild durchaus selbständig als Ausdruck eines unmittelbaren, aus dem Herzen quellenden Gefühls.

Auf die neue Bildermappe wollen wir noch hinweisen, der dies Blatt entnommen ist. Sie ist bei Teubner in Leipzig erschienen, nennt sich »Biblische Bilder« und vereinigt sechs farbige Steindrucke: außer dem hier gezeigten die Geburt des Heilandes (Luk. 2, 11),

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Darstellung aus der Bergpredigt (Matth. 5, 3—10), die Hochzeit von Kana (Ruth 1, 16—17), das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Luk. 10, 37) und das Abendmahl (Luk. 22, 19—20), ist also ein Oster- und Konfirmationsgeschenk, wie geschaffen für alle die, denen daran gelegen, daß sich unsern Kindern religiöse Szenen in deutschem Gewande und aus deutscher Gefühlskraft darstellen.

Die »Kirschblüte« von Alois Metz, von dem wir im vorigen Jahre ein Maienbild (Maiheft 1915) bringen konnten, trägt uns schon den vollen Frühling ins Haus. Nicht nur Frühlingshauch und Frühlingsstimmung, nein, die Blüten und Blumen selber, denn dies Geschmeide, diese Perlen des Lenzes sind mit einer so andächtigen, hingebungsvollen Freude an Einzelheiten gemalt, daß man fast meint, das Blatt eines altdeutschen Meisters vor sich zu haben.

Ganz anders, freier und großzügiger, ist die Art Hans Oldes, wie sie uns in seinen neuen Landschaften entgegentritt. Dem Impressionismus und Freilicht hat er von jeher, schon in seinen ersten Gemälden aus den siebziger Jahren gehuldigt, in denen er die breiten, saftigen Schönheiten seiner meerumschlungenen Heimat verherrlichte, die sonnigen Marschen, das weite, fruchtbare Hügelland mit Wiesen und Hecken, Wäldern und Seen, und den kraftvollen, lebenstüchtigen Volksstamm, der dort so sicher und fest über die angeerbte Scholle schreitet. Schon damals ging ein Leuchten von seinen Bildern aus, das die alten, noch im braunen Atelierton befangenen Augen ebensosehr erschreckte, wie es die jungen, der Natur aufgeschlossenen entzückte. Es war etwas Trotziges, Kraftbewußtes, vielleicht auch manchmal etwas Herausforderndes in jenen Bildern, wie es der Jugend eigen ist, eigen sein darf. Mittlerweile ist Oldes Kunst zu gesättigter Reife gediehen. Aber noch immer hat sie sich — wie der Künstler und Leiter der Kasseler Akademie selbst, den man eher für einen Fünfzig-, denn für einen Sechzigjährigen halten möchte — etwas Jugendliches, Entwicklungsfrohes bewahrt. Die hessische Landschaft zwischen Diemel und Reinhardswald hat Olde ganz neue Schönheiten offenbart, Schönheiten vornehmlich der Luft- und Lichtstimmungen, und mit einem Feuer hat er sich ihren farbigen Reizen hingegeben, als entdecke er nun erst den malerischen Zauber des Sonnenlichts, das doch von jeher die angebetete Gottheit seiner Kunst war. Manchem mag diese neue stürmische Hinkehr zur Jugend wie ein Rückfall erscheinen; andre werden gerade darin die beste Bürgschaft für die unverbrauchte schöpferische Kraft sehen, die ein Kunstlehrer der Jugend haben muß.

Ehe wir zu den Kriegsbildern dieses Heftes übergehen, ein paar Worte noch über das Frauenbildnis von Arthur Ludwig Ratzka. Es ist in seinem inneren Gehalt von jenen andern gar nicht so weit entfernt. Wissen wir doch, daß es zu Beginn des Krieges gemalt worden ist, und daß dem Künstler daran gelegen war, in diesem Bildnis seiner Frau etwas von der schweren Stimmung festzuhalten, mit der die Ereignisse der Zeit auch das mutigste Herz beschatteten. Haltung und Gesichtsausdruck werden dieser denkwürdigen Zeitstimmung ohne Aufdringlichkeit gerecht. Es ist ein Pastell, das wir wiedergeben, eine Technik, die Ratzka mit Vorliebe und mit besonderer, überlegter Sorgfalt pflegt. Erscheint sie ihm doch, malerisch behandelt, von unerschöpflicher Ausdrucksfähigkeit, zumal wenn man die Farben mit dem Finger auseinanderwischt, um ihre Weichheit zu steigern. Hier freilich hat er es vorgezogen, sie nebeneinander stehenzulassen, in der Erwartung, daß ihre erwünschte optische Mischung sich im Auge des Betrachters vollziehen werde. Jedenfalls gibt diese Malweise der gleichlaufenden unverwischten Striche, wie sie sich auf unsrer Wiedergabe namentlich im Hintergrunde zeigt, der Arbeit einen eignen unmittelbaren Reiz und eine lebendige Fernwirkung: man fühlt — wofür der Kunstliebhaber immer dankbar sein wird — in dem farbigen Bilde noch gleichsam körperlich die arbeitende Hand.

In der Berliner Akademie der Künste am Pariser Platz ist die zweite Kriegsbilderausstellung eröffnet worden. Sie geht auf eine Anregung des Generalstabs zurück, wie der Generalstab es war, der die Maler an die Front einlud. Es muß ihm nachgerühmt werden, daß er dabei alle erdenkliche Umsicht und Freiheit walten ließ. Akademie und Sezession galten ihm gleich, Parteien und Richtungen wollte er nicht kennen, sowenig wie unser Vaterlandsgefühl sie kennt. So läßt denn diese Ausstellung an Mannigfaltigkeit der Auffassungen, Stilen und Ausdrucksarten nichts zu wünschen übrig. Manchem wird sie sogar zu bunt, vielen in ihren Leistungen zu unfertig vorkommen. Aber wenn wir die Größe des Erlebnisses messen, vor das sich alle diese Künstler, junge und alte, reife und noch in der Entwicklung begriffene, plötzlich gestellt sahen, so dürfen wir uns darüber eher freuen als verwundern. Nur die kalte seelenlose Sicherheit könnte es fertigbringen, sich vor diesem neuen Erlebnis anders denn als Werdender zu fühlen. Selbst der Königsberger Ludwig Dettmann, der sich auch in dieser zweiten Ausstellung wieder als der für das kommende große Schlachtenbild Berufenste erweist, bleibt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in dem Besten, was er zu geben hat, mit absichtlicher Zurückhaltung auf einer Vorstufe stehen. Auch er, in dessen aus Leidenschaft und epischer Ruhe gemischter Kunst vieles von den neuen Forderungen der Kriegsmalerei vorgebildet lag, war sich offenbar bewußt, daß nicht die Nähe, sondern erst die Entfernung ihnen gerecht werden kann. Ob selbst dann heroische Bilder im alten Sinne des Wortes oder auch nur strategische Massenentfaltungen entstehen werden, wie der Krieg von 1870 sie zu schaffen versuchte, ist fraglich. Heute bereits scheint festzustehen, daß auch die Kriegsmalerei der Zukunft das Erhabene, das Tragische im Schicksal des Einzelmenschen wird suchen müssen, daß alle noch so sehr ins Massenhafte und Ungemessene gesteigerte Kriegführung das Grundgesetz aller Kunst nicht wird umstoßen können, das eine Beschränkung auf das Einzelne, eine Verdichtung zum Seelischen verlangt. Auf dem Wege dorthin liegen freilich für den Künstler viele Möglichkeiten, seinem Gotte zu dienen, und mancherlei Formen gibt es, darin sich ein Teil von ihnen offenbart. Der eine begnügt sich durchweg mit Augenblicksskizzen, die nur den malerischen oder zeichnerischen Eindruck festhalten, der andre schildert auch Nebenerscheinungen, selbst wenn sie vom Sturm des Krieges unberührt geblieben sind, mit genauester, liebevollster Ausführlichkeit, ein dritter hält sich an enge Ausschnitte des Nahkampfes, ein vierter sucht den vulkanischen Brodem des heutigen Schlachtfeldes zu packen, andre wieder lassen die Natur, die Lieblichkeit des Frühlings, den Reichtum des Sommers, die klingende Reinheit des Winters über den Kriegsgraus triumphieren, noch andre halten sich an Einzelbildnisse, wobei es künstlerisch kaum einen Unterschied ausmacht, ob sie sich Mannschaften oder Feldherren wählen. Auch Ansätze zur Stilisierung, zur Erhöhung des Einzelnen ins Allgemeine sind schon da. Aber selbst in ihrer glücklichsten Ausbildung, bei Fritz Erler, haben sie noch etwas Starres.

Der Fülle der Erscheinungen würde nur ein eigner, mit vielen Abbildungen ausgestatteter Aufsatz genügen können, und auch dann würde die Auswahl des Gezeigten bei den vielen Schwierigkeiten, die im Wege stehen, noch zufällig oder willkürlich sein. So beschränken wir uns auf wenige Proben.

Carl Kappstein, einer unsrer geschultesten und durchgebildetsten Graphiker, hat im Winter 1915 hauptsächlich an der Front vor Reims seine Beobachtungs- und Zeichenkunst geübt. Alle seine Erlebnisse im Schützengraben und in den vordersten Artilleriestellungen, in und hinter der Feuerzone hat er damals gewissenhaft aufgezeichnet, um sie dann daheim in Ruhe zu künstlerischer Einheit zu bringen. Jetzt liegen als Früchte dieser Arbeit sechs Blatt in Steindruck vor. Mit »Skizzen« wollte sich dieser Künstler nicht begnügen. Seine Hochachtung vor dem Wert der geliebten Steinzeichnung — vor der Kunst überhaupt! — ist zu groß, als daß er Bruchstücke, so beliebt sie heutzutage sein mögen, hinwerfen möchte. Auch verlangt seine eigentümliche Technik, das Lavieren mit Tusche auf gekörntem Stein, von selber eine ganz besondere Sorgfalt. Es ist wohl die reizvollste, aber auch schwerste aller Arten der Steinzeichnung; Abänderungen duldet diese Arbeitsweise fast gar nicht, alles muß sorgsam überlegt, dann aber schnell und sicher hingesetzt werden. Vieles von dieser schönen und edlen Steinzeichentechnik war infolge der leidigen Überhandnahme photomechanischer Wiedergaben schon vergessen und verfallen, als Prof. Kappstein sich in seinem Lehramt an der Berliner Kgl. Hochschule mit Schülern und Druckern daranmachte, Verschüttetes auszugraben, Entartetes umzugestalten. Der Erfolg blieb nicht aus. Zu seiner Freude sah der Lehrer in seiner Abteilung mehr und mehr Arbeiten heranreifen, die deutliches Zeugnis ablegten von dem neuerwachten Sinn für Freiheit und Schönheit zeichnerischen Gestaltens, auch bei jüngeren Künstlern, die zuvor von solcher Umständlichkeit nichts hatten wissen wollen. Leute, die so arbeiten, sind nun freilich von vornherein gegen überhasteten Abschluß geschützt. Sie wissen, daß nur daheim in der lieben Werkstatt etwas so vollendet werden kann, daß es ihren eignen Ansprüchen Genüge tut. Deshalb hat Kappstein, dem die Natur einen schlagfertigen, gesunden Mutterwitz und eine nie versiegende Unterhaltungsgabe mitgegeben hat, draußen im Felde auch nur »gelebt«, d. h. für den Künstler: gesehen, beobachtet, Eindrücke in sich gesogen, aufgezeichnet und vermerkt. Dabei wird immer auch ein gut Teil des persönlichen Erlebnisses in dem Kunstwerk bewahrt bleiben, und an diesem Menschlichen fehlte es bei der Ritterlichkeit und Gastfreundlichkeit der Herren Offiziere des X. R.-Korps nicht, die in »Kochloch 1« und »Kochloch 2« den Berliner Professor ein paar Winterwochen bei sich beherbergten. Wer Kunstblätter zu »lesen« versteht, wird diesen Nachhall des Erlebnisses nicht darin vermissen. Außer den beiden Einschaltbildern zeigen wir nach den frischen ersten Drucken auch zwei Bilder im Text, stark verkleinert natürlich und ohne Tonplatte, so daß notgedrungen manches von den feineren und tieferen Wirkungen verlorengehen muß.

Im Gegensatz zu Kappsteins engumgrenzten Einzelszenen strebt Hans Kohlscheins »Ausmarsch der kriegsgefangenen Besatzung von Maubeuge vor dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

General von Zwehl am 8. September 1914« umfassende, historisch-monumentale Bilderwirkung an. Das Werk ist eine der stärksten Leistungen der Ausstellung. Ein denkwürdiger Augenblick hat hier den würdigen Gestalter gefunden. Manches Einzelne ist porträthaft getreu wiedergegeben, das Ganze aber so groß gesehen und stark gefühlt, daß jede Einzelheit in der Gesamtanlage aufgeht. Links in ruhiger, überlegener Beherrschung die Sieger, ohne triumphierenden Hochmut, ernst gefaßt, aber auch ihres Schicksalsamtes bewußt; an ihnen vorüberziehend die Besiegten, der endlose Zug der Gefangenen, auch sie nicht als dumpfe, eintönige Masse dargestellt, sondern, im Vordergrund wenigstens, einzeln abgestuft nach Erscheinung und Empfindungsausdruck — etwas Ritterliches gegen den Feind liegt in dieser Sonderung. Auch für dieses Bild sind im Felde selbst, so viel Geduld und Verständnis der Künstler auch für seine Absichten bei den Offizieren, zumal beim General Zwehl selbst, fand, nur die Skizzen entstanden. Und natürlich war es nur möglich, einen bestimmten Augenblick aus dem zehn volle Stunden dauernden Vorbeimarsch der Gefangenen und ihrer Waffenniederlegung festzuhalten. Strenge Auswahl und Einfachheit waren geboten, sowohl im Aufbau wie in der Linie und in der Farbenabstimmung (Rot, Blau, Grau). Man beachte, wie durch Unterdrückung des Landschaftlichen und durch möglichst große Figuren das Massenhafte der Menschenansammlung, durch die stete Wiederholung ein und derselben Gebärde, eben der Arm- und Gehbewegung, die mechanische Gleichmäßigkeit des Vorgangs, das stundenlange klingende Geräusch des Marsches zum Ausdruck gelangt, im Gegensatz zu der Ruhe der Sieger. — Der Künstler, der sich hier so glücklich als Kriegsmaler betätigt, ist Rheinländer (geb. 1879 in Düsseldorf). 1901 vollendete er sein erstes großes Gemälde »Schlesische Landwehr bei Waterloo«, 1903 ein andres, »Lützows Freischaren«, die sich jetzt beide im Besitz des preußischen Staates befinden. Eine Reihe von Fresken, u. a. für die Kreishäuser in Cleve und Czarnikau (Posen), vaterländische Gedenkbilder für Essen und Minden und eine große Anzahl von Gemälden und Studien aus der Eifel folgten, bevor Kohlschein durch den Ausbruch des Krieges vor Aufgaben gerufen wurde, zu denen ihn im Frieden schon seine ausgesprochene Begabung für historisches Pathos lockte. Aller Voraussicht nach werden wir seinem Namen in der Kriegsmalerei der nächsten Jahre noch oft begegnen; wir wollen wünschen, daß für all die vielen Gedenk- und Ehrenbilder, die die Zukunft fordern wird, noch mehr gleich tüchtige Künstler in dem jüngeren Nachwuchs zu finden sind.

Die Plastik hat sich bisher mit Kriegsstoffen nur selten befaßt, wenn wir von Bildnisbüsten der Heerführer absehen. Von dem furchtbaren Bewegungsaufruhr einer modernen Schlacht kann sie nur ganz wenig geben. Um so mehr wird sie sich an den Denkmalen beteiligen, die dem Kriege und seinen Teilnehmern jetzt schon zu entstehen beginnen. Aber auch aus den Stimmungen der Daheimgebliebenen vermag sie manches zu gestalten, namentlich im Relief und in der Kleinplastik. Eins dieser Werke zeigen wir in der Holzgruppe »Trauer« von Ernst Barlach, einem Werk der Berliner Freien Sezession. Barlachs straffe, zur strengsten Einfachheit durchgebildete Flächenbehandlung beweist hier, daß sie von seinen bisher bevorzugten slawischen Gestalten zu lösen ist, und daß ihrer im deutschen Volksleben, besonders im norddeutsch-bäuerlichen, noch viele würdige Aufgaben warten. Möge er sie zu finden wissen! F. D.

Ernst Barlach: Trauer (Holzbildwerk)
Aus der Ausstellung der Freien Sezession, Berlin 1916
Mit Erlaubnis von Paul Cassirer in Berlin

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn sich heute noch, ja heute erst recht Westermanns Monatshefte dem Heimischen enger verbunden, allem Oberflächlichen und Eitlen aber ferner gerückt fühlen dürfen als manche andre Zeitschrift, so danken sie den Mut und den Trieb auch dazu nicht zuletzt dem Andenken an die vorbauende Tätigkeit ihres ersten fast vierzig Jahre für sie tätigen Leiters.

Und noch ein Verdienst wollen wir dir nicht vergessen, der du nun von uns gegangen bist: nie hat eine Wolke des Unmuts oder des Zwiespalts unser kameradschaftliches Verhältnis getrübt. Der schwerere Teil dieser Verträglichkeit ruht immer bei dem Älteren, immer bei dem, der einem Jüngeren den Platz am liebgewordenen Werke abtritt: so soll auch zu deiner Asche allein der Dank dafür gelegt sein! Lebendig fortwirken aber soll in dem Hause, das du bauen halfest, der Kern deines Wesens, deine reine, milde und gütige Menschlichkeit. F. D.

Roman- und Novellenbücher

Das letzte Novellenbuch Marie von Ebner-Eschenbachs, wenige Monate vor ihrem Tode erschienen, haucht in den milden Farben des Pastells noch einmal ihr menschliches und dichterisches Bild vor uns hin. Mensch und Dichterin in ihr sind nicht zu trennen. Mag die Dichtung noch so rein und vollendet vor uns stehen, dahinter fühlen oder ahnen wir den überlegenen Menschen. Immer wieder begegnet man der verwunderten Frage, warum Marie Ebner erst so spät etwas geworden sei. Nichts einleuchtender als das: weil sich erst die aus Leid und Freude, Mitleid, Weisheit und Güte gemischte Erlebnisfülle in ihr angesammelt haben mußte, aus der die Stoffe ihr zuflossen. Heyse erfand und fabelte — vielleicht bewunderte die Altersgenossin den »Meister« gerade deshalb —, die Ebner fand, erlebte und strahlte das im Innersten der Seele Empfangene ohne Verzierung scheinbar mühe- und kunstlos wider. Deshalb auch konnte das Alter ihr so wenig anhaben. Die Schätze ihres Menschentums, ihren eigentlichen Reichtum, konnte der Rost nicht fressen ...

Es hat nur Raum für fünf kleine Erzählungen und eine noch viel kleinere Skizze, ihr letztes Buch, die »Stille Welt« (Berlin, Gebr. Paetel), aber aus dem engen Spiegel dieser beruhigten Gewässer sehen uns die alten Ebnerschen Lieblingsthemen an. Da begegnet uns in der Wiener Geschichte der Herr Hofrat, das Muster eines schwerlebigen alten Raunzers, dem nichts recht zu machen ist, der alles unausstehlich findet und nur seine Meinungen gelten läßt — und wie frühlingshaft schmilzt doch die eisige Rinde seiner kalten, lieblosen Eigensucht unter der kindlich unbefangenen Wärme eines jungen zärtlichen Geschöpfes, das sich in seiner Einsamkeit ihm uneigennützig zuneigt. Die andern Erzählungen haben sämtlich zuerst hier in den »Monatsheften« gestanden. In ihnen allen vollzieht sich eine Wandlung von innen, ein Sieg des edleren über das uneblere Gefühl. Aus der stachligen Knospe des Zorns, der sittlichen Entrüstung über den neuen Fehltritt einer Gefallenen läßt sich die Blüte des Verstehens, aus Strenge und Härte wird Mitleid und Menschlichkeit, als die »Sünderin« unter Schuld und Fehle ihrer unverdorbenen Natur ihr grenzenloses Vertrauen, ihre mutige Liebe sehen läßt; kühle Anbetung, respektvolle Verehrung wandelt sich in kameradschaftliche Einigkeit, als sich bei der »ersten Trennung« die erste »süße kleine menschliche Schwäche« an dem untadeligen Herrn Gemahl und Gebieter offenbart: die Liebe darf sich nicht schämen, klein zu scheinen, schwach müssen wir sein, wenn wir wahrhaft geliebt sein wollen. Und wie beredt, wie ergreifend der unausgesprochene Gegensatz der beiden letzten Geschichten! Ein alter Mann am Ende seines an Erfolgen und Triumphen reichen Lebens darf dem vertrauten Schwesterherzen gestehen, daß ihm auf seinem stolzen Siegeswege nichts so glücklich gemacht hat wie die »eine Sekunde«, der eine traumhaft verlorene Kuß, den er als Sechzehnjähriger, auf nächtlicher Fahrt durch den Mondschein, von der schönen, älteren Kusine empfing — o ja, das Alter darf »sentimental« sein. Aber die Jugend? Das fünfjährige Büblein richtet sich, weil's der Vater von ihm heischt, in der Qual seiner Todesstunde auf und singt, singt leise, mühsam hervorgepreßt, dann immer heller und heller aus der kleinen keuchenden Brust den Anfang eines fröhlichen Kinderliedes, bis die Stimme ihm in einem Schluchzen erlischt. Der starke, trotzige Mann erträgt und überwindet auch das, aber manchmal erwacht er des Nachts. Und dann klingt der Anfang jenes fröhlichen Kinderliedes an sein Ohr: ein vielgeliebtes Stimmchen hat sich erhoben, singt willensstark hell und glockenrein — schlägt plötzlich um und verhaucht in einem qualerpreßten Klagelaut. Und dann schmilzt in dem eisernen Menschen etwas, das sein ganzes Leben hindurch starr geblieben ist, und er bricht in einen Strom heißer Tränen aus ... Wir dürfen noch die »Grillparzer-Erinnerungen« und das »Zeitlose Tagebuch« von Marie Ebner erwarten, Denkwürdigkeiten, Erfahrungen, Beobachtungen und Aufzeichnungen, die früheren Jahren angehören; dies »Lied« aber wird der Ton der Seele sein, der in uns nachhallt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Marie von Ebner ist dem Alter wie einem Freund und Wohltäter entgegengegangen; deshalb hat es sie auch so reich gesegnet. Das Geschlecht, das nach ihr kam, suchte sich mit allen Fibern an die Jugend zu klammern, auch wenn diese schon ein unwilliges Gesicht zu der Zärtlichkeit machte. Da ist Helene Böhlaus neuester Roman (Berlin, Ullstein & Ko.). Schon der Titel ist eine gelinde Herausforderung: »Der gewürzige Hund«, eher gesucht als bezeichnend. Auf dem Hofe des Freiherrn Gabriel Schenk von Geyern gibt es einen alten kahlen Kettenhund, der eine stürmische Liebe für die junge Frau des Hauses hat, sie damit aber mehr ängstigt als erfreut. Der Freiherr will ihn wegjagen und meint, er stinke wie die Pest. »Nein,« sagt die zarte, milde, gütige, opferfreudige Myrtel, »das ist nicht so schlimm mit ihm. Er ist nur gewürzig.« Dieselbe überirdisch selbstlose Rücksicht, denselben holden Betrug übt sie gegen ihren lebenszagen Gemahl, dem sie nicht genug sein zu können glaubt, indem sie sich still aus dem Wege räumt: »Ich ging aus großer Liebe zu Dir. Das ist wahrlich keine Lüge wie beim guten gewürzigen Hunde damals ...« Eine ähnliche Opfertat wie die der Charlotte Stieglitz, die den geliebten Mann durch solch Erlebnis über sich selbst hinauszureißen hoffte. So glaubt Myrtel, im zehrenden Kampf der Selbstverneinung selig erliegend, ihren Gemahl, den halt- und ziellos im Leben Verirrten, der, von Goethe zurückgestoßen, Trost und Aufschwung in den jungen romantischen Kreisen Jenas sucht, mit ihrem Selbstmord von einer toten Last zu befreien und nach oben zu treiben in die bewegte Sphäre des frohen, mutigen Lebens. Aber eigentlich tut es erst der Krieg, der vor Jenas Tore stürmt, der Krieg als grimmiger Verzehrer aller Ichsucht, als Zwingherr zur erlösenden, uneigennützigen Opfertat für die Allgemeinheit. Schade, daß dieser Schluß und Ausgang nicht überzeugt. Zu oft verliert man unterwegs Ziel und Richtung; zu sehr verstrickt sich der Fuß in all den krausen und wirren Ranken, die Helene Böhlaus krampfhaft gesteigerte Lebens- und Jugendfreude auf den Weg streut. Alt-Weimar übt seinen alten Zauber, aber das Treiben der selig entzückten Bacchanten eines neuen Lebens, die dagegen anstürmen, hat nicht Wert und Lebensinhalt genug, um uns in ihr Gefolge zu ziehen.

Gustav Meyrinks Roman »Der Golem« (Leipzig, Kurt Wolf) hat beinah das Schicksal eines Sensationserfolges gehabt. Man braucht dafür nicht nach äußeren Gründen zu suchen; auch die geschickteste und unerschrockenste Verlagsreklame kann immer nur nachhelfen, der Antrieb muß aus dem Buche selbst oder aus den Zeitumständen kommen. Hier, glaube ich, ist er in dem merkwürdigen krassen, um nicht zu sagen schreienden Gegensatz zwischen Buch und Zeitgeist zu suchen. Nicht zum erstenmal läßt sich beobachten, daß so eine harte Wirklichkeit, wie wir sie nun schon bald zwei Jahre lang zu bestehen haben, eine wachsende Sehnsucht nach Unwirklichem, Romantischem, Phantastischem ausbrütet. Als wollte die Kunst sich rächen und nicht leiden, daß das Leben sie an Wildheit des Geschehens übertrumpft. Auch wollen wir den geheimnisvollen Anreiz des Titels nicht übersehen. Was ein Golem ist, wußte schon vor dem Erscheinen dieses Buches ungefähr jeder, auch wenn er nicht Hebräisch verstand: ein Erdklumpen oder eine rohgeknetete Tonfigur in menschlicher Gestalt, der von Zaubermund allerlei geheimnisvolle Kräfte eingeblasen sind. Aber wie diese Kräfte nach innen und außen wirken, woher sie entspringen und wie sie auf ihren Schöpfer im Guten oder Bösen zurückstrahlen — dafür ließ auch die jüdische Sage der Einbildungs- und Erfindungsgabe unbegrenzten Spielraum. Meyrinks Roman hat denn auch mit dem alten Prager Sagen- und Balladenstoff nur losen Zusammenhang. Jedenfalls geht er an dem tragischen Tiefsinn, der in einem menschenähnlichen, aber nicht auch mit einer Menschenseele begabten Wesen liegt, achtlos oder verächtlich vorüber. Hat er von der Homunkulus-Sehnsucht des Golem nichts wissen mögen, oder hat er sich nur die Freiheit seiner Traumeinkleidung nicht stören lassen wollen? Dieses Fahrzeug des Traumes genießt freilich so alle erdenklichen Freiheiten: es hat keinen Kurs und keine Ladung, aber auch keinen Kompaß und keinen Anker. In seine Segel bläst der Wind der Willkür und des Zufalls, wenn auch manche Beobachtung neuerer Seelenforschung gewiß nicht ungenutzt geblieben ist. Auch die unbedenkliche Mischung von Hellsehertum und Wirklichkeitsnachahmung widerspricht dem nicht. Ein alter Hut und ein sonderbares Bild aus dem Leben Buddhas, ein Stein, der »wie Fett aussieht«, und die jüdische Kabbala — das sind so ein paar von den ungleichartigen Motiven, die hier ins Brautbett der Erfindung und Handlung gezwungen werden. Was eigentlich vorgeht, widerstrebt jedem Versuch der Nacherzählung, so lebensvoll und farbig sich auch allmählich der kulturgeschichtliche Untergrund aus der alten Judenstadt Prags entfaltet. Es gehört nicht zu den letzten Reizen dieses merkwürdigen Buches, daß es immer von neuem Rätsel aufgibt, und daß Schlichtes neben Verzwicktem, Gekünsteltes neben Kindlich-Natürlichem, Gespenstisches neben Taghellem, Kriminalistisches neben Tiefmenschlichem steht, daß sich Nüchtern-Naturalistisches mit Ahnungen und Offenbarungen paart. F. D.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verschiedenes

Aus der deutschen Shakespeare-Literatur der letzten Jahre ragen ein paar Werke hervor, auf die es sich lohnt, beim 300. Todestage des Dichters von neuem die Aufmerksamkeit zu lenken. Da ist vor allem Friedrich Gundolfs bei Georg Bondi in Berlin erschienene Übertragung oder Neubearbeitung: Shakespeare in deutscher Sprache (bisher 9 Bände; Ausstattung und Buchschmuck von Melchior Lechter). Gundolfs Ehrgeiz ist es, Shakespeare in einer Form zu bringen, »die dem heutigen Geist der Verantwortung gegen den Dichter und die deutsche Sprache gemäß ist«. Nach dem Vorgange Stefan Georges, den er als sein Vorbild nennt und rühmt, will Gundolf die Errungenschaft unsrer Sprache aus den letzten zwanzig Jahren, ihre Sinnlichkeit und Farbe, ihre Feinheit, Schmiegsamkeit und Empfindlichkeit nutzen, um Schlegels geniale Leistung zu bessern, Tiecks und Baudissins schwächliche Fassung zu übertreffen und zu verdrängen. Er strebt nach unmittelbarer Wucht, Kraft und Größe, auch da, wo die früheren Übersetzungen sich mit Ähnlichkeiten oder Umschreibungen begnügt haben; er schrickt auch vor dem Wilden, Derben oder gar Rohen nicht zurück, wo die Früheren den Schleier oder das Pathos vorgezogen haben. Das Unternehmen — ein Thronsturz fast, wenn wir die klassische Geltung der Schlegel-Tieckschen Übersetzung bedenken — ist kühn, fast verwegen und natürlich nur zum Teil gelungen. Doch ist nicht zu verkennen, daß Gundolfs neue Formung manchen bisher verschütteten oder verdunkelten Sinn des Originals ans Licht bringt. Nur ein Beispiel: In der nächtlichen Szene zwischen Romeo und Julia (III, 5) übersetzte Schlegel:

Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; sieh den neid'schen Streif,
Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Der muntre Tag erklimmt die dunst'gen Höhn.

Dagegen Gundolf wörtlicher und schöner:

Die Lerche war's, des Morgens Herold, nicht
Die Nachtigall. Sieh, Lieb, ein neidischer Streif
Umsäumt die Trennungswolken dort im Ost.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Der muntre Tag reckt sich auf dunstigen Höhn.

Besonders deutlich wird Gundolfs sinnliche Überlegenheit in Prosaszenen, die, wie das ja bei Shakespeare nicht selten, im groben, derben Kneipen-Englisch schwelgen; auch empfinden wir ja das Veralten des Ausdrucks in der Prosa, der Sprache des täglichen Lebens, leichter als im Vers, der sich als erhöhte Form dem Wandel leichter entzieht: schon deshalb gab es hier gegenüber unsern Romantikern manches zu erneuern oder zu verbessern.

Gundolfs Übersetzung der Shakespearischen Sonette soll erst im letzten (12.) Band erscheinen. Ob sie die uns bisher geläufigen übertreffen wird, die Bodenstedtische, die Gildemeistersche oder selbst die prunkvolle von Stefan George (Berlin, Bondi), muß nach den Schwächen und Vorzügen der Dramenübertragungen als zweifelhaft erscheinen. Aber wir brauchen auf die musterhafte, dem Sinn wie der Form gleich genügenden, ja nicht mehr zu warten. Ludwig Fulda hat sie uns unter Prof. Alois Brandls Führung und Überwachung schon vor einigen Jahren gegeben (Stuttgart, Cotta; 2. Aufl., geb. 4 *M*). Langsam und mühevoll ist diese Nachdichtung gereift. Erst auf Grund einer sorgsamen philologisch genauen Prosaübersetzung ging Fulda an die dichterische Nachformung, und auch dann noch gab es bei einzelnen Versen und Wendungen lange, gewissenhafteste, nachbessernde Beratungen zwischen dem Poeten und dem Gelehrten, ohne daß man doch, nun das reife Gebilde in seinem Glanz und Wohllaut vor uns steht, von dieser Mühe etwas Störendes spürte. Nicht weniger verdienstvoll als die Verdeutschung ist die Erläuterung, die Brandl ihr voranschickt. Hier werden die den Dichter verdächtigenden Rätsel, mit denen die Sonettendichtung Shakespeares bisher umhüllt war, wenn nicht alle gelöst, so doch gelichtet, und von diesem Licht fallen erhellende Strahlen auf des Dichters Leben und Wesen, insbesondere auch auf die Persönlichkeiten des Freundes und der »dunklen Dame«, die durch den Sonettenkranz oder vielmehr die von Brandl unterschiedenen vier Gruppen gehen. In der Tat sprechen uns die Sonette nun auch dichterisch viel stärker an, da es gelungen, sie durch die Wirklichkeit aufzuhellen.

Wir haben den Gedenkaufsatz dieses Heftes »Unser Shakespeare« genannt, mögen des Dichters entartete Landsleute von heute über unsre »Anmaßung«, ihn als den Unsern in Anspruch zu nehmen, auch noch so sehr geifern und kollern. Wir wissen, daß auch über den Besitz eines Dichters mehr als der Zufall der Geburt Liebe, Verständnis, Pflege und tätige Verehrung entscheiden. Wie innig Shakespeare und der deutsche Geist zu einer unverbrüchlichen, heute noch fruchtbaren, ständig fortwirkenden Einheit geworden sind, das hat keiner überzeugender dargetan als Friedrich Gundolf in seinem so betitelten, kurz vor dem Kriege in zweiter, durchgesehener Auflage erschienenen Buche (Berlin,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bondi; geb. 9 ℳ). Da erleben wir in wahrhaft dramatischer Spannung das Ringen deutscher Geister um Shakespeares Werk und Wesen mit, wie es sich innerhalb dreier Jahrhunderte in unsrer Geistesgeschichte abspielte, da sehen wir aufs neue einen mit allen verfeinerten Sinnen und Ausdrucksmitteln der Gegenwart ausgerüsteten Geist um die letzte Erkenntnis des Genius und um seinen Segen kämpfen. Schon Gundolfs Sprache ist ein Genuß, ein höherer noch, wie vollendet er seinen Stoff beherrscht, um ihn sich und uns zu einem Erlebnis und Besitz zu machen.

Eine vollständige englische Shakespeare-Ausgabe mit sämtlichen Dramen und Gedichten bringt in einem Bande der Verlag von Bernhard Tauchnitz. 3368 Seiten in einen Band zu pressen, ist ein Wagnis; aber durch eine glückliche Wahl des Papiers wie der Schriftart ist es gelungen, das Buch trotz dem außergewöhnlichen Umfang handlich und den Druck leicht lesbar zu machen. Die Ausgabe kostet 6 ℳ, die Seite noch nicht ein Fünftel Pfennig!

Shakespeares Todestag ist zugleich der des Spaniers Miguel de Cervantes Saavedra, des größten Humoristen, den die Weltliteratur kennt. Auch seine Eindeutschung in unser Schrifttum ist das Verdienst der Romantik. Wir haben viele neuere Übersetzungen seines unsterblichen »Don Quijote«, bis heutigentags aber keine bessere, keine dem Original ebenbürtigere als die von Ludwig Tieck. Deshalb tut auch die verkürzte deutsche Ausgabe, die uns letzthin Benzion von »Leben und Taten des scharfsinnigen Junkers de la Mancha« gegeben hat, gut daran, die Tieckſche (und ergänzend die Soltausche) zugrunde zu legen. Diese Benzionsche Ausgabe (mit den Kupfern von Chodowiecki bei Josef Singer in Straßburg i. E.; in Halbleder geb. 4½ ℳ) bemüht sich, den Lesern von heute den Genuß der Dichtung möglichst zu erleichtern. Ähnlich verfährt Will Vesper in den bei Martin Mörike in München erscheinenden »Abenteuerromanen«. Zu diesem Zwecke hat er die Dichtung von den ermüdenden, weil breiten und schwer verständlichen oder veralteten Abschnitten befreit, die seiner Meinung nach den naiven Genuß des Buches behinderten. »Langwierige Schäfergeschichten, lange bedeutungslose Gedichte, allerlei novellistische Einschiebsel, Flüchtigkeiten, Wiederholungen, flache und übelduftende Späße, alles im Geschmack jener Epoche, umgeben wie ein Gestrüpp das Ewige des Werkes«. Dies »durchaus Vergängliche« ist also in der neuen Ausgabe gestrichen worden in der Hoffnung, daß der Leser trotzdem nichts wirklich Wertvolles und Entscheidendes vermissen, in seiner Lektüre aber um so glatter und munterer vorwärtskommen werde. Zugrunde gelegt ist die anonyme Übertragung von 1837. Der Text darf sich mit den Bildern von Gustav Doré schmücken.

*

Ottomar Enkings Roman »Monegund« liegt jetzt als Buch vor (Dresden, Reißner; geb. 6 ℳ). Hier, in dieser Zeitschrift, hat er seine erste Ausfahrt getan, hier seine erste Probe im Sturm der Zeit bestanden. Ja, es war eine Sturmprobe, denn was Enking da von dem »Gedächtnis des Blutes«, den Charakterkämpfen des adligen und des bürgerlichen Blutes erzählte, trat in dem Augenblick an die Öffentlichkeit, als der Weltkrieg, den wir mit einem tiefen, strengen Sinn den deutschen nennen, sein Schwert erhob und allem, was um ihn erklang, die Berechtigung des Daseins mit der Frage abforderte: Kannst du vor dem Schicksalsernst dieser Zeit bestehen? Darfst du vor mein Antlitz treten, ohne zu erröten? ... Enkings Roman durfte es: das haben uns Zuschriften ernster Leser bestätigt, das hat uns ein in bald zwanzigjähriger Gemeinschaft erworbenes Gefühl gegenseitigen Verständnisses von Fortsetzung zu Fortsetzung deutlicher gesagt. Das Werk hat mit dem Kriege äußerlich nicht das geringste zu schaffen, und doch ist es ein Zeit- und Gegenwartsbuch, denn in ihm rauschen die Quellen unsers Heimats- und Volksbewußtseins, kämpft und siegt der deutsche Persönlichkeits- und Gewissensdrang, der uns stark gemacht hat. Auch als Buch durch und über den Krieg hinaus wird sich das Werk, eine deutschgetreue Dichtung voller Ernst und Innigkeit, seinen Weg bahnen.

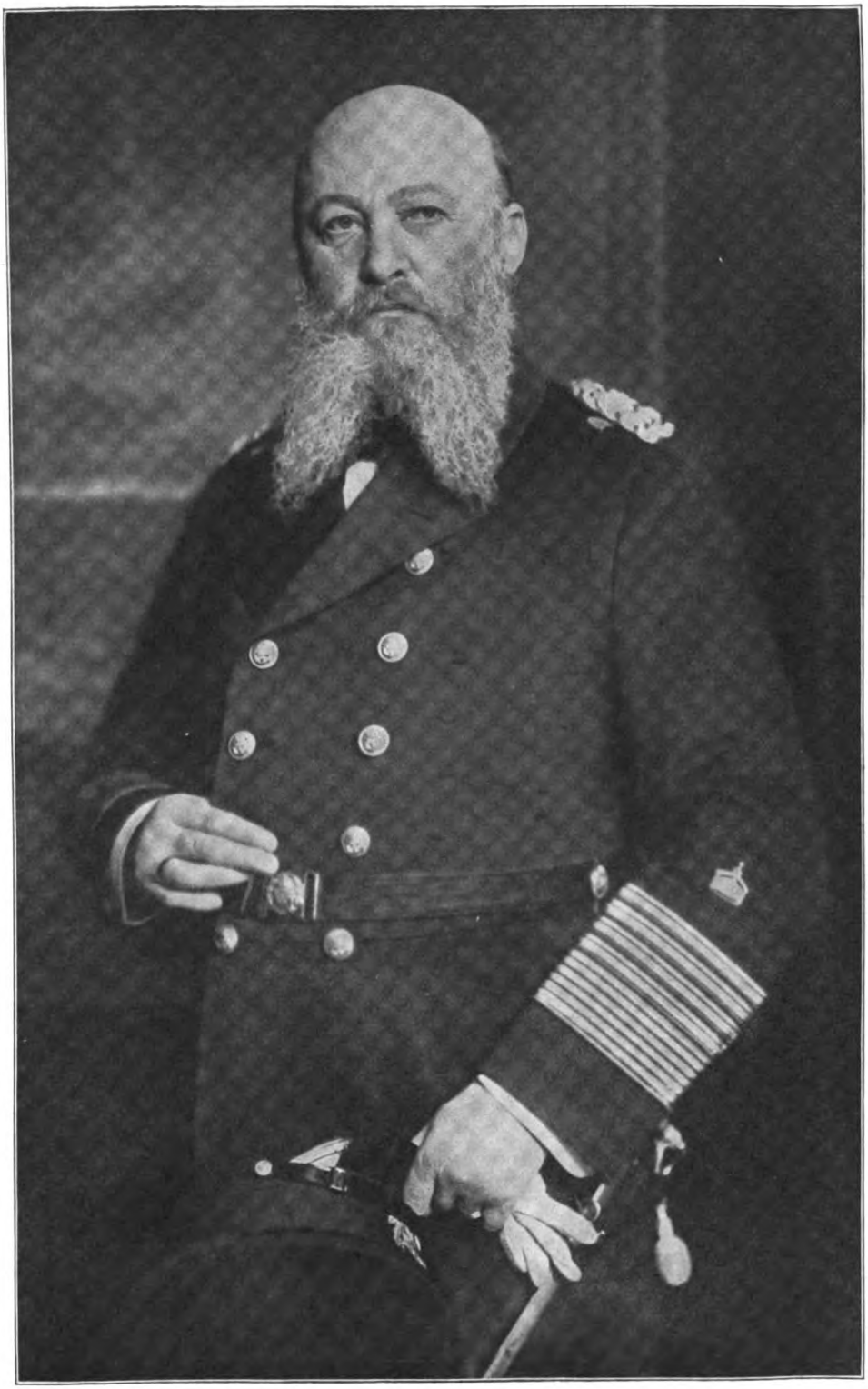
*

Die Versorgungsverhältnisse des Offiziers und des ins Okkupationsgebiet abkommandierten Zivilbeamten verdienen jetzt besondere Aufmerksamkeit. Es wird deshalb dankbar begrüßt werden, daß eine Zusammenstellung aller einschlägigen Bestimmungen erscheint: Offizierpensionsgesetz nebst Ausführungsbestimmungen des Bundesrats und des Kriegsministeriums sowie Pensionstabellen; Fürsorgegesetz für militärische Luftfahrer; Gesetz über die Kriegsversorgung von Zivilbeamten; Allerhöchste Order über Anrechnung von Kriegsjahren für 1914 und 1915 (Oldenburg i. Gr., Stalling; Preis ½ ℳ). Hier werden in einem Bande zusammengefaßt die gesamten wesentlichen Bestimmungen im amtlichen Wortlaut geboten.

*

Mitteilung. — Das neue Reisebuch von Johannes Mayrhofer im Verlag Herder, Freiburg i. Br., das wir im Heft 712 empfohlen haben, hat nicht den Titel »Fern im Süd«, sondern »Spanien« (Reisebilder).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Großadmiral von Tirpitz

Nach einer Aufnahme von Nicola Perscheid in Berlin

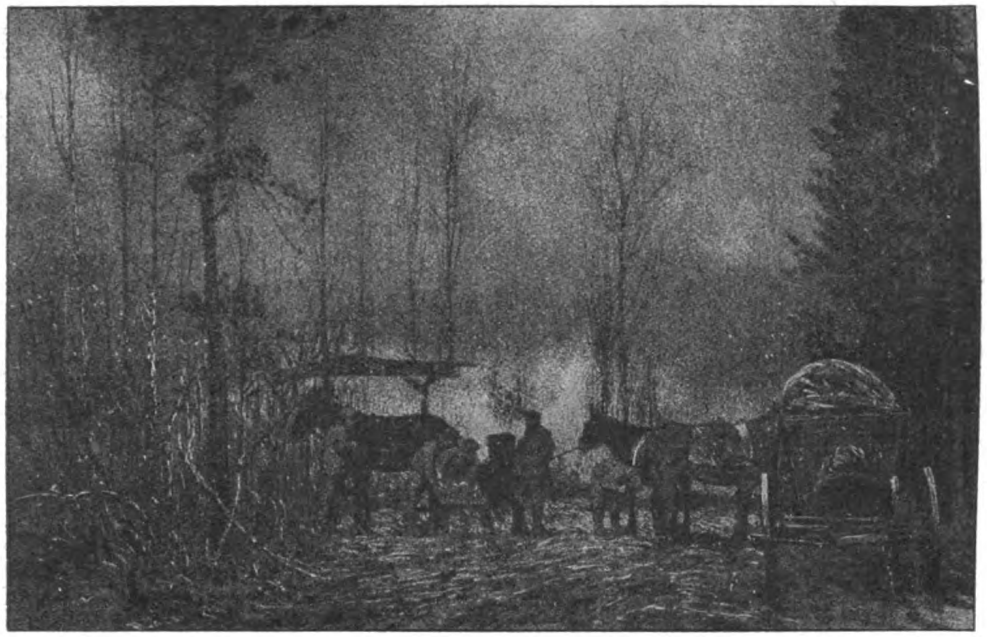
Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der deutsche Weltkrieg



Carl Kappstein: Feldschmiede — Milan-Ferme, Reims

Das Schwert

Ich hab' ein Schwert gefunden,
Das schlafend verborgen lag;
Nun leuchten mir alle Stunden,
Seitdem ich's trag'.

Es wandte mein dämmerndes Leben
Erwachend zur Sonne hin,
Und hat mir zu wissen gegeben,
Warum ich bin.

Ich will ein Kämpfer werden,
Denn nun ist Kämpfens Zeit,
Und will ein Sieger werden,
Wenn auch im Sterbekleid.

Ich schlug an des Lebens Pforte:
Das Leben zeigte mir viel,
Nun sprech' ich zum Herrn die Worte:
Mach' groß mein Ziel!

Hans Heinrich von Twardowski

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weltfriede und Sittlichkeit

Von Prof. D. Martin Schian

Als der große Krieg ausbrach, schienen die Weltfriedensbestrebungen zum Tode verurteilt. Es war ja keine Frage: sie hatten vollständigen Schiffbruch erlitten. Das zivilisierte, kultivierte, vernünftige Europa wollte Krieg. Schiedsgerichte, Verträge, Völkerrecht wurden in den großen Strudel gerissen. Wie sollte nach solchem Erleben je wieder die Hoffnung Kraft gewinnen, daß durch Abmachungen von Volk zu Volk ein dauernder Friede hergestellt, ein ewiger Friede gesichert werde?

Aber die Weltfriedensbestrebungen sind nicht tot. Wenigstens bei uns in Deutschland nicht. In Frankreich freilich blasen die begeistertsten Pazifisten ins Kriegshorn; es gibt sehr zu denken, daß sie — scheinbar um des Friedens willen — den Krieg bis aufs Messer fordern. Aber in Deutschland und in neutralen Ländern (ob auch nicht in allen und nicht allgemein) sind die Pazifisten pazifistischer gesinnt. Hier fordern sie nicht Krieg, sondern Frieden. Noch klingen ihre Stimmen nicht laut; aber sie klingen doch. Wenn sie nur Frieden nach diesem Kriege forderten, so hätten nur die Politiker es mit ihnen zu tun. Aber sie beginnen wieder, so nachdrücklich wie je, ja noch nachdrücklicher als vordem, den Frieden überhaupt zu fordern, den Weltfrieden, den ewigen Frieden. Weil sie das tun, hat der Ethiker mit ihnen zu schaffen. Sie selber behandeln die Frage nach Krieg und Frieden vom sittlichen Standpunkt aus. Allerdings mischen sich allerhand andre Gesichtspunkte ein. Auch unter den Pazifisten gibt es mancherlei Stimmungen und Strömungen. Manche führen ihre Beweise im Namen der Vernunft, manche im Namen der Religion. Aber man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß der Satz, geläuterte sittliche Auffassung müsse unbedingt zum Anhänger der Weltfriedensbestrebungen machen, Allgemeingut der Pazifisten aller Lager sei. Diesen Satz gilt es zu prüfen. Verlangt es die Sittlichkeit, daß wir den Weltfrieden so bald als möglich und für alle Zeiten herbeizuführen suchen, daß wir unter allen Umständen in die Losung einstimmen: Krieg dem Kriege!? Stehen Weltfriede und Sittlichkeit zueinander im Verhältnis allerengster innerer Verbundenheit?

Niemals wird die Neigung zur Bejahung dieser Fragen größer gewesen sein als jetzt. Vor dem Weltkriege war sie jedenfalls kleiner. Da kannten wir ja den Krieg nicht. Wir hörten von 1866 und 1870/71 etwas Kriegslärm herüberklingen. Aber wenn darin die Töne des Leides und des Schreckens noch erkennbar waren, so waren sie doch mit andern stark untermischt; nein, die andern überwogen sogar weit. Es klang von jenen Jahren her zu uns wie Ruhmesfreude und Siegesjubel, wie die Lust der Erfüllung lang ersehnter nationaler Wünsche. Die Kriege nach 1871 aber hatten uns wenig berührt; den Krieg kennengelehrt hatten sie uns nicht. Aber auch im Anfang des jetzigen Weltkrieges war jene Neigung geringer. Da lernten wir den Krieg kennen, wie er ist. Aber wir sahen doch zuerst seine Erhabenheit und Gewalt, seine aufrüttelnde Wucht, seine wunderbare, luftreinigende, herzenreinigende Kraft. Wir sahen ihn daherstürmen wie einen Erlöser vom harten Bann des inneren Haders, wie den Bringer der Befreiung von unsrer eignen Kleinlichkeit. Und wir grüßten ihn, ob auch in Zittern, als einen heiligen Krieg. Aber seitdem lernten wir ihn von andern Seiten sehen. Scheint nicht sein Wesen darin zu bestehen, daß ein Volk dem andern so viel Leid antut, als nur möglich ist? Gehört nicht notwendig zu ihm, daß er Unzähliger Glück zerstört, daß er dem Haß und der Leidenschaft zum Triumph hilft? Hat man nicht behauptet — und nicht ohne gute Gründe —, daß der Krieg gerade dann, wenn er barmherzig geführt werden solle, mit unbarmherziger Entschiedenheit geführt werden müsse? Und gibt es etwas Unsittlicheres als die Zerstörung von andrer Menschen Glück, von mühsam erbautem, sorgsam gehegtem, friedsam genossenem Glück?

Wir mögen Lust haben, viel von alledem, was unser sittliches Empfinden erschreckt, nicht dem Kriege im allgemeinen, sondern diesem Kriege zur Last zu legen. Und sicherlich stößt er besonders heftig mit unsern sittlichen Forderungen zusammen. Wann wurden je so viele Ortschaften zerstört, so viele Tausende von Menschen aus ihrer Heimat getrieben, so viele Hunderttausende in den Tod geschickt? Wann feierten Völkerhaß, Lüge, Verleumdung derartige Triumphe? Wann war einmal eine Zeit wie diese, da ganze Völker im Taumel wahnsinniger Leidenschaft jegliche Besinnung des sittlichen Urteils verloren? Da die Regierung eines christlichen Volkes die Ermordung wehrloser Seeleute der feindlichen Flotte zu mißbilligen nicht übers Herz brachte? Da selbst die ernsten Christen jenes Volkes zu diesem Schauspiel schwiegen? Wir empfinden es deutlich, daß die lange Dauer dieses Krieges auch für solche Gefahren bringt, die sonst nach sittlichen Grundsätzen ihr Leben leben. Ungezählte Tausende sind für Jahre aus Heimat und Beruf herausgerissen, Regel und Ordnung, Sitte und Gewohnheit, alle die heilsamen Kräfte, die den Menschen tragen und halten, haben für sie aufgehört, wirksam zu sein. Die Disziplin des Heeres ist — gottlob! — an

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deren Stelle getreten; und was Disziplin in solchen Zeiten wert ist, das vermögen wir gar nicht genug zu würdigen. Aber alles vermag auch sie nicht zu leisten. Die täglichen Notwendigkeiten des Krieges machen das gepflegte und geschärfte sittliche Unterscheidungsvermögen leicht müde. Darin liegen Gefahren selbst für die in ernster Manneszucht gehaltenen, in starker Selbstzucht geübten deutschen Truppen; wieviel mehr für die Truppen von Völkern, die ihnen weder in jener noch in dieser nahekommen! Je länger der Krieg währt, um so deutlicher tritt diese seine Wirkung in die Erscheinung.

Aber so sicher es wahr ist, daß dieser lange, lange Krieg auch für das sittliche Urteil seine besonderen Wirkungen hat, wir dürfen doch nicht vergessen, daß er damit — ob auch nachdrücklicher und rücksichtsloser — nur die Bahnen geht, die jeder Krieg geht. Jeder Krieg reißt Völker aus ihrer Bahn; jeder Krieg lockert festgefügte Sitten; jeder Krieg bedeutet Feindschaft, Zorn und Leidenschaft. Jeder Krieg erschüttert die sittlichen Ordnungen der kriegführenden Nationen.

Mit voller Absicht habe ich diese Sätze ganz allgemein gehalten. Nicht bloß von der christlichen Sittlichkeit habe ich gesprochen. Daß zwischen ihr, die das Gebot der Feindesliebe in sich schließt, die verlangt, daß wir denen wohltun sollen, die uns beleidigen und verfolgen, daß wir unserm Nächsten sein Gut und Nahrung zu bessern und zu behüten behilflich sein sollen, — daß zwischen dieser christlichen Sittlichkeit einerseits und dem Kriege anderseits die Kluft besonders groß ist, versteht sich schon für das oberflächliche Urteil von selbst. Aber wir wollen die Frage, die wir zu prüfen haben, nicht verengern. Es handelt sich nicht um die christliche Sittlichkeit, sondern um Sittlichkeit überhaupt. Oder, da solche »Sittlichkeit überhaupt« eine angefochtene und anfechtbare Größe ist: es handelt sich um das, was im allgemeinen in unserm Europa, zumal in unserm Deutschland, als Sittlichkeit gilt; um das sittliche Gewissen, das jetzt ein Volk gegen das andre aufruft, mit dem eins gegen das andre arbeitet. Wir gestehen rundweg zu, daß kein Krieg, und am wenigsten dieser Krieg, sich mit diesem sittlichen Gewissen in voller Harmonie befinden kann.

Was liegt näher als die Folgerung: Frieden! Um jeden Preis Frieden! So rasch als möglich Frieden!? Weltsittlichkeit und Krieg sind Gegensätze; so schaffe man um der Weltsittlichkeit willen den Weltfrieden, den Frieden, da Ordnung und Sitte feste Schranken bilden, da freundnachbarliche Gefühle die Völker verbinden, da die Kultur sich ungestört entfalten kann, da die Menschen sie selber sein dürfen! Fort mit Blutvergießen und Zerstörung! Es soll nur noch frohe, freie Entwicklung geben! Fort mit Völkerhaß und Völkerfeindschaft! Alle Völker sollen eine Gemeinschaft bilden, in der eins dem andern hilft!

Auch ich träume zuweilen ganz gern. Freilich dürfen es nicht Träume sein, die etwa als verzerrte Nachwirkungen der Tageseindrücke die Ruhe des Schlafes schreckhaft beeinflussen. Aber wer liebte Träume nicht, die er selber heraufführt, die er nach Belieben gestaltet; Träume, in denen des Herzens Sehnsucht sich einen himmelschönen Ausdruck schafft? Aber wenn ich mich einmal solchen Träumen hingebe, weiß ich doch immer, daß ich im Traumland und nicht auf dieser Erde wandle. Niemand verdenke ich's, wenn er Träumen solcher Art den Inhalt des ewigen Friedens gibt. Es ist ja ein herrlicher Gedanke: Friede! Alle Völker leben in Liebe, alle Menschen in Freundschaft! Aber ich verdenke es jedem, der so träumen will, allerdings, wenn er nicht weiß, daß er dabei — im Traumland ist.

Im Traumland! Und zwar nicht etwa bloß, weil solcher ewiger Friede unmöglich ist, solange die Menschen so sind, wie sie sind. Davon rede ich jetzt nicht, so felsenfest mir diese Überzeugung steht. Nein; wir wollen einmal annehmen, der Traum ließe sich verwirklichen. Annehmen, es ließe sich eine haltbare internationale Völkergemeinschaft herstellen. Ob durch Schiedsgerichte oder auf andre Weise, das ist ganz gleichgültig. Ob mit internationaler Polizei in Stärke eines Millionenheeres oder auf andre Weise, das beschäftigt mich jetzt nicht. Alle Unmöglichkeiten sollen einmal möglich sein. Der Traum sei Wahrheit; der Weltfriede soll gesichert sein. Dennoch bliebe, was ich vorhin schilderte, ein Traum. Denn Weltfriede wäre noch lange keine Weltsittlichkeit.

Wir haben vor diesem Kriege einen langen Frieden gehabt. Also haben wir Erfahrungen in der Beurteilung von Friedenszeiten. Wie stand es damals mit der Sittlichkeit der Welt? Jedenfalls doch so, daß aus dieser Sittlichkeit die Unsittlichkeit des Krieges notwendig herauswuchs. Kein Schuß ward gelöst außer zu Zwecken der Übung; kein Eigentum ward durch die Truppen geschädigt; Menschenleben waren kostbar und wurden auf jede Weise geschont; Kunstsammlungen waren Gegenstand liebevollster Aufmerksamkeit. War es darum eine sittliche Welt, in der wir lebten? Die Kriminalstatistik erbrachte den Gegenbeweis. Aber von ihr ganz zu schweigen: war nicht die gegenseitige Verkennung der Stände, Gruppen und Parteien z. B. bei uns im deutschen Land gerade vor dem Kriege auf der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Höhe angelangt? Zeitigte nicht der ungehemmt sich auswirkende Erwerbstrieb merkwürdige Blüten? War nicht die Abneigung gegen Opfer (ich meine wirkliche Opfer) auf einen bedenklich hohen Grad gestiegen?

Aber das Verhältnis der Völker untereinander: das war doch wohl im Frieden sittlich zu nennen? Gewiß, man warf keine Bomben und torpedierte keine Schiffe. Man bedachte sich sogar gegenseitig mit offiziellen Höflichkeiten und — bei Erdbeben und andern großen Unglücksereignissen — mit einigen Hunderttausenden oder gar Millionen von milden Gaben. Aber Frankreich nährte seinen grimmen Haß gegen Deutschland; und dieser Haß trieb gelegentlich Blasen. England mischte die Karten für sein Spiel, das Deutschland mattsetzen sollte. Italien brütete, während es das Bündnis aufrechthielt, Verrat gegen die Bundesgenossen. Serbien verhöhnte den großen Nachbarn und lieferte Bomben, die dessen Thronfolger umzubringen bestimmt waren. Rußland schmiedete Pläne gegen die Türkei und gegen alle Länder, die ihm die konstantinopolitanische Beute streitig machen würden. Nicht von allen Plänen ihrer Regierungen haben freilich die Völker Kenntnis gehabt; die Absichten der Völker oder doch weiter Schichten der Völker waren um Grade freundlicher und friedlicher. Aber man rede uns nicht ein, daß im Frieden vor dem Kriege die Völker Europas in gegenseitiger Liebe gelebt hätten! Wer jetzt dem Kriege entgegenhält: Liebet eure Feinde!, der mußte genau so gut das gleiche Gebot dem Friedenszustand entgegenhalten. Man sah — bis in die breitesten Schichten der Völker hinein — einander mit Mißtrauen an; man fühlte sich als Konkurrenten in den Fragen der Weltgeltung und Weltnutzung; im besten Falle konnte der Grundsatz »Leben und leben lassen« auch für die Beziehungen der Völker untereinander gelten.

Wir können es uns gar nicht klar genug machen, daß der Zustand, den der Krieg gezeitigt hat, einfach undenkbar gewesen wäre, wenn das Verhältnis der Völker in der vorhergehenden Friedenszeit irgend von Herzen freundlich gewesen wäre. Völker sind allerdings leicht beeinflußbar, ganz besonders romanische Völker. Geschickte Spielleiter vermögen die Stimmungen oft nach Wunsch zu gestalten. Ich bestreite den Männern, die in London und Paris das Steuer führen, die Eigenschaft als geschickte Spielleiter nicht. Aber so üppig hätte die Saat des Hasses, die sie gesät, nicht aufgehen können, wenn der Boden nicht ausgezeichnet vorbereitet gewesen wäre. Hier brauchte der Haß nicht erst zum Leben gerufen zu werden; er muß lange, lange vor dem Kriege schon vorhanden gewesen sein. Selbst in den christlichsten Kreisen des christlichen Englands muß ein ganz ungeheures Maß von Unfähigkeit zu objektiver Gerechtigkeit, eine ganz außerordentliche Neigung zur Idealisierung der eignen, zur Mißkennung der deutschen Seite gesteckt haben, wenn die teilweise doch recht groben Manieren der englischen Regierung zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung dermaßen wirken sollten, wie sie getan haben. Daß noch jetzt, trotz den Vorgängen in Griechenland, selbst die klarer denkenden Köpfe in England die Phrase von dem die Freiheit der kleinen Völker schirmenden Vierverband nachsprechen oder mindestens gelten lassen, ist für sich allein schon ein vollgültiger Beweis dafür, daß das englische Volk in allen Schichten für ein ruhiges Urteil über andre Völker nicht reif war.

Das vorläufige Ergebnis ist dies: Es ist völlig falsch, den gegenwärtigen Kriegszustand als den Zustand der Unsittlichkeit dem früheren Friedenszustand als dem Zustand der Sittlichkeit gegenüberzustellen. Wer das tut, urteilt mechanisch, nicht psychologisch. Der allerbescheidenste Ansatz zu volkspsychologischem Denken führt sofort auf andre Wege.

Der rückschauenden Betrachtung geselle sich eine Gegenwartsbeobachtung. Es kann ja kein Zweifel darüber sein, daß die Friedenssehnsucht in allen kriegführenden Völkern weit verbreitet ist. Sie ist freilich nicht so groß, daß das eine oder das andre zum Friedensschluß bereit wäre. Um die Frage des Friedensschlusses handelt es sich für mich jetzt gar nicht. Ich will lediglich die vorhandenen Friedenswünsche zum Ausgangspunkt für eine bestimmte Gedankenreihe nehmen. Worauf beruht die Friedenssehnsucht, die in Europa lebt?

Nach der Theorie der Weltfriedensfreunde müßte sie auf dem Abscheu vor der Unsittlichkeit des Kriegszustandes beruhen. Es müßte den Völkern widerlich geworden sein, daß ihre Heere einander töten, ihre Flugzeuge und Flieger ihre Städte bombardieren. Ich bezweifle nicht, daß Gefühle solches Abscheues sich in mancher Brust finden. Soweit ich zu urteilen vermag, sind sie vielleicht am stärksten bei Mitkämpfern, deren Auge nach getaner Blutarbeit das Schlachtfeld überschaut. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Vernichtung faßt die feiner Empfindenden unter ihnen leicht der Menschheit ganzer Jammer an. Die Frage »Wozu das alles?« wird in ihren Seelen lebendig und vermag, da die augenblicklichen Eindrücke die weite geistige Überschau unmöglich machen, nicht so rasch eine Antwort zu finden. Ähnliche Empfindungen regen sich bei jedem ernsten Menschen, der von diesen Dingen hört; aber hinter der Front bleiben sie meist Begleit-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erscheinungen andrer, überwiegender Erwägungen. Und auch in der Front gewinnt Auge und Herz bald wieder Abstand; der Kopf vermag wieder auf die Frage »Wozu?« zu antworten. Jedenfalls behaupte ich, daß die Friedenswünsche nur zum geringsten Teil in solchen Stimmungen begründet sind. Die Masse der kriegführenden Völker ist von andern Empfindungen ausschlaggebend bestimmt. Sie will — bei allem Mitleid mit dem Einzelnen — doch, daß dem feindlichen Heere möglichst viel Schaden zugefügt werde. Ja, kräftige Erfolge nach dieser Richtung hin würden die Friedenswünsche zurückdrängen. Wenn die französischen Heere auf deutschem Boden ständen, die französischen Flugzeuge Berlin bombardieren könnten, würde die Kriegsfreude der Franzosen eine erhebliche Belebung erfahren; ihre Friedenssehnsucht würde schwinden.

Die Friedenssehnsucht der Völker hat also — aufs Ganze gesehen — andre Motive. Sie erwächst vornehmlich aus der Sehnsucht nach Wiederkehr geordneter, ruhiger Verhältnisse, nach Aufhören des Zustandes der Unsicherheit, der Sorge und Angst, der mit dem Kriege verbunden ist, nach Beseitigung der Unbequemlichkeiten, Schwierigkeiten und Nöte, die in seinem Gefolge gehen. Wo von diesen lastenden Kriegswirkungen im Privatleben nichts oder wenig zu spüren und dazu vielleicht noch die innere Anteilnahme am Ergehen andrer wenig ausgebildet ist, ist auch die Friedenssehnsucht gering. Ja, es wagen sich gelegentlich sogar ganz andre Empfindungen heraus. Man kann jemand, der im Kriege gut verdient, sagen hören, seinetwegen könne der Krieg noch zehn Jahre dauern. Das schließt einen kräftigen Egoismus ein; aber es ist für die Stimmung bezeichnend. Dabei steht freilich fest, daß bei solchen, die tiefer und weiter sehen, durchaus idealistische Erwägungen mitsprechen. Sie sehen mit Kummer, daß der Krieg unerfreuliche Rückwirkungen hat. Vielen Kindern fehlt die leitende Hand des Vaters; manchmal, da die Mutter häufiger als sonst tagsüber der Arbeit nachgehen muß, jede elterliche Aufsicht. Die Trennung der Ehegatten durch den Heeresdienst des Mannes führt manche Frauen in Versuchungen, denen sie nicht gewachsen sind. Die Fülle der ins Privatleben eingreifenden wirtschaftlichen Verordnungen läßt auch die Neigung zu ihrer Übertretung anschwellen. Das alles beobachten viele und ersehnen das Ende der außergewöhnlichen Zeit und die Wiedereinkehr gewohnter Verhältnisse. Aber die aus solchen Gründen den Frieden herbeiwünschen, sind in der Minderheit. Und auch bei ihnen mischt sich unter diese Motive eine Reihe von andern.

Wir vermeiden also jegliche Verallgemeinerung, jede Versteifung des Urteils. Wir wissen, daß die Völker seelisch sehr verschieden organisiert sind. Wir finden es nur begreiflich, daß das auch für das Verlangen nach Frieden viel ausmacht. Wir achten darauf, daß die Völker, die bisher nichts als Niederlagen von den Schlachtfeldern Europas und Asiens heimbrachten, mit Bezug auf den Friedensschluß anders denken müssen als unser Volk. Wir vergessen nicht, daß auch im deutschen Volk infolge der Verschiedenheit der besonderen Lage die Stimmungen der Stände und der Menschen voneinander abweichen. Wir sind uns klar darüber, daß sogar im einzelnen mannigfaltige Wünsche und Motive sich kreuzen. Und doch behält das Gesamturteil seine Richtigkeit: die starke Sehnsucht nach Frieden entspringt zum allergrößten Teil dem Wunsche nach Rückkehr zu einer Zeit bequemerer, sorgloser Ruhe. Wir hatten uns unser Leben fein sorglich gestaltet; wir hatten Einnahme und Ausgabe miteinander ins Verhältnis gebracht; wir hatten dafür gesorgt, daß der harten Arbeit fröhliche Festtage gegenüberstanden. Wir entbehren dies gewohnte Gleichgewicht; hart lastet auf uns, was der Krieg forderte und fordert. Wir möchten wieder einmal des Druckes ledig sein. Je schwächer die Stunde, desto stärker dieser Wunsch. Gottlob, wir haben kaum Stunden, in denen er beherrschendes Motiv wird. Aber soweit überhaupt Friedenswünsche in uns leben, tragen sie dieses Gepräge.

Und nun fragen wir: Sind das sittliche Wünsche? Manches feine und gute Gefühl ist jenen Gedanken untermischt. Mancher Gedanke an die Sorgen andrer, an Not und Kümmernisse Nahestehender, an die Schwere der Opfer, die von den Kämpfern gefordert werden. Aber stärker als diese Gedanken ist der Wunsch nach eigner Behaglichkeit. Das aber ist kein sittlicher Gedanke. Er beruht auf Eigensucht, auf bequemer Opferscheu, auf Mangel an Gemeinempfinden. Er ehrt uns nicht, sondern er schändet uns.

Die Sehnsucht nach Frieden beruht — soweit die Masse in Frage kommt, zum Teil aber auch in den Besten unter uns — nicht auf sittlichen Motiven, sondern auf untersittlichen.

Diese Beobachtungen führen weiter. Von der Zeit des Friedens vor diesem Kriege, von der Sehnsucht nach Frieden nach diesem Kriege führen sie uns auf die Prüfung des Friedens im allgemeinen.

Es scheint ein Frevel zu sein, wenn man auch nur von fern in Frage zieht, daß der Friedenszustand ein sittliches Ideal ist. Wir alle — sogar die dem Christentum Entfremdeten — haben so viel von christlicher Auffassungsweise in uns, daß uns bei dem Wort

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frieden sofort ein ganz fest geprägter Gedankengang entsteht. Friede auf Erden! Holder Friede, segensreiche Himmelstochter! Wo Friede, da Freude! Wir haben die Verse noch im Gedächtnis, mit denen Gerhart Hauptmann 1913 in seinem »Festspiel« den Frieden der seligen Zukunft kündete. So ließ er Athene Deutschland sagen:

... Und also wohnt der Friede unter uns!
Nicht da, nicht dort und etwa nicht umringt von uns,
Wie einer heil'gen Schar, die einen Herrscher schützt,
Nein! Unsre Seelen sind in seiner Seele eins!
Uns trennen Sprachen, trennen Strom und Meere nicht.
Nicht trennen Götter, noch der unbekannte Gott
Die, denen aller Menschheit Heil am Herzen liegt. ...

Das klingt wunderbar schön. Unsre Seelen eins! Nichts trennt uns! Gibt's eine herrlichere Aussicht? So angesehen, ist der Friede natürlich ein sittliches Ideal.

Aber darf man die Dinge so ansehen? Wir reden doch jetzt nicht von einem Frieden, der in seligen Fernen wohnt, der einer andern Welt angehört. Es handelt sich für uns um den auf dieser Erde, unter den gegenwärtigen Lebensbedingungen der Völker möglichen Frieden. Auf ihn aber treffen alle jene prächtigen Zukunftsschilderungen ganz bestimmt nicht zu. Das ist der grobe Fehler, den alle pazifistischen Zukunftsdeuter regelmäßig begehen: sie malen den Friedenszustand, den sie erhoffen, nicht mit den Farben dieser, sondern einer andern Welt.

Angenommen, internationale Schiedsgerichte täten mit aller erwünschten Wirkung ihre Schuldigkeit, die Völker hielten nur kleine Heere oder Flotten und rüsteten im übrigen ab — was wäre die Folge? Die Völker würden ungestört Handel treiben können; der Austausch der Waren würde immer größeren Umfang annehmen; der Wohlstand würde ins ungemessene steigen. Mittel würden freiwerden, die den Kulturaufgaben dienen könnten. Museen, Bildergalerien, Forschungsinstitute würden neu gegründet oder erweitert werden. Alles sehr erfreuliche Dinge; wer wäre nicht geneigt, solche Entwicklung zu begrüßen? Aber Blüte von Handel und Wandel, ja sogar Blüte von Kunst und Wissenschaft bedeutet noch nicht notwendig einen hohen Stand der Sittlichkeit. Die Geschichte zeigt, daß wachsender Wohlstand schwere Gefahren für das Volksleben mit sich führt. Es fehlt dem im Überfluß lebenden Volk die strenge Zucht des harten Zwangs zur Anspannung aller Kräfte; es fehlt ihm die heilsame Übung in der Selbstverleugnung. Üppige Lebenshaltung tritt an die Stelle schlichter Einfachheit; für immer weitere Kreise wird verfeinerter Genuß an Stelle innerlich befriedigender Arbeit das Reizmittel der Arbeit.

Aber die ruhige Friedenszeit würde auch eine stärkere Anspannung der Bildungsarbeit ermöglichen? Der Haushalt der Schulen aller Art, von der Volksschule bis zur Universität, wird reich ausgestattet werden können. Kriegszeiten sind arme Zeiten, Friedenszeiten aber sind reich. Und wird nicht die Schulerziehung durch das Mittel der Bildung die Sittlichkeit der Völker günstig beeinflussen? Das wird niemand verneinen dürfen. Voraussetzung ist aber, daß die Schule auch in den Zeiten gesicherten Weltfriedens überall ihre erziehliche Aufgabe fest im Auge behält. Daß sie das tun wird, ist aber keineswegs sicher. Wir erleben ja bereits ein Abbiegen zu rein intellektueller, auch hier und da eine Neigung für überwiegend ästhetische Bildung; wer weiß, ob nicht die Bildung der Zukunft solche Wege gehen würde? Dann wäre ihr sittlicher Einfluß stark gefährdet. Wir sollten von dem Bann des Satzes, daß Tugend Wissen ist, alle ganz gründlich freigeworden sein. Lange Friedenszeiten haben immer die Gefahr im Gefolge, daß Wille und Tat gegen Wissen und Schönheit zurücktreten. Wo bliebe, wenn diese Gefahr im verbürgten Weltfrieden um sich griffe, dessen sittlicher Wert? Vergessen wollen wir übrigens nicht, daß auch der Krieg als sittlicher Erzieher gelten darf.

Aber in dem Stück würde der Weltfriede doch wohl ein sittliches Ideal verwirklichen, daß brüderliche Liebe an den Platz des Völkerhasses, freundschaftliche Verständigung an die Stelle der Zwietracht träte? Ich bestreite auch das auf das allerentschiedenste. Wir haben ja die Möglichkeit der Nachprüfung dieser Behauptung. Seit in den Kulturvölkern eine ausgebildete Rechtspflege dem Zustand gewaltsamer Selbsthilfe ein Ende gemacht hat, ist für die Glieder der Völker untereinander erreicht, was die internationalen Schiedsgerichte für die Völker erreichen sollen. Und was ist für die Glieder der Völker gewonnen? Daß kein Neid, kein Streit ihren Frieden stört? Oder wenigstens, daß jeder willig den Streit endigt, sobald der unparteiische Gerichtsspruch entschieden hat? Wir wissen alle, wieviel Haß und Zank sich in den Zivilprozessen der Kulturländer entlädt und durch die Zivilprozesse bis zur Siedehitze gesteigert wird. Es würde im gegenseitigen Verkehr der Völker nicht anders sein. Worauf ruht Englands Feindschaft gegen Deutschland? Auf dem friedlichen Handelswettbewerb Deutschlands. Solchen Wettbewerb gäbe es aber selbstverständlich genau so gut im Zustand des Weltfriedens. Also würden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch seine Begleiterscheinungen nicht fehlen: gegenseitiger Futterneid, habsüchtige Scheelsucht, Neigung zur Verdrängung des Mitbewerbers.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung. Die Meinung, daß der Weltfriede das gegenseitige Verhältnis der Völker zu einem Verhältnis der Freundschaft oder gar der Liebe machen würde, ruht auf naiver Verkennung der Wirklichkeit. Er würde (wenn er möglich wäre) dem gewaltsamen Austrag der Streitigkeiten ein Ziel setzen, nicht den Streitigkeiten selbst. Er würde, was etwa der Krieg an bösen Folgen für die Verständigung der Völker mit sich bringt, vermeiden; ebenso freilich würde er die klärende, luftreinigende Wirkung des Krieges ausschalten. Niemals aber würde er den Zustand beseitigen, aus dem der Krieg hervorwächst.

Der Weltfriede mag für die Entwicklung von Handel und Wandel, Wohlfahrt und Genuß, Kunst und Wissenschaft nützlich sein; wer Kultur mit Sittlichkeit verwechselt, wer dem Begriff »Kultur« einen der Sittlichkeit gegenüber gleichgültigen Sinn gibt, der mag ihn also als sittliches Ideal ansehen. Wer die Kultur mit sittlichen Maßstäben mißt, muß das ablehnen.

Wir wollen uns — das ist das Ergebnis meiner Gedankenreihen — durch schöne Schlagworte weder selber täuschen noch von andern täuschen lassen. Wir wollen unsre gegenwärtige Stimmung, die durch das Erlebnis des Krieges und seiner Schrecken bestimmt ist, nicht ausnutzen oder ausnutzen lassen, um uns vor den Wagen von Schwärmern spannen zu lassen, die die Zukunftsträume bequemer Behaglichkeit mit dem Glorienschein des sittlichen Ideals umkränzen wollen. Nein, so gewiß wir selber uns den Frieden wünschen, so dringend wir ihn unserm Vaterlande gönnen: es ist nicht unter allen Umständen sittlich, den Frieden zu wollen, nicht unter allen Umständen unsittlich, den Krieg dem Frieden vorzuziehen. Der Weltfriede mag alle möglichen guten Eigenschaften haben: daß er an und für sich ein sittliches Ideal wäre, ist ganz einfach nicht wahr.

Die Anwendung für unsre Zeit, insbesondere für das Jahr, das wir durchleben, ergibt sich leicht. Wir müssen den Krieg führen, solange es im Interesse unsers Volkes notwendig ist. Und keine Proklamation scheinbar sittlicher Weltfriedensideale darf uns in diesem Vorsatz irremachen. Sittlich handeln wir nie, wenn wir in bequemer Friedenssehnsucht unsers Vaterlandes Wohl preisgeben; sittlich handeln wir nur, wenn wir bereit sind, gegen unsers Vaterlandes Interessen unsre Wünsche (auch heiße Friedenswünsche) zurückzustellen.

Aus dem Lazarett

Zwei Gedichte von Paul Lingens

Hoffnung

Einmal ist alles dies nur Traum gewesen:
Mag jetzt der Unglücksvogel schnarren,
Der Baum mit kahlen Ästen starren —
Er wird zum Frühling doch erweckt genesen.

Einmal ist alles dies nur Traum gewesen:
Im Lenzsturm werden Äste knarren,
Saftfroh und grün nach bangem Harren.
Zum Lenz, zur Sonne müssen wir genesen!

Abend

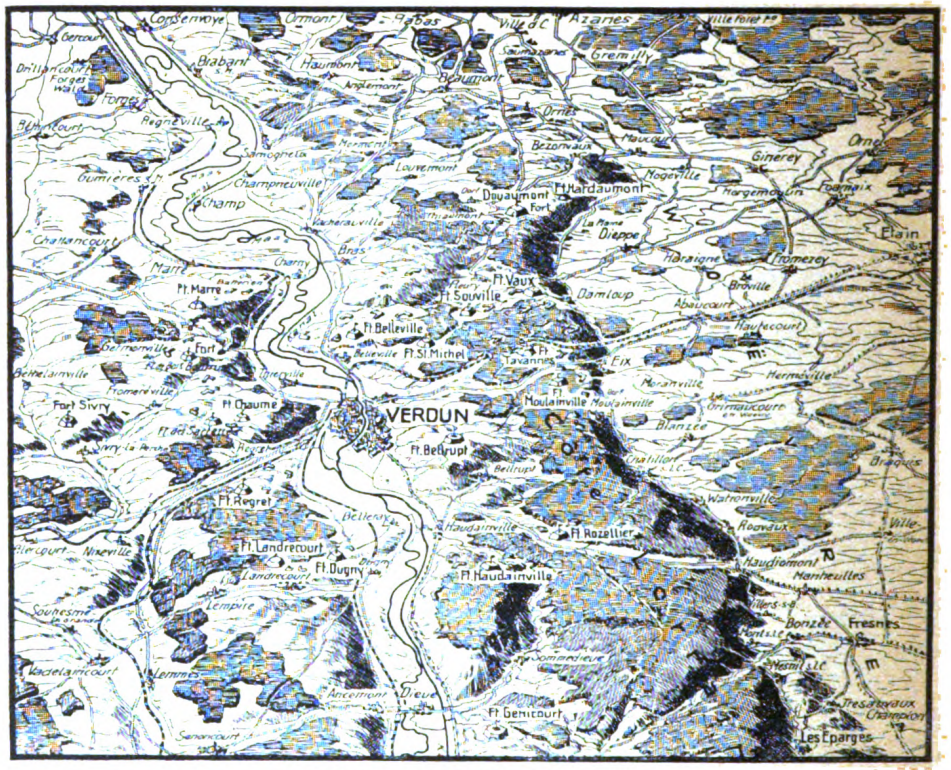
Erst, wenn die Kerze breitet sanften Schimmer
Durch diesen nackten, grauen, dunst'gen Raum,
Spür' ich des Liegens stille Schmerzen kaum
Und nicht vorm Aug' das wehe Blutgeflimmer.

Ich bin ganz still. Im Schwarzen schüttelt immer
Und immer sich im Wind ein alter Baum.
Ich träume einen lieben, lieben Traum
Und starre in des Ofens roten Glimmer.

Mir ist, als striche eine kühle Hand
Mir übers Haupt — von einer güt'gen Frau —,
Als spräche leise sie, zu mir gewandt,

Und blickt' mich an, mit Augen warm und blau —
Sie führte mich in reiches Märchenland.
»Mutter — ja — Mutter —« und das Bild entschwand.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Karte zu den Kämpfen um Verdun

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XX

Wie im letzten Heft noch mitgeteilt werden konnte, hat die verhältnismäßige Ruhe auf dem westlichen Kriegsschauplatz ein plötzliches, zwar längst erwartetes, aber in seiner Art doch überraschendes Ende genommen. Während die deutsche Heeresleitung bewährterweise nichts über etwaige Offensivabsichten kundgetan hatte, und die öffentliche Meinung nur aus allgemeinen Anzeichen, die ebensogut täuschen konnten, einen Angriff erwartete, hatten amtliche Stellen in der Entente eine neue große und endgültig entscheidende Offensive für das Frühjahr angekündigt. Sogar wie die feindlichen Heeresleitungen ihre Angriffe planten, ließ sich in groben Umrissen erkennen: sie wollten auf allen Fronten gleichzeitig mächtige Anstrengungen machen und so ihre Überzahl an Truppen zur Geltung bringen; auf allen Seiten beschäftigt, sollten die Mittelmächte außerstande sein, besonders bedrohten Punkten Hilfe zu bringen, und an irgendeiner Stelle eine entscheidende Niederlage erleiden. Durch die Bildung neuer russischer und englischer Divisionen hoffte man genügend Mannschaften zusammenzubringen, um selbst bei großen Verlusten diesen Plan bis in seine letzten Wirkungen verfolgen zu können. Man darf von vornherein zweifeln, selbst wenn man die ungeheure Übermacht, deren Vorhandensein noch nicht erwiesen ist, annehmen will, ob die Feinde taktisch imstande waren, diese Absichten durchzuführen, ob nicht vielmehr der Ansturm der mehr oder weniger mangelhaft ausgebildeten Massen abermals an den deutschen Feuerlinien zerschellt wäre: aber die deutsche Heeresleitung hat es auf die taktische Probe gar nicht ankommen lassen, sie hat den feindlichen Plan durchkreuzt dadurch, daß sie einen Kampf erzwang zu einem Zeitpunkt und an einer Stelle, wo die Feinde nicht darauf gefaßt waren. Wir haben kein Urteil darüber, warum die deutsche Offensive sich gerade gegen Verdun richtete, die Wichtigkeit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des mächtigen Angriffs leuchtet aber sofort ein: da er günstig vorwärtsging, war General Joffre gezwungen, sogleich Reserven über Reserven nach dem gefährdeten Platz zu werfen und damit die für die Offensive bereitgestellten Truppen ganz oder zum Teil für die Verteidigung zu verwenden. Die französische Offensive war damit erschwert, wenn nicht ganz unmöglich gemacht.

Verdun bildet den nördlichen Abschluß des riesigen Sperrgürtels, der sich von Belfort nach Nordwesten zieht. Eine der stärksten modernen französischen Festungen, mit mehrfachen Fortsreihen, zahlreichen Feldstellungen und gepanzerten Batterien umgeben, bietet es den Franzosen die Möglichkeit, hinter sicheren Wällen eine starke Armee zu versammeln, falls von hier aus ein Durchbruch versucht werden soll. Da sie ihre Stellungen weit in die dem Hügelgelände um Verdun östlich vorgelagerte Woëvre-Ebene und das nördlich sich hinziehende Waldgebiet vorgeschoben hatten, so konnten sie ihre Massen unter dem Schutz ihrer Forts im Vorgelände der Festung aufmarschieren lassen. War aber von Verdun aus ein großer Angriff nicht beabsichtigt, so bedrohte die Besatzung doch stets die Verbindungen der Deutschen und konnte bei jedem Vorgehen der Franzosen an andrer Stelle durch wirkliche oder scheinbare Angriffe beträchtliche deutsche Truppen auf sich ziehen. Eine Verbesserung der deutschen Stellungen vor dem Bollwerk, die den Franzosen jene beiden Vorteile raubte, war also unter allen Umständen ein großer Gewinn. Wir wissen nicht, ob die deutsche Heeresleitung sich nur die Aufgabe gestellt hat, dieses beschränkte Ziel zu erreichen, oder ob sie die Eroberung der ganzen Festung erstrebt, genug, am 22. Februar begann ein wuchtiger Angriff zunächst auf die Nordfront des rechten Ufers. Nach der üblichen Artillerievorbereitung wurde binnen fünf Tagen die deutsche Front aus der Linie Consenvoye—Azannes bis in die Linie etwa Champneuville—südlich Louvemont—Douaumont—Hardaumont vorgetragen. Mit Douaumont, das am 25. Februar, und Hardaumont, das am 26. Februar erstürmt wurde, waren die ersten Breschen in die ständige Befestigungslinie geschlagen; in den folgenden Tagen wurden die Erfolge durch Einnahme kleinerer Werke befestigt.

Die Kämpfe, an denen vornehmlich brandenburgische, hessische und nassauische Regimenter beteiligt gewesen zu sein scheinen, waren ebenso anstrengend wie ruhmreich; tagelang mußten die Truppen im Trommelfeuer, namentlich vor Louvemont, zum Teil unter freiem Himmel ausharren, bei mangelhafter Verpflegung, durch Nässe, Kälte und den aufgeweichten Boden aufs schwerste behindert. Aber der Erfolg war außerordentlich; die Franzosen scheinen nach dem ersten Weichen erst in der eigentlichen Fortreihe zum Stehen gekommen zu sein, von versuchten Gegenangriffen wird wenigstens erst nach dem Verlust des Panzerforts Douaumont berichtet.

Durch diesen Stoß von Norden her war die französische Stellung in der Woëvre-Ebene mit Umfassung bedroht. Gleichzeitig in der Front von Osten her angegriffen, räumten daher die Feinde nach dem Verlust Douaumonts ihre Linie Ornes—westlich von Etain—Buzy—Marchéville (25. Februar) und wichen, hart verfolgt, bis dicht an den Fuß der steil ansteigenden Côtes Lorraines, ungefähr in eine Stellung nördlich von Combres—Fresnes—Chatillon—Damloup zurück (bis 29. Februar). Dieser mächtigen Frontverschiebung folgten im Norden und Osten mehrere Tage lang »kleinere Kampfhandlungen«, wie das Abschlagen von Gegenangriffen und Verbesserung der Stellungen im einzelnen, z. B. durch die Wegnahme des Dorfes Fresnes (7. März). Auch die feste Fortskette wurde weiter angegriffen, doch gelang es nicht, das zerschossene Fort Vaux, das einige Stunden lang besetzt war (8. März), dauernd zu halten, da offenbar genügende Reserven nicht zur Hand waren.

Während dieser Stürme auf dem rechten Maasufer hatte es auf dem linken nur Artilleriegefechte gegeben. Der westliche Nordflügel der deutschen Verdun-Armee, der ursprünglich weiter südlich (ungefähr nördlich des Forgesbaches) als der östliche gestanden hatte, war somit überholt worden. Um den Anschluß wiederzugewinnen, wurde daher auch westlich des Flusses der Angriff begonnen und von schlesischen, thüringischen und süddeutschen Truppen mit großem Erfolg durchgeführt: gleich beim ersten Stoß (7. März), der vom rechten Ufer unterstützt wurde, wurden am unteren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Forgesbach mehrere Kilometer gewonnen und über 3000 Gefangene gemacht. Obgleich die Franzosen hier schneller als auf dem rechten Ufer zu Gegenangriffen schritten, vermochten sie das Vordringen nicht aufzuhalten; eine Woche später hatten unsre Truppen die wichtige Doppelhöhe »Toter Mann« erobert und damit einen Keil in die französischen Stellungen, die sich östlich (bei Cumiers) und westlich (bei Avocourt—Malancourt) noch hielten, hineingeschoben (14. März). Welchen Wert die Franzosen diesen Höhen beilegten, bewiesen die immer wiederholten opferreichen Gegenangriffe, die sie hier in den nächsten Tagen ansetzten. Nachdem die Feinde sich gehörig abgerungen und unsre Geschütze die feindlichen Waldstellungen westlich des »Toten Mannes« bearbeitet hatten, begann ein neuer Sturm: am 20. März wurden die Wälder von Avocourt und Malancourt unter Einbringung wertvoller Beute erobert. Der Rest der alten französischen Stellung am oberen Forgesbach zwischen Malancourt und Béthincourt geriet hierdurch in eine sehr gefährliche Lage, da er jetzt von allen Seiten beschossen werden konnte und zum Rückzug nur eine etwa vier Kilometer breite Lücke zwischen dem Ostrand des Waldes von Avocourt und dem »Toten Mann« übrigbehalten hat. Trotzdem wagten die Franzosen in dieser festungsartig ausgebauten Stellung auszuharren im Vertrauen auf den Besitz einer beherrschenden Höhe (304) in jenem Zwischenraum; indessen hat sich ihre Lage aufs neue verschlimmert, da die Sieger sich in den folgenden Tagen der Höhe mehr näherten und so die Rückzugsstraße abermals verengerten. Ein neuer Schlag traf die Franzosen eine Woche später durch einen neuen Frontalangriff auf den Westflügel jener Sackstellung. wodurch Malancourt erst zum Teil (28. März), dann völlig (30. März) in deutsche Hände kam und (5. April) auch das Dorf Haucourt im Sturm genommen wurde.

Auf dem östlichen Maasufer trat nach jenen Erfolgen eine größere Pause im Vordringen ein. Langsam wurden in täglichen Gefechten die Stellungen hier und da näher an die Côtes Lorraines herangeschoben, einige Befestigungen bei Douaumont erobert und viele Gegenangriffe mit großen Verlusten abgeschlagen. Dann aber wurden nordwestlich und westlich des Dorfes Vaux mehrere Befestigungen genommen (31. März), in den folgenden Tagen der stark befestigte Wald Caillette (südlich der Feste Douaumont) schrittweise erobert und jede neue Stellung gegen unermüdliche Angriffe behauptet. So wühlte sich der deutsche Angriff immer tiefer in den Fortsgürtel hinein. — Das Artilleriefeuer hörte auf beiden Ufern nicht auf und wurde nur gelegentlich durch ungünstiges Wetter gedämpft; die Stadt Verdun, die nach französischen Berichten von ihren Einwohnern verlassen worden ist, wurde mehrfach beschossen und scheint namentlich am 24. März durch Brände stark gelitten zu haben. Da unsre Truppen bei Douaumont nur etwa sechs und auf dem »Toten Mann« zwölf Kilometer von der Stadt entfernt stehen, so ist eine wirksame Beschießung von beiden Punkten aus möglich.

Das, was wir »beschränktes Ziel« nannten, ist durch diese Erfolge bereits erreicht. Die Absicht, französische Heeresmassen hier zu fesseln, ist trefflich geglückt: gegen dreißig Divisionen haben die Franzosen bisher hier eingesetzt und zum Teil verbraucht; wieviel noch hinter der eigentlichen Kampflinie stehen, ist uns unbekannt. Schwerlich vermag Joffre hiervon beträchtliche Mengen auf einen andern Kampfplatz zur Offensive zu führen, weil er dann sofort einen neuen Angriff auf seine geschwächte Stellung erwarten müßte. Und ein Angriff aus Verdun heraus erscheint völlig unausführbar: er müßte gegen starke deutsche Stellungen anrennen und würde, noch ehe die Truppen entwickelt wären, sogleich von mehreren Seiten umfaßt werden können. Selbst durch schwächere Kräfte kann so die große französische Armee hier in Schach gehalten werden. Ein weiterer Nachteil der Franzosen ist ihre dichte Aufstellung in verhältnismäßig engem Raume, denn ihre Frontlinie von Avocourt bis Combres, hinter der etwa eine halbe Million Menschen operieren oder zur Operation bereitstehen muß, ist nur ungefähr sechzig Kilometer lang. Weit günstiger stehen in dieser Hinsicht die Deutschen. Sie können sich mehr in die Breite und Tiefe ausdehnen und brauchen nur zum Angriff größere Massen auf einen Fleck, dessen Wahl den Franzosen verschleiert werden kann, zu versammeln; die Franzosen dagegen müssen, um gegen jeden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anfall gewappnet zu sein, stets zahlreiche Truppen in der vordersten Linie bereit haben. Es ist anzunehmen, daß die deutsche Artillerie unter diesen Umständen ein günstiges Wirkungsfeld findet und mit weittragenden Geschützen schon die Hauptverbindungsbahn Verdun—St.-Menehould—Paris bestreichen kann.

Die blutigen Verluste der Franzosen müssen sowohl hierdurch wie durch die Gefechte eine außerordentliche Höhe erreicht haben. Die deutsche Heeresleitung hat stets die schwächsten Stellen des Feindes herausgefunden, örtlich beschränkte Punkte angegriffen — vielleicht mit Übermacht — und sie dank der vortrefflichen Artillerievorbereitung und dem Vorwärtsdrang der Infanterie ohne vergebliche Stürme, die verlustreichste Kampfhandlung, weggenommen; die Franzosen mußten sich dagegen erst unter dem Feuer der Sieger zurückziehen und nachher in erfolglosen Gegenstößen abmühen. So haben die Deutschen, obgleich strategisch die Angreifer und beständig Vordringenden, die meisten Gefechte doch als Verteidiger, also in der »stärkeren Form des Gefechts«, geschlagen. Daher ist es verständlich, daß die blutigen Verluste der Franzosen die an Gefangenen — dreißig- bis vierzigtausend Mann — gewaltig übersteigen und die der Deutschen weit hinter sich lassen: ein neuer unschätzbarer Vorteil. Von unsern Truppen haben anscheinend einige Verbände schwer gelitten, aber es sind offenbar viel weniger Truppenteile als von den Franzosen ins Feuer gebracht worden. Der Berner »Bund« nennt sogar die deutschen Gesamtverluste gering. Und von besonderer Bedeutung wird es sein, daß zahlreiche deutsche Verwundete nur leicht verletzt sind, also in absehbarer Zeit wieder dienstfähig werden können. Bei den Gegnern ist das schon wegen ihrer schlechteren Sanitätseinrichtungen nicht zu erwarten.

Mit der Verringerung der materiellen Leistungsfähigkeit geht die der moralischen Hand in Hand. Mußte doch ein französischer General seinen Truppen mit der Aufstellung von Maschinengewehren hinter der Front drohen, um sie zum Ausharren zu bewegen, und daß die Gefangenen zufrieden sind, den Gefahren des Krieges überhoben zu sein, wird ebenfalls mehrfach berichtet. In der französischen Regierung und der öffentlichen Meinung haben die Unfälle große Erregung hervorgerufen; der Kriegsminister Gallieni mußte seinen Platz dem politisch unbekannten General Rocques abtreten, der Verteidiger Verduns und andre Generale sind abgesetzt worden, und die Regierung sah sich gezwungen, jede Veränderung ausführlich zu besprechen, um größerer Unruhe vorzubeugen. Allen Windungen der gouvernementalen und sonstigen Presse zu folgen, ist nicht möglich; sie schrieb im allgemeinen der deutschen Heeresleitung die Absicht zu, Verdun binnen kurzer Zeit einzunehmen, um dann mit leichter Mühe den Beweis zu führen, daß dieser Vorsatz kläglich gescheitert sei. Dann wurde in der Regel nach einem deutschen Erfolg der Wert der Festung herabgesetzt; wenn aber die Deutschen hierauf einige Tage haltmachten, hieß es, der deutsche Angriff habe sich an den eisernen Wällen der französischen Truppen gebrochen, und die Festung sei nach wie vor uneinnehmbar. So triumphierte z. B. die Presse am 12. März über die Erschöpfung der deutschen Kraft, und unmittelbar darauf erfolgte die Erstürmung des »Toten Mannes«. Ein andrer Trost waren die »ungeheuren« Verluste der Deutschen; aber die Franzosen mußten sich von neutralen Kritikern belehren lassen, daß der geschlagene Verteidiger gar nicht in der Lage ist, die Verluste des Siegers zu beurteilen.

Es ist kein Wunder, daß unter diesen ungünstigen Umständen der Ruf nach der Hilfe der Bundesgenossen erhoben wurde, aber die englischen Armeekorps blieben, abgesehen von einigen kleineren Vorstößen, ruhig in ihren Schützengräben oder gar in England. Die andre Front zeigte daher ungefähr dasselbe Aussehen wie in den früheren Monaten. Zahlreiche kleine Gefechte sind geliefert, aber eine größere Veränderung der Lage ist nicht herbeigeführt worden. So gingen die Engländer bei Ypern mit Erfolg vor (2. März), wurden aber nach drei Wochen (26. März) wieder zurückgetrieben; am Ende des Monats hatten dort abermals wechselvolle Kämpfe stattgefunden; in der Champagne wurden mehrere französische Angriffe abgeschlagen, während im Nordwesten von Reims, zwischen Berry au Bac und Craonne, ein deutscher über 700 Gefangene und die Verkürzung der deutschen Front einbrachte (10. März).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei Obersept endlich fügten mehrere Zusammenstöße dem Feinde großen Schaden zu.

Vermutlich noch größere Opfer haben die Russen bringen müssen. Nachdem in der ersten Märzhälfte die Tätigkeit der Vorposten sich in den bisherigen Grenzen gehalten hatte, brach nach kurzer Artillerievorbereitung der von der deutschen Heeresleitung seit einiger Zeit erwartete Massenangriff los (18. März), der fast bis zum Monatsschluß anhielt (28. März). Es ist nicht klar, wie man diese Offensive auffassen soll. Vielleicht war sie von langer Hand geplant und bildete den kläglichen Rest des beabsichtigten allgemeinen Ententeangriffs, vielleicht auch war sie nur bestimmt, einige Truppen aus dem Westen nach dem Osten zu ziehen und so Verdun zu entlasten. Für das zweite spricht, daß die Russen nur die Front des Feldmarschalls Hindenburg angegriffen haben, also mit ihren Vorbereitungen für eine Bestürmung aller Frontteile noch nicht fertig waren. Jedenfalls erfolgte gleich der erste Stoß in riesigen Massen. Er richtete sich zunächst nur gegen einen Teil der Linie südlich von Dünaburg, auf die etwa 150 Kilometer lange Strecke zwischen Driswjaty-See und Wiszniew-See. General Kuropatkin, der Besiegte aus dem Feldzuge 1904/05, hat anscheinend im wesentlichen dieselbe Taktik befolgt wie in seinen Angriffsschlachten gegen die Japaner: er ließ nach kurzer Kanonade die Infanterie in mehreren dichten Wellen hintereinander vorstürmen ohne Rücksicht auf die Opfer, in der Zuversicht, die weit dünneren Linien des Gegners durch den brutalen Gewaltstoß der Übermacht an irgendeiner Stelle zu sprengen oder — nach russischem Ausdruck — den Feind »mit Mützen totzuschlagen«. Bei dieser Angriffsart konnte das deutsche Artillerie- und Infanteriefeuer eine furchtbare Ernte halten. Obgleich die beiden Grabenreihen an vielen Stellen nur 200 bis 400 Meter auseinanderlagen, kamen die Russen am ersten Tage doch nirgend an unsre Hindernisse heran, sondern brachen vorher zusammen; weit über 10000 Tote muß dieser Tag ihnen gekostet haben, da am Naroczsee allein über 9000 russische Leichen gezählt wurden. Nachdem sie am folgenden Tage an denselben Stellen abermals Mißerfolge gehabt hatten, dehnten sie am 20. März den Kampf auf den ganzen Nordflügel aus, und nun folgte Sturm auf Sturm bei Jakobstadt, Friedrichstadt und an vielen Stellen südlich von Dünaburg, bald bei Tage, bald bei Nacht, meist nach Trommelfeuer, stets aber unter starkem Menschen- und Munitionseinsatz. Wenn sich an einem Platze die Kraft erschöpft hatte, trat eine örtliche Pause ein, wie bei Postawy am 22. März, am 23. März südlich von Widsy; aber nach Heranziehung frischer Kolonnen begannen die Anläufe von neuem. Die Verluste waren »entsprechend« dem Masseneinsatz an Mannschaften nach den Worten des Tagesberichts »ungeheuer«, und namentlich die besten Truppen, die Sibirier, sollen schwer gelitten haben. Genaue Zahlen lassen sich allerdings nicht angeben, aber daß die deutsche Schätzung von 140000 Mann eher zu niedrig als zu hoch, ist nach den am ersten Tage festgestellten Einbußen wahrscheinlich. Über ein Viertel der ins Feuer getriebenen Truppen! Nirgend hatten die Stürmer Erfolg. Wenn auch einmal eine kleine Abteilung nach Niederlegung der Hindernisse durch Trommelfeuer in die deutschen Gräben eindrang, so wurde sie sofort wieder verjagt oder niedergemacht. Ebensowenig ist es Kuropatkin gelungen, den Deutschen durch seine Artillerie erheblichen Schaden zuzufügen oder gar ihre Ausdauer durch Herbeiführung neuer Massen zu erschöpfen. Die erfolgreichen Vorstöße, die deutsche Truppen unternommen haben, wo die Gelegenheit sich bot wie am 26. März, beweisen ihre Frische und ihren Wagemut zur Genüge. Alle Waffen, Artillerie, Infanterie, abgesessene Kavallerie, die Schützengrabendienste tut, und Pioniere, teilen sich in den Ruhm der Standhaftigkeit; wie im Westen zeigt sich namentlich der unerschöpfliche Vorrat an Geschützen und Maschinengewehren von unermeßlichem Wert. Gewiß leistet da die Kriegsbeute aus den russischen Festungen vortreffliche Dienste. Weit übler sind in dieser Hinsicht die Russen daran, und je mehr sie jetzt nutzlos verschwenden, desto härter wird sich der Mangel später bei einer gewiß erfolgenden deutschen Offensive bemerklich machen. Ein Ersatz in der Heimat kann nur zum kleinen Teil geleistet werden, und Amerikaner wie Japaner haben nur in bescheidenen Mengen geliefert.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Karte vom südwestlichen Kriegsschauplatz

Solche gewaltigen Kämpfe haben die galizischen und beßarabischen Schlachtfelder nicht gesehen. Ein kleiner Vorteil gelang den Russen in Galizien: sie haben nach langer Beschießung und Bestürmung die durch Minen fast zerstörte Usziesz̄ko-Schanze am Dnjestr genommen (19. März), aber Beute an Gefangenen und Geschützen dabei nicht gemacht, und der Dnjestrübergang bleibt ihnen nach wie vor verwehrt. An der Strypa und in Beßarabien haben dagegen die Österreicher durch einige kleine Vorstöße Erfolge davongetragen.

An der italienischen Front herrschte im ersten Drittel des Monats fast völlige Ruhe, dann steigerte sich das Geschützfeuer, bis gegen Mitte des Monats die Italiener eine neue Angriffsschlacht am Isonzo begannen (13. März), offenbar um den hilferufenden Franzosen zu zeigen, daß sie vor der eignen Tür genügende Arbeit hätten. Die Stürme waren weit weniger hartnäckig als die früheren, schon am dritten Tage ließen sie nach, am vierten hörten sie ganz auf. Erreicht hatten die Italiener nichts, nur herbe Verluste erlitten. Die österreichisch-ungarischen Truppen waren so wenig geschwächt, daß sie in der zweiten Monatshälfte mehrfach die Offensive ergriffen, am Isonzo wie an der Kärntner Grenze die feindliche Stellung zurückdrückten und gegen 2500 Gefangene einbrachten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom Balkankriegsschauplatz sind größere Ereignisse nicht zu verzeichnen. Der Vormarsch auf Valona geht unter ungeheuren Schwierigkeiten vonstatten, hat aber schon zur Vertreibung der Italiener hinter den Vogusafluß (10. März), 15 Kilometer von Valona entfernt, und zu Fliegerangriffen auf den Hafen geführt (29. März). Vor Saloniki sollen nach französischen Berichten deutsche und bulgarische Truppen um den 24. März die griechische Grenze überschritten haben, aber diese Nachricht ist ebenso schwer nachzuprüfen wie eine andre, daß die französischen Truppen allmählich von Saloniki nach Frankreich geschafft würden. Die einzigen Kriegshandlungen an dieser Stelle sind außer einem bedeutungslosen Vorpostengeplänkel Fliegerbombardements des Hafens Saloniki und der feindlichen Truppenlager gewesen.

Auf den übrigen östlichen Kriegsschauplätzen ist ebenfalls noch keine Entscheidung erfolgt. Wie erwartet, haben die Russen von Erserum aus nur wenig nach Westen vordringen können, in Persien sind sie zwar bis Ispahan gekommen (24. März), aber diese Besetzung der zweiten persischen Hauptstadt ist eher für die Engländer als für die Türken gefährlich. Das Schicksal des in Kut el-Amara eingeschlossenen Generals Townshend ist noch nicht entschieden, aber seine Lage ist bedenklich, da die Türken einem Entsatzheere etwa 15 Kilometer oberhalb am Tigris eine schwere Niederlage beigebracht haben (6.—11. März).

Besonderes Interesse hat wiederum der Krieg in der Luft und auf dem Wasser gefunden. Aus militärischen wie politischen Gründen. Die Fliegertätigkeit war auf allen Fronten sehr rege, und wiederum haben die deutschen Flieger die Palme davongetragen und ihren Gegnern etwa das Dreifache des eignen Verlustes zugefügt. Die Luftschiffe haben sechsmal England heimgesucht (am 5./6. und 19./20. März, vom 31. März bis 3. April allnächtlich) und besonders das erste Mal den Schiffen, Docks, Kais und andern Anlagen am Humber schweren Schaden zugefügt; über die Erfolge der späteren Besuche ist Näheres noch nicht bekannt geworden. Während unsre Luftschiffe auf ihren verheerenden Fahrten nur ein Flugzeug (L 15) einbüßten, scheiterte ein Gegenschlag, den englische Marineflugzeuge gegen die schleswigsche Küste versuchten (25. März), unter Verlust von drei Flugzeugen, ehe sie ihr eigentliches Ziel erreicht hatten. Auch Italien hat in Ancona den Offensivgeist der österreichisch-ungarischen Luftflotte kräftig empfinden müssen.

Weit größere Ergebnisse hat naturgemäß der Seekrieg gehabt. Gleich zu Beginn des Monats wurde die deutsche Welt freudigst überrascht durch die Nachricht, daß die in den letzten Wochen vielgenannte »Möwe« aufs neue die englische Blockadeflotte durchbrochen und, an der englischen Küste von der deutschen Flotte empfangen, glücklich den Heimweg gefunden habe (4. März). Ihr Streckenbericht umfaßte 15 Schiffe von fast 60 000 Tonnen, außerdem hatte sie Minen gelegt, denen u. a. das englische Schlachtschiff »Edward VII.« und vermutlich zwei Torpedoboote zum Opfer gefallen sind. Ihre Leistungen riefen in der ganzen Welt Bewunderung hervor; auch in der englischen Presse erhoben sich bald Stimmen, die es töricht fanden, solche Kreuzerfahrten nicht ernst nehmen zu wollen. Tapferkeit, sagten Schweizer Blätter, hätten alle Marinen bewiesen, aber Heldentaten, die die Phantasie in Flammen setzten und Begeisterung erzeugten, fänden sich bisher nur in der deutschen und österreichisch-ungarischen.

Auch im unmittelbaren Kampfe blühten manche Erfolge. So versenkte ein österreichisches U-Boot ein französisches Torpedoboot (18. März), drei deutsche Torpedoboote vertrieben fünf englische von der flandrischen Küste und beschädigten sie erheblich (20. März); der deutsche Hilfskreuzer »Greif« vernichtete am 29. Februar, wie erst mehrere Wochen später bekannt wurde, in der Nordsee einen großen englischen Hilfskreuzer, obgleich dieser von drei Kreuzern und einem Torpedoboot unterstützt wurde, fand allerdings dabei seinen ruhmvollen Untergang. Die Abwehr des englischen Wasserflugzeugangriffs kostete den Engländern außer jenen Flugzeugen noch mindestens eins der begleitenden Torpedoboote; die deutsche Flotte verlor zwei Fischdampfer und ein Torpedoboot.

Nicht minder rührig und erfolgreich war der Handelskrieg der U-Boote, der eigentlichen Waffe gegen die bisherige »Herrin der Meere«. Vom 1. bis 18. März

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurden nicht weniger als 18 Schiffe von mehr als 40 000 Tonnen versenkt, und täglich sind seitdem aus feindlichen und neutralen Blättern neue Versenkungen bekannt geworden, darunter von Schiffen über 10 000 Tonnen, bald im Mittelmeer, bald im Atlantischen Ozean, ja selbst im Kanal und dicht vor den französischen und englischen Häfen. Mit den Versenkungen ist die Arbeit der deutschen Schwertfische noch nicht erschöpft. Durch die Beseitigung von Seezeichen und das Legen von Minen haben sie die allgemeinen Gefahren der Schiffahrt erhöht, so daß sich die Zahl der Unfälle außerordentlich vermehrt hat. In der letzten Februar- und den ersten Märzwochen sind etwa 180000 Nettotonnen durch allerlei Unfälle beseitigt worden, weit mehr als gewöhnlich. Wie schon früher betont, ist aber das Verschwinden jeder Tonne von hoher Bedeutung, da die Ansprüche unsrer Widersacher an Schiffsraum immer mehr wachsen und ein völliger Ersatz im Kriege nicht möglich ist. Wie sehr die Schiffahrt durch alle diese Dinge gestört worden ist, zeigt schon die Einstellung der japanisch-europäischen Dampfschiffahrt und des regelmäßigen Verkehrs zwischen Folkestone und Dieppe. Die englische Regierung hat durch ein echt englisches Mittel versucht, der stetig steigenden Raumnot abzuhelfen: sie hat die portugiesische Regierung veranlaßt, die in ihren Häfen liegenden deutschen Schiffe völkerrechtswidrig mit Beschlag zu belegen, was zum Bruch zwischen Deutschland und Portugal geführt hat (9. März); aber die vorsichtigen deutschen Seeleute haben die Schiffe zum großen Teil unbrauchbar gemacht, so daß die Entente aus ihrer Rechtsverletzung einstweilen nur geringen Nutzen ziehen wird.

Die Grundsätze, von denen sich die deutsche Regierung im Unterseebootkrieg leiten ließ, sind im Februar in einer den neutralen Staaten überreichten Denkschrift niedergelegt worden. Darin war unter dem Beifall der deutschen öffentlichen Meinung ausgesprochen, daß vom 1. März an alle bewaffneten Handelsschiffe der Feinde überall als Kriegsschiffe behandelt, die unbewaffneten dagegen nur vor den feindlichen Häfen ohne Warnung torpediert werden sollten. Entschädigungen für Neutrale, die dabei irgendwie zu Schaden kämen, lehnte die Regierung ab, da sie in der Kriegszone völlige Handelsfreiheit beanspruchte. Trotz der erfolgreichen Tätigkeit der Unterseeboote bildete sich in einem Teile der öffentlichen Meinung die Vorstellung, daß die Regierung aus Rücksicht auf die Vereinigten Staaten und andre Neutrale, mit denen über den Schutz neutraler Passagiere verhandelt wurde, die angekündigte Kriegführung zur See abschwächen wolle, und der Reichskanzler galt besonders als der Vertreter dieser Anschauung. Eine Regierungserklärung, daß von einem solchen Nachlassen nicht die Rede sein könne und alle maßgebenden Instanzen — also politische wie militärische — in dieser Frage einig seien, vermochte nicht sogleich jene »Ausstreuungen« zu beseitigen, da der Rücktritt des Großadmirals v. Tirpitz (15. März) nach der Meinung vieler mit jener behaupteten lauen Kriegführung zusammenhing. Ohne Zweifel hatte die Regierung einen schweren Stand. Mit Recht betrachtete die Nation Tirpitz als einen ihrer verdienstreichsten Männer, als den Organisator der Flotte, wie sie sich jetzt bewährt hat, als den Mann, der vor allem verstanden hat, die Notwendigkeit einer großen deutschen Seepolitik weiten Kreisen verständlich zu machen. Wer sich an die mächtige Bewegung erinnert, mit Hilfe deren das große Flottengesetz im Jahre 1900 dem widerstrebenden Reichstag abgerungen worden ist, und wer auch nur in bescheidenen Grenzen an dieser von Tirpitz, Heeringen und andern geleiteten Beeinflussung der Nation mitarbeiten durfte, wird nie vergessen können, von welcher gewaltigen Bedeutung diese starke Persönlichkeit für die innere und äußere Geschichte unsers Reiches gewesen ist. Aber wie die öffentliche Meinung in der Beurteilung ihrer Lieblinge nicht selten ungerecht gegen andre wird, so auch hier: daß neben Tirpitz dem Kaiser in der Schaffung der Flotte ein ebenbürtiges Verdienst zukommt, ist in den letzten Wochen kaum bemerkt worden; ohne seine unermüdliche, von Interesse und Sachkenntnis getragene Tätigkeit für den Flottengedanken vom Anfang seiner Regierung an wäre schwerlich der Nation die ungeheure Wichtigkeit der Marinefrage so schnell klar geworden. Bei diesem Verständnis der obersten Stelle für die Marine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hätte es der ausdrücklichen Regierungserklärung von der Einigkeit aller Instanzen nicht erst bedurft, um die Annahme auszuschließen, daß unsachliche Momente die Seekriegführung beeinflussen; der Schluß drängt sich vielmehr auf, daß andre als sachliche Gegensätze den Rücktritt des Großadmirals herbeigeführt haben. Wir kennen sie nicht, aber die Geschichte zeigt, daß zwischen außerordentlichen Männern, namentlich in entscheidenden Augenblicken, Kämpfe nicht ausbleiben können — man denke nur an die Gegensätze vor Paris, in Nikolsburg und an die Zwistigkeiten der ersten Generale in den Freiheitskriegen —, und daß in solchen Fällen auch eine hochbedeutende Persönlichkeit weichen muß, wenn sie die Einheitlichkeit des Ganzen gefährdet. Es ist tragisch für den, der davon betroffen wird, aber sein Verdienst um seine Nation wird nur dadurch gesteigert, wenn er für sie nicht nur handeln, sondern auch leiden kann. Sache der Nation ist es, über solchen unvermeidlichen inneren Hader hinwegzukommen, die Einheitlichkeit oben und unten nicht ins Schwanken geraten zu lassen und das Vertrauen zu bewahren. Daß für das Vertrauen Ursache vorhanden ist, beweisen die Erfolge zu Wasser und zu Lande, und daß die Nation zum Vertrauen entschlossen ist, hat das Ergebnis der vierten Kriegsanleihe kundgetan.

Abgeschlossen am 6. April 1916

Deutschland

Auf der Sparkasse eines Dresdner Vorortes. Unter den Wartenden fällt ein altes Mütterlein auf, dessen tiefe Runzeln von einem harten Leben erzählen. Ängstlich huschen ihre Blicke umher. Mit zitternden Händen hält die Alte ein Handkörbchen, dessen Verschluß sie immer und immer wieder prüft. Ihre Mundwinkel liegen tief in den Wangen und ihre Lippen zucken. Ob sie schon achtzig ist oder erst hoch in den Siebzigern, es ist schwer zu sagen. Aber sie kann auch schon fast neunzig sein.

Mein Nachbar, der neben mir auf der Wartebank sitzt, kennt die kleine Greisin. Sie hat bis vor einigen Jahren schwere Arbeit verrichtet und hilft noch jetzt einem Bauern bei der Hausarbeit, sich Unterkunft, Essen und Versorgung verdienend. Drei Enkel von ihr stehen im Felde, zwei sind schon gefallen. Sicher will sie von ihren kleinen Ersparnissen wieder holen, um Liebesgaben hinauszusenden. Oder sollte sie sich wieder einige Mark erspart haben, um sie zu bringen?

Jetzt ist sie an der Reihe. Zitternd und unbeholfen nestelt sie an ihrer Handtasche und holt ein vielfach in Papier eingewickeltes Sparkassenbüchlein heraus, in dessen Inneren ein paar Geldscheine liegen. Das Ganze schiebt sie mit einer flehenden Gebärde dem Beamten hin und lispelt angstvoll: »Ich habe gestern Zinsen geholt ... und fünfundzwanzig Mark vom Stamme ... und nun ist's zuviel ... Das sind ja Zwanzigmarkscheine, die da, die zwei, ich dachte aber, es sollen nur Zehner sein ... So viel Geld ... Sie müssen sich verrechnet haben ...«

Lächelnd sieht der Beamte den Irrtum der Alten. »Nein, nein, das stimmt schon: Sie hatten ja die Zinsen zwei Jahre lang nicht abgeholt, da sind eben zweiunddreißig Mark zusammengekommen, während Sie das letztemal nur dreizehn Mark Zinsen hatten. Und noch die fünfundzwanzig Mark vom Stamme dazu, macht siebenundfünfzig Mark ... Stimmt ganz genau. Zwei Zwanziger müssen also dabei sein.«

Die Greisin schaut den Sprechenden groß an: »So, zweiunddreißig Mark macht's? ... Nur Zinsen? ... Und 's wär' nicht zuviel? ... Nu, da dank' ich auch recht scheen ... und Sie werden's entschuldigen ... aber ich wollt' doch nicht fremde Leute fragen ... und wenn der Herr Kassier den Schaden gehabt hätte ... nee, was ich vor 'ne Angst gehabt habe die ganze Nacht ... Also 's stimmt! Nu, dann adje! Und entschuldigen Sie's nur ... Adje!«

Und zitternd nestelt sie ihr Geld und ihr Büchlein wieder in die siebenfach zusammengelegte Zeitung, packt alles behutsam in ihr Täschchen und humpelt, mit zuckenden Lippen leise vor sich hinmurmelnd, hinaus. Nach Hause — etwa dreiviertel Stunden weit fort.

Deutschland! R. A.

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 35 Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufn. Fritz Richard (Deutsches Theater), Berlin

Aus der Aufführung von Molières »Eingebildetem Kranken« in den Kammerspielen
Links: Camilla Eibenschütz als Angelique; in der Mitte: Max Pallenberg als Argan; rechts: Johanna Terwin als Toinette

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Der Shakespeare-Tag 1916 — Macbeth im Deutschen Theater — Franz Dülberg: Karinta von Orrelanden — Mechtild Lichnowsky: Ein Spiel vom Tode — August Strindberg: Traumspiel — Molières Eingebildeter Kranke und das Lustspiel unsrer Zeit

Die Umfrage, die das Deutsche Theater in Berlin, seit mehr als einem Jahrzehnt die führende Shakespeare-Bühne Deutschlands, zu Beginn des Krieges bei Gelehrten und Dichtern anstellte: »Sollen und dürfen wir Shakespeares Stücke weiterspielen?« — sie wird sich bei seinem dreihundertsten Todestage nicht wiederholen. Auch das Shakespeare-Jahrbuch braucht nicht zum zweitenmal einen Gerhart Hauptmann aufzurufen, um die Unantastbarkeit seines Schutzheiligen auch in Kriegszeiten zu erweisen. Man verstehe das nicht falsch. Unsre Gefühle gegen die Heimat des Gefeierten sind während dieser Zeit um keinen Deut freundlicher, eher noch zorniger und erbitterter geworden. Aber wir haben mit der fortschreitenden Selbstentlarvung unsrer geschworenen Feinde jenseit des Kanals deutlicher als damals scheiden gelernt zwischen dem England von heute und dem von damals; wir haben die unüberbrückbare Kluft erkannt, die sich auftut zwischen einem Volke von der Gesinnung der Baralong-Leute und einem Dichter, dessen höchster Sittlichkeitsbegriff der der Gnade ist; wir haben uns jetzt erst recht überzeugt, wie hoch und frei der Geist, dessen Seele sich am 23. April 1616 vom Körper gelöst hat, während der drei Jahrhunderte seiner Wirkung in den Geltungsbereich allgemeiner Menschlichkeit emporgestiegen ist, wo die nationalen Besitzansprüche denen geistiger und sittlicher Erbberechtigung zu weichen haben. Ohne uns zu überheben, doch mit dem Selbstbewußtsein neubeglaubigten Stolzes auf unser Sein und Werden dürfen wir behaupten, seit der Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, da die englischen Komödianten Shakespeares Stoffe zum erstenmal nach Deutschland brachten, ungleich heißer um ihn gerungen, durch Wissenschaft und Bühne unendlich viel mehr für die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erkenntnis seines Gehalts und die Erfüllung seiner Form getan zu haben als seine Landsleute, denen er heute noch gerade gut genug ist, um an seinen Dichtungen ihre Augenlust zu stillen.

Aber wir wissen auch, wieviel wir ihm weiterhin noch schuldig sind. Was deutscher Sprachgeist und deutsche Bühnenkunst an Shakespeares Genius leisten konnten, ist einstweilen mit Schlegels meisterhafter, nur in Einzelheiten der Verbesserung bedürftiger Eindeutschung und mit Reinhardts mehr und mehr zum Wesentlichen durchdringender Darstellung geschehen. Aber über diese Wiedergeburt Shakespeares im deutschen Sprachgeist und in der deutschen Bühnenkunst hinaus erwächst uns nun eine andre Aufgabe: sein Bild mit der neuen Wirklichkeit dieses Jahrhunderts in Einklang zu bringen. Es wird sich dabei um eine gegenseitig wirksame Verwandlung, Vertiefung und Erweiterung handeln, nicht um eine grundstürzende Veränderung. Denn das ist ja das Zeichen der ganz Großen, und deshalb gehören sie der Ewigkeit an, daß sie in jeder Stunde uns nahe sind, uns immer Neues zu sagen und zu geben haben, daß sie das ganze Leben der Menschheit tätig mitleben, daß sie der Entwicklung als Schöpfer beiwohnen und sich keineswegs nach vollbrachtem Werk zur Ruhe begeben. An die letzte gegenständlich-sinnliche, jähe und herbe, mit einem Wort urmäßige Wirklichkeit Shakespeares wagte sich die klassisch-romantische Zeit noch nicht heran, geschweige denn die so viel engere und zagere ästhetisch-philosophische und moralische Betrachtung, die das neunzehnte Jahrhundert ihm gönnte. Es sind das noch die Nachwehen der idealistischen Weltanschauung, die uns Deutschen die Natur als Heilmittel mitgegeben hatte gegen die äußere Wirklichkeit, die bei uns gar zu elend war. »Je enger die Röhre von außen gepreßt wurde, desto höher stieg der Strahl ins Idealische.« Jetzt aber, wo mit dem Aufhören des Druckes auch die Wirklichkeit wieder zu Ehren kommt, wo der Wille zur Wirklichkeit sich des Geistigsten bemächtigt, wie früher der Wille zum Ideal des Körperlichsten, muß aus dieser Wandlung auch ein neues Shakespearebild hervorgehen. Als Gundolf 1914 die zweite Auflage seines gedankenreichen Buches über »Shakespeare und den deutschen Geist« abschloß, vermißte er diese Kraft zur Wirklichkeit noch. Heute müßte auch er sie auf den blutigen Schlachtfeldern unsrer neu erstarkten Lebensenergie gereift und uns nahegerückt fühlen. So würden die Schlußworte seines Buches eine neue vertiefte und betonte Bedeutung gewinnen: »Und sehen wir uns da nach einem Meister um, der zugleich alle Wirklichkeit gebe und die Kraft, sie zu ertragen, so ist es abermals Shakespeare. Seine Wirklichkeit für unser Lebensgefühl zu erobern und zu gestalten, ist eine der Aufgaben des neuen deutschen Geistes.« In diesem und keinem andern Sinne wollen wir die Feier des Shakespeare-Tages von 1916 begehen!

Als ein gutes Vorzeichen für das Gelingen dieses gegenseitigen Wachstums nehmen wir es, daß das Deutsche Theater in seiner Eroberung der Shakespearischen Dramenwelt gerade jetzt zum »Macbeth« emporgestiegen ist. Man darf so sagen, wenn man auf den Weg zurückblickt, der seit der Aufführung des »Sommernachtstraums« im Jahre 1905 hinter ihm liegt. Wohl gab es auch auf diesem Wege manche Hemmung, manches Abirren und Zurücksinken, aber das Ziel, die Richtung vom Äußerlichen zum Innerlichen, von der Schale zum Kern wurde mit wachsender Erkenntnis des Wesentlichen innegehalten. Von jeher ist es Reinhardts Ehrgeiz und Verdienst gewesen, jedem einzelnen der Shakespearischen Stücke den eigentümlichen, ihm allein gemäßen Dunst- und Lebenskreis zu finden, das, was Julian Schmidt den atmosphärischen Ring einer Dichtung nannte. Solange sich dieses Streben auf die naturseligen Lustspiele, Romanzen und Märchendramen beschränkte, konnte man es allenfalls mit einer selbstgefälligen Freude am Ausstattungswesen verwechseln, obgleich auch dazu von Aufführung zu Aufführung mehr Blindheit oder Übelwollen gehörte. Seit aber das Deutsche Theater die großen Tragödien, den »Hamlet«, den »Othello«, den »Lear«, in seinen Kreis zog, mußte dieser Vorwurf verstummen Denn mehr und mehr zeigte sich nun, daß es ihm nicht um den Schmuck, sondern um die Erfüllung des Stils, des inneren organischen Baugesetzes zu tun war. Je stärker und härter die Tragik dieser Stücke wurde, desto herber, strenger, unerbittlicher ging die Darstellung auf den innersten Geist und Nerv der Dichtung aus. Schon beim »Hamlet« wurden Stimmen laut, die sich gegen diese Unbarmherzigkeit des bloß Notwendigen auflehnten. Beim »Macbeth« gar konnte man selbst bei denen, die zuvor gegen den »Ausstattungsprunk« gezetert hatten, laute Wehklagen hören über die »kalte Kahlheit« der Szene. Uns andern erschien gerade diese Abwehr alles Überflüssigen, diese Beschränkung auf das Sachliche und Notwendige, dieses zielstrebige Herausarbeiten des Geistigen als das Bewundernswerte an der Aufführung. Wieder hat sich Reinhardt gefragt: Wodurch unterscheidet sich dies Drama von den andern Shakespeares? Und da konnte er sich nicht anders antworten als: Durch Einfachheit, Sachlichkeit, Größe, Gewalt, Wucht, schier übermenschlich tragische Erhabenheit. Damit war der Stil knappster dekorativer Fassung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von selbst gegeben. Aber er fragte sich weiter: Welches ist die Atmosphäre, die Lufthülle dieses Dramas? Und er sah, daß die wichtigsten Szenen des Stückes in der Nacht spielen, daß es geladen ist mit dunklen Notwendigkeiten, düsteren Gewittern, grauenvollen Taten und undurchdringlichen Schicksalen, erfüllt von einem mythisch-mystischen Pathos — da schuf er ihm die farb- und lichtlose Schwere dieser drohenden Paläste, dieser drückenden Säle, dieser engen, steil umstellten Schloßhöfe. Ja, er ging in der rücksichtslosen Verbannung alles Schmuckhaften, bloß Stimmungsmäßigen so weit, daß er dem Heidespuk der Hexenszenen, denen noch vor einigen Jahren seine besondere Zärtlichkeit gehört hätte, fast etwas von der schuldigen Liebe entzog. Jedenfalls kam das naturhaft Elementare dieses höllischen Zauberwerks bei ihm zu kurz. Seine Hexen waren wüste Betteln, wie sie es in Bürgers kühner, aber auch plebejischer Übersetzung sind, sie verloren dabei aber den Schleier des Geheimnisvollen, rückten uns aus den brodelnden Nebeln, dem wolkigen Halbdunkel der Natur zu nahe auf den Leib und verleugneten die Verwandtschaft mit dem Chaos, aus dem sie eklen Blasen gleich aufsteigen, um ihre giftigen Ausdünstungen in die Seele derer zu hauchen, in denen der Herd des Bösen schon auf sie lauert.

Reinhardts Vernachlässigung der Hexenszenen erklärt sich aus dem Streben nach der inneren geistigen Tragik, aber auch aus dem Bewußtsein seiner Kraft, ihr diesmal völlig genügen zu können. Hat er doch, was dies Drama fordert, und was es auf einer Bühne so selten findet, zwei einander würdige und gewachsene Darsteller: in Paul Wegener den nicht bloß getriebenen, sondern mannhaft stolzen, im Bösen und Guten sich selber meisternden Helden, dessen leidenschaftliches Blut über alle bleichen Bedenken siegt, der trotz der seelischen Auszehrung wie ein Held zugrunde geht; in Hermine Körner die von gleicher leidenschaftlicher Energie erfüllte »Genossin seiner (Macbeths) Größe«, sein hemmungslos gesteigertes Ich, das sich nur schneller verbraucht, weil es sich feuriger erhitzt, und erbärmlicher zusammenbricht, weil sein nagendes Gewissen an der Weibnatur den Widerstand nicht findet, dem Macbeths Schuldgefühl in seiner willensstarken, schlachtgewohnten Männlichkeit begegnet. Zwei grundverschiedene Auffassungen streiten sich um Lady Macbeths Gestaltung. Die eine will ein gewalttätiges Mannweib in ihr erkennen, die andre möchte sie als zarte, blonde, reizbare junge Frau sehen. Es gibt eine Vereinigung beider Vorstellungen — das hat uns die moderne Seelenkunde gelehrt —, und so, Blondheit und Bestie, stahlharte Unerschrockenheit und süße Reizbarkeit, Norne und

Aufn. Fritz Richard (Deutsches Theater), Berlin

Hermine Körner als Lady Macbeth

Teufelin vereint, spielt Hermine Körner sie. Man kann zweifelhaft sein, wo sie ihre stärksten Momente hat, ob in den ersten Szenen, wo sie mit völliger geistiger Beherrschung, aber auch mit sehr bewußter Spielsicherheit den zögernden Mann mit Stacheln des Ehrgeizes und der Sinnlichkeit zur verbrecherischen Tat aufpeitscht, oder in der letzten, wo das schlafmordende Gewissen sie nächtlich durch die Treppengänge des Schlosses von Dunsinan treibt und sie sich mit müden, schwachen Worten, mit Stöhnen, Ächzen, Schluchzen und hilfloser Gebärde vergebens gegen die Rachegeister wehrt, die sie verfolgen. Den Vorwurf kalter Kunstmache darf man nach dieser zum markerschütternden Erlebnis gestalteten Szene nicht mehr gegen Hermine Körner erheben.

Auch in den Nebenrollen gab es treffliche, eigengeprägte Leistungen: Paul Hartmanns Malcolm hatte das edle, trotzige Feuer des königlichen Kronerben, Bruno Decarlis Macduff die Kraft und Wahrheit, die der Mann-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufn. Becker & Maaß, Berlin

Tilla Durieux als Karinta in Franz Dülbergs Schauspiel »Karinta von Orrelanden« (Aufführung im Kgl. Schauspielhause)

haftigkeit auch in der äußersten Erschütterung des Gefühls nichts vergibt, der Pförtner Diegelmanns die breitlebige Unbekümmertheit, die solcher derbkomischen Erscheinung inmitten dieser tragischen Großheit allein die Berechtigung gibt. Aber gleich oder ähnlich Gutes ist auch andern Macbeth-Aufführungen gelungen; wodurch die des Deutschen Theaters ihre einsame Größe erlangt, ist die vollendete Gerechtigkeit des Stils, die restlose Ausschöpfung des tragischen Gehalts, mit einem Wort: die Geistigkeit.

Shakespeares »Macbeth« wächst aus dem dunklen Grunde des Balladenhaften stark und stolz zum Tragischen empor; das Verhängnis Franz Dülbergs ist es, daß sein Drama »Karinta von Orrelanden« sich aus jenem trüben, dumpfen Boden kaum zu erheben vermag. Den Stoff dankt der Dichter, den es auch schon in seinen früheren Dramen (»Korallenkettlin« und »Cardenio«) zu der schicksalsdunklen Verkettung von Tod und Liebe gezogen hat, der unheimlichen, fast ans Bänkelsängerische streifenden Orlamünder Ballade aus »Des Knaben Wunderhorn«. Aber er hat dieses alte deutsche Volkslied von den vier Augen, die hinweggeräumt sein müssen, bevor Graf und Herzogin zusammenkommen können, so gründlich um- und ausgestaltet, daß der Stoff ihm zum Eigentum, aber auch zur eignen Verantwortung geworden ist. Wie die Herzogin von Orlamünde ist seine Karinta von Orrelanden mit einem älteren ungeliebten Gatten vermählt, und zwei Kinder, Sohn und Tochter, sind aus dieser Ehe entsprossen. Den Mann aus dem Wege zu räumen, genügt bei den geheimnisvollen Kräften, mit denen die Woiwodentochter aus dem fernen Osten begabt ist, der lockende Zauberblick ihres Auges: unter seinem Bann kann der junge Veit Werner, Edelherr auf Sassenheim, beim Turnier gar nicht anders, als den Grafen, ihren Gemahl, mit tückischer Lanze vom Pferde zu stechen. Er jagt nicht davon, er flieht nicht den Ort seiner schnöden Tat, er weilt weiter als Gast im Grafenschloß, steht am Sterbebett seines Opfers, genießt die schwärmerische Freundschaft des jungen Grafensohnes, wirbt um die Liebe der eben dem Kindesalter entwachsenden Tochter Verena und duldet zu alledem weiter die lebensgierig um ihn züngelnde Leidenschaft der Gräfin-Witwe. Doch in das Paradies dieser Viereinigkeit hat der sterbende Vater seinen Fluch geschleudert. Ehe er davonging, hat er den beiden Kindern seinen Haß ins Herz geküßt: immer wenn Liebe und Glück sich auf Schloß Plassenberg herniederneigen wollen, wird sein Gedächtnis sich mit dem Flammenschwert davorstellen. So nährt und wehrt, lockt und flieht Verena die Liebe Veit Werners, um selbst an diesem krankhaften Zwiespalt der Sinne dahinzusiechen, so daß es der überlegenen Willenskraft der um ihre Jugendreize bangenden Mutter leicht wird, die Schlafwandelnde mit einem Wink ihrer unwiderstehlichen Augen in die tödliche Kälte der Winternacht hinauszutreiben. War's Eifersucht der Liebenden, war's Schauder vor dem Ehebund ihrer Tochter mit dem Mörder des Vaters, war's Sorge um Veit Werners Geschick an der Seite dieser von Abscheu, Rachsucht und Zärtlichkeit besessenen Siebzehnjährigen, was sie so handeln ließ? ... Statt der vier sind es jetzt nur zwei Augen, die der Unmenschlichen den Weg zu dem Geliebten versperren. Auch sie schließen sich, als beim Fechten — einer Art Gottesgericht, das der Sohn von der Mörderin fordert — die Klinge der Mutter die Brust des Vierzehnjährigen durchbohrt. Nun wäre der Weg frei, und wirklich streckt die Mörderin ihrer Kinder die leidenschaftzuckenden Arme nach dem Geliebten ihrer Tochter, dem Freunde ihres Sohnes aus. Doch abermals tritt der Schicksalsfuß des toten Grafen zwischen die beiden, nach der ursprünglichen Fassung in Gestalt des eignen Gewissens und Schuldgefühls der beiden, nach der Aufführung des Königlichen Schauspielhauses in Gestalt der Volkswut, die von den Übeltaten der Herrin Wind bekommen hat und mit Dreschflegeln und Mistgabeln vor die Kammer-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tür stürzt, das blutbesudelte Schäferstündchen zu stören. Doch das Paar hat sich selbst schon gerichtet, und so darf der Hauskaplan die drei unfrommen Akte mit einem frommen Gebet für die »armen Sünder« beschließen ...

Was Dülberg aus balladenhaftem Stoff mit mehr epischen als dramatischen Mitteln zur seelischen Tragik emportreiben möchte, vermag nur unsre Ahnung zu erfühlen — gestaltet ist es nicht. Eros und Thanatos, Liebeswut und Todessehnsucht sollen sich auf engem Raume, in derselben Brust als begehrende Frauentriebe und entsagende Muttergefühle so unentwirrbar verketten, daß das Schicksal der so zwiespältig Gemarterten gleichzeitig aus Wollust und Grauen, aus Lebensdrang und Liebesverzicht wie aus einer Wurzel aufsteigt. Dieser dunkelglühende Dichter gehört zu denen, die eine unwiderstehliche innere Stimme treibt, in die letzten Tiefen und Geheimnisse menschlicher Leidenschaft zu bohren, auch wenn er fürchten muß, statt der »Psyche«, nach der es ihn gelüstet, die blutenden und zuckenden Eingeweide aufzudecken. Und so verblendet ist er bei seinem hitzigen Begehren, Sinnlichkeit und Sittlichkeit zum unerhörten Bunde zu zwingen, daß er gar nicht merkt, wie oft und unverantwortlich er sich gegen Natur und Wahrheit versündigt. Die aber lassen sich nicht spotten, auch wenn der Stecken, der sie schlägt, mit den üppigsten Blüten einer kühnen und eigenwüchsigen Phantasie, einer geist- und bildergesättigten Versprache umwunden ist. Selbst den Darstellern bleibt in solcher Schwüle steter Gefühlsverwirrungen nichts andres übrig, als sich der Künstelei zu verschreiben. Am tapfersten widerstand ihr Helene Thimigs an Schwinds Mädchengestalten mahnende Reinheit und Herzenseinfalt in der Rolle der Verena, am willigsten überließ sich Tilla Durieux als Karinta den brünstigen Verlockungen, die aus Dülbergs Bildern und Vorstellungen wie mit Geisterarmen nach uns greifen. Nur die Rückkehr zur Natur und Einfachheit kann den begabten Dichter von dem gespenstischen Alp befreien, der auf ihm zu lasten scheint.

Es liegt wohl an der Zeit und an dem erhabenen Wirklichkeitsernst, den der Tod für so viele unter uns bekommen hat, wenn wir es jetzt schwerer als sonst ertragen, daß er auf der Bühne manchmal in Masken und Rollen auftritt, die seiner Würde nicht zu entsprechen scheinen. Mechtild Lichnowskys »Spiel vom Tode« hat sich hierin gewiß keine Vorwürfe zu machen. Den »großen Gott der Seele«, wie Hofmannsthal ihn nennt, als einen milden und weisen, wenn auch weltmännisch gekleideten Arzt durch die Welt gehen zu lassen, bedeutet gewiß keine Entweihung des »rührenden Bildes, das nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen« vor Augen steht. Die langen wortreichen und sinndunklen Gespräche aber, die dieser Dr. Deprofundis mit der »Dame X« oder der Frau Welt, mit dem »Mädchen« oder der Seele oder der Treue, mit dem Künstler, dem Hausherrn, dem Schlemmer, dem Leibarzt führt, müssen ihn von seiner Höhe allmählich mehr und mehr herabziehen: Fürsten und Heilige können sich in ihrer Erhabenheit nur behaupten, wenn sie sich seltenmachen und sparsam sind mit ihren Worten. In der Buchausgabe nennt die — Dichterin wäre zuviel, Dramatikerin zu stark gesagt, sagen wir also Lyrikerin — ihr Werk »Bilder für Marionetten«. Das weist auf ihre Verwandtschaft mit dem Jung-Schnitzlerschen, insbesondere dem Anatol-Kreise, dem sich auch alles Geschehen und Erleben dieser Welt als Spiel, Maske, Traum, Hauch und Klang darstellte. Auch für ihre Sprache hat Mechtild Lichnowsky viel von

Aufn. Becker & Maaß, Berlin

Helene Thimig (Verena) und de Vogt (Veit Werner von Sassenheim) in Franz Dülbergs Schauspiel »Karinta von Orrelanden« (Aufführung im Kgl. Schauspielhause)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Jungwienern von einst gelernt. Leider nicht zugleich die Bescheidenheit der Form, die sie in ihren zwischen Puppenspiel und Menschenspiel gaukelnden Dramoletten übten. In dieser Verletzung des Maßes verrät sich die Dilettantin — »Dilettantin« hier im vornehmsten und edelsten Sinne des Wortes gemeint, doch auch mit dem Unterton der Unverantwortlichkeit, die dem wahren Künstler immer fremd ist. Das sei das Wesen der Dilettanten, meinte Goethe zu Eckermann, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennten, die in einer Sache liegen, und daß sie so gern etwas übernähmen, was ihre Kräfte übersteigt, und in Heyses Spruchbüchlein heißt es einmal sehr fein: »Dilettanten beneid' ich von Herzen; ihnen ist großes Heil verliehn: Kinder gebären sie ohne Schmerzen und brauchen hernach sie nicht zu erziehn!« ... Nein, das hohe Ziel macht es nicht, in der Kunst kommt es auf das Können an, auf die Fähigkeit, die andern in gleicher Glut und Kraft nach- und mitempfinden zu lassen, was sich aus den Schmerzenstiefen des Herzens befreien wollte. In dieser dramatischen Dichtung aber wirbelt alles gestalt-, wesen- und ziellos durcheinander, wie Staub auf der Landstraße. Man mißverstehe mich nicht. Ich fordre keine nüchterne Eindeutigkeit, auch vom Drama nicht. Ohne Geheimnisse kein Spiel, keine Poesie. Die

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Aus dem »Spiel vom Tod« von Fürstin Mechtild Lichnowsky. Aufführung im Lessingtheater: Theodor Loos als Dr. Deprofundis (der Tod), Charlotte Schultz als das Mädchen (Braut des Verstorbenen)

Kinder, die auf Marie von Ebners allzu neugierige Frage, was denn ihr Singsang heißen solle, antworteten: »Braucht es denn was zu heißen?«, waren kleine Dichter. Aber gerade das Märchen wollte uns aus diesem »dramatischen Spiel« nicht erblühen, so viel liebevolle Mühe auch der Bühnenmaler des Lessingtheaters (Erich Klossowski) an die wechselnden Szenenbilder aus der Zeit unsrer Großeltern gesetzt hatte, und auch Melodien wollten unsern Ohren nicht ertönen. Oder hören wir sie nur nicht, weil jetzt so viel wildere Geräusche Lust und Herzen erschüttern? Wahrscheinlich hat die Fürstin Lichnowsky gemeint, mit ihren zarten Gedanken und Lyrismen vom Rätsel dieses Daseins, vom Weh alles Geschaffenen, gerade jetzt am tröstlichsten zu den betrübten Seelen zu dringen. Aber Großes ist mit Kleinem nicht zu heilen; nur wer sich ganz mit seinem vollen Sein und letzten Willen in den Sturm dieser Zeit wirft, wird als Arzt und Tröster vor ihm bestehen können.

Für diesen rücksichtslosen Mut des Bekennertums, eins der sichersten Merkmale des Künstlers, wird uns August Strindberg immer ein überzeugendes Beispiel sein. Sein »Traumspiel«, zum erstenmal unter Bernauers Spielleitung und mit der durchweg leitmotivisch gehaltenen ausdrucksvollen Musik Reznicek's im Theater an der Königgrätzer Straße aufgeführt, bedient sich einer ähnlich losen und willkürlichen Szenenfolge wie das »Spiel vom Tode«, und manches hineingeheimnißte Rätsel bleibt auch hier ungelöst. Die Willkür des Traumes allein würde dieses fortwährende Sichteilen und -verdoppeln, dieses Verdunsten und Sichverdichten, dieses Zerfließen und Sichsammeln der Personen, dieses Durcheinanderfluten von Raum und Zeit nicht entschuldigen, wenn dahinter nicht als geistiges Band die Einheit der Persönlichkeit stünde, einer Persönlichkeit, die sich, je heller sie ins Licht unsrer Erkenntnis tritt, desto mehr auch die Bewunderung der Widerwilligen erringt. Das »Traumspiel« steht am Ende der zweiten dramatischen Schaffenszeit Strindbergs, die mit dem Doppeldrama »Nach Damaskus« eröffnet wird und sich — nach sieben Jahren der Ruhe — nicht genugtun kann in Bekenntniswut und Selbstentblößung. Noch eine andre geheime Verbindungskette läuft durch das Werk, das ist das aus dem Erleben geborene Wissen vom Leid. Voll seliger Erwartung steigt Indras Tochter aus den Gefilden der Götter herab auf diese »dritte Welt« — freudlos, mit Tränen im Auge verläßt sie das Tal der Klage, nachdem sie den ganzen Jammer, den ganzen Widersinn, die ganze Bedürftigkeit dieses Erdendaseins und alles

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was Mensch heißt, erfahren hat. Es ist das Große an diesem vielstimmigen Tongewoge der Erdenklage, daß es auch dem ans Herz greift, dem manches Wort, manche Gestalt und manches Geschehen nach seinem persönlichen Erlebnissinn und -wert ein Geheimnis bleibt. Vielfach blickt uns aus den jäh wechselnden Bildern das schmerzdurchfurchte Antlitz des Dichters entgegen, aber in den Furchen dieser Leidenszüge erkennen wir zugleich immer etwas vom allgemeinen Menschenschicksal, das unser aller Los und Erbe ist. Erkenntnisdrang und Rechtsqual, Künstlerschicksal und Gelehrtendünkel, soziale Not und Glücksirren — dies alles hat seine Quellen im Einzelleben des Dichters und ergießt sich doch ins Leidensmeer der Menschheit ... Daß Strindbergs Persönlichkeit und Schaffen anfängt zu einer lebendigen Anschauung, ja zu einer Sittlichkeitsmacht zu werden, bewies der Erfolg der mit liebevollster Sorgfalt vorbereiteten Aufführung, um die sich als Darsteller hauptsächlich Irene Triesch (Indras Tochter), Ludwig Hartau (Offizier) und Friedrich Kayßler (Advokat) verdient machten. Selbst Strindberg-Kenner und -Schwärmer waren überrascht von der dramatischen Ausdruckskraft, die das Spiel seiner Träume und Gedanken, seiner Rätselliebe und Spottsucht auf der Bühne gewann.

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Max Pallenberg als Argan in Molières Lustspiel »Der eingebildete Kranke« (Kammerspiele, Berlin)

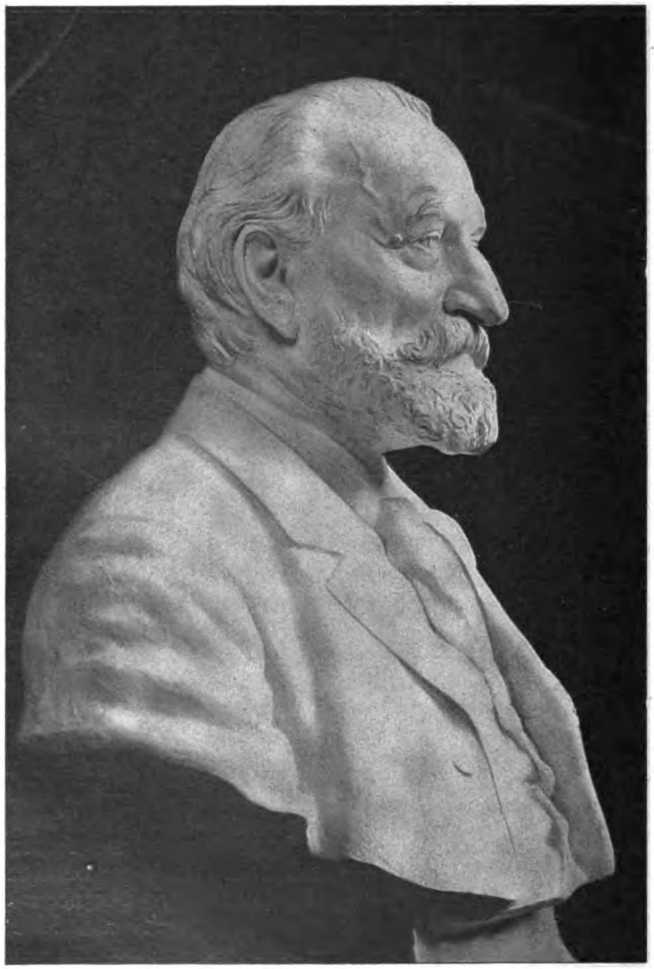
Auch Jean Baptiste Poquelin war ein müder, qualverzerrter Mann, als er zur Ergötzung der Pariser von 1673 und zur Begrüßung des aus dem Kriege heimkehrenden Ludwig XIV. seinen »Eingebildeten Kranken« schrieb, ein wirklich Kranker den Wahn der Krankheit verspottete, ein schon vom Tode Gezeichneter bis zum letzten Atemzuge — er selbst spielte ja den Argan — seinen Mitmenschen die Arznei der Wahrheit und Heiterkeit reichte. Eine erquickend freie und frische Aufführung der Kammerspiele mit Max Pallenberg in der Rolle des Medizinnarren hat uns mal wieder (in Fuldas ebenso behender wie schlagkräftiger Übertragung) zu Gemüte geführt, wie recht Goethe hatte, als er den heute noch unübertroffenen Meister des Charakterlustspiels im höchsten Sinne des Wortes einen »reinen Menschen« nannte, an dem nichts verbogen und nichts verbildet sei. »Und dann diese Großheit! Er beherrschte die Sitten seiner Zeit, wogegen aber unsre Iffland und Kotzebue sich von den Sitten der ihrigen beherrschen ließen und darin beschränkt und befangen waren. Molière züchtigte die Menschen, indem er sie in ihrer Wahrheit zeichnete.« Das trifft noch heute fast wörtlich auch auf unser Lustspiel zu — für Iffland und Kotzebue braucht man nur die allen geläufigen Namen unsrer erfolggekrönten Schwank- und Possenfabrikanten zu setzen, wobei man freilich fürchten müßte, ihre Vorfahren aus der Goethe- und Schillerzeit unverdientermaßen herabzuwürdigen. Wenn nur ein Hauch von der Reinheit, der Gemütskraft und der sittlichen Größe Molières unsern X und Y eigen wäre, so brauchten sie keinen Augenblick zu zögern, mitten aus dem Graus und Weh, mitten aus dem Höllenrachen und Himmelsschoß dieser Zeit den Stoff zu einem »Lustspiel« zu holen, brauchten wir uns nicht zu scheuen, mit entrunzelten Stirnen, mit lachendem Munde und lächelndem Herzen davorzusitzen, in der zuversichtlichen Gewißheit, mit solcher Heiterkeit des Gemüts auf keines Gedankens Dauer dem Ernst, der Würde und der Größe der Gegenwart untreu zu werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Rundschau

Adolf Glaser zum Gedächtnis

Am 19. März hat in Freiburg Dr. Adolf Glaser, der Mitbegründer dieser Zeitschrift und lange Jahre hindurch ihr literarischer Leiter, die Augen geschlossen. Fast sieben Jahre mehr, als der Psalmist dem menschlichen Leben im besten Falle zumißt, sind ihm vergönnt gewesen, und wenn es je einen gegeben hat, der die »schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens« mit Dank zu würdigen, mit Verständnis zu genießen wußte, so ist er es gewesen. Mit Goethes Egmont konnte er sagen: »Ich höre auf zu leben, aber ich habe gelebt.« Darum soll, zumal in einer Zeit, wo der Schlachtentod unter der blühenden Jugend so schmerzlich reiche Ernte hält, an seiner Urne kein Klagelied ertönen. Nur ein letzter Gruß, ein letztes Lebewohl, ein letzter Dank soll ihm nachgerufen werden von der Stelle, die lange Zeit so eng mit seinem Leben und Schaffen verwachsen war, an der er selbst sein Gedächtnis so tief eingepflanzt hat, daß es so bald nicht vergehen kann.



Adolf Glaser
Nach der Büste von Josef Limburg

Was er uns war, ist hier mehrmals, zuletzt zur Feier seines achtzigsten Geburtstages, gesagt worden. Jetzt, wo sich unserm Auge unter dem Anhauch der Ewigkeit deutlicher als zuvor das Wesentliche seiner Erscheinung darstellt, dürfen wir uns bei Vergegenwärtigung seines Bildes auf zweierlei beschränken: Er gehörte als Romanschriftsteller zu den Geraden und Natürlichen, die entgegen einer eitlen, verführerischen Modeströmung das Unterhaltungsbedürfnis des gebildeten deutschen Hauses auf das Heimische, bürgerlich Tüchtige und Behagliche sowie auf bedeutsame Schicksalszeiten unsrer geschichtlichen Vergangenheit zurücklenkten; und er war es, der schon in jungen Jahren der ihm anvertrauten Zeitschrift ein so festes und vornehmes Gesicht aufzuprägen verstand, daß allein der Gedanke an ihre literarische Verpflichtung sie vor der charakterlosen Fremdsucht der siebziger und der häufig so geschmacksvergessenen Wirklichkeitsnachahmung der neunziger Jahre behütete. Ja, so stark und doch auch spannkräftig war jene verpflichtende Überlieferung, daß ihr Ha[illegible] und ihr Sporn auch noch ins neue Jahrhunde[illegible] hinüberwirkten. Wohl forderte die Zeit andere Wege und Ziele von uns, als Adolf Glaser [illegible] in seiner Leitung verfolgt hatte, entschlossen wollte die Hand der Gegenwart gepackt, frisch und beherzter die weithin wachsende Regsamkeit unsers Volkes mitgelebt sein: kaum jemals h[illegible] uns dabei die Erinnerung an die von ih[illegible] vorgezeichnete Bahn eine drückende Fessel a[illegible] erlegt, oft aber das Streben höher, den B[illegible] weiter, die Verantwortung tiefer gericht[illegible]

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07818 2725

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

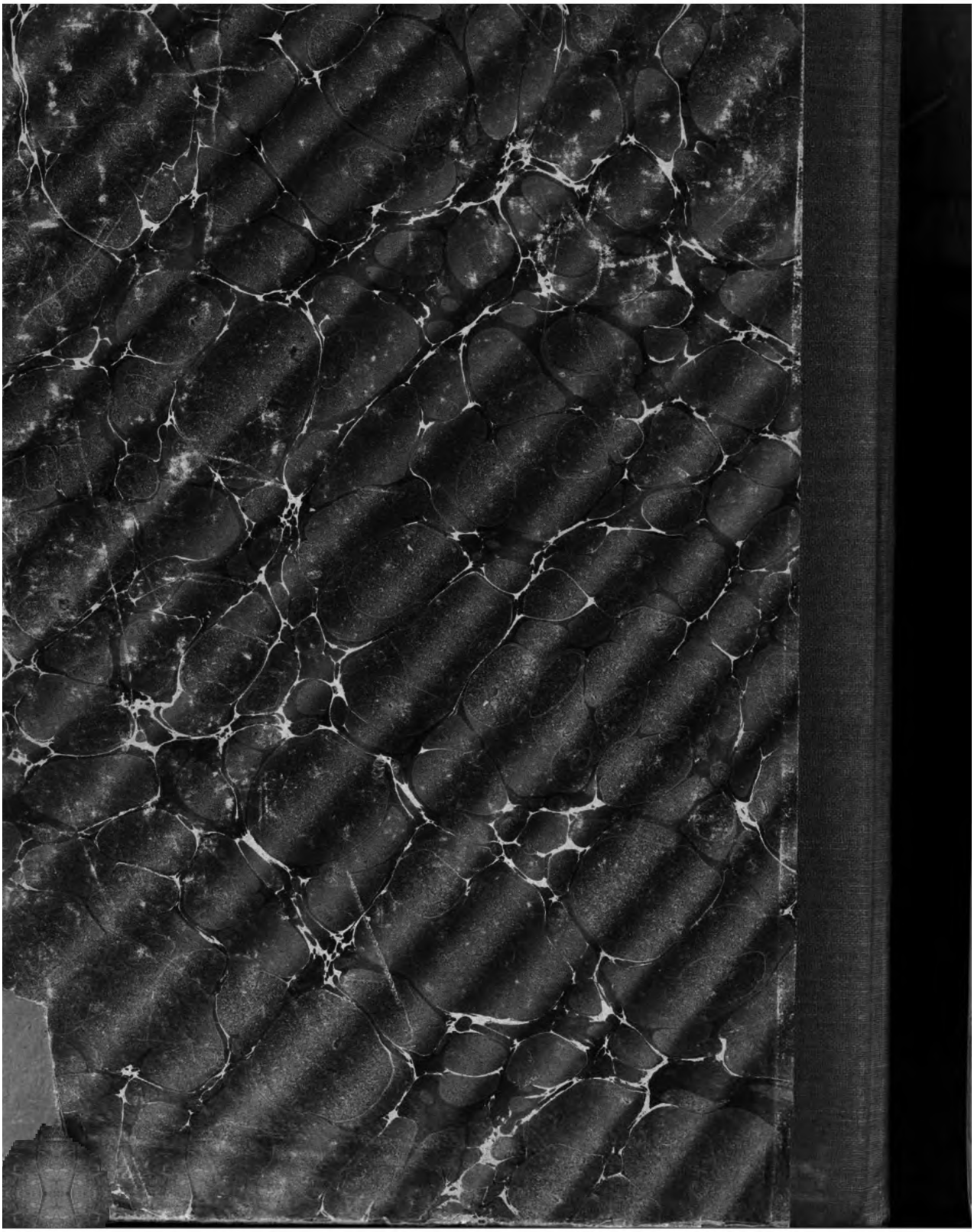
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182725
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN